Velhagen & Klasings Monatshefte

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Velhagen & Klasings

Neue Monatshefte.

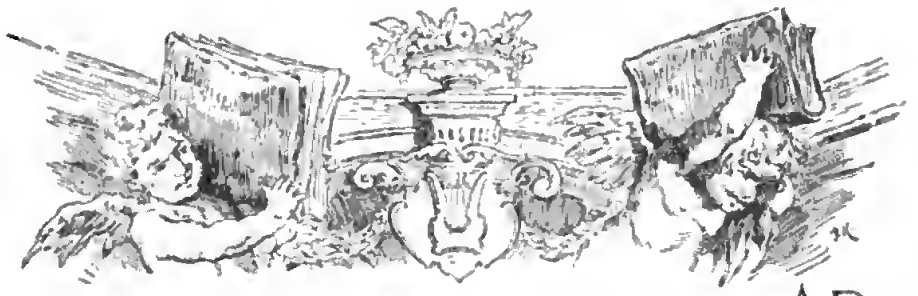
Jahrgang 1890/91.

II. Band.

Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

LOAN STACK



AP30
V4
v.5:2
pt.1

Inhaltsverzeichnis.

Jahrgang 1890/1891. — Zweiter Band.

Text.

Seite

Abbitte. Gedicht von Hans Hoffmann . . 17
Abschied. Gedicht von Ernst Behrend. Mit Vignette von Moritz Roebbecke . . . 327
Abschied in der Frühe. Gedicht von Maurice von Stern 617
Achatwarenfabrikation. Die Idar-Obersteiner Von Dr. Otto Beeck. Mit 11 Illustrationen von A. Mandlick in Buntdruck . 84
Ade! Gedicht von Max Kalbeck 613
An ein gutes Menschenkind. Gedicht von J. Trojan 76
An meine Schwester. Gedicht von Ludwig Fulda 735
Auf der Teufelsbult. Novelle von Ernst Behrend 498
Augustenburger, Die, in Schleswig-Holstein. Zur Famitiengeschichte der Kaiserin Auguste Viktoria von Dr. Ernst Wasserzieher-Flensburg. Mit einer Übersichtskarte und 4 Abbildungen 709
Ausstellung, Von der, des Vereins Berliner Künstler. Von Hanns von Spielberg. Mit 15 Text- und 1 Einschaltbilde . . 546
Beethovenbildnis, Das sogenannte, von G. v. Kügelgen. Von Dr. Theodor Frimmel. Mit dem angeblichen Beethovenporträt und dem Bildnis des Dichters Max von Schenkendorff 207
Beethovenbildnis, Zur Kritik De. Frimmels über das neue 767
Bildern, Zu unsern 128, 256, 511
Büchertisch, Neues vom. Von Paul von Szczepański . 124, 251, 380, 507, 635, 761
Büchertisch, Neuigkeiten vom. 128, 256, 384, 512, 640, 768
Dachses, Zwei Vettern unsers. Von De. L. Staby. Mit Zeichnungen von W. Kuhnert 46
Der Himmel blüht! Gedicht von Ernst Lenbach. Mit Kopf- und Schlußstück . 379
Einzug Mohameds II., Der. Gedicht von Ernst Lenbach 587
Elfenring, Der. Gedicht von J. Trojan. Mit Vignette von Georg Schöbel . . . 479
„Europische Kaiser," Der. Im Zerrbilde. Von Ernst Schubert. Mit 6 Abbildungen zeitgenössischer Flugblätter 475

Seite

Fremdenbuch, Das. Gedicht von Fr. Bodenstedt 442
Friedrich von Wien, Meister. Bild und Werk eines „deutschen Steinmetzen." Von Carl von Vincenti-Wien. Mit Porträt, Facsimile und 3 Bildern 403
Frommes Gedächtnis. Gedicht von Martin Greif. Mit Vignette 48
Frühkonzert im Mai. Gedicht von Heinrich Seidel. Mit Randleiste 368
Frühling im Bergwalde. Gedicht von Reinhold Fuchs. Mit Schlußstück 342
„Frühling isch do, Der!" Novelle von Hermine Villinger. Mit Kopfstück . . 323
Frühlingsdämmern. Gedicht von Hermann Lingg. Mit Kopfstück 293
Frühlingsstimmen. Gedicht von J. Trojan 352
Frühlingstage in Oberitalien. Von Bernhardine Schulze-Smidt. Mit 6 Bildern und 8 Skizzen von Albert Richter . . 263
Frühlingstage im Wiener Prater. Von Ferdinand Groß. Mit 7 Bildern von W. Gause in Farbendruck und Schlußvignette 294
Frühlingsträume. Gedicht von Hans Hoffmann 506
Genie der That, Ein. Roman von Ernst Remin . . . 18, 209, 305, 443, 561, 641
Geschichte, Eine, der graphischen Künste. Von Dr. O. Doering 766
Gladenbecks, Aus der Werkstätte Meister. Von Hanns von Zobeltitz. Mit 19 Abbildungen von Bronzen in Farbdruck und 5 Skizzen von L. Dettmann 423
Gottesurteil. Gedicht von A. Fitger . . 688
Grabgang. Gedicht von Frida Schanz. . 115
Grube, Max. Von Julius Hart. Mit Porträt, Facsimile und 5 Abbildungen . 722
Harmonium, Das deutsche, und die amerikanische Hausorgel. Von M. Allihn . . 505
Hydepark, Der, zu London. Zu dem Bilde von Jan von Chelminski 303
Ich komme wieder. Gedicht von Hans Hoffmann. Mit Kopfstück 280
In der Schule des Lebens. Novelle von Balduin Groller 513, 695
Kaisers Nordlandsfahrten, Des. Von H. Harden. Mit 4 Illustrationen . . . 42

Seite

Kapuzinerkloſter zu Amalfi, Das. Gedicht von Johann Heinrich Burchard . . . 411
Kinderzimmer, Das. Stimmungsbild von Olga Wohlbrück 729
Klee, Der grüne. Litterar-hiſtoriſches von J. Trojan 320
Kolonialbeſtrebungen, Die, und die Marine des Großen Kurfürſten. Von Reinhold Werner 485
Königin, Die, von Großbritannien und ihr Hof. Von Dr. Georg Horn-Potsdam . 412
Künſtlerbällen: Von Münchener, Ein Rendezvous auf dem Meeresgrunde. Von H. E. von Berlepſch. Mit Illuſtrationen von Hey. — Unter uns Künſtlerinnen. Text und Illuſtrationen von Frl. Aug. Bock 224
Lieder, Neue, von Rudolf Baumbach. Mit Einfaſſungen von L. Hellmuth 529
Linde, Die. Eine realiſtiſche Dichtung von Max Hobrecht 482
Marineſkizzen. Von Reinhold Werner. Mit 12 Abbildungen von C. W. Allers in Farbdruck 737
Mehltau. Plauderei von Joachim von Dürow 614
Meiſſonier, J. L. E. Von Dr. Oskar Doering-Berlin. Mit Porträt, 11 Text- und 3 Einſchaltbildern 673
Mesmerismus, Der, ein Vorläufer des heutigen Hypnotismus. Von Prof. A. Eulenburg-Berlin 465
Minna Herzlieb. Eine Spätherbſtblüte aus Goethes Liebes- und Dichterleben. Von Jeannot Emil Frhr. von Grotthuß. Mit dem Bilde Minna Herzliebs von Luiſe Seidler 541
Moltkes Tod, Zu. Gedicht 385
Mondnacht. Gedicht von Reinhold Fuchs. Mit Vignette von M. Roebbecke . . . 145
„Muſtahill", Der. Eine arabiſche Kleinſtadtgeſchichte. Von Carl von Vincenti-Wien. Mit Illuſtrationen von Friedrich Stahl . 96
Napoleon, Vom Prinzen. Von Ed. Schmidt-Weißenfels. Mit Porträt 374
Nein! (Zum 10. Mai 1871—1891.) Novelle von Alexander Baron von Roberts 281
Neuer Frühling. Gedicht von Frida Schanz. Mit Illuſtration von Carl Gehrts und Schlußvignette 302
Neues Leben. Gedicht von Reinhold Fuchs. Mit Vignette 504
Nordlandsſagen, Zwei. Gedicht von Frida Schanz 190
Opferduft. Gedicht von Maurice von Stern 474
Paris unter Mazarin. Von Schmidt-Weißenfels. Mit 13 Abbildungen . . 193
Perkeo, Der Zwerg. Von Dr. Oskar Doering. Mit Bild nach einem zeitgenöſſiſchen Maler. 496
Poſtwagen, Im. Von Hermine Villinger . 241
Prinzeſſin, Die, ohne Spiegel. Ein perſiſches Märchen von Julius R. Haarhaus . . 630
„Puck." Novelle von Alfred Robert . . . 387
Puppentheater, Ein, in München. Von Fritz von Oſtini. Mit Bildern von P. Hey . 589
Reichsdruckerei, Die, in Berlin. Von Otto Felſing 753

Seite

Reiſeſegen. Gedicht von Hans Hoffmann . 560
„Santa Croce" in Florenz. Gedicht von Johann Heinrich Burchard 240
Schermützel-See. Ein Sommerbild aus der Mark. Gedicht von Ernſt Behrend . . 668
Schläfer, Die ſieben. Gedicht von J. Trojan 634
Schliemann, Zur Erinnerung an Heinrich. Eine Woche in der Troas. Von Dr. Rud. Menge. Mit Porträt 33
Schmetterling, Der. Gedicht von Frida Schanz. Mit Vignette 497
Schneeſchuhen, Auf, durch Grönland. Von Otto Preuß. Mit 8 Abbildungen . . 232
Schneewittchen. Frühlingsidylle in Verſen von Frida Schanz. Mit Einrahmungen nach japaniſchen Vorbildern in Farbendruck 257
Schönheitsmittel alter Zeit. Von Julius Stinde. Mit Eingangsvignette . . . 338
Schuch, Werner. Von Otto Preuß. Mit Porträt, Fakſimile, 16 Text-, 3 Einſchaltbildern und 2 vielfarbigen Kunſtbeilagen 1
Schul- und Sittenbilder. Wahrheit ohne Dichtung aus den Erinnerungen eines deutſchen Schulmannes. Von Dr. Ernſt von Sommerfeld. Auf polniſchem Gymnaſium 76, 243, 343
Schweizer Eidgenoſſenſchaft, Der geſchichtliche Urſprung der. Von A. Baldamus 689
Sie, ſie und ich. Eine Familienplauderei . 122
Sonnenſchein, Mein beſter. Gedicht von Emil Rittershaus. Mit Kopfleiſte 337
Spielkarten, Die. Von Dr. Oskar Doering-Berlin. Mit 16 Abbildungen 601
Spruch. Von Frida Schanz . . . 667, 721
Spruch. Von Heinrich Seidel 694
Teppiche, Orientaliſche. Eine Studie von C. von Vincenti-Wien. Mit 5 Abbildungen 618
Theatern, Aus den, Berlins; Januar—April 1891. Von Hanns von Zobeltitz. Mit Eingangsrahmung und einer Skizze aus dem II. Vorgang von E. von Wildenbruchs „Der neue Herr" 328
Theaterplauderei, Wiener. (Burgtheaterkriſe. Das Glück des deutſchen Volkstheaters. Sudermann.) Von Carl von Vincenti. Mit Vignette 116
Totenfeier, Altgermaniſche. Von Dr. phil. Luitpolt Jiriczek 670
Valparaiſo, Aus. Tagebuchblätter mit 13 Illuſtrationen von Hans Bohrdt in Schwarz- und Farbendruck 353
Villa Eſche. Eine Familiengeſchichte von Wilhelm Berger 146
Wenn all —. Gedicht von Ernſt Lenbach 765
Wenn man liebt. Ein Roman in 4 Büchern von Bernhardine Schulze-Smidt (Schluß) 49
Wenn's in der Heimat Frühling wird . . . Gedicht von George Tubbe, Ver.-Staaten 373
Wernigerode. Von W. Noeldechen. Mit 14 Illuſtrationen 129
Wie Pierrino zum Sänger wurde. Novelle von Ant. Andrea. Mit Kopf- und Schlußſtück 369
Winland. Die Entdeckung Amerikas im XI. Jahrhundert. Von Dr. Otto Luitpolt Jiriczek-Kopenhagen 595

Seite

Wintermärchen. Gedicht von Maurice von Stern 95
Zigeunerin. Gedicht von Hans Hoffmann. Mit Vignette von Moritz Roebbecke . . 751

Kunstbeilagen.

Österreichischer Nobelhusar. Aquarellstudie zur „Schlacht bei Leipzig" von Werner Schuch. Chromodruck. Titelbild.
Drei Kosaken. Aquarellstudie zur „Schlacht bei Leipzig" von Werner Schuch. Chromodruck . . . . . zw. 8 u. 9
Frühlingstraum. Gemalt von Otto Linguer. Chromolithographie . . . . zw. 256 u. 257

Einschaltbilder, selbst. Abbildungen etc.

Abschied. Gedicht von Ernst Behrend. Mit Vignette von Moritz Roebbecke . . . 327
Achatwarenfabrikation, Die Idar-Obersteiner. Von Dr. Otto Beeck. Mit 11 Illustrationen von A. Mandlick in Buntdruck . 84
Alte Weisen. Nach dem Gemälde von R. Pötzelberger . . . . . zw. 64 u. 65
Am Porkthor. Nach dem Gemälde von Ferd. Pacher . . . . . zw. 464 u. 465
Apfelblüte. Nach dem Gemälde von Poul Thumann . . . . . zw. 376 u. 377
Ateliers berühmter Künstler: Aus den. Schwarzwälderin. Bleistiftskizze von † Carl Hoff. Mit Tondruck 16
Augustenburger, Die, in Schleswig-Holstein. Zur Familiengeschichte der Kaiserin Auguste Viktoria von Dr. Ernst Wasserzieher-Flensburg. Mit einer Übersichtskarte und 4 Abbildungen 709
Ausstellung, Von der, des Vereins Berliner Künstler. Von Hanns von Spielberg. Mit 15 Text- und 1 Einschaltbilde . . 546
Beethovenbildnis, Das sogenannte, von G. v Kügelgen. Von Dr. Theodor Frimmel. Mit dem angeblichen Beethovenporträt und dem Bildnis des Dichters Max von Schenkendorff 207
Bilderbuch, Das. Nach dem Gemälde von Paul Wagner. In Farbdruck zw. 720 u. 721
Blind. Nach dem Gemälde von B. Piglhein. zw. 512 u. 513
Blindekuh. Nach dem Aquarell von Friedr. Stahl . . . . . zw. 288 u. 289
Blumenorakel. Nach dem Gemälde von K. Böker . . . . . zw. 344 u. 345
Dachses, Zwei Vettern unsers. Von Dr. L. Staby. Mit Zeichnungen von W. Kuhnert 46
Elfenring, Der. Gedicht von J. Trojon. Mit Vignette von Georg Schöbel . . 479
„Europische Kaiser," Der, im Zerrbilde. Von Ernst Schubert. Mit 6 Abbildungen zeitgenössischer Flugblätter 475
Finale. Von L. Burger 384
Fischer-Rosl, Die. Gemalt von Alois Eckardt 528
Flitterwochen. Nach dem Gemälde von F. Margitay . . . . . zw. 448 u. 449
Freudvoll und leidvoll. Nach dem Gemälde von Paul Meyerheim . . . . zw. 392 u. 393

Seite

Friedrich von Wien, Meister. Bild und Werk eines „deutschen Steinmetzen." Von Carl von Vincenti-Wien. Mit Porträt, Faksimile und 3 Bildern 403
Friedrichs des Großen Begegnung mit österreichischen Offizieren nach der Schlacht bei Leuthen. Nach dem Gemälde von Arthur Kampf . . . . . zw. 160 u. 161
Frühjahrsweide, Auf die. Von Ad. Menzel 279
Frühlingstage in Oberitalien. Von Bernhordine Schulze-Smidt. Mit 6 Bildern und 8 Skizzen von Albert Richter . . 263
Frühlingstage im Wiener Prater. Von Ferdinand Groß. Mit 7 Bildern von W. Gouse in Farbendruck und Schlußvignette 294
Gang zur Ziviltrauung. Nach dem Gemälde von Benj. Boutier . . . . zw. 640 u. 641
Gladenbecks, Aus der Werkstätte Meister. Von Hanns von Zobeltitz. Mit 19 Abbildungen von Bronzen in Farbdruck und 5 Skizzen von L. Dettmann 423
Gratulation. Nach dem Gemälde von F. Lefler . . . . . zw. 472 u. 473
Großvaters Augentrost. Nach dem Gemälde von G. Jakobides . . . . . zw. 104 u. 105
Grube, Max. Von Julius Hart. Mit Porträt, Facsimile und 5 Abbildungen . 722
Hydepark, Ein Nachmittag im. Nach dem Gemälde von Jan von Chelminski zw. 304 u. 305
Im Heiligtum der Venus. Von L. Alma Tadema . . . . . zw. 240 u. 241
Im Klostergörtchen. Gemalt von Philipp Franck . . . . . zw. 320 u. 321
Im Märzenwolde. Nach dem Gemälde von G. von Mossei . . . . . zw. 184 u. 185
Im Winter. Nach der Originalzeichnung von Ernst Heyn 124
Im wunderschönen Monat Mai. Gemalt von A. Weisz. In Farbdruck zw. 336 u. 337
Jesus und Johannes als Knaben. Gemalt von Guido Reni . . . zw. 144 u. 145
Kaisers Nordlandsfahrten, Des. Von H. Harden. Mit 4 Illustrationen . . . 42
Karls des Großen, Der Einzug Kaiser, in Aachen. Aus dem Festzuge zur Feier des 50jährigen Bestehens des „Vereins Berliner Künstler." Gezeichnet von Carl Röchling . . . . . zw. 552 u. 553
König überall, Der. Nach der Originalzeichnung von Adolph Menzel 128
Künstlerbällen, Von Münchener: Ein Rendezvous auf dem Meeresgrunde. Von H. E. von Berlepsch. Mit Illustrationen von Hey. — Unter uns Künstlerinnen. Text und Illustrationen von Frl. Aug. Bock 224
Lieber Besuch. Nach dem Gemälde von Ferdinand Pacher . . . . . zw. 576 u. 577
Liebhaber, Der jugendliche. Originalzeichnung von C. W. Allers 480
Liebhaberin, Die muntere. Originalzeichnung von C. W. Allers 481
Lieder, Neue, von Rudolf Baumbach. Mit Einfassungen von L. Hellmuth 529

Seite

Luſtige Arreſtanten. Nach dem Gemälde von Fr. Sonderland. In Farbdruck. zw. 488 u. 489

Marineſkizzen. Von Reinhold Werner. Mit 12 Abbildungen von C. W. Allers in Farbdruck 737

Maienluſt. Gemalt von E. Niczky. In Farbdruck . . . . . zw. 352 u. 353

Meiſſonier, J. L. E. Von Dr. Oskar Doering-Berlin. Mit Porträt, 11 Text- und 3 Einſchaltbildern 673

Minna Herzlieb. Eine Spätherbſtblüte aus Goethes Liebes- und Dichterleben. Von Jeannot Emil Frhr. von Grotthuß. Mit dem Bilde Minna Herzliebs von Luiſe Seidler 541

Moltke, Graf von, in ſeiner Wohnung in der Rue neuve zu Verſailles. Originalzeichnung nach dem Leben von A. v. Werner . . . . . zw. 384 u. 385

Monarchen, Die drei, in der Schlacht bei Leipzig. Nach dem Gemälde von Werner Schuch . . . . . zw. 24 u. 25

Mondnacht. Gedicht von Reinhold Fuchs. Mit Vignette von M. Roebbecke . . . 145

„Muſtahill," Der. Eine arabiſche Kleinſtadtgeſchichte. Von Carl von Vincenti-Wien. Mit Illuſtrationen von Friedr. Stahl 96

Nach verlorener Schlacht. Nach dem Gemälde von Werner Schuch . . . zw. 32 u. 33

Napoleon, Vom Prinzen. Von Ed. Schmidt-Weißenfels. Mit Porträt 374

Napoleon auf dem Rückzuge 1814. Nach dem Gemälde von J. L. E. Meiſſonier zw. 704 u. 705

Neuer Frühling. Gedicht von Frida Schanz. Mit Illuſtration von Carl Gehrts und Schlußvignette 302

Nordſeeſtrand. Nach dem Gemälde von P. P. Müller . . . . . zw. 600 u. 601

Oſterſonntag, Am, in der Kirche. Nach dem Gemälde von B. Vautier . . zw. 128 u. 129

Oſterwaſſer. Nach dem Gemälde von R. Epp. zw. 176 u. 177

Paris unter Mazarin. Von Schmidt-Weißenfels. Mit 13 Abbildungen . . 193

Perkeo, Der Zwerg. Von Dr. Oskar Doering. Mit Bild nach einem zeitgenöſſiſchen Maler 496

Puppentheater, Ein, in München. Von Fritz von Oſtini. Mit Bildern von P. Hey . 589

Sammler, Der. Nach einer Aquarelle von E. Henſeler . . . . . zw. 584 u. 585

Schafaustrieb. Nach dem Gemälde von Ernſt Meißner. In Farbdruck . zw. 656 u. 657

Schlacht, Die, bei Friedland. 1807. Nach dem Gemälde von J. L. E. Meiſſonier zw. 688 u. 689

Seite

Schliemann, Zur Erinnerung an Heinrich. Eine Woche in Troas. Von Dr. Rud. Menge. Mit Porträt 33

Schneeſchuhen, Auf, durch Grönland. Von Otto Preuß. Mit 8 Abbildungen . . 232

Schneewittchen. Frühlingsidylle in Verſen von Frida Schanz. Mit Einrahmungen nach japaniſchen Vorbildern in Farbendruck 257

Schuch, Werner. Von Otto Preuß. Mit Porträt, Fakſimile, 16 Text-, 3 Einſchaltbildern und 2 vielfarbigen Kunſtbeilagen 1

Seekönigs Grab, Eines. Nach dem Gemälde von Graf von Harrach. In Farbdruck zw. 400 u. 401

Spielkarten, Die. Von Oskar Doering-Berlin. Mit 16 Abbildungen . . . 601

Streit, Der. Nach dem Gemälde von J. L. E. Meiſſonier . . . . . zw. 672 u. 673

Studien berühmter Meiſter: Studienkopf. Handzeichnung von Leonardo da Vinci in der Galerie der Uffizien zu Florenz 417

Studienkopf von Chr. Rauch zur Danaide 512

Studienköpfe von Franz Simm 629

Studienkopf, von Walter Peterſen. In Farbdruck 752

Tanzunterricht. Nach dem Gemälde von F. Leſler . . . . . zw. 472 u. 473

Tartaren von Schweden verfolgt. Epiſode aus der Schlacht von Warſchau. Von Werner Schuch . . . . . zw. 40 u. 41

Teppiche, Orientaliſche. Eine Studie von C. von Vicenti-Wien. Mit 5 Abbildungen 618

Theatern, Aus den, Berlins; Januar—April 1891. Von Hanns von Zobeltitz. Mit Eingangsrahmung und einer Skizze aus dem II. Vorgang von E. von Wildenbruchs „Der neue Herr" 328

Tiroler Knabe. Von F. von Defregger. In Farbdruck . . . . . zw. 312 u. 313

Unermüdlich. Nach dem Gemälde von Henriette Ronner . . . . . zw. 560 u. 561

Unerwarteter Beſuch. Nach dem Gemälde von G. Bariſon . . . . . zw. 192 u. 193

Valparaiſo, Aus. Tagebuchblätter mit 13 Illuſtrationen von Hans Bohrdt in Schwarz- und Farbendruck 353

Verliebt. Nach dem Gemälde von Marcus Stone . . . . . zw. 632 u. 363

Vor dem Ballet. Gemalt von J. v. Wodzinski 588

Weinprobe. Nach dem Gemälde von E. Grützner . . . . . zw. 208 u. 209

Wernigerode. Von W. Roeldechen. Mit 14 Illuſtrationen 129

Ziehendes Elchwild. Nach dem Gemälde von Richard Friese . . . . . zw. 80 u. 81

Zigeunerin. Gedicht von Hans Hoffmann Mit Vignette von Moritz Roebbecke . . 751

Österreichischer Nobelhusar. Aquarellstudie zur „Schlacht bei Leipzig" von Werner Schuch

Velhagen & Klasings

Neue Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

V. Jahrgang 1890/91. Heft 7, März 1891.

Werner Schuch.

Von Otto Preuß.

Mit Porträt, Faksimile, 16 Text-, 3 Einschaltbildern und 2 Kunstbeilagen in Farbendruck.

(Abdruck verboten.)

Die Lebensgeschichte der meisten unserer modernen Meister der Palette läßt sich mit wenigen Worten erzählen: Schon als Knaben Spuren außergewöhnlichen Talentes verratend, wurden sie auf diese oder jene Kunstakademie geschickt, schlossen sich an diesen oder jenen Meister an, machten Studienreisen hierhin oder dorthin, und auf dieser oder jener Kunstausstellung gelang es ihnen, mit einem Historienbilde, einem Genrebilde oder einer Landschaft einen ungewöhnlichen Erfolg zu erringen und ihren Namen bekannt zu machen. Sie malten dann Historie, Genre oder Landschaft, worin es ihnen nun einmal geglückt war, weiter, wurden mit den Jahren bekannter und berühmter, und der Biograph ist fertig, wenn er nicht in das Detail ihrer einzelnen Bilder eingehen will. Der Triumph der omnipotenten Schule wäre auch auf dem Gebiet der modernen Kunst ein vollständiger, wenn nicht ab und zu wenigstens ein Talent auftauchte, das sich aus eigner Kraft zu vollem Können entwickelt, das sich seine Laufbahn selbst gestaltet und sich in seinem künstlerischen Drange weder von der „Schule" fördern, noch durch sie hindern läßt. — Zu diesen kräftigen und schon wegen der Besonderheit ihrer künstlerischen Entwickelung interessanteren Naturen gehört Professor Werner Schuch, der gegenwärtig in Berlin lebende Schlachtenmaler, dessen Name durch seine Darstellungen aus der preußischen Helden- und Kriegsgeschichte schnell populär geworden ist. Bei fast allen Männern, die auf einem Gebiete Bedeutendes geleistet haben, das eine besondere Stärke der Phantasie erfordert, wird man unschwer nachweisen können, daß ihre spätere Entwickelung durch Jugenderinnerungen stark beeinflußt worden ist. Werner Schuch ist am 2. Oktober des Jahres 1843 in Hildesheim geboren. Es hieße sicher zu weit gehen, wollte man behaupten, daß dieser

Oberstleutnant von Natzmer.
Nach einer Aquarellstudie zu „Die drei Monarchen in der Schlacht bei Leipzig."

Umstand irgendwie dazu beigetragen hat, aus Werner Schuch einen Maler zu machen. Viel eher mag man sein Talent und seine sich schon frühzeitig entwickelnden künstlerischen Neigungen auf ein Erbteil seines Vaters zurückführen, der, seinem Berufe nach Jurist, in seinen Mußestunden Pinsel und Palette mit Fleiß und mehr als dilettantischen Resultaten handhabte. Dem Wunsche des Sohnes, diese Kunst zu seinem Beruf zu machen, leistete der Vater indessen energischen Widerstand in der Besorgnis, daß die Kunst dem Sohne ein unzureichendes Brot geben könne. Ein Freund des Hauses, ein Düsseldorfer Künstler, der auch nicht auf sonderliche materielle Erfolge zurückblicken konnte, fand in dem Zwiespalt zwischen den künstlerischen Neigungen des Sohnes und den praktischen Erwägungen des Vaters einen Ausweg; er schlug vor, Werner Schuch möge Architekt werden, um nicht der Unsicherheit einer reinkünstlerischen Karriere ausgesetzt zu sein und doch in den nächsten Beziehungen zur Kunst zu bleiben. Dieser Vorschlag fand beiderseitige Zustimmung, und Werner Schuch bezog, nachdem er das Gymnasium in Hildesheim absolviert hatte, die technische Hochschule in Hannover, wo er vier Jahre hindurch studierte. Nachdem er dann — ich folge bei diesen Angaben im wesentlichen einer biographischen Skizze, die Georg Voß der im Verlag von C. T. Wiskott in Breslau erschienenen Werner Schuch-Mappe vorangeschickt hat — anderthalb Jahr im Atelier des Architekten Hase, des Gotikers der hannöverschen Architektenschule, mit dem Entwerfen von Kirchen und kirchlichen Innerarchitekturen beschäftigt gewesen war, wurde Schuch mit der Leitung des Erneuerungsbaues der alten romanischen Kirche zu Bücken in Hannover betraut. Die Hauptfassade dieser Kirche, die eine der beiden nach Art der altchristlichen Kirchen an beiden Seiten des Mittelschiffes angebrachten

Fürst Orloff-Denisoff.
Nach einer Aquarellstudie zu „Die drei Monarchen in der Schlacht bei Leipzig."

Kanzeln und der reichornamentierte Fußboden des hohen Chors mit einer symbolischen Darstellung der vier Ströme des Paradieses sind auch im künstlerischen Entwurf das Werk Werner Schuchs. Im Jahr 1866 unterbrach der Krieg die Bauthätigkeit in Bücken, das Jahr 1867 führte Schuch bei Gelegenheit der Weltausstellung nach Paris und Frankreich, und während des mehrmonatlichen Aufenthalts daselbst fesselte ihn, dessen künstlerische Anschauungen bisher wesentlich auf der deutschen Architektur des Mittelalters gefußt hatten, in erster Linie das Studium der französischen Renaissance. In die Heimat zurückgekehrt, hegte Schuch nach selbständigem Entwurf und Ausführung verschiedener Bauten in Hannover und Westfalen die Absicht, in den preußischen Staatsdienst einzutreten. Aber er sah schließlich von der Staatsbaumeister-Prüfung ab und nahm eine Stelle als Architekt auf dem Centralbureau der Venloo-Hamburger Bahn in Osnabrück an, wo ihm der Entwurf der größeren Stationsgebäude dieser Linie übertragen wurde. Aber auch rein künstlerisch war Werner Schuch während dieser Zeit thätig, indem er das „malerische und romantische Westfalen“ von Ferdinand Freiligrath und Levin Schücking illustrierte. Von Osnabrück wurde Schuch im Jahre 1870 als Dozent an die technische Hochschule in Hannover berufen, wo er in seinen Vorlesungen und Zeichenkollegien Ornamentik und Kunstgewerbe behandelte. 1875 wurde er zum Professor der Architektur ernannt, aber bereits damals stand sein Entschluß fest, seine Stellung aufzugeben und sich ganz der Malerei zu widmen. Dieser Entschluß war durch zwei Ursachen hervorgerufen worden; während nämlich Werner Schuch an seinen Privatbauten, in seinem Wollen eingeengt durch die Abhängigkeit von dem Bauherrn und genötigt, auch nach der künstlerischen Seite seiner Entwürfe dem Geschmack der Auftraggeber häufig Konzessionen zu machen, wenig Freude und Befriedigung fand, lockte ihn die Malerei mit den ersten Erfolgen. Seine Landschaften und Architekturen in Aquarell fanden in Hannover nicht nur schnell platonische Freunde, sondern auch kauflustige Liebhaber, und hierdurch ermutigt und seiner Neigung folgend, hatte Werner Schuch schon 1873 begonnen, in Öl zu malen. Auch er wurde im Anfang durch die Natur bestochen, die vor zwanzig

Preußischer General.
Nach einer Ölstudie zum „Reiterporträt Kaiser Wilhelms II.“

Aquarellstudie zu der „Schlacht bei Möckern."

Jahren fast allein als „malerisch" galt, die Natur des Hochgebirges. Eine Studienfahrt während der akademischen Sommerferien des Jahres 1873 führte ihn nach Tirol, und als Frucht derselben entstand sein erstes Ölgemälde „Blick in das Junthal", dem, aus ähnlichen Motiven zusammengestellt, sein „Kloster am See" folgte.

Aber der starke Heimatszug in der Natur des Niederdeutschen verleugnete sich auch bei Werner Schuch nicht. Sehr bald erkannte er, daß das „Malerische" in der Natur nicht nur in bizarren und unregelmäßigen Formen zu suchen ist; seine Künstlerseele öffnete sich für den geheimnisvollen Reiz der Stimmung. Und nach dieser Richtung hin sprach seine heimatliche Flachlandschaft deutlicher zu ihm, als es die Berge der Alpenwelt vermocht hatten. Kein Wunder, daß er von dem zuerst eingeschlagenen Wege zurückkehrte und sich bemühte, diese heimatliche Landschaft so wiederzugeben, wie sie sich ihm gezeigt und ihn mächtig ergriffen hatte. So zog er hinaus und studierte die Haide, die einförmige, öde, menschenleere, — damals noch nach der Meinung vieler die unmalerischste Landschaft von der Welt. Er sah sie mit anderen Augen, — mit denen des Dichters, des Künstlers und des sich darin heimisch Fühlenden. Er sah die Eintönigkeit der Farbe belebt durch tausend Schattierungen, er empfand das Ergreifende dieser Einsamkeit, er fühlte die Kraft und die Größe dieser herben Natur, und das alles galt es ihm im Bilde festzuhalten. Er malte sie in dem verschiedenen Farbenkleide, das der Wechsel der Jahreszeit über sie ausbreitet, im Graugrün des Frühlings, in dem roten Prachtgewande des blühenden Haidekrautes, das ihr der August verleiht, in dem satten Braun nach der Blütezeit, das ihr eigen ist, bis der Schneemantel des Winters sie deckt. Er malte sie im brütenden Sonnenschein des Sommers, wenn sie in träumerischer Ruhe liegt, kräftige Düfte ausströmend, die ungeheure Stille nur unterbrochen durch das Summen der Hummeln und den schrillen Schrei eines im Äther schwimmenden Raubvogels. Er hielt die fliegenden Lichter fest, die der lichtblaue Frühlingshimmel, an dem der Wind weiße Wolken jagt, über die Haide streut, und tauchte seinen Pinsel in Melancholie, um die Regenwochen der Haide zu fixieren. Die schönste Frucht dieser Studien ist das „Hünengrab". Auf der im Vordergrunde aufsteigenden schwachen Bodenerhebung markiert sich in scharfer Silhouette gegen den hellen Himmel das Grabmal aus gewaltigen erratischen Blöcken, unter dem

ein prähistorischer Held seine Ruhe gefunden hat. Daneben erhebt sich ein halberstorbener Baum; die einzige Staffage bildet ein einsamer Wanderer, der nachdenklich von dem Hügel in die Weite schaut. Die ganze Landschaft, in der Ferne begrenzt durch kümmerliche Birkenwaldung und von weißglänzenden Sandwegen durchschlängelt, ist wie in Gold getaucht. Das Gemälde gehört zu den schönsten Bildern moderner Meister in der auch an hervorragenden Werken der Neuzeit nicht armen Dresdener Galerie. Werner Schuch hätte Spezialist der Haide werden können, — die Spezialisten in der Kunst sind ja heute die geschätztesten Meister. Aber nachdem er die Schwierigkeiten des Detailstudiums überwunden hatte, konnte es ihn nicht reizen, dasselbe Motiv hundertfach zu variieren; sein künstlerischer Ehrgeiz wollte es nicht als ein übermäßig hohes Ziel anerkennen, wenn er es erreichte, jeden Bankiersſalon mit einer Haide von Schuch dekoriert zu sehen. Er blieb vorläufig noch bei der Landschaft, aber er ging über die Haide hinaus und zog die ganze niederdeutsche Flachlandschaft in den Bereich seiner Studien. Da reizte ihn besonders der Übergang der Haide einerseits in den Moorbruch, anderseits in den Wald, und er hat dieser Zusammenstellung die stimmungsvollsten Motive abgewonnen.

Dann aber lockte es ihn, seine Landschaften zu bevölkern, das, was ihm bisher die Hauptsache gewesen und in dessen Darstellung er Meister geworden war, zum Schauplatz einer Handlung zu machen. Und hier, glaube ich, ist in der künstlerischen Entwickelung Werner Schuchs der Punkt, an dem man den Einfluß seiner Jugenderinnerungen und seiner Vaterstadt Hildesheim auf sie nachweisen kann. Schuch begann damit, seine Landschaften mit Szenen aus dem dreißigjährigen Kriege zu beleben. Bei seiner ganz modernen Auffassung der Natur würde dieses Zurückgreifen in die Jahrhunderte verwunderlich sein, wenn nicht die Stadt, in der Schuch seine Jugend verlebte, eine ungesuchte Erklärung dafür böte.

Aquarellstudie zu der „Schlacht bei Möckern."

Aquarellſtudie zu der „Schlacht bei Möckern."

Die Geſtalten, die er malte, hatten ſchon die Phantaſie des Knaben beſchäftigt, ſie waren ihm in Fleiſch und Blut übergegangen, als ob er unter ihnen gelebt hätte. Hildesheim iſt noch heute eine lebende Erinnerung an den dreißigjährigen Krieg; eine Stadt, mit der die Kriegsfurie anſcheinend ſchonender umgegangen iſt als mit vielen anderen, indem ſie ſie nicht in Schutt und Aſche legte. Aber ihre Blüte wurde trotzdem gebrochen, und ſie hat ſich bis auf den heutigen Tag nicht vollkommen erholen können von den Schlägen, die ſie trafen. Die romaniſchen Kirchen ſtehen noch heute, und in den Gaſſen zwiſchen den ſtolzen Bürgerhäuſern des ſechzehnten Jahrhunderts war Schuch als Knabe gewandert, die Schwedenſchanzen vor der Stadt waren der Schauplatz ſeiner Spiele geweſen, und in den Waffenſammlungen des Muſeums hatte er manches Stück geſehen, das noch ſichtbare Spuren des kriegeriſchen Gebrauchs aufwies. Und noch mehr hatte er von der Zeit gehört, welche dieſe ſtolzen Bürgerhäuſer verödete und in den Kirchen des Jammerns und Klagens kein Ende werden ließ, denn die Überlieferung iſt noch heute lebendig in Hildesheim. Gut war es Hildesheim während des dreißigjährigen Krieges niemals gegangen, aber am ſchlechteſten ging es der Stadt, als ſie nach kurzem Widerſtande am 30. September 1630 von Pappenheim und ſeinen Scharen genommen wurde. Die Hildesheimer Domherren zwar ſcheinen noch

einen Rest von Galgenhumor behalten zu haben, denn sie quittierten einen Posten Weines in der noch heute den köstlichsten Trank verzapfenden Domschänke mit der Sentenz: „Melius erit nos bibere, quam hostis noster“. (Besser ist's, daß wir trinken, als unser Feind.“) Aber der protestantischen Bürgerschaft war die Hoffnung auf bessere Zeiten gänzlich ausgegangen; sie petitionierte, aus der vollkommen ausgeplünderten Stadt auswandern zu dürfen, und als ihr diese Erlaubnis nicht erteilt wurde, beriet sich der Rat ernstlich, ob man sich nicht gemeinschaftlich das Leben nehmen solle. „Mit keiner Stadt im ganzen römischen Reiche werde so wie mit Hildesheim gebühret“, meinte selbst die Soldateska, die doch ein Urteil haben konnte. Es war also weder ein künstliches Anempfinden noch Kostümmalerei, was Schuch dazu drängte, seine zahlreichen Bilder aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges zu schaffen, sondern ein innerer Zwang, die Gestalten, die schon in der Phantasie des Knaben ihr Wesen getrieben hatten, lebendig werden zu lassen. Seinen Bildern aus der Zeit der schweren Not — das bedeutendste derselben, das auch diesen charakteristischen Namen trägt, befindet sich im Besitz der Nationalgalerie und ist von dieser gegenwärtig nach Posen geschickt — verdankt Schuch den Beginn seiner Popularität. Hatten seine Landschaften mit ihrer intimen Stimmung ihm den Enthusiasmus der Kenner eingetragen, so gewannen ihm diese mit überzeugender Wahrheit sprechenden Kriegsszenen auch die große Menge, die ein Bild nicht nur bewundern, sondern auch von ihm unterhalten sein will. Bilder dieser Art von Schuch befinden sich außer in der Nationalgalerie in der Kunsthalle zu Hamburg, im Privatbesitz des deutschen Kaisers, in der Galerie zu Wiesbaden, in den Galerieen zu Königsberg und Münster, im Besitz der Verbindung für historische Kunst, und eine ganze Anzahl der Bilder des Meisters ist nach Nordamerika hinübergegangen, wo man schon frühzeitig an der Frische und männlichen Kraft dieser Darstellungen ein besonderes Gefallen fand. Unter den Einschaltbildern dieses Heftes sind zwei Bilder Schuchs reproduziert, die Motive aus dem XVII. Jahrhundert behandeln, — die Episode aus der Schlacht bei Warschau „Tartaren von Schweden verfolgt,“ eine Reiterszene von packendster Lebendigkeit,

Aquarellstudie zu der „Schlacht bei Möckern.“

und das in dem winterlich Landschaftlichen und der dargestellten Szene so wunderbar zusammengestimmte Bild „Nach der Schlacht.“ Mit der außerordentlich prägnanten Charakteristik der einzelnen Typen vereinigt sich bei Schuch die sorgfältigste Behandlung des Zeitkostüms selbst in den geringsten Einzelheiten. Aber das letztere ist ihm niemals die Hauptsache gewesen; es erschien ihm nur als eine Forderung künstlerischer Gewissenhaftigkeit, den Charakter der Zeit, aus der er seine Stoffe wählte, auch in den Äußerlichkeiten so viel als möglich festzuhalten. Er hat daher niemals ein bloßes Kostümbild gemalt, das vorher mit hübscher Berechnung der Farbenwirkung im Atelier gestellt war. Er hat aber auch niemals geglaubt, alte Meister nachempfinden zu müssen, um das Charakteristische ihrer Zeit zum Ausdruck zu bringen. Aber gerade weil er sich selbst nicht verleugnete, weil er seine Bilder nicht malte wie ein alter Niederländer, sondern ganz wie ein Moderner, mit getreuester Beobachtung des Historischen, deshalb sprachen sie nicht nur zu der kleinen Gemeinde der Kunstkenner, sondern auch zu dem großen Laienpublikum. Seine unerschöpfliche Phantasie bewahrte ihn vor Wiederholungen; immer neue Motive gewann er der Zeit ab, und sie alle packten durch die Frische der Darstellung.

In allen diesen Bildern, Schlachtepisoden, Lagerszenen, Bauernbildern, stand neben dem charakteristisch aufgefaßten Reiter das Pferd im Vordergrunde der Szene. Schuch selbst ist ein passionierter Reiter, — es waren also nicht nur künstlerische Interessen und künstlerischer Zwang, die ihn auf das Studium des Pferdes führten. Mit welcher Sorgfalt er sich diesem Studium hingegeben, davon kann sich nur derjenige einen Begriff machen, der die Skizzenmappen des Meisters durchblättert hat. Da findet man das Pferd jeder Rasse und jeden Gebrauches in jeder Stellung, in der ein Pferd überhaupt denkbar ist. Noch interessanter wird diese Musterung, wenn man unter den dem Generalstudium dienenden Blättern auf

Aquarellstudie zu der „Schlacht bei Möckern.“

Drei Kosaken. Aquarellstudie zur „Schlacht bei Leipzig“ von Werner Schuch.

Aquarellstudie zu der „Schlacht bei Möckern."

diejenigen stößt, welche einem besonderen Zweck gedient haben, wenn man ein Pferd in irgend einer nicht häufig zu beobachtenden Stellung auf einem der Gemälde Schuchs mit den Skizzenblättern vergleicht, in denen er diese Stellung „komponiert" hat; denn auch dem Maler ist es nicht möglich, jedes Objekt in jeder möglichen Stellung einfach zu kopieren, er müßte dann ein Interieurspezialist sein — am wenigsten ein Pferd, das sich selten anders als in einer natürlichen Bewegung zeigt. Da muß er sich auf seine genaue Kenntnis des Knochenbaues und auf seine rein anatomischen Studien verlassen. Unter diesen Skizzenblättern findet man zahllose Wiederholungen ein und derselben Stellung, bis der Künstler sich endlich selbst genug gethan hat und an die Ausführung gegangen ist.

Im Jahre 1881 hatte Schuch seine Professur in Hannover niedergelegt und seinen Aufenthalt in München genommen, vier Jahre später siedelte er nach Berlin über. Seine historischen Kenntnisse, seine charakteristische Auffassung von Persönlichkeiten und seine virtuose Wiedergabe des Pferdes befähigten ihn wie keinen zweiten, seinen Pinsel in den Dienst der monumentalen Malerei zu stellen. Den Anfang dieser neuen Periode in Werner Schuchs Schaffen machte ein Reiterporträt Friedrichs des Großen, das im Jahre 1884 entstand. Der Preußenkönig auf einem Schimmel, gefolgt von kleiner Suite und einer Husareneskorte, macht einen Rekognoszierungsritt über das Schlachtfeld; im Mittelgrunde sieht man Kavallerie im Gefecht und dahinter eine aufgefahrene Batterie. Es folgte im nächsten Jahre ein kleines Reiterbildnis des Generals von Seydlitz, das die Galerie in Breslau erwarb, und dann die beiden großen Reiterporträts der Generale von Seydlitz

Aquarellstudie zu der „Schlacht bei Möckern."

und von Ziethen, die sich in der Nationalgalerie in Berlin befinden. Beide Helden Friedrichs des Großen sind ganz in der Auffassung wiedergegeben, in der sie in der Geschichte fortleben. Des ersteren Name ist so unzertrennlich von dem glänzenden Siege bei Roßbach über Marschall Soubise am 5. November 1757, daß der Maler, will er ihn nicht lediglich als Porträt, sondern als historische Persönlichkeit wiedergeben, geradezu gezwungen ist, ihn während dieser Aktion darzustellen. Schuch hat den jugendlichen Helden gemalt, weit vor seinem Regiment gerade auf den Beschauer zugaloppierend, in demselben Augenblick, in dem er durch das Emporschleudern seiner Tabakspfeife das Zeichen zum Angriff gibt, das der hinter ihm reitende Trompeter den harrenden Schwadronen übermittelt. General von Ziethen sprengt auf seinem Schecken in das Bild hinein, indem er zurückblickend seine Husaren anfeuert, denen der Trompeter das Marsch-Marsch bläst. Im Hintergrunde sieht man Katholisch Hennersdorf, das am 25. November 1745 von drei feindlichen Kavallerieregimentern und dem Infanterieregiment Sachsen-Gotha verteidigt wurde, als Ziethen mit seinen Husaren es angriff und erstürmte. Aus beiden Bildern spricht der schneidige Reitergeist, den die Generale Seydlitz und Ziethen der preußischen Kavallerie einimpften und der diese Truppe immer zu Siegen führte, auch wenn es gegen einen weitüberlegenen Feind ging. — Sicher mit aus diesem Grunde gehörten beide Bilder zu den Lieblingsbildern des greisen Kaisers Wilhelm I, der Werner Schuch unter die Künstler berief, denen er die Ausführung seines Lieblingswunsches, die Umwandelung des Zeughauses in eine Ruhmeshalle preußischer Waffenthaten, anvertraute. Werner Schuch wurde das große Wandgemälde „Die Schlacht bei Leipzig" übertragen. Der Entwurf dieses Bildes, den wir in Holzschnitt reproduzieren, hat in der Ausführung nur unwesentliche, wenn ich nicht irre, nur auf Uniformdetails beschränkte Abänderungen erfahren. Das Bild zeigt die drei Monarchen auf der Höhe, die später der „Monarchenhügel" genannt wurde, nach dem Schlachtfelde bei Probstheida hinüberblickend. König Friedrich Wilhelm III, auf einem Schimmel reitend, macht den Zaren Alexander auf die 12. preußische Brigade aufmerksam, die unter dem Prinzen August zum Sturm vorrückt. Kaiser Franz von Österreich späht mit dem Fernrohr nach dem Brennpunkt des Kampfes hinüber.

Jäger zu Pferd.
Nach einer Kohlenstudie zu dem in Ausführung begriffenen Gemälde „Die wilde Jagd."

Hinter den drei Herrschern sehen wir, ebenfalls zu Pferde, die Gestalt des jugendlichen Kronprinzen von Preußen, späteren Königs Friedrich Wilhelm IV; die beiden anderen Reiter im Vordergrunde sind links General Fürst Orloff-Denissoff, Generaladjutant des Zaren, rechts Oberstleutnant von Natzmer, der später durch seine Freundschaft mit dem Prinzen, nachmaligen Kaiser, Wilhelm bekannt gewordene Flügeladjutant des Königs von Preußen. Auch die Gruppe der Generale rechts im Vordergrunde zeigt Porträtfiguren. Dem Zaren zunächst steht General Barclay de Tolly, der russische Oberkommandeur, ihm zur Linken Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, der Höchstkommandierende der Verbündeten, und neben ihm Generalmajor von dem Knesebeck, Generaladjutant Friedrich Wilhelms III. Die drei Figuren hinter ihnen sind nach derselben Reihenfolge Major von Thiele, Direktor des preußischen allgemeinen Kriegsdepartements, der russische General von Diebitsch und der österreichische Feldmarschalleutnant von Radetzky. Im Hintergrunde sieht man die Stabswache der verbündeten Monarchen. — Unter all den Vorwürfen, welche für die Ausmalung der Ruhmeshalle in Aussicht genommen waren, war Werner Schuch einer der am schwierigsten auszuführenden übertragen worden. Wie schon aus der Zusammenstellung der Porträt-

Jäger zu Fuß. Nach einer Kohlenstudie zu dem in Ausführung begriffenen Gemälde „Die wilde Jagd."

Rüdenmann zu Pferd.
Nach einer Kohlenstudie zu dem in Ausführung begriffenen Gemälde „Die wilde Jagd."

figuren, die nicht auf die freie Wahl des Künstlers zurückgeführt werden kann, jedem sofort klar wird, hatte er in erster Linie ein Repräsentationsbild zu malen, das doch gleichzeitig die Erinnerung an die große Völkerschlacht wachrufen und festhalten sollte; er hatte keinen Helden zu malen, der eine Schlacht gewinnt und seine Truppen zum Siege führt, sondern drei Herrscher, denen die Notwendigkeit einen Krieg aufgezwungen hatte, trotzdem sie ihrer Natur nach Friedensfürsten waren. Aber Schuch hat die schwierige Aufgabe meisterhaft zu lösen gewußt, er ist ihrer Herr geworden und hat seinem Bilde unter allen Wandgemälden der Ruhmeshalle das hervorragendste Interesse zu sichern gewußt, indem er das Hauptgewicht darauf legte, dem Charakter der Zeit gerecht zu werden und durch sprechende Porträtähnlichkeit der historischen Persönlichkeiten zu fesseln. Vielleicht ist es hier notwendig, nicht unerwähnt zu lassen, daß augenblicklich Werner Schuch, der sich allerdings in erstaunlich kurzer Zeit in Berlin eine Stellung zu machen gewußt hat und mit Staatsaufträgen überhäuft worden ist, wie es scheint, eine starke kritische Gegenströmung zu überwinden hat. Ich würde kaum darauf eingehen, wenn mir nicht gerade heute eine Besprechung der Bilder in der Ruhmeshalle zu Gesicht gekommen wäre, in welcher der Kritiker sich darüber aufhält, daß Schuch keine Rücksicht auf die stumpfe Farbe der meisten anderen Bilder genommen habe, und seinem Bedauern über die Zusammenstellung von weißen Waffenröcken, grünen Federbüschen und roten Kragen Ausdruck gibt. Das erstere mag man im Interesse des Gesamteindruckes der Ruhmeshalle vielleicht bedauern, aber dem Künstler einen Vorwurf daraus zu machen, erscheint mir doch mehr als gewagt. Es ist dem Künstler wirklich zu viel zugemutet, wenn man von ihm verlangt, daß er Rücksicht auf Bilder nehmen soll, die er vielleicht noch nicht einmal gesehen hatte, als er das seine malte, und daß er bei einer künstlerischen Konkurrenz, wie sie hier stattfand, die Wirkung seines Bildes absichtlich durch mattere Farbengebung abschwächte, um die Wirkung der anderen Bilder nicht zu beeinträchtigen. Wollte man in erster Linie eine harmonische dekorative Gesamtwirkung dieser Wandgemälde, keine Einzelwirkung, so hätte man die gesamte Ausmalung auch einer Hand anvertrauen müssen. Hier kann also, wenn überhaupt von einem Fehler, sicher nicht von einem Fehler Werner Schuchs die Rede sein. Und ebenso unschuldig scheint er mir an der Zusammenstellung von weiß, grün und rot zu sein, denn er hatte auf die Uniformierung der verbündeten Armeen im Jahre 1813 keinen Einfluß. Zufällig aber weiß ich, daß auch Schuch der weiße Waffenrock des Kaisers Franz in dieser Farbenzusammenstellung nicht gerade hervorragend schön erschien und daß er deshalb im ersten

Entwurf die historische Thatsache, daß der Kaiser einen solchen getragen, zu gunsten einer anderen Farbe zu unterdrücken suchte. Er ist damit nicht durchgedrungen, er hat der historischen Wahrhaftigkeit auch in diesem Punkte treu bleiben müssen. Und vielleicht liegt es gerade an der energischen Farbengebung des ganzen Bildes, daß dieser weiße Waffenrock sich ganz harmonisch einfügt und keineswegs augenbeleidigend aus grünen Federbüschen und roten Kragen herausprallt.

Aus Werner Schuchs Atelier. Mit dem Reiterporträt Kaiser Wilhelms II

Wenn derselbe Kritiker aber zum Schluß meint, Schuch sei im XVII. Jahrhundert besser zu Hause als im XIX, so bedarf das kein Wort der Widerlegung: man darf die „Schlacht bei Leipzig" nur ansehen, um sich zu überzeugen, daß einer der größesten Vorzüge des Bildes die getreue Wiedergabe des Zeitcharakters ist.

Die Ausführung dieses Bildes in der Ruhmeshalle brachte dem Künstler den Auftrag, ein Bild der Schlacht bei Möckern für die Nationalgalerie zu malen. Der Auftrag entsprang einem besonderen Wunsche Kaiser Wilhelms I, einem der wenigen, welche Schuchs „Schlacht bei Leipzig" sahen und das Gemälde nach eigner Erinnerung an das Jahr 1813 in bezug auf die Treue des Zeitcharakters beurteilen konnten. Unsre verschiedenen Skizzen zu dem Bilde „Schlacht bei Möckern," eine Auswahl aus unzähligen, beweisen wieder, mit welcher außerordentlichen Sorgfalt der Künstler zu Werke geht. Sie werden zugleich auch dem Laien eine Ahnung von der Summe von Vorarbeit geben, die in einem großen Schlachtenbilde steckt, das wie dieses den Beschauer mitten in das Kampfgewühl führt. In dem Atelier des Künstlers steht noch ein zweites großes Schlachtenbild, mit dessen Vollendung der Künstler gegenwärtig beschäftigt ist. Es stellt die Schlacht von Warschau dar, den Sieg der vereinigten Truppen des Großen Kurfürsten und Karl X von Schweden über Polen und Tartaren unter Johann Kasimir am 28.—30. Juli 1656. In wildem Reiterangriff werfen die Brandenburger, von dem Großen Kurfürsten selbst geführt, den

Aus Werner Schuchs Atelier. Blick auf die Galerie.

Feind zurück, der sein Heil in der Flucht sucht und in einen Sumpf gedrängt wird.

Als den Höhepunkt des Schaffens Werner Schuchs aber können die drei Reiterbildnisse der drei deutschen Kaiser bezeichnet werden, die er im Staatsauftrage malte und von denen die Porträts Kaiser Friedrichs und Kaiser Wilhelms II vollendet sind. Das Reiterporträt Kaiser Friedrichs hat in der Kritik eine lebhafte Diskussion hervorgerufen, die hauptsächlich an der vom Künstler gewählten Form einer Apotheose Anstoß genommen hat. Es mag der Wahrheit entsprechend erwähnt sein, daß Werner Schuch den Kaiser lieber als Sieger von Wörth als in dieser Form gemalt hätte, und daß die Kunstbehörde gerade auf der Ausführung der letzteren bestand. Über die künstlerische Berechtigung der Apotheose an sich — Rubens hat diese Form des Porträts mehrfach gewählt, ohne deshalb als Künstler angezweifelt zu werden — mag man verschiedener Meinung sein. Das aber scheint mir sicher, wenn es eine Apotheose sein sollte, so konnte sie nicht würdiger, ergreifender und den Inhalt dieses tragisch ausklingenden Herrscherlebens konzentrierter zum Ausdruck bringend gemalt werden. Kaiser Friedrich schwebt auf schwarzem Pferde von Wolken getragen und von Adlern, den Symbolen der Hohenzollern, geleitet gen Himmel. Die Haltung des Kaisers ist aufrecht, der Ausdruck seiner Züge der einer edlen Resignation, eines Helden, der überwunden hat. Der Lorbeerkranz, den er über dem Arme trägt, kennzeichnet ihn als Sieger.

Das Reiterbildnis Kaiser Wilhelms II finden die Leser, allerdings noch unvollendet, auf der einen Ansicht von Schuchs Atelier auf der Staffelei stehen. In ihrer großen Verkleinerung kann diese Reproduktion dem Beschauer indessen höchstens ein ungefähres Bild von der Komposition des Ganzen geben. Der Kaiser, in der Uniform des Leibgarde-Husarenregiments, dessen Parade er abnimmt, ist ganz im Profil gemalt, sein Goldfuchs in das Bild

Aus Werner Schuchs Atelier.

hineingestellt. Im Hintergrunde sieht man die Kaiserliche Suite, darunter in erster Linie den ehemaligen Chef des Generalstabes Graf Waldersee und die Generale von Wittich und von Hahnke. Heller Sonnenschein strahlt über dem Paradefelde, und inmitten dieser goldenen Glut ist die Gestalt des Kaisers ein Bild männlicher Kraft und ritterlicher Erscheinung, so ganz das Charakteristische unseres thatkräftigen und entschlossenen Monarchen wiedergebend, wie vor Schuch noch kein Maler diese Züge zu fassen vermocht hat. Unter den Entwürfen, mit denen sich Professor Schuch für die Zukunft trägt, sind eine bildliche Darstellung der Sage vom wilden Jäger, zu der wir einige Skizzenblätter reproduzieren konnten, und die bekannten vier apokalyptischen Reiter.

Das große geräumige Atelier Schuchs in der Lützowstraße in Berlin ist mit künstlerischem Geschmack, aber durchaus ohne jenes Raffinement ausgestattet, das man in modernen Künstlerateliers zu finden pflegt. Was sich darin vorfindet von Kostümen, Möbeln und hauptsächlich Waffen, das ist nicht für leeren Dekorationsprunk zusammengetragen, sondern dient ernsten künstlerischen Zwecken. Um zu erkennen, wie in diesem Raume gearbeitet wird, hat man nicht nötig, erst die Skizzenmappen zu durchblättern und die angefangenen, halbfertigen und fast vollendeten Bilder auf den Staffeleien zu betrachten, — man braucht nur einen Blick in das Atelier zu werfen, um auf jedem Tisch, auf jedem Stuhl Spuren unermüdlichen Fleißes zu finden; die Stühle werden erst Sitzplätze, wenn sie abgeräumt worden sind. Behaglich ist es trotzdem im Atelier, denn der Künstler ist der liebenswürdigste Plauderer, den man sich denken kann. Und auch einen Platz gibt es, auf dem man nicht fürchten muß, Schuchsche Skizzenblätter zu zerdrücken, wenn man sich setzt. Der ist oben auf der Galerie, von der man einen prächtigen Überblick über das Atelier hat, und wo man das Fortgehen leicht vergessen könnte, wenn man nicht fürchten müßte, den Meister zu lange zu stören.

Aus den Ateliers berühmter Künstler: Schwarzwälderin. Bleistiftskizze von Carl Hoff.

Digitized by Google

Abbitte.

(Abdruck verboten.)

Nun zürne heute mir nicht mehr,
Wenn dich ein böses Wort gekränkt!
Mir ward die Strafe nicht geſchenkt,
Im reu'gen Herzen büßt' ich's ſchwer.
Die Thräne, die du weinſt um mich,
Sie ſtraft mich ſtreng' und bitterlich;
Drum laß im Aug' mich Gnade leſen
Und denk': „Er iſt nur dumm geweſen."

Und wenn den Zügel der Geduld
Die bange Sehnſucht mir zerriß,
So bleibt zuletzt das ganz gewiß
Am allermeiſten deine Schuld:
Ich hätt' ſo heiß dich nicht begehrt,
Wärſt du nicht gar zu liebenswert!
Laß mich im Aug' Verſöhnung leſen
Und denk', ich ſei nur dumm geweſen.

Und konnt' ich hart und bitter ſein,
So war's der Liebe Sehnſucht doch:
Und bin ich je zu beſſern noch,
So iſt's in deiner Zucht allein.
Wie ſchwer auch meine Sünde ſei:
Du biſt ja lieb und gut für zwei!
Laß mich im Auge Liebe leſen —
Ich bin entſetzlich dumm geweſen!

Hans Hoffmann.

Ein Genie der That.

Roman von Ernſt Remin.

(Abdruck verboten.)

1. Kapitel.

„Ach!“ rief Annie entzückt und blieb in der offenen Thür ſtehen. „Was für ein herrlicher Raum! Nein, Aſta, ich habe gar nicht geglaubt, daß es ſo ſchöne, ſchloßartige Villen in unſerm Berlin gibt!“

„Und biſt ein Berliner Kind!“ erwiderte lächelnd die Kouſine.

„Ja, aus Berlin C!“ meinte Annie geringſchätzig, während ihre Blicke in dem Gartenſaal rundum gingen. „Das iſt eine ganz andere Welt!“

Fürwahr, es war ein ſchöner Raum. Fünf mächtige Thüren, ganz aus Glas, öffneten ſich an der Lichtſeite auf die Gartenveranda gegen den Tiergarten hin, Sternparkett dehnte ſich ſpiegelnd mit verjüngtem Muſter gegen das Licht hin über die ganze Breite. An den Wänden Säulen aus Giallo antico mit bemalten Skulpturen und eine große Folge italieniſcher Landſchaften ſchimmernd blau auf breiten ſchwarzen Rahmen, Palmengruppen, Majoliken auf originellen orientaliſchen Tiſchen, perſiſche Polſter, dazu breiter goldener Sonnenſchein, der alles überflutete — kurz der Geſamteindruck machte, daß das ſchöne blonde Mädchen auf der Schwelle noch einmal ihrer Kouſine um den Hals fiel und rief:

„Ach, Aſta, ſeid ihr glückliche Menſchen, daß ihr von eurem Reichtum einen ſo anmutigen Gebrauch zu machen wißt, während wir — —“

„Während euer Papa querköpfig bei ſeinen altmodiſch-ſpießbürgerlichen Ideen bleibt!“ ergänzte Aſta und zog die andere in den Saal. „Es freut mich übrigens ganz beſonders, daß unſer neues Heim dir gefällt, denn ich habe alles erdacht, und nach meinen Einfällen hat Papa alles ausbauen laſſen! Aber, komm in den Garten. Fritzi iſt wieder allein mit Marenholz — und der iſt doch eigentlich mein Bräutigam!“

„Ach, laß uns erſt hier ein wenig bleiben, liebes Herz,“ bat Annie. „Ich muß auch einmal in einem großen, eleganten Raum ſitzen und mich darin heimiſch fühlen dürfen!“

„Setz' dich, Närrchen! Aber mach nicht ſo viel Weſens von unſerer Wohnung. Das iſt alles noch ſehr beſcheiden gegen die Entwürfe, die mir im Kopfe ſchwirren. Ja, wenn Papa nicht gelähmt wäre und wir nicht drüben in Moabit die Fabrik hätten — da wollte ich uns ſchon ein Fleckchen Erde ausſuchen und da etwas hinbauen — am Lago Maggiore vielleicht, oder nein, im griechiſchen Archipel auf einer Felſeninſel. Und doch, wäre das alles, man hätte dort — iſt der erſte Reiz erſchöpft — auch nichts anderes, als unſer elendes modernes Leben, Toiletten, Journale, Geſelligkeit, Leuteärger und dergleichen — oder Langeweile. Nein, ehrlich, nicht einmal mit einem Schloß im Süden wär' ich zufrieden — außerhalb der Kultur oder beſſer in einer anderen Zeit möcht' ich leben!“

Das Mädchen hatte die Hände im Schoß zuſammengelegt, und die dunklen Augen in dem vollen, etwas blaſſen Geſicht blickten unter dem Gewirr krauſen, ſchwarzen Haares, glänzend von ſtummen Träumen, vor ſich hin.

„Du Undankbare — magſt du mir einmal von dem Leben ſprechen, das du dir begehrſt?“ fragte Annie.

Aſta ſah ſie prüfend an.

„Gewiß,“ ſagte ſie, „ſich ausſprechen iſt Selbſtkritik. Siehſt du, unſere Zeit iſt nur groß für die Männer. Die finden Gelegenheit, im vollen Strom zu ſchwimmen, ſich zu bewähren. Für uns Frauen iſt ſie eine unbehagliche Übergangszeit. Unſere Mütter noch konnten ihr volles Genügen darin finden, housewives zu ſein. Heute iſt der Lebensinhalt der beiden Geſchlechter ein zu verſchiedener — ſelbſt in glücklicher Ehe iſt die Frau viel mehr auf ſich ſelbſt angewieſen, als früher; ihr alter, ewiger Beruf genügt ihr nicht mehr recht; und ein Beruf außerhalb des Hauſes iſt in den meiſten Fällen ein Martyrium, denn die Zeit voller Freiheit, voller Gleichheit der Geſchlechter iſt noch nicht angebrochen — glücklicherweiſe! Beneidenswert die Frau, die in der Kinderſtube und am Herd der heiligen Veſta oder aber als hungernde Lehrerin, Telegraphiſtin, Ärztin ſich vollauf befriedigt fühlt! Allein verſtändlich werden nun auch

die Seitensprünge der anderen, die von Eitelkeit, Toilette, gesellschaftlichen Triumphen, Kurmachenlassen, schließlich Liebschaften leben!"

„Ach, Asta," sagte Annie leise, nahe am Ohr der anderen und wurde rot dabei, „ich möchte mir so schrecklich gern einmal die Kur machen lassen!"

„Sieh da!" Asta drohte ihr mit dem Finger, wurde aber gleich wieder ernst. „Ach nein, lieben, lieben will ich einmal!"

„Liebst du deinen Verlobten nicht?"

„Mein Verlobter?" fuhr Asta auf und stand einen Augenblick mit geballten Händen und finstrer Stirn. „Gewiß, innig, zweifelnd, zagend — aber aus dieser Liebe wird im besten Falle eine moderne glückliche Ehe. Und ich möchte doch gern in meinem Leben noch etwas Besseres erleben. Und sei's im Traum oder, lache nicht, in einer langen Hypnose. Ein Vierteljahr reglos liegen, träumen, ich sei Byrons Medora oder ein anderes Weib seiner wilden Archipelgedichte, ich säße auf einem Felsenschloß, auf zackiger Klippe über den ‚glad waters of the dark blue sea,' fühlte um den Mann meiner Liebe ein Sehnen, so grenzenlos wie diese blaue See, die uns trennt; springt der Sturm auf, die Felsen donnern und beben, so empfände ich die ganze schrille Angst um ihn, bis sein Segel auftauchte, die ganze, heiße Wonne des Wiedersehens, hörte ich endlich draußen seinen Tritt:

She rose — she sprung — she clung to his embrace
Till his heart heaved beneath her hidden face!

Ist er gegangen, und sitz' ich lange einsam, soll mich die volle tiefe Melancholie dieser Einsamkeit erfüllen, und dann wieder der helle Stolz über seine Kühnheit, seinen Sieg, die Sorge um seine Wunde, wenn ich ihn pflege — o Kind, das alles verstehst du ja nicht — ich armes Mädchen will Empfindungen haben, ganze und mächtige Empfindungen — ich komme nicht aus mit den gebrochenen Akkorden, den undeutlichen Modulationen, den stumpfen, matten Farben des Daseins, das mich erwartet, das nichts Einfaches, Klares, Gewaltiges haben wird!"

Sie hatte Annies Hände ergriffen und preßte sie heftig.

Ehe aber die Freundin noch etwas erwidern konnte, öffnete sich eine Flügelthür und ein Rollwägelchen auf dicken Gummirädern, in dem ein alter Herr saß, ward von einem Diener in den Saal geschoben.

Die Mädchen erhoben sich und gingen ihm entgegen.

„Guten Tag, Anna!" rief der Kommerzienrat schon von der Schwelle her, und „Guten Tag, Onkel!" antwortete ebenso herzlich das Mädchen, indem es sich über die regungslose Hand auf der Ledertrommel des Wägelchens neigte, um sie zu küssen.

„Tritt weiter fort, Kind!" sagte der Gelähmte, der den Kopf nicht zu ihr zu erheben vermochte, „ich möchte sehen, wie du aussiehst. Frisch, rosig, wie immer! Was macht der Papa? Stubenhocker, wie immer? Asta, du hast dich und die Kleine mit irgend welchem tollem Zeuge aufgeregt, wie es deine Gewohnheit ist — ich kenne deine Augen! Wo stecken Franz und meine kleine Fritzi? — Ah, mit Marenholz im Garten! Kommt Kinder, es ist draußen schöner, als drinnen. Hier im Saal kann ich auch im Winter spazieren fahren!"

Der gut geschulte Diener setzte sogleich den Wagen wieder in Bewegung.

In dem schön gepflegten Garten stand alles in Saft und voller Blüte. Lauer Frühlingswind trieb Duftwellen über den sammetnen Rasen heran.

„Gefällt's dir bei uns, Kind?" fragte der alte Herr.

Annie nickte in stummem Entzücken.

„So komm doch öfter zu uns heraus!" fuhr der Onkel fort. „Und bring deinen Papa mit. Ich glaube, er ist in diesem Mai wohl nicht ein einzig Mal aus der Heiligengeiststraße ins Freie gekommen?"

„Ach nein, Onkel! Und ich bin heut eigentlich auch heimlich hier!"

„Heimlich?"

„Ja," gestand Annie stockend auf seinen großen, erstaunten Blick. „Papa sieht es nicht gern, daß wir zu euch gehen. Er glaubt, es macht uns unzufrieden mit unsern bescheidenen Verhältnissen!"

Der Kommerzienrat erwiderte nichts.

„Du kennst meinen Verlobten noch gar nicht, Annie?" begann da Asta. „Komm, ich will ihn dir vorstellen. Papa, da ist der Johann mit deinem Schachtisch. Ich schicke dir Fritzi zur Partie."

Die jungen Damen schritten einen der

sauberen Kieswege auf das Paar an der Gartenmauer zu, das in lebhaftem Gespräch stand und ihnen den Rücken wendete.

„Stattlicher Mann, straffe, vornehme Haltung!“ flüsterte Annie der Kousine zu, und deren Gesicht erglänzte freudig.

„Er, der Herrlichste von allen!“ citierte Asta — Annie aber wußte nicht genau, ob da nicht ein leisspöttischer Oberton mit vibrierte.

Da lachte eben Fritzi auf, ein kurzes, schnellunterdrücktes Lachen, wie über eine sehr drollige, vielleicht gewagte Bemerkung, wandte sofort ihren dunklen Krauskopf, um zu sehen, ob jemand in der Nähe, erblickte ihre Schwester und wurde plötzlich rot, worauf auch der Offizier einen Blick über seine Achsel zurückwarf.

„Fritzi, Papa wartet mit dem Schach auf dich!“ sagte Asta. „Worüber lacht man denn?“

„Ach, Asta, Joseph ist so drollig!“

Astas fragender Blick schärfte sich.

„Dieses Kind — kein Engel ist so rein —“ bemerkte nun in unbefangen frivolem Tonfall der Herr, sich vor den Damen verbeugend — „ist unverantwortlicherweise trotz seiner sechzehn Jahre in das Residenztheater mitgenommen worden und thut nun Fragen — Fragen, welche — —“

„Einen flotten Offizier,“ fiel Fritzi ein, „veranlassen, ihm trotz seiner sechzehn Jahre Antworten zu geben, Antworten, welche — —“

„Mich wieder veranlassen werden,“ rief Asta lächelnd, „Euren Verkehr ein wenig mehr zu kontrollieren! Mein Verlobter, Joseph von Marenholz — meine Kousine, Annie Graaf.“

Annie errötete tief. Himmel, was war der Mann schön! Schlank, groß, so tadellos elegant, so voll einnehmendster vornehmer Grazie seine Verbeugung, geradezu eine bestrickende Huldigung für die Dame, der er sie machte.

„Könntest du je,“ dachte das Kind der Heiligengeiststraße, „am Arme so eines Kavaliers die Linden entlang spazieren!“

Und die großen, blauen Augen! Das feine, seidenblonde Haar!

Sie mußte sich zusammennehmen, um zu verstehen, was er ihr sagte von „Vorzug, ihr hier zu begegnen“, „Besuch bei ihrem Papa“ — um Gotteswillen, dieser vornehme Mann sollte einen Einblick in ihre spießbürgerlichen Wohnverhältnisse daheim gewinnen! Und Papa, der den Adel so haßte und am liebsten die Schildpattfeile führte!

Asta kam ihrer Stummheit zu Hilfe:

„Fritzi und Joseph, Joseph und Fritzi!“ sagte sie mit fröhlichem Pathos, „daß Ihr es wißt, ich dulde keine Götter neben mir. Verkündet Fürst Bismarck heute Morgen das Recht aller deutschen Männer auf Arbeit, so verkünde ich das Recht aller deutschen Frauen auf Treue. Fritzi, macht dir der Herr da wieder den Hof, so hast du ihn derb abfallen zu lassen.“

„Bitte, versuchen Sie es noch einmal, mein Herr!“ begehrte Fritzi gegen Marenholz auf, „ich wünsche Sie jetzt derb abfallen zu lassen!“

„Sofort — erlauben mir die Damen erst ein kleines Citat aus meiner fröhlichen Fähnrichszeit, ehe ich abfalle.“

Und er deklamierte, sich gegen Asta neigend:

„Liebchen — pardon für das vulgäre Wort —“

„Liebchen, nicht um Goldeslohne
Hör' ich auf, dir treu zu sein!
Nicht um eine Königskrone (und wär's die von Bulgarien)
Ewig, ewig bin ich dein!
Doch das Schau'n nach hübschen Mädchen,
Die so freundlich nach mir sehen“

— hier fixierte er mit übermütigen Augen die kleine Fritzi —

„Nach den braunen, nach den blonden,
Wirst du mir doch zugestehen?!“

„Nichts wird zugestanden!“ eiferte Asta. „Wisse mein Freund, bei der kleinsten Untreue kehre ich das französische tue-la einmal um und verfahre nach der Maxime: Tue-le!“

„Gleich töten — brav!“ gab Marenholz frei nach Faust zurück. „Wenn ich mir da überhaupt noch eine unterthänige Bitte erlauben darf, so wäre es die: ‚Ich möchte dann einen schönen, ehrlichen Soldatentod durch eine Kugel sterben!‘ Selbst das grausame Mittelalter stellte bisweilen dem Armensünder die Wahl der Todesart frei. Und sieh, liebes Fräulein Medea, wie gut ich bin — ich erbiete mich sogar, dich vorher im Gebrauch der Mordwaffe zu unterweisen. Wir bringen einen kleinen Pistolenstand im Garten an mit der Überschrift

‚Tue-le‘ und eine Mannsscheibe und üben fleißig, denn alles im Leben will gelernt sein, und Angeschossenwerden ist unter Umständen bedeutend unangenehmer als Totgeschossenwerden!“

„Also Untreue setzen Sie doch als sicher voraus, Joseph?“ rief Fritzi dazwischen.

„Liebes Kind,“ klagte Joseph, „Sie ahnen gar nicht, wie schlecht wir Männer sind!“

„Fritzi, Papa wartet!“ bemerkte Asta jetzt sehr ernsthaft. „Und wir sollten nicht so scherzen. Dergleichen ungewöhnliche Vorstellungen bleiben dann im Hirn hängen und treiben plötzlich auch bei unzureichendem Anlaß zu extremen Entschlüssen. Oder romantischer ausgedrückt: Das Schicksal fügt oft, um überfrohen Scherz zu strafen, daß er überraschend Ernst wird!“

„Brr!“ machte Joseph, „um Gottes willen, liebe Asta, nicht diese dramatischen Augen — ich bin der edelsten Vorsätze voll und froh — und zur weitgehendsten Tugend entschlossen!“

Jetzt kam auch Astas Bruder Franz durch den Garten daher — ein sehr hell gekleideter junger Herr, kurzgeschoren, Schnabelschuhe ohne Absatz, sehr magere Wangen und schläfrige Augen mit schwarzem Schattenstrich gegen die Nase.

„Kinder, der alte Rhangabé ist eben gekommen!“ meldete er. „Asta vor! Und sage nicht etwa, daß ich da bin. Bin heute nicht aufgelegt!“

„Annie, entschuldige mich! Ich muß die freundliche alte Excellenz empfangen. Nein, bleibe doch noch, Kind! In einer Viertelstunde bin ich wieder da. Und solange kann ich dich ja diesen Herren wohl anvertrauen!“

Damit ging Asta davon.

„Wer ist gekommen, Franz?“ fragte Annie unbefangen.

„Alte Rhangabé, der griechische Gesandte. Geistreicher Herr, französischer Esprit, mir unsympathisch, einfach weil ich da nicht mitkomme. Spezieller Verehrer von Astas Konversation. Seinetwegen hat sie auch Neugriechisch gelernt. Übrigens ein charmantes altes Haus! Hat neulich Asta seine ‚Leila‘ zum Geschenk gemacht mit einem reizenden französischen Widmungsepigramm.“

„Wird aber, fürcht' ich, an der griechischen Anleihe scheitern,“ warf Marenholz ein, „ist ein viel zu feingeistiger Herr, als daß er in dieser leidigen Finanzfrage reüssieren sollte!“

„Der griechische Gesandte!“ dachte Annie. „Und wie lässig sie davon sprechen. Wenn es nicht ein Zufall wäre, daß er jetzt grade kam, würde ich beinahe denken, sie wollten mich mit dem Verkehr, den sie haben, demütigen!

„Daheim, wer kam als Besuch zu ihrem Papa? Der Herr Schneidermeister Müller, ‚Onkel‘ Peetz vom Bezirksverein — ach, wenn der Onkel Kommerzienrat doch einmal zu Papa fahren möchte und ihm den Kopf zurecht setzen!“

Eine halbe Stunde später ging Annie, wie sie es ersehnt hatte, am Arm des schönen, ritterlichen Mannes die Linden entlang, Franz an ihrer anderen Seite.

Es hatte sich gerade so gemacht, als sie zur selben Zeit die Villa verließen, daß sie „den gleichen Weg“ hatten.

War Annie vorher zu still gewesen, so war sie jetzt mehr als angeregt. Ihr Gesicht strahlte von gesundem, frisch pulsierendem Blut, ihre schönen Augen gingen ausdrucksvoll und fast übermütig von einem ihrer Begleiter auf den anderen.

Das ganze elegante Berlin trieb und rollte in großem Fluß an ihnen vorbei. Zahllos waren die Grüße, die Marenholz mit Kameraden tauschte; mit Vergnügen gewahrte Annie, daß sie von den Offizieren bemerkt wurde, sehr bemerkt wurde.

„Wen grüßten Sie eben?“ fragte sie ungeniert — ebenso ungeniert, wie sie seinen Arm angenommen, als er ihn ‚sans façons‘ bot — denn die Herren hatten sich soeben vor einer schönen jungen Dame in einem sehr eleganten Wagen besonders respektvoll verneigt.

„Die Frau Fürstin von Pleß!“ sagte Marenholz leichthin — und die Frau Fürstin von Pleß hatte für die Gruppe auf dem Fußsteig — Annie eingeschlossen — ein reizend liebenswürdiges Lächeln gehabt.

Auch daß die Soldaten, Unteroffiziere und Einjährigen mit strammem Respekt ihr und ihrem Begleiter die Honneurs machten, gefiel ihr — kurz, das Kind der Heiligengeiststraße war entzückt.

Jetzt nahte des Kaisers leichte Equipage, alle Köpfe entblößten sich, alles machte Front, sie stand dicht an der Bordschwelle zwischen

Franz und Joseph, und ihr schien, daß der greise Herr, wie er ihren Gruß erwiderte, besonders ihr freundlich zunickte.

Sie hatte sich nicht getäuscht.

„Haben Sie bemerkt?“ fragte Joseph, „Majestät nickte Ihnen zu. Seien Sie stolz — das ist so gut wie ein Orden. Unser guter, lieber Herr und König zeichnet so nur die hübschesten unter den jungen Damen aus, deren Gesicht ihm besonders gefällt!“

Annie errötete vor Vergnügen. Ja, in dieser Sphäre fühlte sie sich wohl; sie erstaunte selbst, wie witzig und gut aufgelegt sie heute Nachmittag mit den flotten jungen Herren war, und wie alles, was sie sagte, traf und gefiel.

Aber ach, man war schon an der Friedrichstraße — und da hinten — gar nicht fern — am Fuße des vierschrötigen roten Riesen von Rathausturm erwartete sie ihr Daheim mit ihrem Papa und der ganzen Atmosphäre „sauertöpfischen Elends“, wie Annie es im Stillen nannte.

Bei dem unfreiwilligen Aufenthalt, den es stets an der Kranzlerecke gibt, gesellte sich zwanglos ein junger Herr zu ihnen, der ihr als Graf Breying vorgestellt wurde.

„Graf Breying, der Dichter!“ sagte ihr halblaut Joseph, als sie vor Café Bauer standen und Franz mit dem jungen Grafen im Gedränge ein paar Schritt zurückgeblieben war.

„Ah!“ machte Annie.

„Der Dichter des Naturalismus; ich darf mich seinen Freund nennen. Gnädiges Fräulein sollten ihn kennen lernen — eine ganz ungewöhnliche Persönlichkeit, die einst Wildenbruch ersetzen wird!“

„Kinder, da ist gerade ein Tisch frei!“ kam jetzt Franz heran.

Er wies auf einen der vordersten Tische bei Bauer, von denen aus man so recht bequem das Leben Unter den Linden beobachten und an sich vorbeifluten lassen kann.

„Annie, du mußt müde sein — komm, du nimmst etwas Eis!“

„Aber Franz!“ Und sie setzte hinzu: „Mit den fremden Herren!“

„Erweisen Sie uns die Gnade,“ bat Marenholz, „den Verlobten Ihrer Kousine nicht als Fremden zu betrachten!“

„Ich ziehe mich auf der Stelle zurück, mein gnädigstes Fräulein!“ fügte der Dichter, die ungewöhnliche Persönlichkeit, hinzu, die äußerlich sich freilich in nichts von den anderen unterschied.

Gleich darauf war Annie an dem Tische installiert.

Sie war noch nie bei Bauer gewesen und hatte immer mit einer gewissen Scheu auf die mehr oder weniger elegante Welt gesehen, welche dort aus- und einging, wenn sie einmal vorübergekommen — nun saß sie plötzlich mitten darunter, musterte die Vorbeiwandelnden, ließ sich den Hof machen, ließ sich angaffen — denn in ihrer Frische und Animiertheit fiel sie in der Gruppe der drei Herren ein wenig auf — und fühlte absolut keine Befangenheit.

Der gräßliche Dichter des Naturalismus, der Ersatz Wildenbruchs, machte einen ungeheuren Eindruck auf sie. Sie war harmlos, und die einführenden Worte Marenholz' hatten voll auf sie gewirkt.

Der junge Graf freilich, wenn er sich nicht um sie bemühte, verhielt sich ziemlich stumm, hatte, wenn er den schöngeformten, hochmütigen Mund zu öffnen geruhte, nur ein kurzes Wort monumentaler Geringschätzung für die Personen, von denen gerade die Rede war. Ihm zu Ehren gleichsam wurde Litteratur gesprochen. Heyse — „der Puppenkopfdichter!“ warf Graf Breying ein — Georg Ebers — „die Dichter halten ihn für einen hervorragenden Gelehrten, die Gelehrten für einen hervorragenden Dichter!“ bemerkte der strenge Kritiker lächelnd — alle Größen, die Annie im Herzkämmerlein mit jungmädchenhaftem Enthusiasmus verehrte, waren Handlanger der Kunst in seinen Augen — und das imponierte Annie.

„Was für großartige Züge muß die Poesie tragen, die er gelten läßt,“ dachte sie, „wenn ihm unsere Besten so gering erscheinen!“

Zuletzt ließ Graf Breying sein „großes Wort“ los.

„Mein gnädiges Fräulein,“ erklärte er und balancierte seinen Strohhalm, „diese Herren Heyse, Ebers e tutti quanti haben keine Ahnung, um was es sich in diesen Tagen handelt, welche Verjüngung der Litteratur eintreten muß, will sie nicht die Fühlung mit dem Publikum verlieren. Sehen Sie, wir bedürfen eines neuen Kunstideals, und auch ich, so bescheiden meine

litterarischen Verdienste bisher sind, auch ich bin auf der Suche nach diesem neuen Kunstideal!"

Eine ehrfurchtsvolle Stille entstand. Dann zahlte man und ging weiter, wobei der Graf neben Annie, Franz und Joseph hinter dem Paare wandelten.

Welches Gespräch der Dichter und das junge Mädchen führten, war den beiden Herren nicht klar. Sie hatten zu viel mit ihren eignen Dingen zu thun.

Eine Dame begegnete ihnen in der Nähe des Pleßnerschen Geschäfts, welche aller Augen auf sich zog; wunderbar gewachsen, in schlichter vornehmer Toilette von untadeligem Chic kam sie allein und ein wenig langsam die Straße herauf. Die wunderschönen tiefen dunklen Augen blickten gerade vor sich hin und schienen niemand zu gewahren. Franz sah sie schon von weitem und machte Joseph auf sie aufmerksam. Marenholz schien indessen absolut die Dame nicht sehen zu wollen und fragte merkwürdig nachlässig: „Welche denn? wo denn?"

Wie die Dame an ihnen vorüberging, richtete sie ihre Augen voll auf Marenholz, und ein Blick traf diesen, um den Franz viel gegeben hätte, so eigentümlich melancholisch, voll schwermütig-zärtlichen Vorwurfs war er.

Wie Franz seinen zukünftigen Schwager mit Fragen bestürmte, mußte dieser allmählich zugeben, daß er die Dame gekannt habe, ja noch ein wenig kenne, es sei die geschiedene Frau eines bekannten Sportsman, eine adelige „Sarmatin" von großem Reichtum.

„Ich warne dich, lieber Junge," sagte er, „diese Frau ist echter Leidenschaft fähig — auf keine Weise gebe ich zu, daß du ein Interesse für sie faßt."

Während ihres Gesprächs war ihnen aufgefallen, daß die vorderen Beiden einen wahren Sturmschritt angeschlagen hatten, daß Annies Wange, von der sie ein Stückchen sahen, so oft sie sich zu Breying wendete, heiß und rot aussah, und daß der Graf mit einer leisen und hastigen Stimme sprach.

„Breying, laufen Sie doch nicht so!" rief schließlich Marenholz ihnen laut zu, da Franz außer Atem zu kommen drohte.

Allein Breying hörte nicht.

„Dies junge Blut, eure Kousine, hat's ihm angethan!" spottete Joseph. „Erkennt man den kühlen Dichter des Naturalismus wieder? Ich kann mich doch in Uniform nicht auf 'nen Dauerlauf einlassen!"

Als sie in der Heiligengeiststraße ankamen, hatte Annie sich schon wieder gefaßt. Allein eine verräterische Röte zuckte jäh ein paarmal über ihr Gesicht, sie atmete voll und schwer, und ihre schönen Augen hatten einen eigen heißen Ausdruck.

Breying dagegen war gedankenvoll und antwortete zerstreut.

Man trennte sich, und die drei Herren bestiegen eine Droschke.

Als man den Grafen fragte, wovon er die junge Dame so angelegentlich unterhalten, sagte er brüsk:

„Poesie — Definition der Leidenschaft —"

„Neues Kunstideal!" spottete der Offizier.

„Jawohl, lauter Dinge, von denen ihr nichts versteht, meine kleinen Lämmer!"

„Ich brauche jetzt Erregung," fügte der Dichter nach einer Weile hinzu. „Ein Spielchen! Wir fahren doch zu Frau von Belleville?"

„Mir auch recht," meinte Franz, „aber erst zu Joseph!"

„Ich will mich in mein bürgerliches Inkognito hüllen!" bemerkte Marenholz lachend.

Graf Breying blickte den ganzen Weg stumm zum Wagen hinaus, und bei Marenholz angelangt, stürzte er ein paar Glas von dessen schwerem Portwein hinunter.

„Nun, du bist lange geblieben, Kind. Und du hast dich wohl bei deinen Besorgungen verspätet, denn du scheinst erhitzt zu sein — bist du so stark gelaufen?"

Mit diesen Worten empfing Papa Graaf seine Tochter Annie.

Der alte Herr saß in seinem Wohnzimmer an seinem Schreibpult und hatte eine winzige Bürste, wie man sie zum Elfenbeinpolieren gebraucht, in der Rechten. Vor ihm, auf der heruntergelassenen Platte des altmodischen Sekretärs stand ein kleines Kunstwerk, das er liebevoll betrachtete.

Ganz in seine Arbeit vertieft, hatte er nur einen raschen, prüfenden Blick für seine Tochter gehabt, welche eigentümlicherweise heute in etwas verlegenem Schweigen näher

zu treten zögerte und in der dunklen Tiefe des „Berliner Zimmers“ blieb.

„Sieh' einmal, Annie,“ fuhr der Papa jetzt fort, „das Dingelchen ist nun beinahe fertig. Es ist aus lauter kleinen Abfallstücken zusammengesetzt, welche die Gesellen mir hatten unter ihre Tische fallen lassen und die ich des Abends wieder aufgelesen habe!“

Behutsam nahm er das Werkchen auf und hielt es zwischen Daumen und Zeigefinger gegen das Licht.

Es war ein Elfenbeinschiff, modellartig sauber ausgeführt, mit drei Masten, vollaufgetakelt, mit Davits, Booten, Schraube, Flagge und allem Zubehör, im Ganzen anderthalb Zoll hoch und ebensolang, ein wirkliches Kunstwerk, an dem der alte Herr wochenlang in der Stille mit emsigem Behagen gearbeitet.

„Sehr hübsch, Papa!“ sagte Annie kühl.

„Kostet so gut, wie nichts. Nur meine Zeit, und die Zeit eines müßigen, alten Mannes hat keinen Wert. Aber ein reicher Russe oder Engländer zahlt wohl seine 3—400 Mark für die Kuriosität. Das soll zur Hälfte für deine Sparbüchse sein, zur Hälfte für deines Bruders Johannes' kleine Bedürfnisse!“

Welch ein gemütlich altmodisch Berliner Zimmer das war, in dem Papa Graaf saß; saubere Gardinen — weiß mit Grecborte — an dem breiten Fenster, das auf den engen Hof hinausging. Die beiden Kommoden neben dem Mahagonibüffet waren nach Väterſitte bekramt mit alten Zeitungen, Nähkästchen, Schlüsselkorb, einer Küchenwiegeschale, zwei Astrallampen mit selbstgeschnittenen Lichtschirmen; über die eine war Papas gesticktes Käppchen gestülpt; auf der Marmorplatte des Büffets ein silberner Kuchenkorb, darin, sorglich in Papier gewickelt, ein tüchtiger Rest des „Sonntagsaltdeutschen,“ daneben eine angeschenkte Weinflasche mit festeingetriebenem Korkstöpsel. Auf dem Sofa, das stelzbeinig hohe Holzfüße aus Mahagoni zeigte, große eingestopfte Häkeldecken, nicht mehr ganz weiß und mit einigen Löchern. Die Tapete, einst hellgrau und gold, der Stolz der Heiligengeiststraße, zehn Jahre früher, nun arg verschossen und verblindet — kurz, eine gemütliche, ein wenig schlampige Häuslichkeit alten Stils.

Annie stand und ließ ihre Augen rundum gehen:

„Hier sollen wir Herrn von Marenholz mit Asta empfangen und gar Graf Breying, wenn sie Besuch machen kommen!“

Vorn freilich, jenseits des Korridors war noch ein Zimmer, das einzige Vorderzimmer des schmalen Hauses, dreifenstrig und mit altmodischem Luxus ausgestattet: Silberservante mit inschriftverzierten Tassen und anderen Schaustücken; grüne Plüschmöbel, von denen aber seit Menschengedenken die grauleinenen Bezüge nicht abgenommen worden, auf die jeweiliger Besuch ruhig zum Niedersitzen genötigt ward — in der Ofenröhre Eßwaren, zumal der Sonntagsbratenrest, der vor dem Mädchen versteckt werden sollte.

Herrn Graaf fiel endlich auf, daß seine Tochter wortkarg im Dunklen blieb.

„Nun, Kind, wo warst du denn den ganzen Nachmittag?“

Annie athmete tief und faßte ihren Entschluß.

„Bei Onkel Eberhard Graaf!“

„Wo?“ fragte der Papa gedehnt, „bei meinem Bruder?“

Eine Pause entstand, während welcher der alte Herr mit seinen Schlafrocktroddeln nachdenklich spielte.

„Haben sie dich gut aufgenommen?“ fragte er dann weiter.

„Sehr herzlich, Papa!“

„Nun, das freut mich!“

„Asta ist verlobt!“ fuhr Annie fort und trat ein wenig näher. Die gleichmäßige Ruhe des Vaters ermutigte sie.

„Ich weiß — mit einem Adligen. Sie schickten uns ja die Anzeige, und ich habe ihnen freundlich geantwortet, ihnen unsre herzlichen Glückwünsche schriftlich gesendet.“

„Ach, ich wußte nicht, Papa, daß Du ihnen geschrieben. Da bin ich selbst hingegangen!“

„Das ist, wenn auch gut gemeint, doch ein wenig zu viel, mein Kind,“ sagte mit leisem Vorwurfe der alte Herr. „Du durftest wohl abwarten, ob Asta mit ihrem Verlobten zu uns käme und dadurch zeigte, daß ihr an unseren persönlichen Glückwünschen etwas gelegen sei.“

„Herr von Marenholz will dir in den nächsten Tagen mit seiner Braut seinen Besuch machen — auch, wenn du es er-

Die 12. preußische Brigade unter Prinz August von Preußen zum Sturme auf Probstheida vorrückend.

Friedrich Wilhelm III. Kaiser Franz. Kaiser A[lexander].

Die drei Monarchen in der Schlacht bei L[eipzig].
Entwurf zu dem Bilde in der Ruhmeshalle zu Berlin. (Original im [Besitz]

Kronprinz Friedrich Wilhelm. Fürst Orloff. v. Natzmer. Stabswachen.
exander I. Barclay de Tolly. v. d. Knesebeck. v. Thiele. v. Radetzky.
Fürst Schwarzenberg. v. Diebitsch.

ipzig. Nach dem Gemälde von Werner Schuch.
Besitz der Kunsthandlung von Hermann Schaus & Co. in New York.)

laubst, ein Herr von Breying, den ich dort kennen gelernt!"

Sie unterschlug klugerweise vorläufig den Grafentitel.

„Um Himmelswillen Kind!' fuhr der Vater auf. „Gleich zwei Adlige auf einmal. Was soll ich schlichter Mann mit den Herren anfangen? Gewiß sind es reiche, verwöhnte Leute, die sich über unseren billigen Rotspon, unsre altmodischen Plüschsessel, unsre formlose Gutmeinung, unsre ganze einfache Art mokieren werden. Konntest du denn das nicht vermeiden?"

„Papa, ich konnte ihnen doch nicht sagen: ‚Kommen Sie lieber nicht, Papa liebt die Adligen nicht?'"

„Nein, freilich — denn das wäre die Wahrheit gewesen. Und wer die Wahrheit geigt, kriegt den Fiedelbogen an den Kopf! Was will denn übrigens der andre Baron bei uns?"

„Besuch machen!"

„Besuch machen!" echoete der alte Herr, etwas ärgerlich. „Das ist so ein modernes Wort, was ich nicht verstehe. Besuch machen, das heißt Leuten Zeit stehlen und Unbequemlichkeiten verursachen. Da soll ich eine Viertelstunde lang Gott weiß welchen dummen Schnak über mich ergehen lassen, Redensartigkeiten hin- und herschieben, bei denen man sich beiderseits nichts denkt, freundlich thun, während ich nichts davon empfinde, und mein altes Gesicht zu gesellschaftlicher Verlogenheit, will sagen: unechter Liebenswürdigkeit, Herzlichkeit auf Kommando verstellen — ach, Kind, diesen Mummenschanz hättest du mir ersparen können!"

Annie trat noch näher; mit einem gewinnenden Lächeln der Bitte legte sie dem Vater die Hand auf die Schulter:

„Sei mir nicht böse," sagte sie leise, „ich konnte es nicht mit guter Manier ablehnen. Es war freundlich gemeint. Und, Papa, willst du nicht auch ein wenig an mich dabei denken? Siehst du, dir ist das eine Last, aber ich bin jung, ich hätte so gern ein wenig Umgang, damit ich nicht ein Gänschen bleibe. Es sind wirklich nette Leute — Asta Marenholz und der — — der Graf Breying werden dir schon gefallen, sie sind so schlicht und verbindlich und lustig — —"

„Graf auch noch," der alte Herr ruckte bei dem Worte so heftig zusammen, daß Annies Hand von seiner Schulter glitt. „Gegen deine Verwandten kann ich nichts einwenden. Ich werde mein Möglichstes thun, sie gut zu empfangen. Den Herrn Grafen aber verbitte ich mir. Einen Grafen sehe ich unter keinen Umständen in meinen vier Pfählen. Hier bin ich selber Graaf." Er lachte ärgerlich über diesen Namenswitz, der ihm so mit untergelaufen. „Aber ich warne dich, Annie, lasse dich nicht tiefer mit den Leuten aus jener Sphäre ein. Es taugt nichts für ein Bürgerkind. Diese Leute sind aus einer ganz andren Welt. Ihre Sprache ist nicht unsre Sprache. Ich habe nichts gegen den Adel. Preußen wäre nicht aufgekommen ohne ihn. Unsres deutschen Vaterlandes Einheit, gegen die sie sich lange gesträubt haben, diese Herren ‚Von', wäre nicht errungen worden, hätten sie nicht so brav, so heldenmütig ihr Blut dafür verspritzt. Gewiß, ich bin nicht so engherzig, aber ich bin nun einmal ein schlichter Mann, ein Bürger, habe meinen Stolz, meinen Bürgerstolz, will mit jedem, der sozial über mir zu stehen glaubt, nichts zu thun haben. Da hast du's! Ich brauche nur den Kasten aufzusperren, da könntest du Karosse rollen, Johannes Offizier werden und nicht einmal etwa in einem billigen Regiment, denn gegen mein ehrlich erworbenes Geld, meine reine Bürgerehre und meinen unantastbaren Namen könnte auch der stolzeste Baron nichts einwenden. An Konnexionen fehlte es dem Jungen auch nicht, wenn ich nur bei unsrem gütigen, teuren Herrn, dem Kronprinzen Königliche Hoheit anklopfen wollte, der mich von der Gewerbeausstellung her kennt, oder unsrem großen Fürsten Bismarck, der bei mir mit der Frau Fürstin schon gekauft hat, als er noch simpler Herr ‚Von' war, und den ich immer selbst bedient habe, bis er Graf wurde und Fürst, weil mir der Mann gefiel, weil er nicht stolz war, immer schlicht und sachlich und lustig, je nachdem, aber ohne jeden Spahn! Und wenn ich wollte, könnte ich euch die schönste Herrschaft kaufen, die adligen Nachbarssöhne würden schon — —" hier unterbrach er sich plötzlich, „aber was schwatz' ich dir da alles vor! Kurz, was ich sagen wollte: Halt deinen alten Bürgernamen in Ehren, dräng dich nicht in vornehme Kreise,

ich warne dich, du verlierst da nur dein besseres Selbst, mein Kind, da du nun doch einmal ein Bürgermädchen bist. Siehst du, mein Bruder Eberhard, dein Onkel, das ist so ein Streber! Ja, ein guter, braver Kerl, aber ein Streber, der partout über seinen Stand hinaus will. Nun, mag's ihm gelingen, ich wünsche ihm alles Gute. Aber ich schäme mich meiner Eltern nicht. Unser Vater hat als Kammachergeselle angefangen — ich bleibe bei der Stange. Mir kommt kein Graf über meine Schwelle! —" „Außer," setzte er lachend hinzu, „wer gut bürgerlich auf diesen Namen getauft ist. Damit basta!"

Er wollte abgehen, kam aber noch einmal zurück.

„Nein, Annie, glaube nicht, ich poltere! Ich meine es gut mit dir, Kind! Mein Bruder hat ein armes, adliges Fräulein geheiratet, auch eine Marenholz, übrigens eine sehr brave Dame, alle Achtung! Aber seitdem haben sie da alle ihren Nagel! Nein, dränge dich nicht in die Sphäre der Leute da ein, die etwas Besseres sein wollen als wir. Laß dich nicht blenden von Titeln und Uniformen, von Eleganz und modernem Schliff und ihrer falschen vornehmen Liebenswürdigkeit — du bist ein Bürgerkind — Umgang außerhalb unsres Kreises kann dich nur mit deinen Verhältnissen unzufrieden machen. Bist nun heute dagewesen, was mir gar nicht lieb ist, und bist nun schon mit einem ganz andren Gesicht wiedergekommen! Damit laß es nun aber genug sein!"

Herr Graaf ging jetzt wirklich ab, die Schlafrockquasten heftig schüttelnd, nach der Werkstatt im Hinterhaus, um für sein kleines Kunstwerk Bimstein zu holen.

Seine Rede hatte auf Annie heute nicht den Eindruck gutgemeinten Faselns gemacht, den sonst seine Expektorationen auf sie machten. Das Dienstmädchen obenein war inzwischen eingetreten, hatte die Lampe gebracht, war ab- und zugegangen, um den Tisch zum Abendbrot zu decken — und der alte Herr hatte auf deren Anwesenheit keine Rücksicht genommen und nicht bemerkt, daß Annie ‚wie auf Kohlen' den Schluß seiner Auseinandersetzung erwartete.

Nun stand sie und blickte mit gereizten, leidenschaftlichen Augen im Zimmer herum — nichts hielt ihrem Vergleiche stand; seit sie heute in eine andere schönere Häuslichkeit hineingesehen, war sie fremd in ihres Vaters Haus geworden.

„Reine Servietten, Therese!" fuhr sie das deckende Mädchen an.

„Nanu, Fräulein? Is ja heut erst Donnerstag!"

„Fräulein?" sagte heftig Annie. „Nennen Sie mich in Zukunft — —"

„Gnädiges Fräulein!" hatte sie fortfahren wollen, doch war ihr das Wort im Munde stecken geblieben. Sie fühlte, sie würde sich damit vor dem Mädchen einfach lächerlich machen.

So wendete sie sich kurz ab und lief in das dunkle Vorderzimmer, während Therese ihr verdutzt nachblickte.

Da stand sie nun, legte die Stirn an die Scheiben und sah auf die Schilder drüben am Hause jenseits der engen Straße, die beim Licht der Laterne vor dem alten räucherigen Gebäude ganz gut zu lesen waren.

„Schneidereit und Sohn, Lederhandlung."

Das war ‚Onkel' Schneidereit, wie die Graafschen Kinder gewöhnt gewesen, ihn zu nennen, der öfter zu Papa in städtischen Sachen (beide waren in der Einschätzungskommission) herüberkam und immer so derbkräftig nach Fellen roch.

„Scholwien, Schneider."

‚Tante' Scholwien, zu der sie, solange sie und Johannes klein waren, öfters gegangen, weil sie da auf dem Schneidertisch am alten braunen Kachelofen mit ganzen Armeen von Hosen-Knöpfen Soldaten spielen durften. Dann langte ‚Tante' Scholwien wol in die Schublade, holte eine ‚Schrippe' heraus und ‚schmierte' sie mit Bratenschmalz. Und die Kinder aßen und guckten dem mit gekreuzten Beinen auf dem Tische Faden langziehenden ‚Onkel' Scholwien zu, und es schmeckte ausgezeichnet.

„Restauration von Paul." — „Auch werden kleine Fuhren gefahren!"

Von dort ließ sich Papa seine ‚kleine Weiße' holen, die er zum Frühstück trank. Bisweilen waren die Kinder mithinübergegangen mit dem Mädchen; und der altgewordene Bierdunst, der in dem Keller die Stelle der Luft vertrat, die Würste mit großen Speckstücken, der rote Schinken mit dem runden fettglänzenden Knochen waren ihr vertraute

Eindrücke, dem schönen Mädchen, das am dunklen Fenster stand und zuschaute, wie bei Pauls eben ein spektakelnder Betrunkener die Kellertreppe hinaufgeworfen und auf die Straße gestoßen wurde. — —

„Das ist meine Welt! Das sind die Eindrücke meiner Kindheit!“ murmelte sie mit zuckender Lippe und sah sich im Geiste wie heute Nachmittag in der Villa des Onkels Kommerzienrat, Unter den Linden, bei Bauer, am Arm des schönen Offiziers, im Gespräch mit dem interessanten Grafen.

„Nein, dies ist meine Welt gewesen!“ sagte sie plötzlich laut und heftig in das finstre Gemach hinein und erschrak vor ihrer eignen Stimme. „Heute Nachmittag habe ich zum ersten Male Lebensluft geathmet. Und niemand wird mich hier festhalten!“

2. Kapitel.

Die drei Herren — Marenholz nunmehr in Civil — waren inzwischen in der Königgrätzer Straße bei Frau von Belleville angelangt.

Frau von Belleville hat einen der letzten ‚Salons‘ in Berlin. Es gibt dort wirklich noch ästhetische Abende, mageres Büffet, Thee, an dem nur der Name nicht anzuzweifeln ist, und ermüdend viel Esprit.

Frau von Belleville hat ein eigentümliches Talent, werdende Berühmtheiten zu wittern. Mancher, der zehn Jahre später erst seinen „Erfolg“ hatte, war dort schon lange in die litterarischen Kreise Berlins eingeführt; und kaum irgend jemand, der ein versprechendes Erstlingswerk herausgebracht, oder von dem das Gerücht ging, daß er seit einiger Zeit merkwürdig oft über Herrn von Hülsens Schwelle gewandelt, war im stande, sich den liebenswürdigen Einladungen der ehrwürdigen alten Dame auf die Dauer zu entziehen. Und namentlich fanden sich dort interessante, aber etwas verschuldete Kavaliere, die mit der Feder zu sündigen begannen, und reiche hübsche Töchter bürgerlicher Familien, welche Apoll auf Kosten der väterlichen Börse huldigten, zusammengebeten, wie unwürdige Zungen behaupteten, weil ‚Gold das Eisen anzöge.‘

Wovon lebte die gute alte Dame?

Niemand hat es je ergründet — und die es ja wußten, schwiegen im eignen Interesse. Gern aber und mehr als glaubwürdig oft versicherten die Eingeweihten, daß auf dem reinen Ehrenschilde der Frau von Belleville auch nicht der geringste Makel hafte. —

Graf Breying hatte seine ‚Erregung‘ haben wollen, er hatte gehofft, sie würde ihm in der Form eines kleinen Spiels werden, das man in einem der vielen Kabinetts der gastlichen alten Dame arrangieren könne — sie ward ihm indes in völlig andrer Form.

Der Dichter hatte heute Nachmittag ein reizendes, naives Mädchen aus der Heiligengeiststraße kennen gelernt, ein temperamentvolles, impulsives Kind, welches ihm gestand, daß sie seine Gedichtsammlung gelesen. Papa habe ihr dieselbe aus den Händen genommen und — unschuldiges Satinpapier — in den Ofen geworfen. Aber der gräfliche Dichter des Naturalismus hatte doch erkannt, daß seine Lieder auf diese junge Seele den eigentümlich erregenden Eindruck gemacht, den naturalistische Verse auf die halbreife Jugend zu machen bestimmt sind. Und er hatte sich nicht gescheut, auf der dunklen Brücke, die so bereits von ihm zu seiner Leserin bestand, die ersten, zögernden und so reizvollen Schritte zu thun.

Heut Abend nun sollte er Annie Graaf lieben lernen.

Frau von Belleville saß mit ihm allein in ihrem Kabinett, der Stätte stiller Sammlung, wo ihre feinsinnigen Gesellschaftsskizzen entworfen, empfunden, gedichtet und niedergeschrieben wurden, dieselben, welche ein verständnisvoller Berliner Verleger unter dem sinnigen Titel „Peeoblüten“ jüngst veröffentlicht hat.

Sie blätterte in einem Notizbüchlein, einer Art intimen kleinen Adreßkalenders

Adreßkalenders ausschließlich weiblicher Namen.

Der Dichter folgte ungeduldig dem feinen Spiel ihrer vornehm-bleichen, alten Finger — ihn plagte die leise Furcht, daß der feingeistige schmale Lehnsessel aus geschnitztem Holz, der unter ihm sanft knackte, zusammenbrechen möchte.

„Mein lieber, junger Freund!“ sagte endlich die Dame und sah mit mütterlichem Lächeln über den Rand ihres Büchleins. „Ich glaube, ich bin im stande, Ihnen behilflich zu sein. Gewiß, gewiß, dies mein „Cornet“ wird mich richtig inspiriert haben. Gedulden Sie sich vierzehn Tage — —“

„Gedulden Sie sich vierzehn Tage," seufzte der Graf. „Ich wollte, ich könnte das jedem sagen, der — —"

Die alte Dame hatte für diese Anspielung nur ein feines abweisendes Lächeln, das den Dichter sofort wieder zur Ordnung brachte.

„Ah," machte er bei sich, „die delikate Angelegenheit soll „feingeistig" behandelt werden. Die gute Alte ist nun 'mal nicht anders — sie muß sich etwas vornebeln!"

„Erlaubt dies kleine geheimnisvolle Buch von Nostradamus' eigner Hand nicht wenigstens eine leise Andeutung? Man sieht doch gerne, wie und wo?" fuhr er laut fort.

„Vertrauen Sie mir, lieber Breying. Nicht wahr, mein Rat ist gut — Sie haben eingesehen, daß es das beste für Sie ist, wenn Sie ihm folgen und sich rangieren. Das Weitere müssen Sie Ihrer mütterlichen Freundin überlassen!"

„Und diese mütterliche Freundin wird mir in vierzehn Tagen — —"

„Wird Ihnen in vierzehn Tagen eine Einladung zu einem litterarischen Abend schicken, der für Sie arrangiert sein wird. Sie werden eine kleine gewählte Gesellschaft finden und werden eine neue Arbeit von Ihnen vorlesen. Nichts Naturalistisches, wenn ich bitten darf. Eine hübsche kleine stimmungsvolle Novelle. Setzen Sie all Ihr Talent an diese Arbeit. Denn das Schicksal wird sie Ihnen mit ungefähr dreimalhunderttausend Thalern honorieren. An diesem Abend wird eine junge Dame sich in Sie verlieben, eine junge Dame, welche bis dahin von allen Seiten auf Sie wird aufmerksam gemacht worden sein. Diese Dame ist hübsch, temperamentvoll, sprühend von Geist und blühend von Gesundheit, aus sehr guter Familie; wenn ihr Vater auch ein wenig bourgeois ist, so ist er doch seiner Zeit von Sr. Königlichen Hoheit dem Kronprinzen auf der Gewerbeausstellung besonders ausgezeichnet worden, und ich weiß, daß früher selbst Fürst Bismarck bei ihm aus- und eingegangen ist — er stand mit dem Fürsten in geschäftlicher Beziehung. Sein Bruder ist Kommerzienrat, besitzt eine Villa in der Tiergartenstraße —"

„Kommerzienrat Graaf," warf lächelnd Breying ein.

Die alte Dame sah bestürzt auf.

„Sie sprechen von Fräulein Annie Graaf aus der Heiligengeiststraße, Gnädigste?" fuhr der Dichter fort. „Diese junge Dame habe ich die Ehre zu kennen. Es ist eine Verehrerin meines unwürdigen Talents — —"

„Schön, ich wünsche Ihnen alles Glück!" sagte trocken die Greisin. „Da können Sie also meiner Hilfe entraten."

„Ich bitte, ich bitte," rief der Graf, „wie sollte ich ohne die Unterstützung meiner teuren mütterlichen Freundin —"

„Also gut! Es bleibt bei dem Vortragsabend. —"

Wenige Minuten darauf saß Graf Breying sinnend in der Kaminecke des Salons und spann einen glänzenden Traum aus — Marenholz, Franz Graaf und ein paar andere Herren hatten im Nachbarzimmer ein honettes Spielchen begonnen. Da draußen im Westen — Hardenbergstraße oder sonstwo — gab es so reizende Gartenvillen; da würde in absehbarer Zeit ein gräflicher Dichter leben, in heitrem Lebensgenusse, an der Spitze eines großen Vermögens, zur Seite einer schönen, jungen, temperamentvollen Frau, in einem Interieur, das Luxus und vornehmer Geschmack auf das behaglichste ausgestattet, ungedrängt von Gläubigern, entrückt der Misere des Chambregarnies und der Wirtshaustafel — und da, wenn den Dichter die Lust anwandelte, würden ihm auch die „schwankenden Gestalten" nahen, die es ihm in der Quere und dem Trubel seines jetzigen Lebens so schwer festzuhalten gelang, die scheuen Musen, und würden sich eher herbeilassen, ihm den Kranz zu reichen, den Kranz „Erfolg", den Kranz „Ruhm", nach denen er bisher eigentlich nur um des Erwerbs willen so ein brennendes Verlangen trug.

Und wer würde das schöne, temperamentvolle, junge Weib sein — die Spenderin all jener Märchenpracht? — Annie Graaf, das Kind der Heiligengeiststraße, die Erbtochter.

Seltsam — je mehr der Sinnende seinem goldglänzenden Traum nachhing — je sehnender und inniger erfüllte sich sein Herz mit jenem holden Zauber, den die Menschen „Liebe" nennen — und als ihn endlich Franz Graaf mit der Aufforderung aufstörte, mitzukommen und „noch einen Spaten bei der Irma zu trinken", da war die angenehme Selbsttäuschung vollkommen — da liebte Breying Annie.

„Das ist auch so eine Sumpfhöhle, wo Sie Naturalist uns hingeschleppt haben!“ sagte Marenholz zu dem gräflichen Dichter, als die Herren sich in dem Restaurant auf den durchgesessenen Rohrstühlen an einem der inschriftenzerschnittenen Holztische niederließen.

Eine in roten Plüsch gekleidete Kellnerin von tadellosem Wuchs und etwas übernächtigem, aber hübschem Gesicht, „die rote Irma,“ hatte ihnen ein Zeichen gegeben, in welchem der Zimmer sie serviere, und diesem Zeichen waren die Herren gefolgt.

„Drei Herren? Macht vier Spaten!“ hatte die rote Maid dann bemerkt, nachdem sie den Herren beim Ablegen der Paletots behilflich gewesen, vier Glas Bier gebracht und am Tische Platz genommen.

„Nun, Grafen und Barone, wie geht's denn heut?“ eröffnete sie die Konversation.

„Teufel, woher wissen Sie denn, Kindchen, daß wir Grafen und Barone sind?“ fragte Franz zurück. „Ich bin Lehrling in 'nem Handschuhgeschäft, die Herren sind streikende Maurer! Übrigens steigt Ihnen meine Blume!“

„Prosit!“

Dann wurde die Schenkin abgerufen.

Die Herren saßen in dem öden Lokale, gähnten und studierten die Inschriften an den Wänden; „Pale Ale“ „Knickebein“ – eine illustrierte Anzeigetafel der Hamburg-Amerikanischen-Paketfahrt-Aktien-Gesellschaft mit einem großen Ozeandampfer – „Maibowle“ – eine Bleifederzeichnung irgend eines lustigen Bauführers, Fräulein Irmas Porträt darstellend, mit der Unterschrift „Irma, ich liebe dich“ und ähnliches.

„Pahle-Ahle!“ las Franz laut ab — die deutsche Aussprache sollte ein Witz sein — und „Pahle-Ahle“ wiederholte gedankenlos Breying.

„Warum geht man eigentlich in solches stumpfsinnige Lokal, wie dieses?“ fragte Marenholz.

„Gutes Bier!“ erwiderte Franz. „Trefflich gehaltenes Bier!“

„Naturalistischer Studien halber!“ sagte der Graf.

„Keine Blague, Poet!“ meinte Joseph. „Ich nenne das einfach Sichselbstanöden!“

„Ein starkes Bier ein beizender Tabak – und eine Magd im Putz! Goethe hat doch einige Verse, die man gelten lassen kann!“ begann Franz.

„Kein Bein!“ Der Graf nahm sofort den Fehdehandschuh auf, und die beiden Herren stritten.

Marenholz starrte noch ein paar Augenblicke in die glockenlose Gasflamme und erinnerte sich dann, daß er zu Haus beim Umkleiden einen Brief vorgefunden und zu sich gesteckt.

„Ah, Astas Hand!“ murmelte er, wie er den Brief hervorzog.

Während die Litteraturfehde der anderen heftiger entbrannte, las er:

„Mein Liebster!

Eben bist Du gegangen, und schon läßt es mir ‚keine Ruh‘ – ich muß Dir schreiben. Ach, Joe, Du herzlich geliebter Mann, warum hatten wir heute Nachmittag keinen Augenblick für uns allein? Immer kam jemand und nahm mich in Anspruch, und doch hatte ich gerade heute so sehr das Bedürfnis, recht, recht gut gegen Dich zu sein und Dir einmal ganz zu zeigen, wie sehr ich Dich liebe. Warum dies Bedürfnis so stark über mich gekommen ist? Ich will es Dir sagen, mein Joe. Weil ich heute morgen ein Buch eines jener jungen Autoren gelesen, welche schonungslos den Schleier vom Leben der jungen Männer ziehen. Da – bei dieser traurigen Lektüre – sagte ich mir immer die Worte vor: ‚Der Deine ist besser, der Deine ist nicht so wie die Anderen!‘ Und dann konnte ich mit Mühe nur die Zeit erwarten, da Du kommen mußtest, um Dir zu zeigen, wie ich Dir vertraue, wie ich an Dich glaube, Du Einziger, wie nichts in meinem Herzen ist, als Du, Du allein! Fragen wollte ich Dich, ob Du ebenso ausschließlich nur mich (keine andere, nie vorher eine andere) liebst, nicht fragen, nur aus Deinem lieben Munde die Bestätigung hören, die mich so froh gemacht hätte, die mich nun, morgen, wenn Du kommst, Geliebter, so froh, so glücklich, so stolz machen wird!“

Hier legte sich Fräulein Irma, welche ihre anderen Gäste befriedigt hatte, über Josephs Schulter, warf einen raschen Blick in den Brief, den er zwar sogleich zusammenklappte, und flüsterte ihm mit heftiger, leiser Stimme ins Ohr: „Ah, eine Damenhand, mein feiner Kavalier – ich denke, du – –!“

„Pfui Teufel!“ fuhr Marenholz auf, „was erlauben Sie sich, was soll dies unanständige Betragen heißen!“ und schüttelte das Mädchen von seiner Schulter ab, auf

welche es sich mit Arm und Brust fest aufgelehnt hatte.

Die Dame trat einen Schritt von ihm fort und maß ihn mit einem langen, erstaunten Blicke aus halbgeschlossenen Augen.

„So, pfeift plötzlich der Wind daher?“ sagte sie dann spitz und wendete ihm den Rücken, um sich zu Franz zu setzen.

Marenholz klappte Astas Brief zusammen und steckte ihn fort. Er hatte doch nicht das Herz, ihn jetzt und in dieser Umgebung weiter zu lesen.

„Immer noch Faust?“ fragte er in den Disput der beiden hinein. „Wißt ihr, welcher Vers mir durch den Sinn geht?

‚Gesellschaft könnten sie die allerbeste haben
Und laufen solchen Dirnen nach!‘“

„Ja es ist jämmerlich, es ist unverständlich, es ist einfach insipide, Breying und Franz, daß wir hier sind!“

„Wie sagte der heut etwas moralische Herr da drüben?“ fragte das Mädchen lächelnd Franz, „Gesellschaft könnten wir ...“

„Gesellschaft könnten wir,“ fiel Marenholz ein, ihr mit ruhiger Nachlässigkeit gerade ins Gesicht sehend, „die allerbeste haben und laufen solchen Dirnen nach!“

„Das ist stark!“ Sie verfärbte sich und stand auf.

„Irma, zahlen!“ antwortete Marenholz.

„Na, na, erst austrinken lassen,“ beschwichtigte Breying, der den Zusammenhang nicht begriff; doch eilte er sich, seinen Krug zu leeren, da Joseph schon stand.

Das Markstück Trinkgeld, welches Joseph, der „den Bettel für die anderen gleich mit abmachte,“ liegen ließ, blieb unberührt auf dem Tisch liegen — wie Franz vom Ausgang einen raschen Blick auf die Hebe im roten Sammt zurückwarf, bemerkte er, daß sie mit bitter zuckenden Lippen stand, Marenholz nachblickte und das Weinen zu unterdrücken schien.

„Warum der brüske Aufbruch, edler Tannhäuser?“ fragte unten der Graf. „Ein moralisches Aufstoßen?“

Marenholz antwortete nicht, sondern schob seinen Arm in den seines zukünftigen Schwagers.

„Deine Schwester ist ein prächtiges Mädchen,“ sagte er ihm halblaut. „Ich will verdammt sein, gehe ich je wieder in eine Weiberkneipe!“

„Es ist eine dumme, stumpfsinnige Gewohnheit,“ erwiderte Franz lachend, „Leute wie wir haben im Grunde da nichts verloren. Weißt du, Breying schleppt uns immer wieder hinein!“

„Der Dichter in ihm bedarf das!“ meinte Joseph.

Breying, der ein wenig abseits ging, warf einen kurzen, scharfen Blick auf Marenholz, dann bemerkte er höhnisch:

„Der Teufel, welche interessante Charakterentwickelung in unserm Adonis, seit er der schönen Sarmatin den Abschied gegeben. Wißt ihr, das Stücklein will ich in Verse bringen, das Stücklein vom dürren, reuigen Herzen, das grüne Blätter bekam und zwar gerade in der Lasterhöhle!“

„Kindchen, seien Sie um Gottes willen vernünftig,“ erwiderte Marenholz ärgerlich, „lassen Sie die Sarmatin ruhen. Wenn Sie einen Funken dichterischen Empfindens in sich tragen, so müssen Sie fühlen, daß es ein ganz eignes Glück ist, eine Verjüngung unseres Herzens, eine Art Weihe, sich von einem reinen, jungen, geistig hochstehenden Weibe geliebt zu wissen!“

Der Appell an den Dichter in Breying that seine Wirkung.

Nachdenklich ging er neben den anderen die Königgrätzerstraße hinunter. Endlich sagte er:

„Marenholz, Franz — lacht mich aus — ich habe euch ein Geständnis zu machen: Ich liebe!“

Die anderen beiden, selbst Joseph, der so seltsam ernst gewesen, seit er Astas Brief gelesen hatte, lachten fröhlich auf.

Breying wollte böse werden, besann sich aber eines besseren:

„Mokiert euch immerhin — dies ist eine Liebe, die mich zu den schlimmsten und den edelsten Thaten treiben wird: Ich werde heiraten, und ich werde arbeiten!“

„Donnerwetter!“ sagte Franz, stehen bleibend.

„Franz, was für ein Mann ist Ihr Onkel Graaf in der Heiligengeiststraße?“ fragte der Dichter weiter.

„Der?“ erwiderte Franz gedehnt. „Doch nicht die kleine Annie? Teuerster, mein Onkel ist von jener aussterbenden Rasse Berliner Philister, die keinen Adligen riechen können. Ich gehe jede Wette ein, da verschwenden Sie der Liebe Müh. Ein Prinzipienreiter, blind, taub; eher tritt Ihnen

das Kriegsministerium das Stückchen Straßenland dahinten" — sie waren gerade am Museum für Völkerkunde — „zur Durchlegung der Zimmerstraße ab, als Onkel Heinrich einem Grafen seine einzige Tochter! Übrigens keine üble Idee, Annie ist reich, aber — wie gesagt, jede Wette!"

„Wetten wir drei Körbe Sekt?" fragte Breying.

„Um Himmels willen! Aber meinetwegen, wenn Sie uns durchaus einmal etwas ponieren wollen," erwiderte der gutmütige Franz.

„Also, es gilt! Marenholz, Sie hören es!" wandte sich der Dichter an den stumm und in sich gekehrt daneben gehenden Leutnant. „Hat mir der Vater meiner Angebeteten nicht binnen drei Wochen von heute die Pforten seines Hauses gastlich geöffnet, drei Körbe Moët & Chandon, zwischen Franz und mir!"

„Ich höre!" sagte Joseph zerstreut.

„Wohin jetzt?" fragte nun der junge Graaf. „Ich habe Hunger. Wo werden wir zu Abend essen?"

Marenholz entschuldigte sich und trennte sich von den anderen, er habe noch zu arbeiten und müsse nächsten Morgen um fünf Uhr in Dienst. Er wohnte in der Bernburger Straße.

Es war gegen zehn Uhr, als der Offizier sein Wohnzimmer betrat. Sein Bursche hatte ihm draußen gemeldet, daß eine verschleierte Dame ihn erwarte. Die Dame habe sich nicht abweisen lassen, sagte, sie käme von seinem Wäschelieferanten und brächte eine Rechnung.

Ärgerlich stieß Joseph, ohne erst abzulegen, die Thür zu seinem Salon auf — und fuhr zurück.

In dem matten Licht der großen Lampe auf dem schwarzen, inkrustierten Tisch, die ein blaßblauer Schleier deckte, stand hochaufgerichtet, die Hand auf dem Herzen, die schöne Frau, welche ihm heute Nachmittag Unter den Linden begegnet und Franz so neugierig gemacht.

Das Zimmer war fast dunkel, da die schwarzen Möbel, die schweren Teppiche, Polster und Portieren alles Licht einzuschlucken schienen.

Marenholz blieb in der Thür stehen, wie erschrocken.

„Joseph — —!" sagte sie mit einer leisen, tiefen Stimme in einem Ton, durchzittert von Herzeleid, flehentlichem Vorwurf, leidenschaftlicher Bitte.

Der junge Mann schlug seine Linke vor die Augen.

Ein schwerer, banger Seufzer kam von den Lippen der Dame, die einen raschen, seidenrauschenden Schritt ihm entgegen that, ihm mit den wunderschönen, schwarzen Augen, deren Ränder von Battist rotgerieben schienen, angstvoll in das Angesicht blickend.

Eine lange Stille entstand,

„Kein Wort — keinen Blick — nichts?" hub dann die Fremde von neuem an, und die starken fremdländischen Laute ihres Organs vibrierten eigentümlich sonor in den Ecken des Gemachs.

Da er nicht antwortete, in seiner Stellung verharrte und sich wie müde gegen den Thürpfosten lehnte, schienen Thränen in ihren Augen aufquellen zu wollen. Doch warf sie mit einer schönen, stolzen Bewegung das Haupt, das eine mächtige Fülle schwarzen Haares trug, hintenüber und kämpfte die aufsteigenden Perlentropfen nieder.

„Nun," begann sie dann von neuem, und die vollen Lippen bebten, „ich bin nicht gekommen, Sie um eine Liebe zu bitten, die Sie mir entzogen. Nein, mein Freund, ich bin gekommen, um zu scheiden. Joseph, Sie waren mir viel, nicht viel, alles! Joseph, mein Freund, ich danke Ihnen! Oft habe ich mir gesagt, daß es ja einmal würde enden müssen — nun ist die traurige Stunde da, vor der ich gebangt habe. Wohlan, Sie sollen mir ein freundliches Andenken bewahren — Sie sollen nicht arm in die Ehe eintreten, die Sie mit einem reichen Mädchen schließen wollen. Da habe ich über mein Geld zu Ihren Gunsten verfügt, denn über meine Zukunft verfügte ich so, daß ich des geprägten Goldes nicht mehr viel bedürfen werde. Erschrecken Sie nicht, es ist kein Grund dazu. Ach, Liebe blühte auf, Liebe stand in herrlicher Frucht, Liebe starb! Und ach, Joseph, es muß wohl so sein, da es von Anbeginn der Welt so war. Aber wie trübe, wie trostlos sind diese Tage. Komm, mein Freund," sie streckte mit einer herrlichen plastischen Pose beide Arme gegen ihn aus, „komm, küsse mich ein letztes Mal, zum Scheiden, zum Scheiden, fürchte nicht, daß ich dich festhalten will, deinen Körper,

nachdem ich deine Seele, die mein war, verloren. Komm," ihre Stimme erhob sich zu leidenschaftlicher, zwingender Werbung, „einen letzten Kuß — dann geh."

Joseph hatte die Hand sinken lassen, widerwillig gehorsam, im Banne ihrer mächtigen Augen trat er langsam näher und näher, bis plötzlich ihre vollen Arme sich um ihn schlugen, ihr zuckender Körper sich gegen ihn warf, ihre Lippen auf den seinen brannten.

„So kalt, so kalt!" flüsterte sie. „Geh!"

Damit stieß sie ihn von sich, senkte das Haupt, das Licht ihrer Augen erlosch; Thränen erstickten ihre Stimme, wie sie noch einmal flüsterte:

„Sei glücklich!"

Ein Seidenrauschen — sie hatte das Zimmer verlassen. —

Joseph stand noch eine Weile sprachlos, wie an denselben Fleck gebannt, da sie ihn verlassen. Dann that er langsam zwei Schritt zu dem nächsten Sessel, ließ sich in denselben sinken und bedeckte das Antlitz mit beiden Händen.

Als er sich wieder erhob, warf er in starker Erregung die Arme vor sich hoch:

„Asta, Asta!" rief er mit einer Stimme, deren inniger Klang ihm selbst wundersam ins Ohr fiel. „Diese hatte keinen Fluch für dich — diese wünscht dir nur Segen. Und ich schwör's dir bei ihren Schmerzen, alle ihre Thränen sollen Lächeln auf deinem lieben Gesicht werden. Asta, du sollst Vertrauen hegen dürfen — wie anders soll die Zukunft sein, als die Vergangenheit war. Ich gelobe es dir, ich verpfände dir meine Ehre, du sollst einen braven Kerl heiraten!"

Dann klingelte er eilig, setzte sich zu einem Briefe an seine Verlobte nieder und hieß den Burschen nachsehen, ob die Dame auch aus dem Hause gekonnt hätte, welches ja um 10 Uhr verschlossen zu werden pflegte, und ihr in unauffälliger Entfernung das Geleit geben, bis sie in ein Haus gegangen wäre.

3. Kapitel.

Das Morgenlicht schien grell in Breyings Zimmer, das am Waterloo-Ufer parterre belegen war.

Auf dem Bette, halbentkleidet, lag der Dichter; Rock, Manschetten, Schlips, Hut und Schlüssel als malerisches Stillleben vor ihm auf dem Teppich — auf dem Sofa, den Cylinder schief auf dem Kopfe, eine ausgegangene Cigarre, die ihm aus dem Munde gefallen, auf der Kravatte, ruhte in der Pose eines Erschlagenen Franz — beide sahen in diesem scharfen Morgenglanze unheimlich bleich aus, der eine, wie der andere.

Auf dem Nachttischchen verlosch eben das niedergebrannte Licht. Von der verkohlten Papiermanschette des Leuchters war ein widerlicher Qualm ausgegangen, der wie eine Wolke durch das stille Zimmer schwebte, und plötzlich den jungen Herrn auf dem Sofa, dessen Nase er kitzelte, niesen machte.

Von dem Geräusch erwachte derselbe, fuhr in die Höhe, griff sofort mit beiden Händen nach dem schmerzenden Kopfe und blickte erstaunt um sich. Der Cylinder inzwischen fiel über die Lehne hinter ihm mit einem lauten Knall auf das Parkett.

Da erwachte auch Breying und richtete sich jäh auf, mit verdutztem Gesicht seinen Gast anstarrend.

„Je — ich bin ja bei Ihnen?"

„Je — wo kommen Sie her?"

Diese Ausrufe kreuzten sich — noch starrten die Herren einander einen Augenblick fassungslos an, dann brachen sie beide in fröhliches Lachen aus.

Aber auch das Lachen brach gleich wieder ab.

„Au!" rief Franz und duckte den Kopf.

„Au!" antwortete Breying und that desgleichen.

Die Erschütterung des Zwergfells thut im Haupte weh, wenn man —

„Dieses nennt sich ein pyramidaler, ein sträflicher Brummschädel!" murrte Franz und wies mit kläglichem Lächeln auf seine Stirn.

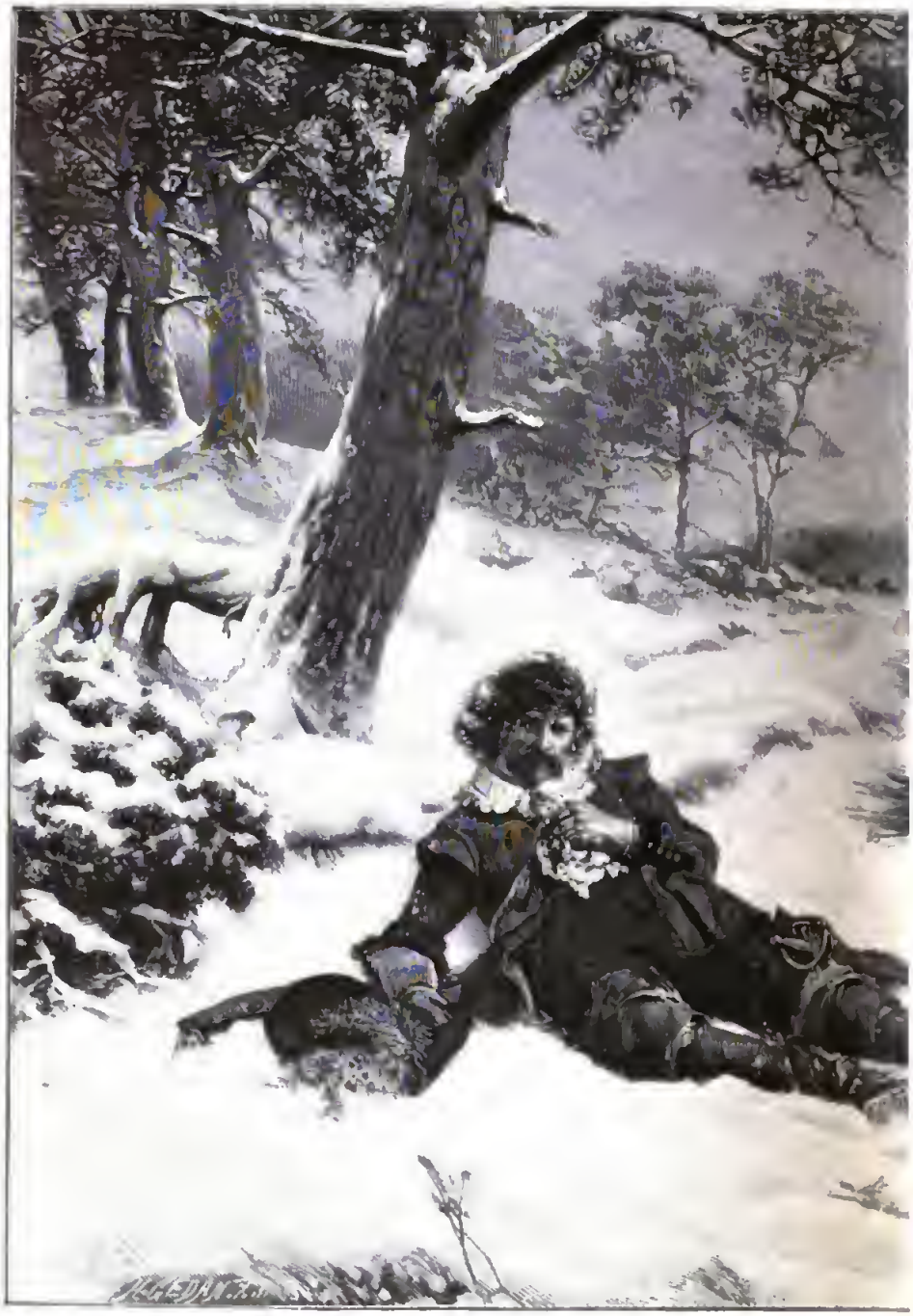
„Dieses auch, mein Freund!" gab der Mann auf dem Bette zurück, mit dem gleichen schmerzlichen Gesichtsausdruck, und wies auf die seine.

„Teufel, wie spät? Night's candles are burnt out, es ist schon hell!" fragte dann der Inhaber des Sofas.

Beide Uhren waren abgelaufen.

Franz stand ächzend auf und streckte die zerschlagenen Glieder.

(Fortsetzung folgt.)



Nach verlorener Schlacht. Nach

ein Gemälde von Werner Schuch.

Zur Erinnerung an Heinrich Schliemann.

Eine Woche in der Troas. Von Dr. Rud. Menge. (Abdruck verboten.)

Heinrich Schliemann †.

Die Fahrt nach Hiſſarlik oder Troja wird unternommen von Dardanelli aus, der erſten Dampfſchiffſtation am Hellespont. Schon hier, noch auf dem Dampfer, ſtanden wir gewiſſermaßen unter Schliemannſchem Schutz. Das Ausſchiffen iſt, beſonders im Orient, immer ein ſehr unbehaglicher Vorgang. Wie Seeräuber klimmen und klettern die Bootführer auf das Verdeck des Schiffes und ſuchen ſich der Ankömmlinge und ihres Gepäckes zu bemächtigen durch Überredung, Liſt und Gewalt. Der Anſturm war hier um ſo gefährlicher, weil auf dem türkiſchen Küſtendampfer, mit dem wir ankamen, wir nicht, wie ſonſt wohl, ſeitens der Schiffsmannſchaft Deckung hatten gegen den Angriff der lebhaften Leute. Da drängte ſich plötzlich ein Bootführer, der uns wohl als Troja-Wallfahrer erkannt hatte, an uns heran und hielt uns einen deutſch geſchriebenen Zettel vor, des Inhalts: „Allen Reiſenden kann ich dieſen Bootsmann als durchaus zuverläſſig empfehlen. Sophia Schliemann.“ Ihm vertrauten wir uns denn an und ließen uns durch Paß- und Zollamt nach dem Gaſthaus Ophrynion führen, wo wir bis zum anderen Morgen zu bleiben gedachten. Eine Art Kellner nahm uns in Empfang, führte uns zwei Treppen hoch und öffnete uns ein luftiges Zimmer mit den Worten: „Hier hat Frau Sophia gewohnt.“ Dabei wies er auf einen großen Koffer hin, der noch da ſtand und wirklich die Aufſchrift führte: „Sophia Schliemann aus Athen.“ „Wann hat ſie hier gewohnt?“ fragten wir beide wie aus einem Munde. „Vor vier Tagen. Sie iſt mit Familie und Bedienung nach Troja gezogen.“ Wie freuten wir uns der unerwarteten Kunde, beſonders ich, da ich in Athen Frau Schliemann nicht mehr angetroffen hatte. Nun ſollte ich doch die Frau noch kennen lernen, die nicht nur als Gattin ihres Mannes gefeiert wird, ſondern

sich auch persönlich um die Altertumswissenschaft Verdienste erworben hat.

Den Nachmittag benutzten wir zu einem Ausflug nach den spärlichen Überresten des alten Abydos, das weiter nordöstlich an der schmalsten Stelle des Hellespontes gelegen war. Wer sollte diese Stätte nicht kennen, mit der Erinnerungen an Xerxes' Übergang nach Europa, an Hero und Leander, an Lord Byron so eng verknüpft sind? Am anderen Morgen, Dienstag, den 17. Juni, nach vier Uhr fuhren wir auf einem Wagen, der an Einfachheit nichts zu wünschen übrig ließ, nicht ohne Fährlichkeit nach Troja. Wo wir unterwegs Halt machten, wurde uns immer wieder erzählt, daß Frau Sophia auf Hissarlik sei. Die Gegend war großenteils wohlbebaut, nur das Randgebirge, welches man vom Hellespont aus nach Süden zu durchschneiden muß, war mit Gestrüpp und niederem Kiefernholz bestanden. Hinter dem Dorfe Halileli durchfuhren wir ein schmales Wasser; es war der eine Arm des Simoeis, wie ihn Homer nennt, des Dumbrek-Eli, wie er bei den Türken heißt. Bald mußten wir Troja sehen. Und wirklich, jetzt erblickten wir am Ende des vor uns von Westen nach Osten sich streckenden Höhenzugs die mächtigen Schutthalden: eben wird einer von den kleinen Arbeitswagen auf den Bahnschienen auf den äußersten Rand vorgeschoben und umgeklappt, so daß sein Inhalt sich nach unten ergießt. Wir mußten noch um den Hügel herumfahren, bis zu seinem westlichen Abfall, dann gab es eine scharfe Biegung, und unser Roß zog uns den Weg zur Anhöhe hinauf, wo links die alte Trümmerstätte Hissarlik oder Troja, rechts die Niederlassung Schliemanns liegt.

Wir waren in Troja! So manchen denkwürdigen Ort hatte ich auf meiner Reise in Italien, Griechenland und Kleinasien betreten, aber nur selten hat mir das Herz so geklopft vor freudiger Erregung und ehrfürchtiger Scheu, wie jetzt angesichts dieses sagenumwobenen Hügels, der sein Inneres der staunenden Menschheit wieder eröffnet hat, um sie über vergangene Jahrtausende zu belehren.

Dr. Dörpfeld, den Dr. Schliemann wieder als technischen Leiter seiner Ausgrabungen gewonnen hatte, nahm uns zunächst in Empfang und wies uns nach einem Holzhäuschen, wo jedem seine Zelle zugeteilt war. Dann wurden wir Frau Schliemann vorgestellt. In fließendem Deutsch begrüßte sie uns freundlich, aber ohne alle Umstände, als ob es selbstverständlich wäre, daß wir ihre Gäste seien. Ihr Mann sei zum Hellespont geritten, wo er täglich sein Bad nehme; bis er zurückkehre, möchten wir es uns möglichst bequem machen in ihren einfachen Verhältnissen. Einfach war nun auch wirklich alles eingerichtet, aber sehr zweckmäßig. Die Niederlassung bestand aus zehn oder elf einstöckigen größeren und kleineren Bretterhäuschen, die je nach Bedürfnis in Zellen eingeteilt waren. Sie waren mit Dachpappe umzogen, zum Schutz gegen den Wind, und ebenso gedeckt. Auf den Wohnhäusern lag zur Verminderung der Hitze Laubzeug und Reisig, das durch Steine festgehalten wurde. Die Häuschen lagen getrennt von einander, um die Feuersgefahr zu vermindern, und bildeten vier Gassen. Jede Wohnzelle enthielt ein einfaches Bett, einen Tisch, eine kurze Sitzbank ohne Lehne, ein Eckbrett mit Waschbecken und Glas, und rings an den Wänden zahlreiche Fächer, die durch aufgenagelte Latten und schmale Bretter hergestellt waren; auch waren überall viele Nägel eingeschlagen, um seine Sachen unterbringen zu können. Ebenso einfach wohnte auch der Wirt, nur daß seine Zelle geräumiger war, um die kostbaren Funde und die kleine Hausbibliothek, sowie einen Schreibtisch zu beherbergen. Selbst die Dame des Hauses hatte nur wenige Bequemlichkeiten vor den anderen voraus. Etwa fünf dieser Häuschen waren für die Herrschaft und deren Gäste eingerichtet, einige für Dienerschaft, Wächter und Aufseher der Ausgrabungen, eines für Vorräte und größere Fundstücke, eines für „Salon" und Küche. Zu hinterst stand, am weitesten von den Ausgrabungen abgelegen, die Wohnung des türkischen Ephorus, der auf Kosten des Dr. Schliemann im Auftrag der türkischen Regierung hier lebte und darauf zu achten hatte, daß nicht irgendwelche wertvolle Funde ohne Wissen der hohen Pforte geborgen würden. Er hatte eigne Bedienung und verpflegte sich selbst.

Nachdem wir den Reisestaub abgeschüttelt und uns flüchtig umgesehen hatten, kam Dr. Schliemann aus der Ebene heraufgeritten und es wurde zu Tisch gerufen. Gespannt ging ich dem Augenblicke entgegen,

wo ich zum erstenmale in meinem Leben einem so berühmten Manne vor die Augen treten sollte. Ich war nicht frei von Befangenheit. Um so überraschender gestaltete sich das Zusammentreffen selbst. Ehe wir nur Zeit hatten, unsere große Hochachtung gebührend an den Tag zu legen, kam er seinerseits, schon in der Ferne das Haupt entblößend, uns entgegen und begrüßte uns so freundlich — nicht etwa herablassend —, daß alle Scheu schwand und statt deren sich eine große Zuneigung zu ihm in meinem Herzen festsetzte. Enttäuscht hatte mich freilich seine äußere Erscheinung etwas. Es ist ganz natürlich, daß man bei einem Mann, der einem eine Art Held zu sein dünkt, auch eine heldenhafte Erscheinung, in diesem Falle mit etwas schwärmerischem Anfluge, voraussetzt. Davon hatte er nichts an sich. Dr. Schliemann war kaum mittelgroß, vom Alter — er ist am 6. Jan. 1822 geboren — war er etwas gebeugt, sein Haar war dünn, sein Gang hatte etwas Trippelndes, doch hatte er noch frische Farben und ein volles, ziemlich lebhaftes Gesicht. Er trug Brille. Sein Auge blickte nicht schwärmerisch, sondern nüchtern, verriet aber Wohlwollen. Seine Haltung war so entgegenkommend, fast möchte man sagen bescheiden, daß sie uns förmlich in Verlegenheit brachte. Sein Anzug war gesucht einfach. Das gehörte wohl zu seinen Eigenheiten. Auch nachher in Halle trug er sich so, daß man hinter seiner äußeren Erscheinung den reichen und berühmten Mann nicht vermutete. Nach einigen Worten der Begrüßung gingen wir zu Tisch.

Zu den regelmäßigen Mahlzeiten mittags und abends pflegten sich alle Zugehörigen pünktlich einzufinden. Das war außer Dr. Schliemann und seiner Frau Dr. Dörpfeld, die Erzieherin und die beiden Kinder, und wir zwei. Griechische Namen umklangen uns fortwährend, denn die Hausfrau heißt ja Sophia, die eben erwachsene anmutige Tochter Andromache, der frische, rotwangige zwölfjährige Sohn Agamemnon. Die Erzieherin war auf Aréte umgetauft, der aufwartende Diener hörte auf den Namen Bellerophon, die Köchin ward Kirke gerufen. Das war so eine Liebhaberei des alten Herrn, der zu dieser seiner klassischen Umgebung durch seinen echt deutschen Namen Heinrich, bei dem ihn seine Frau anzureden pflegte, in einem gelungenen Gegensatze stand. Noch eine andere wunderliche Neigung hatte er, die den Gästen etwas unbequem war. Obgleich er alle modernen Kultursprachen, und auch einige andere, geläufig schrieb und sprach, liebte er es, besonders wenn Altphilologen anwesend waren, altgriechisch zu sprechen. Da er aber dieses natürlich neugriechisch aussprach, während wir an die deutsche — die sogenannte erasmische — Aussprache gewöhnt waren, so wurde das Verständnis manchmal recht erschwert, wenn nicht seine Gattin oder Dr. Dörpfeld helfend einsprangen. Zuweilen verstand er sich aber auch dazu, deutsch zu sprechen, besonders, wenn er längere Lebenserinnerungen erzählte.

Wir speisten in der Regel auf einem freien, etwas erhöhten Platz an einem mächtigen Tannentische, der nach oben durch eine Bretterdecke gegen die Sonne geschützt war. Ringsum standen Bretterbänke ohne Lehne, nur für den Hausherrn hatte Frau Sophia einen homerischen Thronos einfachster Bauart, ebenfalls aus Tannenholz, herstellen lassen. Das Tischtuch war durch große Steine festgehalten, denn noch heute ist Troja wie zu Homers Zeiten „windig," so daß abends statt der Petroleumlampe uns zuweilen eine große Laterne Licht spenden mußte. Meist leuchtete beim Nachtmahle noch der prächtige Abendhimmel in lichten Regenbogenfarben, in den letzten Tagen glitzerte auch die Mondsichel. War das Wetter gar zu ungünstig, so wurde in dem am Platz gelegenen „Salon" gespeist, der in seiner Einrichtung den Wohnzellen sehr ähnlich war. Dort pflegte auch jeder, wenn es ihm beliebte, sein Frühstück mit Thee oder Kaffee einzunehmen. Denn nur zur Mittags- und Abendmahlzeit fand man sich zusammen, sonst war den Tag über jeder vom anderen unabhängig. Dr. Schliemann pflegte sich meist zuerst vom Tisch zu entfernen, indem er mit einer höflichen Verbeugung ständig sagte: *συγχωρεῖτέ μοι ἀπιόντι* (Gestatten Sie, daß ich weggehe). Er begab sich dann nach seiner Zelle, rauchte eine Habanacigarre, besorgte seine weitverzweigte Korrespondenz und ruhte wohl auch etwas. Erst am spätern Nachmittage pflegte er, wieder sichtbar zu werden.

So war es auch gleich am ersten Tage. Er wies uns an Dr. Dörpfeld, der uns in den Ausgrabungen herumführen würde, und

der dieses Amtes auch in ebenso liebenswürdiger wie lehrreicher Weise waltete.

Wir müssen es uns leider versagen, in dieser Darstellung, die der Erinnerung an den Menschen Schliemann gewidmet sein soll, auf eine ausführlichere Beschreibung seiner großartigen Ausgrabungen einzugehen. Das meiste Interesse hatte natürlich diejenige Trümmerschicht für uns, welche aus der homerischen Zeit stammt. Sie zeichnet sich vor den anderen aus durch die Größe der Anlagen, die Gediegenheit des Materials und die Kunstfertigkeit der Arbeit. Der Königspalast aus dieser Periode ist mit Sicherheit nachzuweisen. Er enthält einen Männersaal von 10×20 m mit Altarbau in der Mitte. Vor diesem Saal ist ein großes Propyläon, an dessen Antenbasen man noch sehen kann, wie die Holzbekleidung befestigt gewesen ist. Ebenso ist die Thürschwelle noch vorhanden, die aus einem mächtigen Steine gebildet wird, während die übrigen Reste des Palastes aus mäßig großen, wohlbehauenen Quadersteinen bestehen. Noch großartiger ist der Bau der Befestigungsmauer mit ihren vorspringenden Pfeilern und ihren Thoranlagen. Die Mauer erhob sich auf einem kolossalen Unterbau von kleineren Steinen, der in einem Winkel von 45 Grad nach unten sich abböscht. Die eigentliche Mauer bestand, wie sich aus mancherlei Resten schließen läßt, aus getrockneten Lehmziegeln, die innen durch längsgelegte Holzbalken zusammengehalten wurden. Da nun die homerische Stadt, wie es auch in der Ilias angedeutet ist, ein Raub der Flammen geworden ist, so sind auch diese Balken vom Feuer ergriffen worden und haben die sie umschließenden Lehmsteine teils mehr, teils weniger rot gebrannt. Wurde irgendwo die Flamme durch Einsturz erstickt, so *verkohlten* diese Balken langsam, und vor meinen eignen Augen wurden nach fast 3000 Jahren solche Kohlenstücke bloßgelegt, die ich mir als wertvolle Erinnerung aufbewahrt habe.

Während wir diese Mauern besichtigten, erschien Dr. Schliemann in den Ausgrabungen und führte uns weiter herum. Wir befanden uns eben in der Nähe des Südwestthores, wo fleißig gearbeitet ward, um die Unterstadt auszugraben und vielleicht alte Königsgräber zu finden. Aber das Glück war noch nicht sehr günstig gewesen. Trümmer von Wohnungen aus nachhomerischer Zeit, Kelleranlagen mit kolossalen Thonfässern wurden bloßgelegt, aber weder Gräber, noch irgendwelche Kostbarkeiten fand man. Wir waren in der Nähe der Stelle angekommen, wo Schliemann im Jahre 1873 den „großen Schatz" gefunden hatte. Mit Freuden erzählte er uns von jenem denkwürdigen Tage: „Die Arbeiter waren beim Abtragen der Mauer auf einen großen kupfernen Gegenstand gestoßen, der hohl war. Herbeigerufen, glaubte ich durch ein Loch in demselben Gold schimmern zu sehen. Um es bergen zu können, ließ ich schnell zur Frühstückspause rufen. Inzwischen löste ich, an gefährlicher Stelle unterhalb eines unterwühlten Mauerteiles stehend, mit einem großen Messer die einzelnen Gegenstände, die sich dort fanden, aus ihrer steinharten Umgebung, meine Frau schlug sie in ein Shawltuch und trug fort, so viel sie jedesmal tragen konnte. Als die Pause vorüber war, hatten wir alles in Sicherheit." Viele unserer Leser haben diesen großen Schatz, dessen schönsten Teil prachtvoller weiblicher Goldschmuck bildet, vermutlich in Berlin gesehen. Inzwischen waren wir näher an die Arbeiter herangekommen, die teils hackten, teils die Erde in die Eisenbahnwagen schaufelten, teils diese Wagen bedienten. Alle Funde, welche gemacht wurden, mußten unmittelbar neben der Fundstelle niedergelegt werden, größere Steine durften nicht entfernt werden ohne Erlaubnis des Dr. Dörpfeld, der ihre Lagerstätte vorher aufzeichnete, oder unter Umständen photographierte. Dr. Schliemann trat an die einzelnen Gruppen heran und prüfte die Scherbenfunde, welche dalagen; die wichtigeren wickelte er in Papier und schrieb die Fundstätte außen darauf, von den minder wichtigen schenkte er uns manch hübsches Stück. So waren wir, zuletzt auch in Gesellschaft der Damen, bis Sonnenuntergang umhergeschlendert, als auf der Höhe Agamemnon erschien und mit lauter Stimme Feierabend verkündete.

Dr. Schliemann stieg mit uns empor zur kleinen Bretterstadt, ließ sich das Verzeichnis der Arbeiter reichen und las die Namen der einzelnen vor; die Anwesenden antworteten *παρών* (= anwesend) und erhielten in der Liste einen Strich. Es waren heute nur etwa vierzig, weil in der Um-

gegend die Ernte im Gange war. Im Juli hoffte man wieder mit 80—100 arbeiten zu können. Hierauf gingen wir zu Tisch. Es wurde mittags und abends im wesentlichen warm gespeist und Rotwein der Umgegend, natürlich gemischt, dazu getrunken. Des Abends blieben wir meist länger sitzen, um noch dies oder jenes zu besprechen. Am meisten beschäftigte den alten Herrn die Frage, wie man sich zu Böttichers Hypothese stelle, daß Schliemanns Troja weiter nichts, als eine Totenverbrennungsstätte, eine „prähistorische Feuernekropole" sei. Es ist bekannt, daß Dr. Schliemann den Hauptmann Böttticher, über den er sich um so mehr ärgerte, weil dieser ihm und Dr. Dörpfeld wissenschaftliche Fälschungen schuldgegeben hatte, eingeladen hatte, auf Schliemanns Kosten nach Troja zu kommen, damit er angesichts der Ausgrabungen seinen Irrtum einsähe. Er war gekommen, und unter Zuziehung einiger sachkundiger Herren als Zeugen, hatten vom 1. bis 5. Dezember 1889 gemeinschaftliche Untersuchungen und Sitzungen stattgefunden. Böttticher hatte zugegeben, daß der Plan Dörpfelds in dem Buche „Troja" im wesentlichen soweit mit der Wirklichkeit übereinstimme, daß von Fälschung nicht die Rede sein könne; da er sich aber nicht hatte dazu verstehen wollen „die Beschuldigungen (der Fälschung) öffentlich zurückzunehmen und um Verzeihung zu bitten," so hatte Dr. Schliemann den Verkehr mit ihm abgebrochen und ihn in allerdings etwas plötzlicher Weise zur Abreise veranlaßt.

Die Erzählung dieses Vorganges regte unsern Hausherrn noch jetzt gewaltig auf, und er war erstaunt, daß ich so ruhig blieb, bis ich ihm sagte: „Ja, nehmen Sie denn Böttticher überhaupt so ernst? Ich habe nicht verstanden, wie man nach dem Studium Ihres Buches ‚Troja' überhaupt noch solche Ideen haben kann. Noch weniger verstehe ich, wie man daran festhalten kann, nachdem man die Reste des Königspalastes hier und in Tiryns gesehen hat. Übrigens wüßte ich auch nicht, daß Böttichers Ansicht in Deutschland großen Anklang gefunden hätte." „Doch," erwiderte Dr. Schliemann, „die Berliner Philologische Wochenschrift hat meinen Gegner in Schutz genommen." Das schmerzte ihn besonders. Noch ein halbes Jahr später, als wir am Abend vor seiner Abreise aus Halle zusammensaßen, kam er wieder hierauf zurück und sagte: „Ich werde den Dr. Belger (von der Berliner Philologischen Wochenschrift) nächstes Frühjahr einladen, nach Troja zu kommen, damit er sieht, daß wir, Dörpfeld und ich, doch recht haben." Thatsächlich hat ihm dieser Streit seine letzten Lebensjahre verbittert. Er war an Widerspruch gewöhnt, denn es war ihm nicht leicht geworden, seinen Ansichten Geltung zu verschaffen, aber als Fälscher war er sonst nie angegriffen worden.

Für den anderen Morgen hatten wir in Aussicht genommen, die nächste Umgebung Trojas zu besichtigen. Dr. Schliemann gab uns selbst für den Anfang das Geleite, indem er uns zu der Stadtquelle führte, die er bei den vorigen Grabungen im Verein mit Dr. Dörpfeld entdeckt hatte. Nur wenige hundert Schritte von der Burg entfernt, steht oberhalb eines weithin sich erstreckenden niederen Abhanges, in dem man die Grenzlinien einer Stadt erkennt, ein wilder Feigenbaum. Unterhalb desselben öffnet sich ein Kanal ins Freie, der in einer Breite von drei Metern und in der Höhe eines nicht allzu großen Mannes achtzehn Meter geradlinig in den weichen Kalkstein des Hügels hineinläuft und dort sich verästelt. Beim Ausräumen hatte man im Innern Quellen entdeckt, ebenso alte Rinnen, in denen das Wasser nach außen geleitet war. „Und hier sind die Waschgruben," meinte Dr. Schliemann, auf einige Vertiefungen hinweisend, „wo die trojanischen Frauen ihre Wäsche reinigten. Denn das ist offenbar der von Homer erwähnte Brunnen vor der Stadt. Daß freilich die eine Quelle warm sei und die andere kalt, das trifft nicht zu. Diese Erscheinung findet sich aber im Idagebirge, und von dort hat sie Homer hierher versetzt. Als ich dieses Frühjahr mit meinem Freund Virchow den Ida bereiste, haben wir zwei Quellen nebeneinander gefunden, die bedeutend verschiedene Wärmegrade hatten. Ich habe sie genau gemessen und werde das Nähere veröffentlichen. Auch den ‚Thron des Zeus' haben wir auf dem Ida entdeckt, ganz auf der höchsten Anhöhe, ein wunderbares Felsgebilde. Wir haben es photographiert; Sie werden es zu sehen bekommen." Dann führte er uns wieder zu dem Feigenbaum und erklärte uns von hier aus die Umgegend, die wir nachher durchwanderten.

Uns interessierte besonders der Skamander, der ein Bett von 240 Schritt Breite hat, das er freilich meist nicht ausfüllt. Einen von den uns bezeichneten Punkten konnten wir nachher nicht ausfindig machen, weil laubreiche Baumpflanzungen die Aussicht uns versperrten. Es war Pascha-Tepeh, einer von den künstlichen Grabhügeln, die in großer Anzahl aus der Troas emporragen. Gerade dieser war damals bei Schliemanns im Mittelpunkt des Interesses. Frau Schliemann hatte nämlich im Jahre 1873 von der Spitze desselben einen 3 m breiten und 5 m tiefen Schacht in denselben hinabtreiben lassen, ohne etwas Besonderes zu finden, am wenigsten die Reste eines Grabes. Dr. Schliemann war aber unsicher geworden, ob man wirklich damals bis auf den gewachsenen Boden gekommen sei und erwies jetzt seiner Gattin während ihrer Anwesenheit die Aufmerksamkeit, in ihrem Namen dort Grabungen, und zwar dieses Mal vom Rande aus nach innen, vornehmen zu lassen. Wir hoben die Besichtigung für den folgenden Tag auf. Den Nachmittag benutzte ich zu einem Ausflug in die Küstenebene, wo einst der trojanische Krieg ausgekämpft worden war, an den noch die hohen Grabmäler des Ajas im Osten, des Achill und Patroklos im Westen erinnern. Der Marsch war lehrreich, aber nicht ungefährlich. Hatte ich hinwärts vor dem Angriff einer fast mannshohen Schlange flüchten müssen, so bereitete mir auf dem Rückwege ein Flußarm Schwierigkeiten, der seine Brücke weggerissen hatte. Ich kam erst im Dunkel der Nacht zurück, und man hatte sich meinetwegen etwas geängstigt. „Eigentlich braucht man ja nichts zu fürchten," meinte Dr. Schliemann, „denn es herrscht jetzt Sicherheit in der ganzen Troas. Vor Jahren war das freilich anders; da mußte ich zehn türkische Polizeisoldaten halten, der Sicherheit wegen. Es war früher hier überhaupt nicht so angenehm wie jetzt. Am unbehaglichsten war es im ersten Jahre. Es war Ende September 1871, als ich endlich aus Konstantinopel die Erlaubnis zu Ausgrabungen bei Hissarlik erhalten hatte. Mit meiner Frau, mit der ich damals zwei Jahre verheiratet war, begab ich mich hierher. Aber damals wohnten wir nicht in eigner Hütte, sondern drüben in dem jämmerlichen Tschiblak, wo sie heute morgen waren, hatten wir unser Quartier. Es war oft bitterkalt und ohne die treue Ausdauer meiner Frau hätte ich es wohl kaum bis zum 24. November ausgehalten. Das einzige, was uns erwärmte, war unsere gemeinschaftliche Begeisterung für Homer." Dabei klopfte er freundlich seiner neben ihm sitzenden Gattin auf den Arm und hub an, begeistert ein Lied Homers vorzutragen, und an besonders schönen Stellen stimmte seine Frau mit ein.

Des anderen Morgens waren wir ziemlich früh zur Stelle, um einen größeren Ritt in die weitere Landschaft zu unternehmen. Aber Dr. Schliemann war längst auf dem Platze, hatte schon seine Arbeiter verlesen und gab jetzt unserm Führer noch einige Anweisungen. Besonders wollten wir Bunarbaschi genau sehen, wohin von vielen Gelehrten das alte Troja verlegt worden ist. Um sicher nichts zu versäumen, nahmen wir aus dem Dorfe Bunarbaschi noch einen zweiten Führer mit. Aber als wir am späten Nachmittag zurückkehrten und unsere Erlebnisse erzählten, stellte es sich heraus, daß man uns den wichtigsten Punkt nicht gezeigt hatte. „Dann reite ich noch einmal hin," erklärte ich mit Bestimmtheit. „Ich verstehe gar nicht," sagte Dr. Schliemann, als wir uns später wieder bei der Abendtafel versammelt hatten, „was sie auf Bunarbaschi noch sehen wollen. Ich habe doch zur Genüge gezeigt, daß gar nicht die Rede davon sein kann, die Stätte des alten Troja dorthin zu verlegen." „Ich möchte aber doch selbst sehen," erwiderte ich, „wieviel oder wenig Grund die anderen haben, Troja dort zu suchen." „Ja, so eigensinnig sind die Deutschen," meinte er gutmütig lächelnd. „Ach, was ihr nur an den alten Steinen zu sehen habt," fiel Agamemnon ein, der als Liebling des Vaters, trotz seiner Jugend, sich auch ein Wort bei Tische gestatten durfte. Erstaunt sagte ich: „Was, so darf ein Agamemnon reden? Willst du denn nicht auch Altertumsforscher werden?" „Ich?" sagte er mit blitzenden Augen, „Altertumsforscher? Nein, ich mag von den alten Geschichten nichts wissen; Maschinen will ich bauen, Ingenieur will ich werden." „Dazu hast du noch Zeit, mein Sohn," sagte der Vater, ihn zärtlich in die Arme schließend; „vorerst mußt du noch manches andere lernen."

In den folgenden Tagen las ich die

Ilias teils in Ilion selbst, teils in meiner Zelle sitzend und suchte die dort erzählten Ereignisse an den mir nun bekannten Punkten örtlich festzulegen. Bei Tisch berichtete ich dann, wie gut mir alles zu passen schiene. Es kann wirklich von Bunarbaschi gar nicht die Rede sein; sagt ja doch Homer (20, 217) ausdrücklich, daß „die Stadt Troja in der Ebene angelegt ist," während jenes in den Vorbergen des Ida wenigstens 300 Fuß hoch an schwer zugänglicher Stelle auf meist schroff abfallender Anhöhe gelegen ist. Ein zweiter Besuch überzeugte mich auch, daß die dort ausgegrabenen Mauerreste in keiner Weise einen Vergleich mit den Trümmern bei Hissarlik aushalten. Für mich war die Frage nun entschieden, und mit freundlicher Teilnahme hörte Dr. Schliemann zu, wie ich mir alle Einwände gegen Hissarlik selbst widerlegte. „Ja," versetzte er, „wenn nur noch mehr Philologen herkämen, sie würden alle dieselbe Überzeugung bekommen, wie Sie. Aber so sitzen sie an ihren Schreibtischen, haben nichts gesehen und wollen doch mitsprechen. Die Regierung sollte Reisestipendien aussetzen; dann würde es besser werden. — Ihr Deutschen habt mir das Leben schwer genug gemacht mit euern Zweifeln." „Desto größer," erwiderte ich, „ist Ihr Verdienst, daß Sie sich in Ihren Unternehmungen nicht haben beirren lassen." „Nein," sagte er, „von Jugend auf hatte ich mir vorgenommen, Troja auszugraben und ich habe mich nicht abbringen lassen." Und nun erzählte er uns eine seiner Lieblingsgeschichten, die uns ja wohlbekannt war, die wir aber aus seinem Munde doch gern noch einmal vernahmen:

„Mein Vater, der Pfarrer war, hatte mir die Liebe zum Altertume eingeflößt, und schon als Kind träumte ich davon, Troja auszugraben. Aber traurige Verhältnisse nötigten mich, auf eine gelehrte Laufbahn zu verzichten, und mit 14 Jahren mußte ich im Jahre 1836 in Fürstenberg als Lehrling in ein Krämergeschäft eintreten. Hier war es, wo ich die erste Bekanntschaft mit Homers Gedichten machte. Ein trunkener Müllerknecht, der einst bessere Tage gesehen hatte, kam in den Laden und deklamierte uns gegen hundert Verse des Dichters vor. Ich verstand kein Wort, aber die herrliche Sprache machte so tiefen Eindruck auf mich, daß ich mir die Verse dreimal sagen ließ und ihn dafür mit drei Gläsern Branntwein belohnte, die ich von meinen wenigen Sparpfennigen bezahlte. Seit der Zeit bat ich Gott oft inniglich, mir doch noch einmal das Glück zu gewähren, Griechisch zu lernen. Und er hat mein Gebet erhört. Ich habe zwar noch manches Mißgeschick erlebt, aber meine Verhältnisse besserten sich doch dann zusehends. So war ich im Jahre 1854 schon ein wohlhabender Mann geworden, da traf mich ein wunderbares Geschick; ich werde es nie vergessen, es war am 4. Oktober. Ich handelte besonders mit Indigo und hatte zwei Schiffsladungen davon nach Petersburg unterwegs im Werte von 150 000 Thalern. Es war die Zeit des Krimkrieges; alle russischen Häfen waren blockiert; ich mußte meine Waren deshalb über Memel und von da aus den Landweg gehen lassen. Um ihre Beförderung zu beschleunigen, reiste ich von Amsterdam, wo ich Geschäfte gehabt hatte, ihnen nach. Hinter Tilsit erfuhr ich, daß das Kaufhaus Meyer & Cie. in Memel, an das ich meine Waren zur Weiterbesorgung geschickt hatte, bei einer furchtbaren Feuersbrunst mit sämtlichen Speichern eingeäschert worden sei. In fieberhafter Aufregung gelangte ich zur Stadt, suchte Herrn Meyer auf und bekam von ihm die Nachricht bestätigt. Ich war niedergedonnert, mein ganzes Vermögen war verloren. Aber ich habe mich nie durchs Unglück lange außer Fassung bringen lassen; nach kurzer Zeit hatte ich schon wieder neue Pläne für die Zukunft. Ich beschloß, noch denselben Abend nach Petersburg weiter zu reisen, ging aber vorher zur Wirtstafel, um zu speisen. Wie es nun dem Menschen geht, daß er den Drang hat, anderen sein Unglück mitzuteilen, so erzählte ich auch von dem meinigen. Da wandte sich plötzlich einer der Umstehenden zu mir und sagte: „Wer sind Sie denn?" „Heinrich Schliemann." „Schliemann? Sie Glücklicher! Sie sind der einzige, dem nichts verbrannt ist. Ich weiß es ganz genau. Ich bin Kommis bei Meyer & Cie. Als Ihre Schiffe ankamen, waren unsere Speicher voll, und wir mußten einen besonderen hölzernen Schuppen bauen, um sie zu löschen. Dieser Holzschuppen aber, der außerhalb der Windrichtung lag, ist erhalten geblieben, während unsere Steinspeicher ausgebrannt sind." Diese Freuden-

botschaft erschütterte mich mehr, als vorher die Trauernachricht. Mehrere Minuten stand ich sprachlos, und Thränen entstürzten meinen Augen."

Er erzählte diese Geschichten gern, schienen sie doch zu beweisen, daß die Vorsehung sichtbar über ihm gewaltet habe. Auf den Müllerburschen kam er auch später in Halle noch einmal zurück. „Ich muß Ihnen noch etwas zeigen," sagte er, als ich ihm schon Lebewohl gesagt hatte und aufbrach. Er schloß seinen Reisekoffer noch einmal auf und holte eine Photographie heraus, die aus ihrem Rähmchen gerissen war. „Das ist das Bild jenes Müllerburschen, der mich für Homer so begeistert hat. Er ist später unter dem Einflusse einer tüchtigen Frau ein braver Mann geworden. Ich habe ihn noch wiedergesehen. Jetzt ist er tot. Seine Frau hat mir sein Bild zum Andenken geschenkt."

Wie er diesem Manne eine dankbare Erinnerung bewahrte, so allen, die ihm bei seinen Bestrebungen förderlich gewesen waren. Dagegen war er auf die Türken, die ihm allerdings früher viele Schwierigkeiten bereitet hatten, ziemlich erbittert. Darunter hatte auch der jetzige Ephorus zu leiden, der übrigens ein liebenswürdiger Mann war. Man ließ ihn etwas links liegen. Frau Schliemann setzte es aber doch durch, daß er einmal zum Abendessen eingeladen wurde. Da er aber nur türkisch sprach und höchstens vierzig französische Vokabeln beherrschte, so machte die Unterhaltung, als Dr. Schliemann sich entfernt hatte und nicht mehr dolmetschte, einige Schwierigkeit. Da holte Andromache ein kleines türkisch-französisches Wörterbuch, und nun wurde eine der drolligsten Unterhaltungen ins Werk gesetzt, die ich je gehört habe. Wer wie Frau Schliemann viel mit Ausländern verkehrt hat, versteht die Kunst, seine Gedanken in die einfachste Sprachform zu kleiden. Frau Schliemann hat überhaupt ein großes Sprachtalent. Sie spricht nicht nur vier bis fünf Sprachen, sondern kennt auch deren Litteraturen, jedenfalls die deutsche. Als ich ihr eines Abends meine Bewunderung aussprach, nickte Dr. Schliemann freundlich dazu, „aber," sagte er, „Sie müssen sie deshalb nicht für einen Blaustrumpf halten. In Athen hatte man sie als solchen verschrieen, aber sie hat den Leuten gezeigt, daß sie eine praktische Frau ist, in einer Rede. Ja, das wissen Sie noch gar nicht, reden kann meine Frau, daß sie Abgeordneter werden könnte." — „Schweig doch, Heinrich," sagte Frau Sophia und hielt ihrem Manne den Mund zu. „Nein, ich schweige nicht. Man hatte also meine Frau in den Vorstand des Vereins für Erziehung armer Mädchen gewählt und bei der Eröffnungsfeier hat sie eine Rede gehalten" — „Schweig doch, Heinrich!" tönte es dazwischen. „Nein. Ja doch, ich will schweigen, Sie sollen es gedruckt lesen." Und schleunigst holte er mir ein Zeitungsblatt und steckte es mir in die Brusttasche, daß es mir nicht entrissen würde. Es wurde dort jene Feier geschildert, bei der verschiedene Großwürdenträgerinnen der athenischen Gesellschaft aufgetreten waren und sehr gebildete Reden gehalten hatten. Zuletzt war Frau Schliemann an die Reihe gekommen, von der der Berichterstatter erwartet hatte, sie würde jene Damen nach dieser Seite hin noch überbieten. Statt dessen hatte sie in schlichten Worten über die in Griechenland noch wenig angebaute Kartoffel und deren Bedeutung für das Leben des niederen Volkes gesprochen — zum Erstaunen aller, aber unter größtem Beifall.

* * *

So war unser Aufenthalt vor Troja lehrreich, anregend und gemütlich. Es ließe sich noch viel davon erzählen. Eine unerwartete Fortsetzung des Verkehrs mit dem liebenswürdigen Manne erlebte ich im Dezember 1890, als er wegen einer Ohrenoperation sich in Halle aufhielt. Als wir am 11. Dezember von einander schieden, glaubte er geheilt zu sein, nur empfand er im Innern des Kopfes bei lauterem Sprechen einen stechenden Schmerz. Doch ließ er sich nicht bewegen, länger zu bleiben. Zur Feier des deutschen Weihnachtsfestes wollte er bei den Seinigen sein. Da brachte am 27. Dezember die Zeitung die Nachricht von seinem am 26. Dezember in Neapel erfolgten Tode. — Um ihn trauert nicht nur seine ihm so teuere Familie und zahllose Freunde, nicht nur die Altertumswissenschaft, für deren Förderung er noch große Pläne hegte, um ihn trauert die ganze gebildete Welt. Und so lange noch Homers Name gefeiert wird, so lange wird bei der Nachwelt auch fortleben der Name Heinrich Schliemann.

Tataren von Schweden verfolgt. Episode aus der Schlacht bei Warschau. Von Werner Schuch.
(Original im Besitz der Kunsthandlung von Hermann Schaus & Co. in New York.)

es Kaisers Nordlandsfahrten.

Von H. Harden.

(Abdruck verboten.)

„Bei Meinen Reisen habe Ich nicht allein den Zweck verfolgt, fremde Länder und Staatseinrichtungen kennen zu lernen und mit den Herrschern benachbarter Reiche freundschaftliche Beziehungen zu pflegen, sondern diese Reisen haben für Mich den hohen Wert gehabt, daß Ich, entrückt dem Parteigetriebe des Tages, die heimischen Verhältnisse aus der Ferne beobachten und in Ruhe einer Prüfung unterziehen konnte. Wer jemals auf hoher See, auf der Schiffbrücke stehend, nur Gottes Sternenhimmel über sich, Einkehr in sich selbst gehalten hat, der wird den Wert einer solchen Fahrt nicht verkennen. Manchem von Meinen Landsleuten möchte Ich wünschen, solche Stunden zu erleben, in denen der Mensch sich Rechenschaft ablegen kann über das, was er erstrebt und was er geleistet hat. Da kann man geheilt werden von Selbstüberhebung, und das thut uns allen not!“ Keine bessere Einleitung, als diese schönen Worte unsers Kaisers, konnten dem Werke vorgedruckt werden, in welchem uns Paul Güßfeldt die „Reisen Kaiser Wilhelms II nach Norwegen in den Jahren 1889 und 1890“ schildert (Berlin. Gebrüder Paetel. 1890). Gewiß waren diese Nordlandsfahrten für unsern Kaiserlichen Herrn in erster Linie Erholungsreisen nach angestrengter Thätigkeit, sie sollten eine Ruhezeit inmitten der aufreibenden Ausübung schwerer und verantwortlicher Regentenpflichten gewähren. In der Seele eines Hohenzollern liegt es aber nicht, der Ruhe um ihrer selbst willen zu pflegen — aus der Begeisterung für die erhabene Schönheit der Gottesnatur wußte der Kaiser neue Kraft für seinen hohen Beruf zu schöpfen. Wie der Monarch diese Ziele seiner Reisen auffaßte und verwirklichte, das beweisen am besten seine oben angeführten Worte. Wir vermögen es freilich nicht, den Gedanken des Herrschers nachzugehen, welche auf einsamer See, als nur Gottes Sternenhimmel über ihm war, seine Brust erfüllten, wir können nicht ergründen, welche Keime großer Entschlüsse damals in seiner Seele aufsprießten — wir müssen uns mit der äußeren Gestaltung jener denkwürdigen Fahrten begnügen, bei welcher zugleich des Kaisers ausgesprochene Vorliebe für die See und seine warme und feinfühlige Empfindung für die Herrlichkeit der Natur zum Ausdruck kamen.

Herr Güßfeldt, der bekanntlich die Ehre hatte, die Reisen im Gefolge Seiner Majestät mitzumachen, ja sogar mit dem Entwurf für die erste derselben betraut war, gibt uns in seinem außerordentlich anziehend geschriebenen Werke einen ausführlichen Bericht über beide Reisen — einen Bericht, dessen Inhalt in erster Linie natürlich durch die Erlebnisse bestimmt ist, in deren Mittelpunkt Kaiser Wilhelm II stand. Dem Buche war jedoch auf den ausdrücklichen Wunsch des Monarchen noch ein anderer Zweck vorgezeichnet: die Schilderung der Reisen sollte den deutschen Leser auch über das norwegische Land im allgemeinen unterrichten, es sollte anregend und belehrend zugleich wirken. Beiden Aufgaben hat der Verfasser im hohen Grade gerecht zu werden verstanden; wer heute Norwegen bereisen will, sollte nicht verfehlen, die vortrefflichen Schilderungen Güßfeldts vorher zu lesen — die ungeheuere Mehrzahl der Leser freilich wird sich vor allem an den Teilen des Buches erfreuen, in denen die Persönlichkeit des Kaisers in

Fahrt in Karriols von Naesthal aufwärts.

den Vordergrund tritt. Und das ist schließlich nur natürlich. Wenn es für uns Deutsche an sich etwas ganz Ungewohntes, Überraschendes, ja für schwächliche Seelen vielleicht gar Beängstigendes war, unsern Kaiser an Bord eines Kriegsschiffes auf weiter Meeresfahrt begriffen zu wissen, so bietet uns auch das vorliegende Buch wieder völlig Neues: es gibt uns eine Fülle reizvoller Bilder aus dem Leben an Bord des Kaiserlichen Fahrzeuges, es zeigt uns den Monarchen im engen Kreise weniger Vertrauter, als Mensch unter Menschen — es zeigt uns den allerhöchsten Herrn in Stunden angestrengter Arbeit, als fröhlichen Kameraden, als eifrigen Seeoffizier, als begeisterten Bewunderer der Natur! Was ich am höchsten an dem Buche loben muß: es ist frisch und frei geschrieben. Der Herr Verfasser macht aus seiner aufrichtigen Bewunderung für unsern kaiserlichen Herrn kein Hehl, und er spricht damit ja nur aus, was Millionen mit ihm fühlen — niemals aber verfällt er in den Ton höfischer Servilität. Und gerade daß er diesen Ton vermieden hat, paßt so recht zu dem Bilde des Kaisers, wie es in unser aller Herzen lebt. — Als getreuer Chronist führt uns Herr Güßfeldt zunächst an Bord der Jacht Hohenzollern und orientiert uns in den, den meisten unter unsern Lesern übrigens wohl durch Wort und Bild, wenn nicht aus eigner Anschauung bekannten Räumen des Kaiseravisos. Er gibt dann einen außerordentlich klar geschriebenen „Überblick über Norwegen," dessen Verständnis durch eine beigegebene Karte ungemein erleichtert wird, und geleitet uns, zur eigentlichen Reise übergehend, über Stavanger nach dem schönen Hardangerfjord.

„Der Kaiser vertiefte sich in alle Einzelheiten des reichgestalteten Landes. Seinem scharfen Auge entging nichts Bemerkenswertes, und so verweilte das Gespräch vornehmlich bei den sichtbaren Eigentümlichkeiten des Gebirges, seiner Abstürze, seiner Schneereste und ersterbenden Vegetation. Wenn von der Natur die Grundbedingung eines scharfen Sehvermögens gegeben ist, so wird sich dasselbe in einem Monarchen vollkommener entwickeln, als bei den meisten anderen Menschen. Nur wenigen Auserwählten ist es Gewohnheit, auf große Menschenmengen aus einer gewissen Entfernung zu sehen und ein verwirrtes Bild schnell in deutlich erkannte Details aufzulösen."

„So sah nun der Kaiser diese und alle folgenden Landschaften an, und indem Lebhaftigkeit des Erfassens seinem geübten Gedächtnis zu Hilfe kam, gestaltete sich seine Reise zu einer großen Heerschau der Natur. Bei dem Anblick einer Welt, welche die Brust tiefer atmen läßt, das Herz erfreut, die Seele erhebt, wendet sich das Gespräch oft unwillkürlich Dingen zu, welche der Wohlfahrt der fernliegenden Heimat gelten. Der Leuchtturm von Falnaes ist Zeuge, daß der Kaiser an dem Tage von Königgrätz der deutschen Jugend und ihrer Entwickelung gedachte."

In Sandven betrat der Kaiser zum erstenmal norwegischen Boden und wanderte zu Fuß nach dem Oestshusfos, einem etwa 35 Minuten entfernten Wasserfall, um dann mittelst Karriols zurückzukehren. „Es war für den Monarchen ein Karriol besorgt worden, das dauernd auf dem Deck der Hohenzollern Aufstellung fand und bei jedem Ausflug an Land gebracht wurde; das für den Kaiser bestimmte Pferd wurde dagegen stets an Ort und Stelle genommen und erwies sich ausnahmslos als sicher und

schnell. Bei den Landausflügen bildeten wir zuweilen eine lange Reihe von zwanzig Karriols ... Se. Majestät fuhr an der Spitze, aber in einiger Entfernung vor dem Kaiser fuhr ein Karriol, welchem sozusagen Eklaireurdienste zufielen. Diese Maßnahme erschien notwendig. Denn oft legen sich die Wegkrümmungen so um die vorspringenden Ecken des Thalgehänges, daß ein entgegenkommendes Gefährt erst im letzten Augenblick wahrgenommen wird und ein Zusammenstoß zu befürchten ist. Eine solche Möglichkeit mußte unter allen Umständen vermieden werden, auch wenn die Maßnahme durch den Staub der Landstraße zuweilen recht lästig wurde. Der Kaiser schalt dann wohl mit lächelndem Munde; aber der Eklaireur ließ sich in seiner Pflichterfüllung nicht beirren."

und, daran anschließend, die Besuche des herrlichen Nordsfjords und der Alpenseen auf der Nordwestseite des Jostedalgebirges zu beschreiben, die leider durch die Ungunst der Witterung häufig getrübt waren.

Von Trondjem (wir kehren zum Jahr 1889 zurück) dampfte die Hohenzollern nordwärts; die Reise nahm völlig den Charakter einer rauhen Seefahrt an; am 16. Juli passierte die Jacht den Polarkreis. In Bodö wurde ein kurzer Aufenthalt genommen. „An Bord ist reges Leben. Dem Kaiser selbst ist aber nicht die Muße gegönnt, deren sich der unbeachtete Reisende erfreut. Der Konsularagent ist erschienen. Telegraphenbeamte treffen ein, jede Depesche wird zum Schuldschein, welcher durch eine Antwort eingelöst werden muß. Die Ver-

Frühstück im Romsdal.

Von Sandven ging die Fahrt nach Odde, von wo aus eine größere Landexpedition nach den Gletscherpartieen des Buarbrae stattfand — über Bergen wandte die Hohenzollern dann ihren Kurs zum langgestreckten düstern Sognefjord; der Kaiser besuchte den großartigen Suphelle-Gletscher, verweilte kurze Zeit vor Molde und besichtigte in Trondjem den altehrwürdigen, gerade jetzt aus seinen Trümmern zu neuer Pracht erstehenden Dom, das schönste Denkmal norwegischer Kunst.

An dieser Stelle schiebt Herr Güßfeldt, meines Erachtens nicht recht zum Vorteil der Gesamtdarstellung, denjenigen Teil der zweiten Kaiserreise ein, den er überhaupt zum Gegenstand seiner Schilderung gemacht hat: er unterbricht seinen fesselnden Bericht, um die Anwesenheit des Kaisers in Christiania, die Begegnung mit König Oskar

treter der verschiedenen Ressorts sind in angespannter Thätigkeit: in ihren improvisierten Büreaus schreiben die Sekretäre. Nur den Kaiser erhebt das bewundernswürdige innere Gleichgewicht, das von der Geschichte einmal als eine seiner charakteristischen Regententugenden bezeichnet werden wird, über die allgemeine Erregtheit. Er erledigt, was ihm geschäftlich unterbreitet wird, schnell, ruhig und ohne sich ablenken zu lassen und leidet nicht unter den Nachwirkungen, welche nach der Erledigung wichtiger Angelegenheiten den Naturgenuß herabdrücken."

Über Tromsö und Hammerfest ging es zum letzten Ziel der Fahrt: zum Nordkap. In der Nacht erhob sich ein heftiger Sturm, der die erhoffte Landung unmöglich machte.

„Der Himmel war grau, der Horizont im Norden und Osten zeigte einen lichten

gelben Streifen; hinter den darüber gelagerten Wolken verbarg sich die Sonne. Im Süden lag das Nordkap da, eine trachytgraue Wand, 300 Meter aus dem Meere aufsteigend. Spuren von Vegetation waren erkennbar. Ins Unbegrenzte verlor sich der Blick gegen die Polarsee, deren Wogen- und Lichterspiel die Aufmerksamkeit des Kaisers gefesselt hielt. Aus wie einfachen Elementen diese Landschaft sich zusammensetzte, so ergreifend wirkte sie. Nichts war zu sehen, als eine langgezogene Felswand mit nahezu horizontaler Profillinie, nur einige Felsnasen zeigend; ein weißes Meer und ein Himmel, an dem zur Mitternacht die Sonne stand.

„Lange betrachtete der Kaiser das Schauspiel; plötzlich brach er das Schweigen und sagte: ‚Heut ist der Tag der Kriegserklärung.' So löste die Gegenwart eines großen Naturschauspiels die Erinnerung aus an einen großen geschichtlichen Moment.

„In heiterer Stimmung verweilte der Kaiser länger als zwei Stunden auf Deck. Der hohe Herr hatte gehofft, die Höhe des Nordkaps zu betreten, die aufgeregte See vereitelte diese Hoffnung. Es genügte dem Kaiser die Thatsache, daß seine Wünsche durch höhere, vom menschlichen Willen unabhängige Mächte gekreuzt wurden. Er nahm dieselbe hin als etwas Gegebenes; kein Wort des Unwillens kam über seine Lippen. Energisches Streben nach dem Menschenmöglichen, heiteres Aufgeben des menschlich Unerreichbaren, das sind Eigenschaften, welche das Glück des einzelnen ausmachen können; finden sie sich bei einem Regenten, so werden sie zum Glück eines ganzen Landes beitragen."

Ich versage es mir, die Rückfahrt eingehender zu behandeln, um Raum für die Wiedergabe einer reizvollen Schilderung des Lebens an Bord der Hohenzollern zu gewinnen.

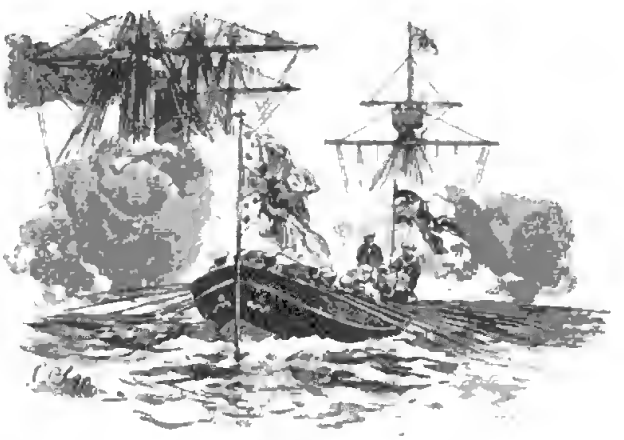
„Es charakterisierte das Leben an Bord während der kaiserlichen Reise, daß jeder Geburtstag gleich einer Familienfeier begangen wurde. Das Geburtstagskind saß bei Tisch an der Seite Sr. Majestät; der Kaiser brachte das Wohlsein desselben aus, und dann erhob sich unser poeta laureatus Georg von Hülsen (Flügeladjutant Sr. Majestät) und verlas das zu Ehren des Gefeierten verfaßte Gedicht. Dieses hatte mit anderen Erzeugnissen echter Poesie das gemein, daß es ein Gelegenheitsgedicht war, dessen Inhalt nur auf die eine Person paßte. Mit ausgleichender Gerechtigkeit wog der Dichter in seinen Versen alles ab, was irgend an Schwächen und an Tugenden sich bisher gezeigt hatte; aber soviel von letzteren besaßen alle, daß man am Schlusse des Gedichtes die Wagschale der Tugend jedesmal graziös niedersinken sah . . .

„Obwohl die hellen Nächte zum Wachen verführten, so waren wir doch des Morgens ziemlich früh zur Stelle. Wenn der Kaiser nicht durch wichtige Arbeiten beansprucht war, so erschien Se. Majestät um acht Uhr zum Frühstück, das gemeinsam eingenommen wurde. Die beiden Hauptmahlzeiten fanden um ein Uhr und um sechs Uhr statt. Der Kaiser ließ sich bei Tische nur von den „Läufern" bedienen, welche unter den Matrosen der Hohenzollern ausgesucht waren und denen das Servieren erst kurz vor der Reise beigebracht war. Die übrige Bedienung Sr. Majestät beschränkte sich auf nur zwei Personen, einen Kammerdiener und einen Leibjäger. Das ist auch geeignet, die Einfachheit zu beleuchten, an welcher der Kaiser in seinem Inkognito so viel Freude fand. Der Kaiser hat während der ganzen Reise nicht eine Minute seiner Zeit dem Ceremoniell zum Opfer gebracht. Einem jeden von uns (den „Badegästen der Hohenzollern") war so viel persönliche Freiheit gelassen, wie es unter den gegebenen Verhältnissen nur irgend denkbar war. Die einzige Direktive, welche unter dem milden Regiment des Herrn Hausmarschalls (Freiherr von Lyncker) gegeben wurde, war, daß wir beim Diner im schwarzen Überrock erschienen. Bei Tisch herrschte fast stets die lebhafte Unterhaltung einer fröhlichen Tafelrunde.

„Nach eingenommenem Kaffee begab sich der Kaiser regelmäßig auf Deck, um dort entweder auf- und niederzugehen oder die Landschaft zu beobachten. Handelte es sich um Diskussion bestimmter Fragen, so ließ Se. Majestät diejenige Person herbeirufen, welche die einschlägige Kenntnis besaß. Häufig sah man den Kaiser auch auf der Kommandobrücke oder im Kartenhause. Die Navigation interessierte den hohen Herrn ebensosehr, wie der innere Schiffsdienst. Sogar ein Teller mit dem Essen der Mann-

schaft mußte dem Kaiser täglich vor zwölf Uhr zum Probieren gebracht werden, wobei es dann zuweilen vorkam, daß er mit dem Appetit der kraftstrotzenden Gesundheit den Inhalt des ganzen Tellers verzehrte.

„Des Abends fanden zuweilen ‚Soireen' statt, deren Inhalt zwischen Ernst und Heiterkeit abwechselte."



Kaiserboot.

Herr Güßfeldt gibt höchst ergötzliche Erinnerungen aus diesen Soireen zum besten. Da sehen wir den ernsten Diplomaten Graf Philipp Eulenburg als „Skalden" Balladen nordischen Inhalts dichten, in Musik setzen und vortragen; Herr von Hülsen verfaßte eine poetische Schilderung der Reise, in welcher jede Strophe mit dem Refrain „Bum-bum" schloß oder produzierte sich im Frack und großkarrierten hellen Beinkleidern als Bellachini, und der treffliche Marinemaler Saltzmann glänzte als ausgezeichnetes Medium oder wirkte als Konzertmaler. Aber der Ernst wurde über dem Frohsinn niemals vergessen. Mit strengster Gewissenhaftigkeit bearbeitete der Kaiser auch während der Reise alle fortlaufenden Regierungsgeschäfte; die Tage, an welchen die Kuriere an Bord kamen, fielen für die Ausflüge regelmäßig aus. An den Sonntagen aber vereinigte der Kaiser regelmäßig Offiziere und Mannschaften, sowie die Herren der Begleitung zum Gottesdienst. „Der Kaiser im Dienstanzug des deutschen Admirals, trat vor einen Altar, welchen die Kriegsflagge deckte; zu beiden Seiten standen die Mannschaften, davor der Kommandant und die Offiziere, daran anschließend das Gefolge, an seiner Spitze Graf Waldersee. Der Kaiser las nun das Eingangsgebet und darauf eine Predigt, welche durch Kürze und Verständlichkeit zum Herzen sprach. In dem Schlußgebet wurde der Gefahr und der harten Arbeit des Seemannslebens gedacht. Gefahr aber und harte Arbeit machen gottesfürchtig. Dann folgte das Vaterunser. Die schlichte Feier erinnerte an den preußischen Feldgottesdienst; sie wirkte, wie dieser, erhebend."

Eine der in der Reichsdruckerei hergestellten Heliogravüren, welche dem Buche beigegeben sind, bringt übrigens das Bild eines solchen Gottesdienstes an Bord, nach einer Zeichnung Saltzmanns. Und damit kommen wir zu der reichen illustrativen Ausstattung des Werkes. Bekanntlich nahm der soeben genannte Herr Saltzmann auf Befehl Seiner Majestät an beiden Reisen teil, und der reiche Schatz seiner Skizzen, zu denen noch eine Anzahl photographischer Aufnahmen P. Güßfeldts trat, lieferte jene Fülle von Illustrationen, welche das Buch auszeichnet. Ich bin nicht Kunstkenner genug, um sie ihrer künstlerischen Bedeutung nach würdigen zu können, die Empfindung habe ich aber, daß sie den Wert des ganzen Buches wesentlich erhöhen. Die zahlreichen, reizenden Bilder Seiner Majestät zumal: Skizzen, wie sie der schnell arbeitende Crayon des geschickten Zeichners dem Leben abgewann, sind unübertrefflich.

Alles in allem: das Güßfeldtsche Buch — seinem ganzen Inhalt nach in der deutschen Litteratur wohl einzig dastehend — verdient die wärmste und vollste Anerkennung; es hält, was es verspricht. Vollendet in der Form, fesselt es von der ersten bis zur letzten Zeile. Ich wollte, wir hätten viele seinesgleichen.

Zwei Vettern unſers Dachſes.

Von Dr. L. Staby. (Abdruck verboten).

Japaniſcher Dachs im Zoologiſchen Garten zu Berlin.
Zeichnung nach dem Leben von Wilhelm Kuhnert.

Unſere Abbildungen zeigen uns den japaniſchen und den amerikaniſchen Verwandten unſeres Dachſes. Der japaniſche Dachs (Meles anakuma) iſt von geringerer Größe als unſer Dachs, gleicht ihm aber vollſtändig in Weſen und Gebahren, ſowie auch einigermaßen in Geſtalt und Färbung. Sein grober, ſtraffer Pelz hat eine ſchmutzig weißgraue, ins Gelbliche ſpielende Farbe, durch die Augengegend und längs des Rückens zieht ſich ein ſchwarzer Streifen hin, und ebenſo ſind die Unterſeite wie die Beine dunkelbraun bis ſchwarz gefärbt, jedoch ſind die Hinterſchenkel bis tief auf die Füße hinab mit langen weißgrauen Haaren bekleidet. Der japaniſche Dachs gleicht in ſeinem Weſen vollkommen unſerm einſiedleriſchen Grimbart, er iſt derſelbe mürriſche, unzufriedene, launiſche Griesgram, wie dieſer. Gegen jede Störung, die ihm für einige Augenblicke ſeine Behaglichkeit zu rauben droht, iſt er ſofort äußerſt aufgebracht, er grunzt und faucht in nicht mißzuverſtehender Weiſe, und ſeine kleinen Augen funkeln dabei vor Bosheit. Liebenswürdige Eigenſchaften entwickelt er als Gefangener keineswegs; nach Dachsart faſt den ganzen Tag ſchlafend, liegt er unbeweglich auf ſeinem Lager in der Ecke, und kommt er gegen Abend aus ſeinem Verſteck hervor, ſo zeigt er ſich unmutig und verdroſſen. Gleichſam mit ſich und der ganzen Welt unzufrieden, trottet er in ſeinem Käfig auf und ab, das vollkommene Bild einer echten Dachsnatur. In Japan, ſeiner Heimat, lebt er, analog unſerm Dachſe, in ſelbſtgegrabenen Höhlen und in den Klüften der Gebirge, macht ſich aber öfters unangenehm bemerkbar, da er er ein ziemlicher Räuber iſt und häufig genug verſucht, den ländlichen Beſitzern an Kleinvieh oder Hühnern Abbruch zu thun.

Als ganz anderes Tier zeigt ſich uns ſein Vetter aus Amerika. Der amerikaniſche Dachs (Taxidea americana) iſt von derſelben Größe, aber von noch kürzerer, gedrungenerer Geſtalt als unſer Dachs. Auffallend iſt ſeine beträchtliche Körperbreite. Die langen Haare des Pelzes ſind gelb mit grauen und ſchwarzen Spitzen und verleihen dem Tiere eine ſchmutzig graue Färbung, aus welcher überall das Gelb des Untergrundes hervortritt. Der kleine, faſt dreieckige Kopf iſt hübſch zu nennen, denn das Geſicht, deſſen Grundfarbe ſchwarz iſt, wird durch einen weißen Mittelſtreifen, der ſich bis über den Rücken hinzieht, und durch zwei weiße Streifen hinter den Augen und vor den kleinen Stutzohren geziert, und dieſe bunte Zeichnung, aus welcher die ſchwarzen Augen lebhaft herauslugen, nimmt dem Geſicht jede Spur der Dachsgriesgrämigkeit. Zwar ſchläft auch der amerikaniſche Dachs in ſeinem Käfig den größten Teil des Tages, und er iſt gleichfalls ziemlich aufgebracht, wenn man ihn in dieſer

ſüßen Beſchäftigung ſtört, aber ſein Weſen iſt doch ein viel freundlicheres, als das ſeines japaniſchen Nachbars. Früher als andere Dachſe erhebt er ſich am Nachmittage von ſeinem Lager und tummelt ſich in ſeinem Gehege umher; kommt er mit ſeinen kurzen Füßen gerade auf den Beſchauer losgetrottet, ſo macht er mit ſeinem bunten, pfiffig ausſehenden Geſicht und ſeiner übermäßigen Körperbreite einen überaus komiſchen Eindruck, und es erregt oft die Heiterkeit der Zuſchauer, wenn er in ſeinen Spielen behaglich grunzend ſeinen breiten, dicken Wanſt unbeholfen und täppiſch hin und her ſchiebt und dabei die drolligſten Bewegungen ausführt. Zum Schlafe rollt ſich der Dachs zu einer dicken Pelzkugel auf ſeinem Lager zuſammen. In den Ländern ſeiner Heimat lebt er in nicht ſehr tief ausgehobenen Bauen, hängt aber nicht ſo ſehr an der Einſamkeit wie unſer Dachs, und da er, viel weniger ſcheu als dieſer, ſich auch ſehr häufig ſchon nachmittags außerhalb ſeiner Burg umhertreibt, ſo wird er öfter als ſein Vetter bei uns zu Lande geſehen und beobachtet. Der harmloſe Einſiedler erfreut ſich in Amerika eines ziemlich ungefährdeten Daſeins, da ihm nicht ſo eifrig nachgeſtellt wird, als hier unſerm Dachſe, den jeder verfolgen zu müſſen glaubt. Überall wird unſer Grimbart, wo er ſich nur blicken läßt, eifrigſt verfolgt, er wird mit Hunden gehetzt, aus ſeiner unterirdiſchen Wohnung ausgegraben und elendiglich erſchlagen, jeder Bauer und leider auch jeder Jäger und Forſtwirt befeindet ihn, wie das ärgſte Raubtier, und doch iſt dem harmloſen Schelme nichts anderes vorzuwerfen, als daß er ſich durch ſeine griesgrämige Sinnesart und ſein verſtecktes Einſiedlerleben unbeliebt gemacht hat; im übrigen ſchadet er niemandem, ſondern er bringt im Gegenteil ſogar erheblichen

Amerikaniſcher Dachs im Zoologiſchen Garten zu Berlin. Zeichnung nach dem Leben von Wilhelm Kuhnert.

Nutzen durch die massenhafte Vertilgung von schädlichen Insekten, Mäusen, Schlangen und anderem Gezieser, das seine Hauptnahrung bildet. Deshalb wäre es zu wünschen, wenn ihm in Zukunft größerer Schutz gewährt würde, und das Vorurteil gegen ihn mehr und mehr mit der Erkenntnis seiner Nützlichkeit schwände.

Frommes Gedächtnis.

(Abdruck verboten.)

Fand auf dichtbestäubter Urne
Eines Grabmals in der Kirche,
Die aus grauen Zeiten herstammt,
Frische Waldesblumen steh'n.

Die den Strauß dahin getragen,
Wie entfernt stand sie dem Toten,
Den sie noch im Grab geliebkost,
Dessen Asche sie erfreut!

Als ich um mich endlich kehrte,
Fühlt' ich mir ein Sehnen plötzlich,
Und ich mußte fast beneiden
Ihn, der längst vermodert schläft.

Martin Greif.

Wenn man liebt.

Ein Roman in vier Büchern von Bernhardine Schulze-Smidt.

(Abdruck verboten.)

(Schluß.)

„Man muß sie — Ihre Braut — kennen, um die volle Schwere Ihrer Lage und den klaffenden Zwiespalt zu ermessen, über den Sie momentan nicht hinweg gelangen können," sagte er endlich. „Ich habe nur einmal, vor zweieinhalb Jahren, den Vorzug gehabt, mit Fräulein Zurweiden planen und wirken zu dürfen, und das war für Briget Vannees, die sie in ihre Nähe, nach Drenkhorst nahm und der sie die nämliche, aufopfernde Liebe widmete, wie vorher und nachher dem Kinde des unglücklichen Geschöpfes. Wie schon vorhin gesagt: sie ist des besten Loses und des besten Mannes wert, und weil dem so ist, verstehe ich's auch, warum Sie jetzt zögern, Ihre Hand nach so viel Reinheit und Güte auszustrecken. Denn Sie sind nicht der Charakter — (gottlob für Ihre Braut!) — der sich selbst verzeiht und beschwichtigt im Bewußtsein, daß so und soviel andere in gleichen Verhältnissen Ärgeres begangen und Größeres verabsäumt haben als Sie. — Das verschärft zwar augenblicklich Ihre Strafe, aber es bietet Garantie für Ihre Zukunft und für das Lebensglück Ihrer Braut."

Frey wehrte mit der Hand ab. „Lassen Sie das, Herr Doktor. Ich mache mir keine Illusionen. Sie hat ein volles Recht, mich, den Mann, zu hassen und von ihres Herzens Grund zu verachten, der sein Kind sieben Jahre lang vernachlässigen und die Mutter seines Kindes im Irrenhause vegetieren und dann sterben lassen konnte, der sein Leben weiter genoß und nun bequem in den Ehehafen einzusegeln gedenkt! — Nein — sie kann und darf nicht an meiner wohlverdienten Last mittragen!"

„Ein wenig leichter will ich Ihre Last machen," bemerkte Doktor Stolz ruhig, stand auf und nahm ein großes Buch mit eingeklebten Photographieen aus dem verschlossenen Fache seiner Bibliothek. „Hier habe ich die Porträts von der Mehrzahl meiner Patienten — ein hochinteressantes Studienmaterial notabene, das mir die Quelle für manchen Essai geworden ist. — Die Mutter Ihres Kindes, mein Verehrter, war, auch ohne Ihre Dazwischenkunft, dem Irrenhause verfallen, nach meiner felsenfesten Überzeugung. — Hier ist sie — sehen Sie sich ihr Bild an."

Frey starrte auf die ziemlich große Photographie in wortlosem Entsetzen. — War es denkbar? — Dies blöde, von grauen Haaren umgebene Antlitz sollte dasselbe sein, das er vor kurzen, sieben Jahren angebetet, geküßt, sein Schönstes genannt hatte? — Grausig! — unmöglich! — Das Herz stand ihm still bei diesem Anblick.

Allgemach fand er die Anklänge an das „Einst" wieder: die großen, schwarzen Augen des „fou Jean," die Virootsche Nase, das Virootsche Grübchen, das wie ein trauriger Hohn im mageren Kinn stand. Auch die liebliche Linie des kleinen Mundes ließ sich noch mühsam verfolgen. Aber alle die feinen Züge rascher Intelligenz, die schönen Linien feuriger Leidenschaft, waren zu ausdruckslosen Falten verwischt, zu leerer Plattheit verschwommen.

„Dies ist das Furchtbarste von allem!" — flüsterte Frey mit heiserer Stimme, und seine Hand, die der Arzt voll tröstender Teilnahme ergriff, war kalt wie Eis. — Dann schloß er das Album, stand auf und ging ins Dunkel der tiefen Fensternische. Dort legte er den Kopf an die Scheiben, gegen die der unbarmherzige Nordwind da draußen seinen stiebenden Schnee warf. — Er sah kein Licht in seiner Finsternis.

Doktor Stolz wäre gern einen Augenblick hinausgegangen, um sich nach seinen Gästen umzuschauen. Allein er traute dem Frieden nicht. Schon einmal hatte er, bei weit geringerer Veranlassung dazu, urplötzlich einen Pistolenlauf blitzen gesehen und nur durch rasches Zuspringen einen Selbstmord verhindert. Zwar hielt er diesen Mann für zu männlich, um sich von ihm eines solchen Aktschlusses aus dem Sensationsdrama zu gewärtigen. Dennoch ließ er die wachsamen Augen nicht von ihm.

Styx, der auf seinem warmen Lieblingsplatze unter dem Schreibtische ausgestreckt lag und träge blinzelte, kannte seines Herrn Gesicht in jeder Linie. Plötzlich setzte er sich auf, kroch dann aus seiner gemütlichen Höhle hervor und durchlief das Zimmer, um schwanzwedelnd, mit erhobener Nase, vor

dem Doktor ſtehen zu bleiben. Er erwartete ſeinen Befehl.

Der Doktor kraute ihm hinter dem Behang den Hals und nickte ſeitwärts zur Fenſterniſche hin. Das kluge Tier wußte ſofort Beſcheid. Es machte Kehrt, ſtellte ſich dicht neben Frey und ſchob drängend ſeine feuchte Schnauze in die kalte, willenlos herabhängende Hand des Fremden. Als Doktor Stolz ſah, daß dieſer, — wenn auch ohne hinzublicken — den Kopf des Jagdhundes an ſich zog und zu ſtreicheln begann, lächelte er befriedigt. Unhörbar ging er über den ſchrittdämpfenden Smyrnateppich und verſchwand für ein paar Minuten durch die Portière in das kleine Vorgemach.

„Na, lieber Kollege, wie macht ſich die Sache in den Salons?“ fragte er im Korridor ſeinen jüngſten Aſſiſtenten, der zwei uneutkorkte Sektflaſchen höchſteigenhändig „anſchleifte“ und es ſehr eilig hatte.

„Famos! famos, Herr Direktor! Gleich wollen wir muſizieren: die Freyberg und meine Wenigkeit. — Sie werden übrigens ungeheuer vermißt! — Dauert denn da d'rin bei Ihnen der Scherz noch ſehr lange?“

„Sagen wir praeter propter ein Viertelſtündchen. — Daß ja rechtzeitig Bier präſentiert wird und keine von den bewußten Probecigarren! — Und — hören Sie: reichen Sie mir doch geſchwind den Portwein heraus, — hierher. Gläſer habe ich. So — danke ſchön! Amüſieren Sie ſich ſo weiter bis hernach. Die Patienten ſollen ſich gegen halb elf zurückziehen — franzöſiſcher Abſchied womöglich, daß nicht etwa allgemeiner Ausbruch daraus entſteht. —“

„Bonus! — Wird alles beſorgt, Herr Direktor.“ Äſculap junior klappte die Thür hinter ſich zu, und Doktor Stolz kehrte in ſein Sanktiſſimum zurück.

Dort ſaß Frey ruhig am Tiſche, hatte Briget Vannees Photographie nochmals vor ſich aufgeſchlagen, und das Kinderbild aus ſeiner Bruſttaſche hielt er daneben. Bei des Arztes Wiedereintritt ſchob er es in die Uniform zurück, legte das Album hin und ging dem Kommenden entgegen.

„Entſchuldigen Sie meine Schwäche von vorhin,“ ſagte er, „ich habe mich wiedergefunden.“

„Bravo! Das höre ich gern!“ entgegnete der Arzt und klopfte ihn auf die Schulter. „Nur niemals den Mut verlieren: bleiben Sie dabei! Entſchlagen Sie ſich jetzt alles Grübelns und Aufzählens trauriger Einzelheiten. Packen Sie das Ganze, friſch und energiſch. Vor allem aber: vertrauen Sie ſich weder Ihrer Braut, noch ſonſt jemandem außer mir an, ehe Sie ein bearbeitetes Terrain vor ſich ſehen, deſſen Unebenheiten und Hinderniſſe ſich klar überblicken laſſen. Wenigſtens einen vollen Tag wartete ich noch an Ihrer Stelle.“

„Wie kann ich das!“ rief Frey. „Morgen in grauer Frühe muß ich unwiderruflich reiſen — ich habe ein Kommando nach Berlin. So bleibt mir nichts übrig, als meiner Braut von Berlin aus zu ſchreiben.“

„Nur das nicht!“ unterbrach der Arzt lebhaft. „Eher würde ich dann die ſchwere Ausſprache bis zur Rückkehr vom Kommando verſchieben. Briefliche Anklagen und Reueſchwüre ſind gefährlich! Davon rate ich in ähnlichen Fällen immer ab. Wir haben hier im Lande ein Sprichwort: „Schrift klifft“ — das heißt: „Geſchriebenes haftet.“ — Nein, bei ſolchen Bekenntniſſen helfen Mund und Auge und die warme Liebeshand zehnmal beſſer als Papier und Tinte. Verſuchen Sie nur, ſich mit dem närriſchen Bruder Vannees, dem Muſikus, friedlich auseinanderzuſetzen. Der iſt noch ein böſer Stolperſtein, fürchte ich. Laſſen Sie ihn nach Möglichkeit aus dem Spiele, und ſollte er Ihnen etwa aus ſeinen verſchrobenen Ideen unerfüllbare Klauſeln machen wollen, dann entbieten Sie mich zu dem Manne oder ſchicken ihn zu mir. Einſt habe ich Ihrer Braut meine unbegrenzte Hilfsbereitſchaft für den Fall Vannees und Kompanie zugeſagt. Bis dato hat ſie ſich tapfer und ſelbſtändig hindurchgefochten, aber ich bin jederzeit da, um ihr mein Verſprechen einzulöſen. — Ihr und Ihnen — Sie ſind jetzt ein und dieſelbe Perſon!“ ſchloß er, und ſeine geſcheiten Augen ſchauten, über die Brillengläſer hinweg, den Ratſuchenden herzgewinnend an. — „Der Drenkhorſter Telegraphendraht ruft mich im Handumdrehen herbei, wenn die Not an den Mann geht.“

Er ſchüttelte ſeinem aufſtehenden Gaſte kräftig die Hand. Frey wollte ſich empfehlen, aber zuvor mußte er noch des Doktors Portwein und die neuen Cigarren probieren und das Anſpannen abwarten.

„Womit ſoll ich Ihnen jemals Ihren

Freundschaftsdienst vergelten?“ sagte er zum Abschied, schon in der Thür.

„Durch kluges Handeln und eine Hochzeitseinladung, Herr Leutnant,“ gab der Arzt zur Antwort. „Reden Sie mir nicht von Vergeltung; das geht mir zwischen Mann und Mann von normalem Verstande allemal gegen den Strich. Beim nächsten Wiedersehen, mein Verehrter, hoffe ich Sie als Rittmeister und glücklichen Menschen begrüßen zu dürfen. Gute Nacht, lassen Sie den Schimmel nur tüchtig ausgreifen, zählen Sie auf mich, und bringen Sie Ihrer lieben Braut meine herzlichsten Grüße vom Kommando mit.“

Er brachte Frey bis vors Eingangsthor, schloß ihm noch selber den Wagenschlag und sprang wie ein Jüngling treppauf zu seinen Gästen zurück. Die begrüßten ihn mit wahrem Halloh, und bis nach Mitternacht war er unter ihnen der Heiterste. — Ernste Gedanken müssen sich manchmal vor den Augen der Welt ins Rosengewand kleiden.

— — — — — — — — — — —

Im Galopp trug der Lünumer Eisenschimmel vor dem Victoriawagen Frey nach Burg zurück. Der Wind wirbelte ihm die großen Schneeflocken unters Verdeck und ins Gesicht, in den Bäumen der Landstraße brauste es, und der Horizont verflimmerte im weißen Gestöber. — Des Fahrenden heißes Blut kühlte sich mehr und mehr im wilden Aufruhr der Elemente.

Zur rechten Zeit machte er seinen Rondengang und langte gegen ein Uhr im Quartier am Marktplatze an. Dort packte er, schloß ab und streckte sich, in den Mantel gewickelt, auf sein Sofa bei der hellbrennenden Lampe. An deren Fuß hatte er seines Kindes Bild gelehnt und betrachtete es, melancholischen Ernst im Gesichte. An Gliedern war er todmüde, aber wach in Gedanken. — Er wollte sie zu Elisabeth hinübersenden, es gelang ihm nicht. Eine Schranke stand zwischen ihr und ihm aufgebaut, die er noch nicht übersteigen konnte. —

„Ich will nicht mehr grübeln! — Mut verloren, alles verloren!“ — wiederholte er sich die Worte des Lünumer Arztes. — „Zeit! sei uns beiden gnädig!“ —

— — — — — — — — — —

Als der Bursche gegen fünf zum Aufstehen klopfte, stand sein Herr schon reisefertig am Fenster und blickte ins Schneetreiben hinaus auf den dunklen Markt. — Dann klingelte der Schlitten vor der Thür, der ihn zur Bahnstation bringen sollte. — Es war ideales Winterwetter, und die sechs Droschken des Garnisonstädtchens waren über Nacht auf Kufen gestellt worden.

2. Kapitel.

Weihnachten ging ins Land, so recht behagliche weiße Weihnacht, mit Eisblumen an den Fenstern und Eiszapfen am Dachfirst, mit Schneeballen und Schneemännern und neugieriger Vorfreude auf den Bescherungstag. Der Heiligabend brachte, außer den stehenden Festüberraschungen, noch eine ganz besondere. Unter dem großen, strahlenden Lichterbaume stand, Arm in Arm, ein blutjunges Brautpaar, und das größte Kuchenherz auf dem herrschaftlichen Gabentische zeigte ein kunstvoll verschlungenes Monogramm: „H“ und „F“ in dickgeperlten Zuckerbuchstaben. Der Vater hatte seinem Häuschen ihren schlanken Fritz aufgebaut, und wenngleich dies frohe Ereignis für den kleinen Familienkreis schon seit mehreren Tagen in der schönen, klaren Winterluft geschwebt hatte, so fielen doch Haus- und Hofgesinde darob aus den Wolken.

„Use Lüttke“ unterfing sich, vor „Fräulein“ Brautschaft zu machen. „Fräulein“ würde nun doch wohl ernstlich an die Stiftsstelle im Lingenschen denken müssen! Es war wirklich, als falle es dem gesamten Weidener Personal erst heute wie Schuppen von den blöden Augen, daß Fräulein „in 't säbenuntwintigste“ ging! „Use Lüttke“ war doch ganz zuckersüß mit dem breiten Verlobungsringe am Goldfinger, und wie fein der junge Herr Baron mit dem herrlichen Scheitel von der Stirn bis in den Nacken und dem keck aufgesetzten Schnurrbärtchen! Dierk, der einmal irgendwo eine Glocke läuten gehört hatte, sagte in tiefster Ehrfurcht: „Ick gradeleer Se ok veelmals, Här Boron van Triddelfitz!“ und hätte sein Hänschen ihm nicht so lieb und fühlbar den Arm bei diesem Glückwunsche gedrückt, wer weiß, was der stolze Reiteradjutant mit dem unfreiwilligen „Witzemacher“ Schreckliches gethan hätte!

So aber lachte er und benahm sich überhaupt sehr „gnädig und gemein“ gegen alle, von Hinrichs, dem Hofmeier, bis herab zu Lübbe, dem Stalljungen, und von Mine,

dem Stubenzöschen bis zu Trientje, der Kuhmagd, der ihr „mojer" Reemt längst auf und davongegangen war. Es gab eine helle Freude, und der selige Bräutigam streute seinen Mammon mit vollen Händen unters Volk. Sein holdes Schätzchen beglückte er mit Uhr und Kette und eleganten Ohrgehängen nach der allerneusten Pariser Mode. Hänschen lehnte sich zwar gewaltig auf gegen den Botokudenschmuck, wie der sarkastische Vater die Ohrbommeln taufte, aber Fritz, der Adonis, setzte ein eisernes Gesicht auf: „Pantoffeln ist nicht, mein lieber Engel!" — Der bräutliche Engel fügte sich nach einigem Murren und Kopfwerfen und freute sich im stillen über ihres Fritz starken Charakter. Ja, er glich ganz und gar dem Nathusiusschen Idealkürassier: streng und doch mild, mannhaft und doch zärtlich wie Gott Amor selbst. Sie fühlte sich im siebenten Himmel, zumal er ihr als nachträgliches Christgeschenk noch Reitunterricht und ein feudales Habit versprach. — Daß sie sich von nun an den „Triddelsitz" allerseits ernstlich verbat, konnte ihr wahrlich kein einsichtsvoller Mitmensch verargen, und die Großmutter unterstützte sie darin ganz besonders kräftig.

Als Freerk-Friedrich ihr seinen Dank für die selbstgestrickten Pulswärmer aussprach, erlaubte er sich, der Sicherheit halber, gleich anzufragen: „Fräulein Hänsken, wenn ich so frei sein darf, denken Sie auch noch an das?"

„Selbstverständlich denke ich noch daran, Freerk," entgegnete Fräulein Hänschen herablassend. „Ich werde schon heute abend mit dem Herrn und auch mit Herrn Baron wegen deiner sprechen. Dann bekommst du zu Neujahr festen Bescheid. Im Servieren mußt du dich aber noch sehr verbessern!"

„Zu Befähl, Fräulein Hänsken!" sagte Freerk und lachte über's ganze Gesicht.

„Ick veränner' mi: — ick krieg' n seinen Deenst up tokamen Ostern — se hett mi all halwig hür 't," prahlte er später beim festlichen Nachtmahl in der Dienstenstube, und Dierk goß ihm, bildlich gesprochen, den nötigen Eimer kalten Wassers über den heißen Kopf.

„Hä wat, Kärl! — Büst du gekt? — Dien Küken sitt noj in 't Ei: tööf, bit 't d'r utkümmt!"

— — — — — — — — — — —

„Deine Stunde wird auch noch schlagen, geliebte Lise," sagte zur selben Zeit in einer stillen Ecke der tannenduftigen Weihnachtsstube die kleine Braut zu ihrer großen Schwester, die an diesem Tage des Jubels merkwürdig nachdenksam und in sich gekehrt war. — „Du sollst sehen, sie kommt gewiß," wiederholte sie, denn selbstredend ist die jüngste Braut klüger und reifer als das älteste Mädchen und hat ein Recht zu derartigen Weisheitssprüchen.

„Meinst du?" erwiderte Elisabeth und blickte mit stolzem Lächeln an der klugen Schwester vorüber in die niedrig brennenden Lichter des Weihnachtsbaumes, die vor einer Viertelstunde zum zweitenmal angesteckt worden waren. Dann kam Fritz und holte sich sein Liebchen wieder ab nach der ewig langen Trennung von fünf Minuten, und Elisabeth blieb allein unter der Tanne. Aus den hellen Lichtern schauten sie Albrechts Augen an. Sie hätte weinen mögen vor Sehnsuchtsweh! —

Am zweiten Feiertage erreichte das Interesse des Gesindes seinen Höhepunkt. Die Eltern des Herrn Baron kamen, von Witten aus per Extrapost, auf Besuch nach Weiden. Ein leibhaftiger, in seinem Gott vergnügter General und eine elegante Frau Generalin, hochblond, wie ihr Sohn, und vornehm! „Wie die Kaiserin von Berlin," behauptete die gebildete Mine. Sie und die anderen Dienstboten mußten drei Tage lang für die „Gnädige" rennen und springen, wie für die Familie Zurweiden das ganze Jahr hindurch nicht, und sehr heilsam war ihnen die kleine „Vermünterung."

Hänschen saß am ersten Abend des schwiegerelterlichen Besuchs vor Schlafengehn recht kleinlaut und beklommen auf dem weißlackierten Bettrande der Großmutter, hatte Thränen in den Augen und mochte nicht mit der Sprache herausrücken. Am zweiten Tage fand sie die neue Mama reizendnett, und am dritten kutschierte sie mit dem Ehepaare glückselig auf und davon in des Generals westfälische Garnison. Fritz war auch mit dabei auf kleine vierzehn Tage, und zum Karneval stellte er den zweiten Urlaub in sichere Aussicht. Und den Karneval in Münster wollte das lustige Hänschen natürlich mitmachen.

Still und leer war das Weidener Nest geworden, nun sein Singvogel ausgeflogen.

Indes wußte man ihn ja wohlgeborgen und frohgemut in sicherem Schutze und fand sich ohne Seufzen in die kleine Trennung. Der Vater hatte viel mit seiner Verkoppelung zu thun, und eine Grippe fesselte die Großmutter ans Bett: unbedenklich, sie erlaubte nicht, daß man die ferne Enkelin damit ängstige. Elisabeth blieb daheim, pflegte und ging in den vielen stillen Stunden ihren Gedanken nach. Umsonst wartete sie auf Vannees' angekündigte Rückkehr, und täglich flogen zwischen ihr und Mamsell Doris Frage und Antwort hin und her. Immer unbegreiflicher wurde den Wartenden die Verzögerung und das Fehlen jeglicher Nachricht aus Brügge seit fast drei Wochen.

Elisabeths Aussehen und Wesen hatten die Großmutter schon am Weihnachtsabende beunruhigt. Sie war noch blasser als gewöhnlich und ging ihren Verrichtungen mit einer interesselosen Langsamkeit nach, die ihrem Temperament sonst fremd war. Auf jede ungeduldige oder liebevolle Frage der ihrigen: was ihr fehle? hatte sie immer nur ihr einsilbiges „Nichts!" —

In ihre wachen Träumereien begannen sich Zweifel zu mischen, und die machten sie elend. — Über vierzehn Tage waren schon vergangen nach jenem schmerzlich schönen Abschiedsabende mit ihm, und kein einziges Lebens- und Liebeszeichen hatte er ihr aus Berlin gesandt. Zweimal war sein Bursche auf dem Gute gewesen mit einer Bestellung geschäftlicher Natur und mit der Gratulation zu Hänschens Verlobung an den Vater, aber ohne ihr den ersehnten Gruß in die Hände zu spielen. Nichts leichter doch als das! Sie zergrübelte sich den Kopf darüber, ob sie ihm in irgend einer Weise an jenem Abschiedsabende Gelegenheit gegeben haben könne, sein Verlöbnis mit ihr nachträglich zu bereuen? Allein sie fand keinen Grund. Tag und Nacht nagte die Ungewißheit an ihr und grub einen Leidenszug um ihren Mund ein.

Oh! sich nur einmal dem verschwiegenen Großmutterherzen anvertrauen dürfen! Aber sie hatte Albrecht mit Hand und Mund Schweigen gelobt. Wie eine abgefeimte Heuchlerin erschien sie sich selbst jedesmal, wenn sie zur Gutenacht auf dem Bettrande der alten Frau saß, die mit all ihrer himmlischen Güte umsonst versuchte, der Enkelin ein Geständnis zu entlocken. Es durfte nicht sein, und das Mädchenherz meinte darüber vergehen zu müssen!

Der Vater war sehr ärgerlich. Da blies sie nun wieder Trübsal wie in alten Tagen! Neidete sie der Schwester ihr Glück? Oder steckte etwa wieder die leidige Vannees-Sippschaft dahinter, seit jenem kauderwälschen Briefe, den kein Sprachgelehrter übersetzen konnte, selbst der superkluge „Premier" nicht! — Frey fehlte dem Vater ganz entsetzlich, und um sich sein Herz zu erleichtern, spottete er über den Abwesenden in seiner rauhen, harmlosen Manier.

„Am Ende hat dir's gar unser ‚Premier' angethan?" sagte er, als ihm am Morgen vor Dreikönigstag Elisabeth seinen Frühstückskaffee reichte und sehr nach einer schlaflosen Nacht aus den Augen blickte. „Farbe bekannt, Mädel, kreuzdonnerwetter noch einmal!"

Elisabeth wurde rot, und der Vater fühlte seine Hand leise gedrückt. — So ein Händedruck war ja kein gesprochenes Wort, kein Verrat! Der Vater klemmte sein Monokel ins Auge und hielt die töchterlichen Finger fest, die ihm gerade seine zweite Tasse anboten.

„Hu—ih!!" pfiff er zwischen den Zähnen hindurch, neigte den Kopf seitwärts und schaute seiner Tochter von unten auf ins Gesicht. „Da läge also der Hase im Pfeffer! Kind — Mädel, laß dich warnen. Niemand kann für seine Gefühle, aber ist dies in deinen Jahren nicht 'n bischen reichlich kühn? Daß du mir nur nicht wieder in die vermaledeite Hainbündlerei mit der ewigen Jugend gerätst! Versprich mir das in die Hand und steck' gütigst 'ne andere Miene auf, in anbetracht des frischen Morgens!" (Das Thermometer zeigte sieben Grad Kälte.)

Wenigstens um den Hals fallen mußte sie dem Vater und ihn ein paarmal küssen. Er ward stutzig: aber sein Kind gefiel ihm so weit besser als mit dem „Lämmerblick," wie er's nannte. Er zeigte ihr sogar ein ganz vorzügliches Schriftstück von Albrechts Hand. „Monita, betreffend die Zusammenlegung und Melioration der Grundstücke: ꝛc. „ad I A," „ad I B" las Elisabeth. Dunkel blieb ihr der Sinn all dieser geschäftsmäßigen Sätze, aber sie hatte doch die kräftigen Schriftzüge des Geliebten vor Augen und trank mit durstiger Seele die Worte des Vaters in sich hinein: daß ihm selten ein so tüchtiger und vielseitiger Mann

im bunten Rock vorgekommen sei, und er müsse allerdings sagen: dessen zukünftige Frau würde schwerlich Grund zur Unzufriedenheit haben! —

Da kam der Postbote auf den Hof, der Vater ließ sein Thema fallen, wischte sich den Bart und ging hinaus. — Elisabeth nahm Albrechts Aktenstück rasch vom Tische und trug es ins helle Licht des Fensters nach Morgen. Am Rande des Bogens meinte sie verwischte Bleistiftzüge bemerkt zu haben, und die mußten sich doch entziffern lassen. Der Kaffeetisch stand ganz dicht am Feuer, im Hintergrunde des Zimmers. —

Sorgsam ausradiert war die feine Schrift, aber Elisabeth las sie noch deutlich genug mit Hilfe von Großmutters scharfer Photographielupe. „Viel herzliche Festgrüße Ihren Lieben daheim.“ — Weshalb hatte er sogar diese harmlose Freundlichkeit unterdrückt? — Das Gefühl tiefster Entmutigung, bitteren Zweifels bemächtigte sich ihrer von neuem.

Indem erschien der Vater mit der Post: Die Zeitungen, Geschäftspapiere, den heute beginnenden, zweitägigen Termin in Sudermoor betreffend, ein großes Schreiben an Elisabeth und abermals ein Brief von Albrechts Hand an den Vater.

Elisabeth meinte vor Herzklopfen und Aufregung zu Boden sinken zu müssen. Es war ihr entsetzlich, daß der Vater erst noch sein Messer aus der Tasche nahm und Albrechts Couvert — (es war ein ganz einfaches Couvert ohne Monogramm oder extravagantes Format) behutsam aufschnitt. — Der weiße Bogen enthielt nur wenige Zeilen: Albrechts Ernennung zum Rittmeister und Versetzung zu den Metzer Dragonern. Er habe nicht verfehlen wollen seinem verehrten Freunde diese Nachricht sofort mitzuteilen und zu gleicher Zeit die gewünschte, letzte Auskunft wegen der Sudermoorer Bonitierung beizuschließen. Er hoffe, schon morgen oder übermorgen nach Burg zurückzukehren, freilich nur auf wenige Tage, ehe er in die neue Garnison abgehen müsse. Er werde sich erlauben, gleich nach Ankunft seinen Besuch auf Weiden abzustatten. Bis dahin ergebensten Gruß und den Damen seine Empfehlung.

„Kalt Blut, Kind,“ sagte Herr Zurweiden und nickte seiner Tochter zu. Kalt Blut! Welche Ironie! Einen wahren Eisstrom der Enttäuschung ließ dieser kurze, kühle Brief durch Elisabeths ganzes Sein rinnen. Sie sagte kein Wort, sondern machte sich an die Lektüre ihres eignen Schreibens: — Mein Gott! von Vannees an sie und aus Köln datiert. Der Vater rauchte die letzten Züge aus seiner Morgenpfeife und studierte die Nationalzeitung. Elisabeth stand im Fenster, kehrte ihm den Rücken und las:

Am Thatorte!

Köln, den 3ten des I.

Wertes und wohlgeborenes Fräulein Elisabeth!

Es ist mir jetzt endlich klar geworden, wo der Mensch die verlorenen Güter zu suchen hat! — — — — — — — —

„Am Thatorte!! —“

— — — — — — — — — —

Diese Wahrheit nach langer Forschung, — zuvor! — Sie sind Unsere Freundin aus heller und trüber Zeit. Also: ad medias res!

Vorläufig bringe ich Unser Kind (pluralis majestatis: diese Klammer ist von Bedeutung!), das bis dato, außer Uns, keinen reklamierenden Eigentümer gefunden hat, zu Ihnen, der ideellen Eigentümerin, um sogleich an den Thatort zurückzukehren. Meine würdige Cousine und Beguine zu Brügge, Madame Jeanne Viroots, rät Uns, dem Kinde, vor seinem Eintritte in die Beguinage, eine weltliche Erziehung zu geben, und Ihnen sei nun die Vollmacht zuerteilt, in optima forma — es auf seinen wahren Stand vorzubereiten. — Während ich hier am Thatorte, seinem verschollenen Vater und meiner verschollenen Geige nachforsche.

Beiden so wichtigen Ingredienzien zu Unserem Lebensglücke bin ich auf der Spur.

Die Deutzer Rheinbrücke soll der Rubicon sein, den die kaiserliche Majestät des unverdienten Leidens im Trauermantel gleich Cäsar überschreiten wird, unter den Klängen des „Jacta alea esto!“ — Die Brandfackel des Bürgerkrieges sei geschleudert in die rohe Macht der Soldateska!

Und dann, wenn Unseres Kindes schmachentstandene Welterscheinung gerächt worden ist, werde ich die letzten Winkel des Erdballs nach meiner Guarneri durchforschen, um die Ohren der ganzen Menschheit mit den Heldengesängen Unseres Geschickes zu füllen.

Dies Unser Programm! Guarneris tönender Geist begleitet mich als der schwingende Magnet, der den Körper herbeiziehen

muß; denn der Geist ist an den Körper gefesselt, durch die feinsten Atome, so wie die perpetuirlichen Klänge in meinen Ohren an ihre Urheberin gebunden sind und sie herbeilocken werden, zur Stillung meiner siebenjährigen Sehnsucht!

Wir sind vom Blute der Virroots: freiheitdürstend! Erben des Ruhmes, Epigonen eines Geigerkönigs! — Das sagt viel — nicht alles! Denn Wir ertragen auch das Bleigewicht der Schmach und fürchten das Fallbeil nicht! — Ein Rösselsprung! — Wenn Sie mein Inneres verstehen, so werden für Sie aneinandergereihte Buchstaben nur ein Schlüssel sein zu Rätseln, die nicht ein Jeder löst!

Die Zeit Unserer Ankunft in etlichen Tagen werden Sie noch erfahren. Dem Kinde geht es wohl: es sieht seiner Erhebung und Lostrennung von Uns gern entgegen! —

Leben Sie, wie Gott es will — Ihnen schenk' ich meine Unterschrift, ein schwarzes Zeichen, in welchem mein ganzes Wesen und mein ganzes Leben liegen sollte! —

Jakobus Vannees — Jean Virroots.

— — — — — — — — — — —

„Vater — um Gottes willen — lies den Brief, ich verstehe kein Wort von dem, was Vannees meint!" rief Elisabeth und reichte Herrn Zurweiden das Schriftstück hin, das von vielfachen Unterstreichungen bunt durchmustert erschien.

Herr Zurweiden las kopfschüttelnd. „Mein liebes Kind — der alte Kerl scheint mir, rund herausgesagt, ein Tollhäusler geworden zu sein. Die Sache hat ein sehr, sehr ernstes Gesicht, aber thun kann man leider nichts, als abwarten, bis der Mann wieder in Drenkhorst auftaucht. Hör' zu, was ich mir da kombiniere. Ich fahre in einer Stunde zum Termin ab, und morgen, direkt vom Termin, versprech' ich dir den Umweg über Lünum-Kloster. Gib mir den Brief für Stolz mit; denn, Schatz, der Seelenfreund und Arzt ist dir doch wohl der liebste Helfer in dieser Not, was? — Halte du dich nun ruhig und kaltblütig, gib deinem alten Nähwurm einen vorsichtigen Wink, aber nicht eher, als bis Vannees dir seine Ankunft ansagt. Er wird zweifelsohne den Telegraphendraht spielen lassen, damit pflegen die armen Narren in der Freiheit viel Humbug zu treiben. Brauchst du Hilfe, ehe ich zurück bin, oder ehe Stolz zur Stelle sein kann, so nimm mir keinen der Täsbartel vom Hof und arrangiere kein Hallo unter der Drenkhorster Bauernsippschaft, sondern wende dich, da unser Fritz nicht bei der Hand ist, in erster Linie an Frey, falls er sich bis dahin zurückmeldet, sonst an Doktor Haukes oder Pastor. Und sieh der Sache nicht in die Augen als einer Gefühlsquelle, sondern als einem drohenden Unheil, das man mit klarer Vernunft parieren und abwenden muß. Zeig' jetzt, was dich deine „Mission" an diesen verdrehten Köpfen gelehrt hat, meine Alte, damit dein Neckvater einmal gründlich den Boden fürs Necken unter den Füßen verliert. Räche dich an ihm — gut meint er's deshalb doch mit dir, — und immer! Denn ein Kernmädel bist du trotz dem Hainbundszauber. So, nun mach' mir ein tapferes Gesicht und hab' deinen Neckvater ordentlich lieb, eh' er geht!"

— Welch' eine Wohlthat für sie, ihn „lieb zu haben," sich an seine Brust geschlossen zu fühlen und zu wissen, daß er ihr vertraute, daß er ihr Bundesgenosse war. Sie küßte ihn wieder und wieder, mitten in den rauhen Bart hinein und auf die Lippen, die nach der Pfeife schmeckten.

Er nahm ihr den Brief fort; lesen sollte sie ihn jetzt nicht mehr und auch nicht bei Großmutter darüber weinen; er selbst ging zu der alten Frau, gestiefelt und gespornt zum Termin, wie er war, und sie zeigte sich mit all seinen Maßregeln einverstanden. Da, wo es galt, war Wilhelm jederzeit fest auf dem Posten gewesen und hatte den lustigen Spaßmacher zu Haus gelassen.

„Ich wollte wohl, daß ich den seinen Jungen, den neugebackenen Rittmeister, hier wüßte zu eurem Beistande," meinte er am Schluß seiner Auseinandersetzungen.

Das Alter ist zwar vergeßlich, aber bei dieser unvermuteten Erwähnung Freys standen plötzlich die dunkelen Befürchtungen jener Herbstnacht vor der Professorin, daß der schöne Offizier auf irgend eine Weise mit Vannees' kleinem Pfleglinge zusammenhängen könne. Sie sprach diesen Gedanken gegen Zurweiden aus, gefaßt darauf, daß er sie damit verlache, aber unerörtert möge sie ihn nicht lassen, da die Angelegenheit vor einer so tiefernsten Wendung stehe und Elisabeths Zuneigung zu Frey täglich unverkennbarer hervortrete. „Er ist nun Rittmeister und ein Mann, der den Ehestand in Erwägung ziehen darf," sagte sie.

Er nahm ihre Hand von der Decke auf in die seinige; denn sie war noch immer bettlägerig. —

„Liebe Metta, nimm mir's nicht übel, aber ich merke, daß du unkst!“ erwiderte er. „Diese Ahnungen gehören denn doch allzusehr in die Kategorie: Vorspuk und Vorlaut: Müllner, Grillparzer und Kompanie. Ich glaube nicht daran! — Natürlich, um zu wissen, daß unser anziehender Freund kein Stümper im Liebes-Abc ist, dazu brauchen wir keine blauen Brillengläser und kein Monokel, meine alte Metta! Allein, falls uns dies Bewußtsein die eine Hälfte seines Charakters etwa zu leicht erscheinen läßt, so ist dafür die andere Hälfte um so vollwichtiger. Der Mann hat einen Sonntagsverstand und trägt sein eisernes Kreuz wohlverdient. Daß meine Älteste sich bis über die Ohren in ihn verliebt hat, das verdenk' ihr der Kuckuck, aber mein Schwiegersohn wird er deshalb noch nicht gleich. Wo hast du denn deinen netten, alten Schmöker mit den Weisheitssprüchen aus des großen Fritzen Zeit? — Laß nur, ich hab' ihn schon. — Sieh, und da ist auch gleich die Anekdote, die mir heute in den Kram paßt: Erlaube mal, ich will sie dir vortragen, laß die Brille stecken, Metta:

‚Als es eines Tages dem großen Könige hinterbracht wurde, daß der Lieutenant von Doemitz ein heimlicher Spieler sei, sagte er: ‚Dem von Doemitz soll man das Jeu aus den Augen schaffen, aber nicht den Degen nehmen, so lange seine Konduite mit dem Degen nicht blämable ist. Eine favorable Kampagne wird den Doemitz von seiner dangereusen Passion kurieren.‘ — Nun wende das auf Frey an. Seine Konduite mit dem Degen ist a u c h tadellos und die Ehe ist a u c h eine favorable Kampagne. Weshalb also das ‚Wehe! wehe!‘ der Ahnfrau, ohne stichhaltigen Grund dazu?“

„Ich denke schwieriger über solche Dinge, lieber Wilhelm,“ entgegnete die Professorin ernst.

„Das mußt du auch,“ sagte er ebenso ernst, „dafür bist du eine edle und echte Frau, deren Königreich die Tugend ohne Winkelzüge ist.“ Er beugte sich auf ihre Hand und küßte sie. „Gottlob für uns Männer, meine liebe Metta, wir sind allzumal Sünder und werden meistens erst Gerechte durch eure Liebestreue!“

„Du sprichst wahr,“ erwiderte sie freundlich und drückte seine Hand. „Ich alte Person lerne von dir und muß mich vor dir schämen. Mit deinen Worten holst du mir den Kern meines Fühlens aus der Schale des Bedenkens heraus. Männer beurteilen ihresgleichen doch immer am richtigsten. Laß uns also abwarten, wie sich die Dinge entwickeln und kein Vertrauen von unserm guten Kinde erzwingen wollen. Durch Fragen zur Unzeit schafft man manchmal etwas aus nichts! — Du mußt gehen, Lieber, ich sehe dir's an, laß mich nur noch eine Frage thun und schilt mich nicht zu derb die Ahnfrau! Ich liebe und brauche Klarheit in allen Dingen. Nimm an, Elisabeth gestände mir hier in der Ohrenbeichte hinter meinen Vorhängen ihre Neigung zu Frey und seine Gegenliebe, nimm an, es existierte wirklich ein Zusammenhang zwischen ihm und Vannees; — denn wir wissen, daß er einst bei den Deutzer Kürassieren gedient hat, ehe der Krieg kam, — nimm an, wir würden vor eine schwere Entscheidung gestellt: wie wünschest du, daß ich dich dann unterstützen sollte?“

„Ich bitte dich, Metta, dies geht mir über die Hutschnur!“ antwortete er. „Morgen bin ich wieder bei euch, und, weiß Gott, ich werde mich eilen mit meinem Termine und mit Lünum-Kloster! Was nun auch kommt: du weißt, wie ich denke. Ich lege meine Hand darauf ins Feuer, daß dieser Mann im schlimmsten Falle furchtlos mit der ganzen Wahrheit vor mich hintreten würde. Er ist ritterbürtig ohne Adelsbrief, oder ich müßte meine gesunden Augen nicht mehr im Kopfe haben. — Und ich getraue mich, es mit ihm und mit der Wahrheit aufzunehmen. So! Damit behüt' euch der Himmel vor unnützen Sorgengedanken und vor Vannees, bis ich wieder bei euch bin!“

Eilends ging er hinaus, küßte seine Tochter und fuhr zehn Minuten später mit lustig klingelnden Schlittenschellen davon, Vannees' Brief wohlverwahrt für Doktor Stolz in der verschlossenen Dokumentenmappe.

Elisabeth verrichtete ihre Hausarbeit, dann flüchtete sie sich zur Großmutter in die Stille. Sie sprachen und berieten über Vannees' Rückkehr und des Vaters Anordnungen, aber wie in schweigendem Übereinkommen, fiel Albrechts Name nicht ein einziges Mal zwischen ihnen. Denn ihnen

Beiden war alles, was mit ihm zusammenhing, heute ein so unsicheres Gebiet geworden, daß sie sich scheuten, es auch nur mit der Fußspitze zu berühren. — Und dazu schlug die Sorge um das geliebte Kind, das mit dem armen Geisteskranken, Gott weiß wo, in Köln umherirrte, momentan alles selbstische Hoffen und Fürchten nieder in Elisabeths Seele.

3. Kapitel.

Als nach Tisch die Großmutter ihren Nachmittagsschlaf hielt, ging Elisabeth ins Freie. Der Ton ihrer eignen Stimme war ihr unerträglich geworden, sie sehnte sich nach Einsamkeit, sie sehnte sich auch, Albrecht über alle Fragen und Zweifel hinwegzuheben und auf seinem Herrscherthron in ihrem Herzen und ihrer Liebe neu zu befestigen. Seine Gestalt trat lebensvoll vor ihr geistiges Auge, seinen Händedruck und Kuß fühlte sie so deutlich, daß sie unwillkürlich ihre eigne Hand um die leere Luft schloß und den Kopf mit zusammengepreßten Lidern rückwärts neigte, wie um seine Lippen auf den ihrigen zu empfangen. Seiner Augen Gewalt war über ihr, ein Ausruf glühender Sehnsucht entschlüpfte ihrem halbgeöffneten Munde.

Wie durfte sie so an ihm zweifeln? Warum vermochte sie nicht, zu vertrauen, sich zu gedulden? Was sollte dies schwere Etwas, das sie zu Boden drückte? Sie versuchte, sich selbst zu verspotten. Diese schwüle Stimmung war ja nur zu natürlich. Wenn sie ihr höchstes Glück auch erreichte, so hieß es dann doch aus den heimischen Verhältnissen scheiden, denen sie, ein kurzes Institutsjahr im nahen Münster abgerechnet, noch niemals den Rücken gekehrt hatte. — In Metz leben, fern von all ihren Lieben, gänzlich getrennt vom Brigittchen, dessen Rückkunft sie mit dem gleichen Zittern erwartete, wie die des Geliebten. — Diese teuren Beiden — — — nie würden sie sich vereinigen lassen zu ihrem Besitztum! Albrecht däuchte sie nicht der Mann zu sein, der zwischen sich und ihr ein fremdes Element duldete, und dann Vannees!

Mit versagendem Atem stand sie zwischen den düstergrünen, schneegesprenkelten Tannen am Wege still, dort, wo im versteckteften Winkel des Gutsgartens der kleine Weiher lag und der Blick, über verschneite Felder hin, weit, weit in's Land schweifte. — Seit einer Stunde schon war sie hier rastlos auf und abgegangen, ohne darauf zu achten, wie die Zeit verrann. Sie überdachte nochmals die Brügger Briefe des Mijnheer Nuyten und der Begine: Mère Jeanette. Jetzt erst verstand sie ganz alle jene Anspielungen auf Vannees' Fanatismus und Habgier, seine ungereimten Entschlüsse und des Kindes Furcht vor ihm. Sie sah ihn, wie vor Jahren, als die arme, blöde Briget noch gelebt hatte, durch das breite Fenster seines Häuschens vor Jean Viroots' Porträt stehen, den Körper in Pendelschwingungen sich wiegend, auf dem Maskengesichte mit den schmalen, abwärts gekrümmten Lippen das versteinerte Lächeln des Halluzinanten.

Den ganzen, großen Garten durchwanderte sie planlos in ihrer Angst vor der nächsten Zukunft, sie that Gott die schwersten Gelöbnisse, wenn er es gnädig hinausführen wolle, und immer wieder drängte das Kind, das sie in unheimlicher Deutlichkeit, mißhandelt, verlassen und verloren durch Kölns Winkelgäßchen irren sah, ihre Liebeswünsche in den Hintergrund.

Der Abend sank, das Rot, das wie eine ferne Feuersbrunst den Westen säumte, ward überwachsen vom traurigen Grau der Dämmerung, das Dunkel streckte seine Gespensterfinger aus und verwischte die Umrisse von Baum und Strauch, der Wind begann mit dem Nachtfall wieder zu pfeifen und zu sausen und schüttete schwere Flocken über die schlafende Erde aus.

Ganz durchfroren ging Elisabeth ins Haus, trank Thee mit der Großmutter und zwang sich dazu, ihre feine Handarbeit zu fördern, während die alte Frau, um sie abzulenken und zu beschwichtigen, sich in den Kissen aufstützte, die Lampe auf dem Betttischchen näher rückte und ihren Goethe zum Vorlesen in die Hand nahm. Elisabeth hatte sich kürzlich eine Wiederholung des Egmont ausgebeten, weil ihr Albrecht stolz und ritterlich erschien, genau wie der Graf von Gaure, und weil die Großmutter einmal gemeint hatte: sie gleiche dem Klärchen des Titelkupfers von Angelika Kauffmann in der Ausgabe des Jahres 1788. Wie viel ließ sich dabei träumen!

Der erste Aufzug war gestern schon beendet worden, nun las die Großmutter, sehr

langsam und ausdrucksvoll, den zweiten und dritten, bis dahin, wo Egmont spricht:

„Wenn der Soldat auf der Lauer steht und dem Feinde etwas ablisten möchte, so nimmt er sich zusammen, faßt sich selbst in seine Arme und kaut seinen Anschlag reif. Und ein Liebhaber —“

„Albrecht! mein Geliebter!“ Erschütternd packte es plötzlich Elisabeths Herz. „Lies das noch einmal,“ bat sie und legte ganz unvermittelt heftig weinend ihren Kopf auf die Bettdecke der Großmutter. „Ich weiß nicht, was mir ist — ich bin wie im Fieber,“ schluchzte sie. „Wer hat Schuld an meiner Thorheit — Egmont oder Vannees? Morgen laß uns lieber in Eckermann weiterlesen, das ist ruhiger. —“

„Kind — was verbirgst du mir? Kannst du dich nicht aussprechen?“ fragte die alte Frau.

Elisabeth sah sie durch Thränen an und schüttelte den Kopf. „Noch nicht,“ sagte sie leise —, „laß es erst klarer werden um uns her. — Gute Nacht, du Allerbeste, ich schicke die Mine mit allem, was du brauchst — verzeih, daß ich gehe, aber ich tauge heute zu nichts in der Welt mehr, als zum Alleinsein!“

Sie trennte und arbeitete drüben im Erker an ihrer Stickerei weiter, unermüdlich, ohne aufzublicken, bis es elf schlug. Gottlob, daß dieser Tag vorüber ist, der morgende m u ß Wandel schaffen!“ dachte sie, als sie ihre Seidenröllchen zusammenpackte und ihr Licht zum Schlafengehen anzündete. Behutsam schlich sie noch einmal ans Bett der Großmutter. Ihr war's, als müsse sie ihr Herz dennoch entlasten, als könne sie ohne das nicht einschlummern, die Nacht nicht überstehen. Allein die alte Frau lag fest schlafend, der Wand zugekehrt. Sie aus egoistischen Gründen zu wecken, das hätte Elisabeth für Todsünde gehalten!

„Es soll nicht sein!“ dachte sie und entfernte sich leise.

In ihrem behaglichen Schlafzimmer hatte Mine geheizt in Anbetracht der starken Kälte, und Elisabeth legte sich nieder mit dem festen Willen zur Ruhe. — Leichter gesagt, als gethan, nicht einmal zum Gebete vermochte sie sich zu sammeln. Anstatt der inbrünstigen Dank- und Bittworte aus der Herzenstiefe heraus, fiel ihr in dieser Nacht nur der alte Spruch ein, den ihr die Großmutter an jenem sonnigen Septembermorgen gegeben hatte, da Albrecht zum erstenmal unter klingendem Spiele an ihrem Fenster vorübergeritten war:

„Herr, schicke, was du willt,
Sey's Liebes oder Leides:
Ich bin vergnügt, daß Beydes
Aus deinen Händen quillt!

— — — — — —
„Wenn es um Beides wäre?“ —
— — — — — —

Sie schrak aus ihrem Halbschlummer empor und streckte die Hände vor sich hinaus ins Dunkel. Die Angst faßte sie wieder so übergewaltig, daß sie Licht machte und voll kindischer Gespensterfurcht in ihrem Zimmer umherleuchtete. So schreckhaft erregt fühlte sie sich, daß jedes Knistern im Holzwerk sie zusammenfahren ließ, und sobald sie nur das Wort „Schlaf“ dachte, zog ihr's mit Gewalt die Lider auseinander.

Endlich gab sie den Versuch auf. Sie kleidete sich an und schürte das Ofenfeuer zu frischer Glut. Beim flackernden Lichtschein, der die Eisblumen ihrer Fensterscheiben in Brillantsplitter verwandelte, saß sie stundenlang, sinnend, mit einem Entschlusse kämpfend, bis drunten im Hofe, dem Dunkel zum Trotz, der erste Hahn, vom Wiemen herab den Morgen wachkrähte. Da trug sie ihren Leuchter mit der arg herabgebrannten Kerze zum Schreibtische und schrieb, mit vielfachen Überlegungspausen, einen langen Brief.

Wer ihr über die Schulter geblickt hätte, würde sich gewundert haben; denn die Anrede am Kopfe des Bogens lautete: „Verehrter Freund und Doktor!“ Weder eine Beichte noch Albrechts Namen enthielten jene Zeilen. Allein während dieser einsamen und bangen Nacht war ihr das unvergessene Gespräch mit dem Lünumer Arzte, sein warmes Freundschaftsversprechen, wie ein Trost aus Himmelshöhen, in die Erinnerung zurückgekommen und drückte ihr jetzt die Feder in die Hand. Sie schrieb:

„Man vermag ja manchmal dem Fernen besser als dem Nächsten sein Herz auszuschütten, und ich komme zu Ihnen von einem Selbstvorwurfe getrieben. Schon vor Wochen hätte ich diese Zeilen an Sie richten müssen, gleich nach Empfang einliegender Briefe aus Brügge, die in mir den ersten, leisen Verdacht erregten: unser armer Vannees

sei nahe daran, in die schreckliche Geisteskrankheit seiner unglücklichen Schwester zu verfallen. Ich fürchtete aber, Sie durch weibliche Ängstlichkeit unnütz zu belästigen, und zudem ließen mich meine eigensten Angelegenheiten die drohende Wolke nicht genügend beachten.

„Jetzt fühle ich, daß ich den Begriff „Freundschaft“ in Ihrem Sinne mißkannt habe, daß derselbe unbedingtes Vertrauen, thätige Hilfe in sich schließt und kleinliche Bedenken verurteilt. Darf ich wohl heute noch versuchen, das Versäumte einzubringen, indem ich Sie an Ihr gütiges Versprechen erinnere? Ich weiß mir nicht anders zu helfen, denn ich stehe mit meinen Schützlingen vor einer Katastrophe, die, wenn nicht alle Anzeichen trügen, in den Bereich Ihrer Spezialität fällt.

„Mein Vater will Ihnen heute gegen Abend den Brief bringen, den ich gestern früh von Vannees aus Köln erhielt und der keiner Erklärungen bedarf. Ich weiß mit meinem Laienverstande, daß es der Brief eines Wahnsinnigen ist. Was für *ihn* geschehen muß, das, verehrter Freund, liegt in Ihrer und in meines Vaters Hand, aber mein Kind, mein Brigittchen! Ich zittere für sein liebes Leben, ich fühle, daß ich es nie wieder von mir lassen möchte, wenn Gott gibt, daß ich's überhaupt noch einmal unversehrt in die Arme schließen darf. Die qualvolle Furcht vor dem Gegenteil läßt in dieser Nacht keinen Schlaf in meine Augen kommen! Niemand kann jene Furcht so in mir verstehen wie Sie, der meines Lieblings Mutter jahrelang in Pflege hatte und fortwährend von abnormen Verhältnissen und Gewaltsamkeiten umgeben ist.

„Lassen Sie mich an den Schutzengel der Kinder glauben und daran ruhiger werden! Stände ich noch frei, wie vor zwei Jahren, und hätte nur mit meiner Familie zu rechten, so wüßte ich, daß meine Bitten doch schließlich siegen würden. Aber ich stehe seit kurzer Zeit *nicht* mehr frei! Und was ich Ihnen in Folgendem anvertrauen werde, dürfen Sie selbst meinem Vater nicht mitteilen: auch darin zähle ich fest auf Ihre Freundschaft und verpflichte mich derselben.

„Der Blitz, von dem wir einst, während unserer schönen, abendlichen Fahrt nach Drenkhorst miteinander sprachen, ist wirklich niedergefahren und hat in meinem Herzen gezündet! Ich habe mich einem Manne heimlich versprochen, dessen Namen ich Ihnen heute noch nicht nennen darf, dem ich aber so ganz und gar angehöre, wie ich es keiner Seele sagen kann! Später, wenn Sie ihn, wie ich hoffe, persönlich kennen lernen, werden Sie mein großes Glück in seinem Besitze begreifen. Allein in all' das Glück fällt doch ein schwarzer Schatten, der, daß ich weit von hier fortgehen und mein geliebtes Kind verlassen muß, wenn es mir nicht gelingt, es mir ganz zu meinem Eigentume zu erwerben.

„Sagen Sie mir, ich bitte Sie inständigst darum, was vermag ich dazu zu thun? Wie meinen Verlobten zu überreden und Vannees zu beeinflussen? Sie, der so vieler Menschen Schicksale und geheimste Gedanken kennt, müssen besser als jeder andere in der Lage sein, mir mein Verhalten vorzuschreiben. Ich gelobe Ihnen in allen Stücken blind zu folgen. Wie schon gesagt: so sehr fürchte ich Vannees' Krankheit, daß ich für das hilflose Kind unablässig zittere. — Deshalb, mein lieber Freund, flehe ich Sie an —“

— — — — — —

Sie ließ die Feder sinken und horchte gespannt. Draußen auf dem Flur tappte ein leiser Tritt: Füße in Strümpfen, wie es schien. Nun wurde vorsichtig an ihre Thür geklopft und eine gedämpfte Stimme sagte:

„Fräulein! — Fräulein Lisabeth! Sind Sie munter? Ich bin's Mine! — Machen Sie mal eben die Thüre los, Fräulein!“

Blaß bis in die Lippen sprang Elisabeth vom Schreibtisch auf, lief zur Thür und schob den Riegel zurück.

„Großmutter?“ — fragte sie entsetzt und preßte, keines weiteren Wortes mächtig, beide Hände gegen ihr Herz.

„Nä, nä! Frau Perfestern hat ja nich geklungen, Fräulein,“ beruhigte Mine, die in der Nachtjacke war und versträhbt wie ein Gardinenbesen, „das war man blos der junge Postmensch aus Drenkhorst, der hat eben 'ne Tepeske für Fräulein Lisabeth an Dierk ins Fenster gegeben. Kein Hund un kein Hahn hat sich gemuckst. Er steht noch unten, zu lauern, fünf Groschen kriegt 'r, un ich sollte Fräulein fragen: ob auch Antwort nödig wäre?“

Mit fliegenden Fingern riß Elisabeth den Umschlag der Depesche auseinander.

„Per Expressen zu bestellen," las sie und dann weiter:

„Wir treffen morgen Abend ein! Guarneri naht! — Glorreiches Konzertprogramm festgesetzt! · Vannees-Viroots."

Einen kurzen Moment stand sie regungslos. Ein merkwürdiges Gefühl der Erleichterung durchschauerte sie von Kopf zu Fuß. Die unerträgliche Qual des Wartens und der Ungewißheit ging nun, nach menschlicher Voraussicht, ihrem Ende zu.

„Soll 'r denn was für Ihnen mitnehmen, Fräulein?" mahnte Mine, die gern noch auf ein Stündchen in die behaglichen Federn schlüpfen wollte.

Ohne ferneres Besinnen schloß sie Vannees Telegramm in ihre lange Epistel an Doktor Stolz und fügte, ihren unterbrochenen Satz vollendend, nur noch hinzu: „— kommen Sie uns, im Fall ich Sie heute oder morgen telegraphisch darum bitten müßte, möglichst rasch zu Hilfe. Ich thue indessen das Meinige nach besten Kräften!

Ihre Elisabeth Zurweiden."

„Dieser Brief muß auch durch einen Eilboten nach Lünum-Kloster besorgt werden," schärfte sie Mine ein, adressierte und gab ihr das erforderliche Geld.

Fünf Minuten später knurrten die Hofhunde drohend, und sie hörte jenseits der Gartenhecke die hurtigen Laufschritte des Drenkhorster Postjungen auf dem Richtweg zum Dorfe zurück.

Die Großmutter freute sich über die mutige Ruhe, mit der Elisabeth ihr frühmorgens Mitteilung von Vannees' Depesche und ihrer Übersendung derselben an Doktor Stolz machte. Nach dem wörtlichen Inhalte des Briefes an den Arzt fragte sie nicht, und Elisabeth war dem Zufall dankbar, der ihr eine Notlüge ersparte. Die alte Frau fühlte sich nach den gestrigen, aufregenden Gesprächen mit Vater und Tochter heute matt und ruhebedürftig, und Elisabeth hielt es für das beste, sie sich selbst und Minens gewohnter Sorge zu überlassen, anstatt sie mit ferneren Plänen und Mutmaßungen zu ängstigen.

Als die Morgenarbeit vollendet war und der lange, thatenlose Tag ohne Vater und Schwester sich vor ihr ausdehnte, überfiel sie die fieberische Spannung von gestern aufs neue. Stickereien und Bücher sind, angesichts so tiefgehender Seelenerschütterung, mangelhafte Zerstreuungsmittel.

Gleich nach Tische, ehe die Sonne sank, ging sie, der väterlichen Anweisung folgend, nach Drenkhorst zu Mamsell Doris hinaus, um sich mit ihr ins Einvernehmen zu setzen.

Die Nähterin, voll freudiger Aufregung, putzte und ordnete geschäftig in Vannees, kleinem Reiche. Umgeben von seinen winterlichen Bäumen, mit den blühenden Fuchsien und Pelargonien und einem leuchtenden Kaktus im Fenster, dem hellen Torffeuer im Ofen und dem frischen Sande auf den Dielen, sah es heute so freundlich und behaglich aus, wie noch nie vorher. — Das bezaubernde Schlafpüppchen für Gitta und ein fetter Butterkuchen, noch warm aus Bäcker Sibeths' Backofen, prangten, mit Grün umsteckt, auf dem weißen Drelllaken des Tisches, und alle Zuthaten zum festlichen Warmbier standen in Reih' und Glied auf der Kücheneinrichtung. Mamsell Doris hatte sich's wahrlich Geld und Mühe kosten lassen, den Heimkehrenden einen recht großartigen Empfang zu bereiten.

„Un' nu denken Sie man blos, Fräulein Lisabeth," erzählte sie ganz aufgeregt, während Elisabeth alle die feierlichen Anstalten nach Gebühr bewunderte, „ve' Mörgens, als 't noch stikkeldüster is, klopft mich Rolf Rolfes von d'r Post 'raus un' hat 'n Tellegraff für mich: was meinen Sie wohl Fräulein, von wen? — Von Vunneest! wat sagen Sie nu? Ich denke 't Schwiemen soll mich anträden! Hier hab' ich 't in d'r Tasske! Lesen Sie 't, Fräulein Lisabeth, wat moje Ausdrücke: er is doch 'n recht kumpelsanter Mensch geworden!"

„Heil und Gruß! Freudiger Ereignisse halber kehren wir morgen abend zurück!" — las Elisabeth, „Dank sei Gott, daß ich meinen Brief an Stolz geschrieben und abgeschickt habe!" dachte sie. Dann stieg sie mit der kleinen Buckligen in deren Dachstübchen hinauf, und dort schlug ihr beim Eintritt ein richtiger Kapellenduft entgegen. Brigittchen zu Ehren war die heiße Ofenröhre mit bestem Königsseer Räucherkraut ausgestreut, und im Kojenbett, hinter frischen Kattungardinen, lag bereits die glühende Wärmflasche in einem wahren Neste nagelneuer Federkißchen für das reisemüde Kind. Voll rührender Liebe hatte die gebrechliche

Hausverweserin gedacht und vorgesorgt. Elisabeth konnte es nicht unterlassen, sie sehr warm in ihre Arme zu schließen.

„Ach, liebste Doris, wenn wir unser Herzenskind nur erst lebendig und gesund hier hätten! Bete du einen Rosenkranz dafür, du treue, alte Seele; — dein Beten ist von der richtigen Art, die Gott wohlgefällt!“ sagte sie.

Doris erschrak und bekreuzte sich: „Fräulein Lisabeth, wie meinen Sie das? Verklaaren Sie 't mir ohne Fituten, sonst werd' ich rein köllig vor Gruveln!“ —

Elisabeth zog sie zu ihrem gewohnten Fensterplatz am Nähtisch, setzte sich neben sie, nahm ihre dünne, wachsweiße Hand und teilte ihr vorsichtig das Notwendige von ihren trüben Befürchtungen mit. Den Dorfleuten gegenüber ließ sie sich unbedingte Verschwiegenheit geloben, und zum Troste verwies sie auf die unfehlbare Hilfe des Lünumer Arztes. – –

„Sei ruhig, liebe Doris, heut' abend um die Zeit, wenn der Wittener Omnibus hier anhalten muß, komme ich sicher zu dir,“ versprach sie, als die schwache, kleine Person weinte, daß eine Thräne die andere schlug. „Laß dir deine Freude nicht so ganz zerstören — wer weiß, ob wir Vannees nicht hundertmal besser finden, als wir jetzt denken? Nein, nein, ich verlasse dich gewiß und wahrhaftig nicht in der Not, meine gute Doris!“ — — — — — — —

Als sie schon halbwegs wieder in Weiden war, kam ihr der Drenkhorster Postjunge, völlig außer Atem, nachgesprungen.

„Dat is 'r fix gegangen, mit 'r Antwurt aus Lünum-Kloster, Fräulein!“ keuchte er und wischte sich mittelst des Rockärmels den Schweiß von der Stirn. „Dree Tepesken upp eenen Dag — dat 's hier nog nie passeerd!“ —

„Bin bereit. Fahre auf bestimmte Drahtnachricht sofort ab. Ausspann: Rotes Lamm, Drenkhorst. — Stolz.“

Diese Antwort erhielt Elisabeth aus Lünum-Kloster und sie beflügelte ihren Schritt, als sei von ihrem Herzen ein eisernes Band abgefallen, wie vom Herzen des treuen Heinrich in Jakob Grimms Froschkönigmärchen. — Oh, wenn doch der Vater früh heimkäme, oder Albrecht unvermutet einträfe; dann wäre ja alles nur ein Kinderspiel! Elisabeths Seelenthermometer schnellte mindestens zehn Grad in die Höhe, Dank der Lünumer Depesche.

Daheim angelangt, berichtete sie der Großmutter, setzte sich zu ihr ans Bett und las ihr aus Goethes Gesprächen mit Eckermann vor, bis Mine mit dem Nachtlichte hereinkam.

„Morgen bin ich wieder ganz frisch für euch,“ sagte die alte Frau und kehrte sich zur Ruhe gegen die Wand.

4. Kapitel.

Draußen heulte der Nordsturm und schnob in wildem Grimme, und die Flocken wirbelten ihre tollsten Tänze. Rings um das Herrenhaus stöhnten die Baumwipfel, und die Fensterscheiben klirrten unter den starken Windstößen. Das war ein richtiger Hexentanz!

Elisabeth kam eilends durch den Korridor, Mantel und Pelzkappe über dem Arme. Zu ihrem Entsetzen hatte sie sich eben von der Thatsache überzeugt, daß Großmutters alte Standuhr eine halbe Stunde zu spät ging, daß also der Wittener Omnibus seine Drenkhorster Passagiere bereits abgesetzt haben mußte, um nach Burg weiter zu fahren. — Im Eßzimmer sang und brodelte das Theewasser, und Elisabeth füllte hastig das silberne Kännchen.

Nur noch in größter Eile eine Tasse heißen Getränkes. Sie fror und bebte vor innerer Angst ob ihrer Verspätung. Überall sah sie fratzenhafte Schreckbilder, überall glaubte sie deren raunende und wispernde Stimmen zu vernehmen.

Gern hätte sie den halbstündigen Weg nach Drenkhorst zu Wagen gemacht, aber das Anspannen nahm ihr zuviel unnütze Zeit fort, und der Break war auch bei diesem bösen Wetter nicht verlockend. Des Vaters Schlittenglocken ließen sich noch nicht vernehmen. – – Vorn im Hausflur, vor dem angelehnten Windfange, stand Friedrich und zündete eben sein Laternchen an. Er sollte seine junge Herrin ins Dorf begleiten, um ihr für alle unvorhergesehenen Fälle zur Seite sein zu können. Er war ein stämmiger, junger Kerl und verschwiegen wie die Karpfen im Drenkhorster Fischteich. Der Gedanke an den bevorstehenden nächtlichen Spaziergang mit Fräulein war ihm äußerst unangenehm, er hatte sich für heute abend „'n mojet Prootje“ mit Jungfer Mine vorgenommen gehabt.

Er knöpfte den langen Rock bis unters Kinn zu, schlug den Kragen hinauf und fuhr in die Pelzhandschuh. Von der Mütze machte er das lederne Sturmband los und schob es fest um Ohren und Kinn. Dann steckte er den Kopf probeweise zur Hausthür hinaus in das winterliche Treiben. „Brr!“ machte er mißvergnügt.

Im nämlichen Augenblicke knurrte die wachsame Hofdogge, schlug darauf mit ihrer tiefen, dröhnenden Stimme an und sprang aus der Hütte neben dem Scheunenthor, soweit es die starke Kette zuließ. Tiras und Waldmann antworteten aus der Diele her, und nun drangen von der Landstraße herüber die Töne lauterregten Sprechens an Friedrichs Ohr. Jetzt wateten zwei Menschengestalten mit raschen Tritten durch den hohen Schnee auf das Haus zu. Die größere Gestalt zog die kleine gewaltsam hinter sich drein.

Gleich darauf flatterte, vom wilden Sturme gezaust, Vannees kurzer Radmantel vor Friedrichs Augen, darüber leuchtete, weißbeschneit, die ungeheuerliche Schirmmütze, und nun hoben die wohlbekannten, grasgrünen Faustthandschuhe das zarte Brigittchen über die Schwelle, schwarzgekleidet und flockenbedeckt. — Friedrich bemerkte gleich, daß des Kindes Gesicht so weiß war, wie der Schnee da draußen, und daß des Organisten Augen ihn anschauten, so stier, als sei der Mann schwer betrunken. Er hielt es deshalb, in Abwesenheit seines Herren, für geboten, seine volle Rückenbreite gegen die Windfangthür zu lehnen und so den Eingang zu versperren.

„Uns' Herr is auf Termin “ sagte er in jenem störrischen Tone, der an das dräuende Knurren eines großen, treuen Hundes erinnert. „Frau Perfestern sind krank, un was uns' Fräulein is, die will justemank ausgehn.“

Vannees warf sich in die Brust und herrschte ihn an: „Spar Er seine Frechheiten für Landstreicher, Er grober Esel! Sieht Er nicht, wen Er vor sich hat? Sofort meld' Er uns seinem Fräulein!“

Friedrich riß Mund und Augen auf und wurde dunkelrot vor Ärger. Was fiel dem „olden Malljann Vunneest“ ein, hier aufzubegehren und zu schnauzen, wie der verflossene Rittmeister des Kasernenhofes, in dem Friedrichs Dienstzeit sich abgespielt hatte!

Er stemmte sich fester gegen die Thür und rührte keinen Finger. Aber das blasse, kleine Ding mit seinen verängstigten Augen fing an, jämmerlich zu weinen und faßte ihn heimlich beim Paletotzipfel, und das dauerte ihn doch. So trat er zur Seite und ließ die Beiden, die einander fest an den Händen hielten, widerwillig eintreten.

Dem Kinde, das so naß und kalt war, wie ein aus dem Wasser gezogenes Kätzchen, nahm er Wolltuch und Kapuze ab, rieb ihm die starren, kleinen Finger gutmütig und hauchte ein bißchen dagegen. Einen groben Esel wollte er sich nicht schimpfen lassen, außer von hohen Vorgesetzten, aber ein mitleidiges Herz hatte er im Leibe! Wenn er jedoch jetzt Vannees Radmantel vom Boden aufhob und säuberlich an den Garderobenständer hängte, so geschah das nur, weil der tropfende Mantel die feinen Flurfliesen beschmutzte, denn im Punkte der Hausreinlichkeit war mit der Köchin nicht gut Kirschen essen. Sie hatte bei ähnlichem Anlasse Ehren-Friedrich schon einmal sehr derb bei den Ohren genommen!

Nun begab sich wieder etwas ganz Verwunderliches. Der Organist zog ein paar gelbe Handschuh aus der Tasche, streifte die grünen Fäustlinge ab und versenkte seine dürren Finger in die strohfarbenen Lederhüllen. Dann bürstete er, immer halblaut vor sich hinsprechend, mit kühnem Schwunge sein spärliches Haupthaar zurück; das Kind stand wartend und zitternd seitab und wagte kaum zu atmen. Friedrich sah das alles und sah, daß Vannees einen Frack und eine ausgeschnittene weiße Weste darunter trug und um den Kragen eine mächtige Spitzenschleife wie die Pagen auf dem Burger Theater. So komisch erschien ihm der ganze „Uppschick,“ daß er die Zunge in den Backen schieben und sich wegwenden mußte, um nicht laut heraus zu lachen. — Vannees bemerkte nichts davon, er zupfte an seiner Schleife vor dem Spiegel und machte „gleunige Augen.“

„Meld' Er uns Seiner Herrschaft!“ wiederholte er scharfen Tones.

— — — — — — — —

„Friedrich! wo bleibst du so lange?“ rief in derselben Sekunde Elisabeths Stimme von der Eßstubenthür her, und dann trat sie, warm vermummt, in den Flur hinaus.

Das Kind stürzte mit einem Schrei auf

ſie zu, warf ſeinen Körper gegen ihren Mantel und umklammerte mit beiden Armen krampfhaft ihre Geſtalt.

„Vannees! — Mein Kind! — Mein einziges Brigittchen!“

Vannees ſtelzte voran ins Zimmer, ſie folgte mit Brigittchen und ſchloß die Thür hinter ſich. Dort hinein — in die entlegenere Wohnſtube, — fort aus dem Gehörbereich der lauſchenden Dienſtboten und der ſchlummernden Großmutter!

„Mein Kind — Herzblatt! So hab' ich dich wirklich wieder!“

Sie kniete vor der Kleinen auf den Teppich des Erkers und hielt die ſchmale, hochaufgeſchoſſene Kindergeſtalt gegen ihre Bruſt gepreßt, ſie ließ ihre Freudenthränen und ihre Willkommsküſſe auf das liebe, blaſſe Geſichtchen regnen, auf die wunderſchönen Augen, den Lockenkopf. — Ja, um Gotteswillen, wo waren die herrlichen, langen Ringel geblieben?

„Die hat Doktorohm alle abgeſchnitten, in Begynhove, als ich ſo krank ward,“ erklärte das Kind mit einer ganz kleinen, ſchwankenden Stimme, die ſo klang, als habe ſie ſeit Tagen und Tagen nichts gethan, als geweint und vor Angſt gebebt.

Eliſabeth erhob ſich und verſchlang das Kind mit ihren Blicken. Ein Etwas in ſeiner jetzigen Erſcheinung ſchnürte ihr das Herz zuſammen. Die fehlenden Locken allein waren es nicht. Sie nahm ſich jedoch keine Zeit, darüber klar zu werden. Vannees Anblick erfüllte ſie, trotzdem er nicht unvorbereitet auf ſie wirkte, doch mit inſtinktivem Schrecken. Dieſer Aufputz, phantaſtiſch und tragiſch zugleich, dieſe ſelbſtbewußte Haltung und der Blick, der bei aller Starrheit doch etwas Ausweichendes und Unſtätes hatte. Der Kranke aus dem Lünumer Kloſtergarten, von dem ſie damals gemeint, er könne Vannees Bruder ſein, ſchwebte ihr vor und machte ſie ſchaudern.

Dennoch half ihr das Bewußtſein, nur auf ſich ſelbſt und ihre eigne Kraft zählen zu müſſen, in dieſer Notlage merkwürdigerweiſe mit großem Sprunge über das Grauen hinweg, und die Liebe zu dem Kinde war eine mächtige Anregerin des Mutes. — Raſch gefaßt, ging ſie unbefangen auf Vannees zu, der in den Spiegel hineinſtarrte und flüſternd die Lippen bewegte. — Harmlos bot ſie ihm die Hand und zwang ſich zu einer heitereren Miene.

„Wie gut von Ihnen, lieber Vannees, daß Sie mir mein Herzenskind gleich ſelbſt bringen. Natürlich haben ſie Mamſell Doris doch ſchon geſehen?“

Der Organiſt berührte Eliſabeths Hand nicht. Er machte ihr eine hochfahrende Verbeugung zum Gruß. Die Frage nach Mamſell Doris beantwortete er mit pagodenhaftem Kopfneigen.

„Geſehen wohl, aber nicht geſprochen,“ ſagte er. „Ich durfte meine Gedanken nicht zerſplittern. — Ihnen habe ich vieles zu ſagen. — Von meinem Funde, meinem vom Himmel herniedergezuckten Künſtlerruhme. Ich habe abermals meinen Namen abgelegt — durch göttliche Privilegien. Sie ſehen einen echten Viroots in mir: Jean Viroots, das zweite Ich eines Jakobiners. Ich bin ‚Wir,‘ — pluralis majestatis. Was Sie etwa nicht verſtehen, ſoll Ihnen durch Uns klar werden. Für jetzt kann dieſes Kind Ihrem Schutze noch nicht anvertraut ſein, —“ unterbrach er ſeine wirre Tirade, als Eliſabeth ſich ſetzte und Brigittchen auf den Schoß nahm, „Wir müſſen erſt von der Fruchtloſigkeit Unſerer Nachforſchungen moraliſch überzeugt ſein. — Sie wiſſen nach wem? Aus Deutz hatte er ſich entfernt — böswillig. Halte deinen Kopf hoch, Briget Dalen, du ſollſt nicht mehr lange Urſach haben, gedemütigt durch die Welt zu ſchleichen. Denn unſere Dreifaltigkeit ſorgt für dich: Jean Viroots, Gniſeppe Guarneri und ein Gott: der Gott des Ruhmes!“

In Eliſabeths Seele rangen Mitleid und Grauſen. Allein mit einem Wahnwitzigen, deſſen Reden ihr klarer Verſtand weder zu faſſen, noch zu beantworten vermochte. — Wenn er durch irgend eine unbedachte Äußerung von ihr in Zorn geriete? — Konnte ſie ihn durch die Hofknechte überwältigen laſſen, ihn, den Unglücklichen, wie einen Verbrecher? Es blitzte ihr durch den Sinn, daß Doktor Stolz ihr einſt für die ſeltenen Aufregungszuſtände der armen Briget Vannees die Maßregel gegeben hatte:

„Blick und Stimme ruhig halten!“

So ſpannte ſie all' ihre Kraft an, Wort und Auge zu beherrſchen, und mit gutem Erfolge. — Vannees ging, fortwährend zu ſich ſelbſt und zu ihr redend, keinerlei Erwiderung fordernd, vor dem langen Pfeiler-

ſpiegel auf und ab, Gitta ſaß ſtill und müde im kleinen Schaukelſtuhl am Ofen und wärmte ſich die Füßchen; als Eliſabeth an ihr vorüber kam, hielt ſie ihr Kleid feſt und drückte das Geſicht hinein.

„Nur einen kleinen Augenblick Geduld, ſofort bin ich wieder bei dir," ſagte Eliſabeth. „Ich möchte euch ein wenig Zukoſt zum Thee beſorgen, nicht wahr, lieber Vannees: einen Biſſen nach der langen Reiſe? Dann ſollen Sie mir alles weiter berichten und klar machen, lieber Vannees —"

Sie eilte hinaus und ſtand mit bebenden Knieen im Korridor ſtill. „Gott hilf mir, daß ich die Gewalt über mich und ihn nicht verliere, bis uns Hilfe kommt," dachte ſie und faltete unbewußt ihre Hände. — Auf der Spiegelkonſole neben dem Garderobenſtänder lag Bäcker Sibeths Buch mit dem Gelde darauf, wie es allabends für den Brotjungen bereit gehalten ward. Eliſabeth riß ein leeres Blatt aus dem Büchelchen und ſchrieb haſtig mit dem Silberſtifte an ihrer Uhrkette darauf:

„Doktor Stolz, Lünum-Kloſter:
Zu Hilfe nach Weiden! Eliſabeth."

Dann rief ſie Friedrich, und der Burſch, der gerade vor aufmerkſamen Zuhörerinnen Vannees abſonderlichen Beſuch ſchilderte, ſprang raſch herbei.

„Mach' dich ſofort wieder fertig und bringe dieſe Depeſche für Lünum-Koſter nach Drenkhorſt," befahl ſie. „Hier haſt du Geld zum Telegramm und einen expreſſen Boten. Laufe ſo ſchnell du irgend kannſt, Freerk, und wenn du ein verläßlicher Menſch biſt, ſo ſchweigſt du gegen jedermann im Haus."

„De Düvel ſchall mi freten, wenn' k d'r van ükker', Fräulein!" beteuerte Friedrich. Bei dieſer vertraulichen Miſſion ließ ihn ſein Bedienten-Hochdeutſch völlig im Stich. Er ſtülpte ſeine Livreemütze auf den Kopf und ſtürzte davon, ſonder Handſchuh und Paletot, das weiße Blättchen zwiſchen Weſte und Rock geknöpft, von Tiras und Waldmann in großen Sätzen umkreiſt und gefolgt.

Eliſabeth beſtellte in der Küche Brot, Butter und kaltes Fleiſch: es ſolle ihr nur ins Vorderzimmer gebracht werden. Dann kehrte ſie zu den Beiden im Erker zurück. Das Kind ſaß jetzt zuſammengekauert im Eckſofa, da, wo ſie vor drei Wochen Albrechts erſten Kuß, ſeine glühenden Liebesworte empfangen hatte. Sie nahm Albrechts Seſſelchen neben dem Sofa ein und ſchlang ihren Arm um das Kind.

Vannees hatte — was ihm in den langen ſieben Jahren noch kein einziges Mal in den Sinn gekommen war, das Pianino geöffnet und ſich einen Seſſel herangezogen. Darauf ſaß er rittlings, weit ab vom Klavier. Als Eliſabeth eintrat, arbeiteten ſeine Hände ſchon auf den Taſten, und er trat beide Pedale. Nun fuhr er mit dem Oberkörper herum, brach mitten in der Kadenz jählings ab und ſprang auf.

„Es läßt mir keine Ruhe," ſagte er. „Hernach die Konzertprobe, zuvor müſſen Sie hören, wie es mir ergangen iſt. Nein! Nichts von Eſſen und Trinken, m'amie, — der Ruhm iſt genügende Sättigung. Alles entwickelt ſich nach Wunſch: dies Kind allein iſt ein bedeutendes Hindernis. Es ermüdet mich — es blickt mich betrübt an und ſollte einen frohen Elan haben, wie Meine Heiligkeit ſich deſſen rühmt. Aber es iſt ein gutes Kind, und Wir ſind ſeine einzigen Anwälte. Deshalb ſoll es anſtändig verſorgt werden. — Wir thun das Unſrige: Pflicht, Recht, Schein — alles wird gewahrt! Das geringere ‚Ich' des ‚Wir' hat ſeinen Märtyrerberuf unter Bauern und Stümpern furchtlos ausgefüllt und blöder Jugend eine Ahnung von Sphärenklängen eingegeigt. Nun aber empört ſich das höhere ‚Ich' des ‚Wir'! Es ſchreit nach ſeiner Guarneri, der verſchacherten, für Briget! — Unwiderſtehlich drängt ſie zu ihrem ‚Ich' zurück, zu Jean Viroots, dem Märtyrer des Fallbeils. Sie will abermals aufſpielen zu revolutionären Orgien! Orgien der Freiheit, der Gleichheit. — Ein Verbrüderungskonzert gedenk' ich zu geben: das glorreiche Programm iſt entworfen; Ihrer Billigung wird es unterbreitet werden. Eines jedoch beding' ich mir aus: dies Kind, dies Marterwerkzeug, ſoll das Programm über die Häupter der Maſſe erheben und dazu ſprechen: — — Was hab' ich dir befohlen, das du ſprechen ſollteſt, Gitta?"

Das Kind hob ängſtlich die Hände und klammerte ſich darauf feſt an Eliſabeth. „Ach, Ohm — ich weiß es nicht mehr — ich kann es nicht behalten —," ſagte es klagend. „O, Fräulein — faß mich um — laß mich bei dir bleiben — ich fürchte mich vor Ohm!" —

Erſchrocken ſchloß Eliſabeth Gittas Mund

Alte Weiſen. Nach dem
(Mit Genehmigung der Photo

Gemälde von R. Pöhelberger.
graphischen Gesellschaft in Berlin.)

mit der freien Hand, und Vannees war in drei großen Schritten neben ihr und schüttelte sie am Arm.

„Sie fürchtet sich!“ rief er drohend. „Närrin! vor wem fürchtet sie sich? Ihr Bestes hab ich im Auge, ein Glück will ich ihr verschaffen, mit dem die unehrliche Geburt ausgelöscht wird! — Ausgelöscht in Glorie gehüllt. In reiner Luft soll sie atmen als die Dritte, neben Jakobus Vannees, dem zweiten Ich, und Jean Viroots, dem ersten! Nichts gemein haben mit den Soldaten, bis der Soldat, ihr Urheber, sie rehabilitiert. Aber eh' er sie rehabilitiert, soll er mir tausend Tode sterben zur Strafe für Brigets Tod und meine sieben Märtyrerjahre! Mit meinem Geigenbogen werd' ich ihn töten! — — Was sag' ich? töten? Künstler sind keine Mörder — im Gegenteil — Steine erwecken sie zum Leben — wilde Bestien besänftigen sie — und wenn sie aus Erweckern zu Mördern werden, so verkennen sie ihre göttliche Sendung!“

Ohne Pause redete er noch eine ganze Weile so, aber es war doch, als dringe allgemach seine gewohnte, absprechende Natur durch die visionären Faseleien über sein Künstlertum und seine göttliche Sendung. — Wie ein Paroxismus verging die Ekstase, seine Schwatzsucht beruhigte sich, seine Züge erschlafften. — Er begann, die Elegie zu spielen; rührend klang die liebliche, klagende Melodie mit ihrer aussetzenden synkopischen Begleitung. Zuweilen erhob er die linke Hand, ließ den Baß schweigen und machte taktschlagende Bewegungen, als dirigiere er ein zweites, unsichtbares Instrument neben dem Klavier. Ja, er spielte von Minute zu Minute leiser und zarter, bis nur noch ein geisterhafter Hauch über die Tasten hinbebte, und die verzückten Züge seines häßlichen, verfallenen Gesichtes schienen dabei den himmlischen Gesängen seiner Sinnestäuschung zu lauschen. Die Außenwelt war dem Unglücklichen versunken.

Elisabeth horchte dieser unsäglich tragischen Musik bis ins innerste Herz erschüttert. Neben ihrem Lieblinge sitzend, ließ sie ihren Thränen freien Lauf. — Sie dankte Gott, daß er spielte und nicht mehr in unheimlichen Worten phantasierte, und auch für jede Minute, die ohne etwas Schreckensvolles verstrich, dankte sie Gott. Fest umschlungen hielt sie das Kind. Es drückte den Kopf gegen ihren Arm und flüsterte ihr aufgeregt all die Erlebnisse und Ängste der letzten Tage zu. Von der Stadt Köln mit dem großen, himmelhohen Dome und der Brücke über den Fluß, wo Ohm Jakob Streit mit dem Soldaten angefangen habe. Dann sei er mit ihr in den wunderschönen Dom gegangen; da habe Ohm Jakob sein Schnupftuch ganz und gar in den Weihbrunn getaucht und ihr mit dem eiskalten Wasser das Gesicht und die Hände gewaschen. Niemals sei sie ihm rein genug gewesen.

— „Und ich habe doch das große Stück Seife gehabt, das feine von bonne-maman,“ erzählte Gitla, „und ganz allein mußt' ich mich morgens anziehen, Ohm wollte mir nicht mal die Knöpfe zumachen! Oh Fräulein, was hab' ich immer geweint! Aber jetzt kann ich nicht mehr bei Ohm in der Kammer schlafen! Er spricht und spricht und spricht — — ich will wieder in meiner Dortjemöh ihr Bett. — Wenn mir nun Ohm was thäte! weil ich manchmal nicht weiß, ob ich ja oder nein sagen muß? — Ich bin zu bange vor Ohm! — Du bist auch bange vor ihm, Fräulein,“ fügte sie plötzlich hinzu und legte ihre kleine Hand um Elisabeths Rechte, „oh Fräulein, du möchtest gewiß nicht in Köln gewesen sein mit Ohm!“

Eine ganze Leidensgeschichte lag in den Worten des Kindes. Elisabeth zog es noch näher an sich, forschte in seinen Augen und versuchte umsonst, sich in das veränderte, knabenhaft gewordene Antlitz wieder hinein zu lesen. Fremd erschien es ihr und dennoch zwiefach liebenswert, zwiefach mit Ansprüchen an ihr Herz ausgerüstet, das so warm und treu war wie ein Mutterherz.

Sie bewegte Gitta zu Thee und Butterbrot. Ein paarmal sah sie ängstlich nach der Uhr, als meine sie, der Lünumer Arzt müsse Flügel bekommen haben und könne schon jetzt bei ihr sein, um ein Machtwort zu sprechen und den Mann, in dessen unstäten Augen der Wahnsinn lauerte, ohne weiteres mit sich zu nehmen und in einer Zelle seines Asyls zu vergraben. Und doch hatte er keine Gewaltthat begangen, kraft derer er selbst seine Anrechte an dies schuldlose Kind der Schuld zu Boden schlug.

Sie stand im Irrgarten und wußte weder aus noch ein! —

Noch immer ließ er, bei erhobener Linken, die Rechte rastlos über die Tasten eilen. Nicht mehr die Elegie: nur unmelodische Griffe und Cadenzen mit scharf betonten, kurzen Pausen dazwischen, lauter Fragen, die ohne Antwort blieben.

Nun stand er auf, rief Gitta an seine Seite und sagte ihr, daß es Zeit sei, nach Drenkhorst zu gehen. Elisabeth meinte, geträumt zu haben, als sie seine alte Stimme wieder vernahm, nur ein wenig verschleierter klang sie wie einst. Er hatte sich augenscheinlich ruhig gespielt, und einen Moment bereute sie sogar, vorschnell um Hilfe nach Lünum-Kloster telegraphiert zu haben. Aber dies Gefühl der Entlastung sollte nicht von Dauer sein.

Sie schaute mitleidig in sein krankes, verändertes Gesicht. „Lieber Vannees," schlug sie vor, „lassen Sie mir Gitta in Weiden, wenigstens für diese Nacht — sie ist Ihnen zu viel. — —"

„Wo ich bin, bleibt sie auch, sie ist unehrlich geboren!" unterbrach er sie schrillen Tones; der gefährliche Strom war neu entfesselt. An alle die vergangenen Geschichten knüpfte er an, aus jener Herbstzeit, als die ersten Kürassiere in seinen Gesichtskreis getreten waren, als, an Brigets Todestage, die erste Militärmusik über Heide und Felder hinweg zu ihm drang. — „Die verfluchten Buntröcke!"

Elisabeth suchte umsonst zu begütigen. Er hielt das zitternde Kind an beiden Schultern, schüttelte es hin und her und redete heftiger und heftiger. — Ja, in sein ruhmreiches Konzertprogramm hatte er die Klänge dieser Satansmusik mit aufgenommen; Schellen und Piccolo, Becken und Trommel, alles spielte die Wundergeige Guarneri! Durch ihn sollte das Publikum — millionenköpfig — endlich erfahren, was die verfluchten Buntröcke seien: — Rappalje! — ehrlose Hunde — —!

— — — — — — — — — — — —

Da ward draußen an der Windfangthür geschellt, zweimal rasch hintereinander. — Ein Rettungsengel zur Hilfe! — Elisabeth stürzte, an Vannees vorbei, hinaus, wies Mine in die Küche zurück und öffnete selbst. — — — — — — — — — —

Und im nächsten Moment lag sie an Albrechts Brust. —

5. Kapitel.

Kalt und frisch, in seiner neuen, lichtblauen Dragoneruniform mit dem weißen Kragen, den Pelzmantel nur lose über die Achseln geworfen, so stand er vor ihr, in seiner stolzen, männlichen Schönheit. Tiefstes Bangen hatte er vor diesem ersten Wiedersehen mit Elisabeth empfunden. Nun ereignete sich alles ganz anders, wie er sich's während der einsamen Reisestunden ausgemalt. Hingebend, schutzsuchend flüchtete sie in seine Arme, als stehe auch nicht eines Strohhalms Breite trennend zwischen ihm und ihr. —

Seine ernsten Vorsätze vergessend, drückte er sie an sich, hob ihr Antlitz zu sich empor und küßte es voll heißer Freude. Allein sie bog sich, fast gleichzeitig, wieder ab von ihm, preßte, ihn zurückwehrend, ihre freie Hand gegen seine Brust und horchte mit weitgeöffneten Augen und verhaltenem Atem.

„Oh Albrecht — du! —" flüsterte sie hastig und machte sich rasch von ihm los, — „laß mich! Nicht jetzt — nicht hier. — Horch!"

Drinnen im Wohnzimmer fuhr Vannees fort, schrill und laut zu sprechen. Dazwischen das weiche, bittende Kinderstimmchen.

„Um Gott, was heißt das? Wen hast du bei dir?" fragte Albrecht, nahm ihre Hand und zog sie zur Thür hin. Sie hielt ihn auf.

„Vannees und das Kind! Vor einer Viertelstunde sind sie gekommen — ganz überraschend," erklärte sie. „Vannees ist von Sinnen, ich habe schon nach Lünum-Kloster depeschiert. Als du am Windfang klingeltest, dachte ich, es könne Doktor Stolz sein —"

„Um des Himmelswillen! — wo ist dein Vater?" —

„Fort — auf Termin — in Sudermoor. Großmutter liegt krank. Ich bin allein im Haus. — Nein — gehe du noch nicht zu Vannees! Er kennt dich nicht, und er haßt alle Soldaten so entsetzlich. — Du verschlimmerst es nur —"

„Ich *will* hinein zu ihm! — Hindere mich nicht!" — Sein Gesicht hatte sich völlig entfärbt, und er erfaßte den Thürgriff.

„Nein, nein! — ich leid' es nicht!" — Sie stemmte sich ihm mit ihrer jungen Kraft entgegen. So wie er sie jetzt anstarrte aus entsetzten Augen, konnte er da drinnen ja

nur Unheil ſtiften. Sie jedoch durfte das hilfloſe Kind keine Minute länger mit dem Irren allein laſſen.

„Du gehſt nicht hinein! — Du ſollſt nicht!“ rief ſie befehlend. „Geliebter Albrecht — ſei kaltblütig, folge mir dies eine Mal! Bleibe drüben in Vaters Stube, bis ich deinen Beiſtand brauche, — bis ich dich rufe. Oh, ſieh mich nicht ſo an! oh, vertritt mir den Weg nicht, Albrecht! — Laß mich vorbei! —“

Ein furchtbarer Kampf arbeitete in ſeinen Zügen; er drängte ſie abermals bei Seite und blickte wild und verſtört in ihr flehendes Geſicht.

„Ich will hinein zu ihm, — hindre mich nicht!“ ſtieß er heraus. „Ich ertrag es nicht länger — laß es biegen oder brechen! — Rühr mich nicht an — mit keinem Finger. — Du weißt nicht, was du thuſt! — Wir ſind geſchieden! —“

Sie wagte einen letzten, ſchwachen Verſuch, ihm das Eindringen zu verwehren. Von neuem umklammerte ſie ihn, ſie fühlte die harten Hammerſchläge ſeines Herzens an ihrer Bruſt. Gewaltſam bemächtigten ſich ſeine Lippen der ihrigen — ſie meinte ihr Blut müſſe fließen unter ſeinem Kuſſe:

„Zum Abſchied, Eliſabeth — zum Abſchied, Geliebteſte — —!“

Dann war er mitten im Wohnzimmer und Eliſabeth flog an ihm vorüber, warf ſich neben dem zum Tode erſchrockenen Kinde auf die Knie und deckte und ſchützte es mit ihren umſchlingenden Armen vor jenen beiden.

Da ſah ſie den Muſiker ſich aufbäumen und die geballten Fäuſte gegen den Eindringling erheben. Er entriß Eliſabeth das Kind und ſtieß es rauh dem anderen zu, deſſen Antlitz farblos, deſſen Blick kalt und finſter war. — Seine heiſere Stimme ſchrie ein Schmähwort, unter dem die Schultern des Offiziers ſich zuſammenzogen, wie unter einem rohen Schlage, das in den Adern des Mädchens jeden Blutstropfen zu Eis erſtarren ließ: „Rappalje! —“

Und Albrecht verteidigte ſich nicht, er zog die Waffe nicht, um den wahnwitzigen Angreifer ſeiner Ehre niederzumachen. — Aber er hielt das Kind ſo feſt, daß die Knöchel ſeiner ſtarken Hand ſich durch die ſtraffe Haut zu bohren ſchienen, und aus den bleichen Geſichtern des Mannes und des Kindes ſchaute, wie unheimlicher Zauberſpuk, ein einziges Augenpaar in Eliſabeths Antlitz.

Auf Albrechts Stirn ſtand die Schuld geſchrieben.

— — — — — — — — — —

„Der Vater iſt ein Schuft! — Ewig haſſen würd' ich den Ehrloſen! ewig — ewig! — — Rappalje !“

— — — — — — — — — —

Nun wußte ſie alles.

Da, wo ſie auf dem Teppich in die Knie gebrochen war, fiel ſie rücklings, mit ſchwer anſchlagendem Kopfe gegen den Polſterſitz des Eckſofas. Es ward Nacht vor ihren Augen, und in ihren Ohren vertönte es wie fernes Schlachtengetümmel.

Allein nur kurze Minuten lang währte dieſe Betäubung. Eliſabeths Natur war zu ſtark und geſund. Unter tiefen Seufzern erwachte ſie aus ihrer Ohnmacht. Mit wiederkehrender Willenskraft ſtreifte ſie das lähmende Gefühl tödlichen Schwindels und innerer Zerriſſenheit ab und raffte ſich auf.

Das Zimmer war ſtill und leer. Windfang und Hausthür ſtanden weit offen, die erſchrockenen Mägde gafften hinaus, Friedrich war noch nicht von Drenkhorſt zurück. Sie ſprachen alle drei durcheinander.

„Här Bunneeſt is doch woll waarenitig narrsk worden, Freerk hat das vorhin ja gleich geſagt, weil Här Bunneeſt mit gähle Hansken un' mit 'n Schwalbenſchwanz bei unſ' Herrſchaft Feſite macht!“

„Was 'n Glück, daß Herr Leutnant juſt zu paß kommt, daß 'r den irrigen Kärl un't lüttke Wicht nich allein na Drenkhorſt laufen läßt! — Da is ja noch Bunneeſt ſein Rockeloor, Mine!“

„Un 't Wicht ſein Tuch un' die Mütze auch, wer will die nu nachbringen?“

„Ick nich — ick gruvel mi vör Bunneeſt!“

„Da, ſeh'n Sie, Fräulein, nu nimmt Herr Leutnant 't Lüttke unter ſeinen Mantel — Jeſus, Fräulein! geh'n Sie doch man na Bedde, Sie ſind ja ganz wittnibbd um 'n Mund!“

— — — — —

Was that ſie hier, zwiſchen den neugierigen Dienſtboten? Nach wem ſchaute ſie aus! — Es war ja alles vorüber, alles gleich! Dennoch bannte ſie's an die Stelle. Neben Mine in der bitteren Kälte des zugigen Flurs ſtehend, ſtarrte ſie in die ſchneehelle

Landschaft da draußen, mit ihrer schlängelnden Straße nach Drenkhorst. — Da sah sie Vannees gehen, er machte sonderbare, stolpernde Bewegungen und Albrecht hielt immer Schritt mit ihm. Das Kind, im flatternden Kleidchen, lief hinterdrein und krümmte sich unter der Wucht des starken Windes. — Jetzt blieb Albrecht ein wenig zurück, bückte sich, hob das Kind auf den Arm und schlug seinen Mantel, den der Sturm mächtig aufblähte, ganz und gar um die kleine Gestalt. Nun hatten sie die Wegkrümmung erreicht, und die großen Bäume zu beiden Seiten der Landstraße entzogen sie den Blicken der Nachschauenden. —

Taumelnden Schrittes kehrte Elisabeth ins Wohnzimmer zurück. Alles schwamm und schwankte vor ihren Augen, sie wollte über das, was geschehen war, nachdenken, die Erinnerung entflog ihr wie ein gaukelnder Schmetterling. Es riß sie nieder — sie vermochte sich nicht auf den Füßen zu halten.

Mine trat ein: Fräulein sollte zu Frau Professor kommen, Frau Professor war vorhin vom Lärm aufgewacht und war sehr erschrocken und hatte schon einmal vergebens geklingelt. — Mine erschrak auch, als sie ihr Fräulein lang hingestreckt am Boden liegen sah. Sie lief spornstreichs in die Küche und kam mit einem nassen Handtuche wieder hereingerannt, von dem das eisige Wasser auf den Teppich tropfte.

Elisabeth war schon wieder bei Besinnung, saß und lehnte den Oberkörper gegen das nächste Armsesselchen. Sie sah aus, „als ob sie am Sterben sei," wie Mine hernach der Köchin erzählte.

„Mine — ach Mine!" jammerte sie leise, — „hilf mir doch! —"

Das Mädchen umfaßte sie mit den kräftigen, roten Armen, machte eine tüchtige Anstrengung und brachte die Halbohnmächtige vollends in die Höhe.

„Fräulein, setzen Sie sich wieder sinnig daal, geben Sie sich nich so schrecklich an," sagte sie und fügte tröstend hinzu: „Herr Leutnant is ja auch d'rbei, der will woll nipp aufpassen, daß Vunneest 't Lüttke in d'r Malligkeit keinen Schimp anthut. Soll ich Ihnen 'n Bittsken Ungelsk' Wasser holen oder 'n Löffel voll Fallerjahnstropfen? Was, Fräulein? Die nehm' ich auf jeden Aerger, die gedeihen Ihnen auf 't Schwiemen un' thun keinem Tier und Menschen 'nen Schaden."

Allein Elisabeth wollte weder Kölnischwasser noch Minens Baldriantropfen. Sie drückte ihr weißes Gesicht ein kleines Weilchen in das nasse Handtuch, dann stellte sie sich fest auf die Füße, schickte Mine zu ihrer Arbeit in die Küche zurück und ging ein paarmal im Zimmer auf und ab, um ihren Körper, den sie steif und unbeholfen fühlte, wieder zu beleben und zu erwärmen. Gegen das erstickende Etwas, das ihr die Brust beklemmte, trank sie eine der halbgeleerten Theetassen auf dem Tische aus. Sie wußte nicht, war's die ihrige oder Vannees' gewesen. Nahe der Thür lag einer von Albrechts weißen Militärhandschuhen am Boden; er hatte ihn sicher bei'm Forteilen verloren.

Sie hob ihn auf und betrachtete ihn schmerzlichen Blickes. Jähe Glut schoß ihr vom Herzen in Wangen und Schläfen empor, und nun fand sie endlich die erlösenden Thränen. Den Handschuh, der die Form der geliebten Hand noch festgehalten zu haben schien, gegen ihre Augen gedrückt, weinte und schluchzte sie, an die tote Thürfüllung gelehnt, bis sie die Großmutter abermals klingeln hörte.

— — — — — — —

Sie schlich hinaus, den schmalen Korridor entlang, dessen letzte Thür in das großmütterliche Schlafgemach führte. — Bei jedem Schritte, den sie that, mußte sie stehen bleiben. Ihr Auge nahm lauter unwesentliche Dinge wahr: den Rußflecken über der Hängelampe oben am Plafond, die abgestoßene Verzierung des Wandschrankes, den roſtbraunen, kleinen Wasserpfuhl im Schirmständer. — Ihren Gedanken erging es ähnlich wie ihren Augen. Sie verfielen nur auf bedeutungslose Zufälligkeiten aus den letzten sieben Jahren. Die feuerroten Hagebutten der Kirchhofshecke mit den betauten Spinnweben zwischen den Dornzweigen, schwebten ihnen vor und der kerzenbesteckte, grünumwundene Kronleuchter des Eßzimmers beim ersten Offiziersdiner im September des letzten Jahres. Dann waren sie ganz unvermittelt in Doris' Dachkammer, wo das Vögelchen am Fenster zirpte und die Winterlevkoyen dufteten. Da sank wieder die Abenddämmerung, der Himmel erschien fast veilchenblau, der Nebel wallte über den fernen

Wiesen. Zu Füßen des Kojenbettes im Waschkorbe atmete das schlafende Kind — die Bucklige erzählte mit ihrer schwachen, hohen Stimme vom traurigen Schicksale der armen, wahnsinnigen Mutter zu Lüüum-Kloster. „Und wer ist der Vater?“ — Niemand wußte es sieben lange Jahre hindurch! — Er mußte entweder tot sein, oder ein hassenswerter Elender!

Dieser Vater: Albrecht, den sie liebte!

„Seit Weihnachten bin ich heimlich mit Albrecht Frey verlobt — und er ist meines Kindes Vater —“

Sie lag vor dem Bette der Großmutter auf den Knien, hatte ihr Gesicht in den weichen, welken Händen der alten Frau verborgen und stammelte die Geschichte ihres kurzen Glückes, ihres unermeßlichen Leides.

„Er hatte mir Schweigen gegen euch alle befohlen — blind vertraute ich ihm und that, wie er's wollte; das „warum“ wußte ich nicht. Jetzt weiß ich's, jetzt straft mich Gott und nimmt mir alles. Gott hat mir *ihn* genommen! Oh, und er ist noch tausendmal elender als ich; denn seine Schuld liegt auf ihm. Oh, kann ich ihn verlassen — kann ich die Liebe aus mir herausreißen? — Ich vermag ja nicht ohne ihn zu leben! — Thue, was du sollst, komme, was da will — Großmutter! rate mir — hilf mir! — Ich sah zu ihm empor, wie zu Gott, und was ist er nun? Ich kann ihn nicht ehren, und doch — wenn ich von ihm lasse, ist es mein Tod! Oh, Albrecht — Albrecht — Liebe stirbt so schwer!“

Es war, als zittere das harte Holz unter diesem verzweifelten Anklammern und Ergreifen der Mädchenhände, und die alte Frau hatte ihr schmales Gesicht, im Rahmen seines weißen Haubenstriches, auf den blonden Scheitel der Enkelin gesenkt und weinte wortlos mit ihr.

Aber sie faßte sich rascher als Elisabeth. „Komm zu mir, mein geliebtes Kind,“ sagte sie leise, und wieder drängte sich der junge, bebende Körper gegen ihren müden alten, das thränenüberströmte Antlitz warf sich neben dem ihren in den Kissen hin und her und stöhnte wie in Todesnot.

„Frage dein Herz, mein geliebtes Kind,“ sprach die ernste Stimme, „frage es streng und besonnen nach seinen Rechten und seiner Pflicht. Frage dich: ob es sich bei einer Vergangenheit, die dir nicht angehört, für dich um das Wort „Vergebung“ handeln darf, ob du verschweigen und verwinden, teilen und neu vertrauen kannst, nachdem du den Makel an deinem Götterbilde entdeckt hast. Du sagst mir, ‚ich sah empor zu ihm, wie zu Gott!‘ — Das sollst du nicht, wenn du an einen ewigen Gott glaubst. Du sagst: ‚und was ist er nun? —‘ Er ist ein Mensch wie du und ich, mein Kind, und der Barmherzige mißt der Menschen Schuld nicht mit dem Zollstock, wie wir Kleinlichen: eine Sünde ist vor ihm wie die andere. Du sagst: ‚ich kann ihn nicht mehr ehren!‘ O Kind, das Straucheln ist rasch gethan, und es liegt sich hart und schmerzhaft zwischen Distel und Dorn! Fühlst du's nicht in dir, daß du ihm die Hand bieten möchtest und ihm mit deiner ganzen Kraft aufhelfen, dann tritt zurück — dann ist deine Liebe unecht! — Sieh: du mußt deinen eignen Kampf kämpfen, es ist dein eignes, ganzes Lebensglück, um das es sich handelt. Wir können wohl *mit* dir tragen, aber nicht *für* dich. Ich will dich zu nichts überreden — ich setze mich nur mit meinem Herzen an deine Stelle. — Ich würde dem, der jetzt am Boden liegt, die Dornen auseinander biegen und sprechen: ‚Nimm hier meine Hand, erhebe dich! Wenn ich besser scheine als du, so hab' ich weniger Versuchung gehabt, als du.‘“

Elisabeth hatte sich emporgerichtet und saß auf dem Bettrande, thränenlosen Auges, die Hände im Schoße verschränkt. Eine Starrheit lag auf ihren blassen Zügen, die selbst die erfahrene Greisin sich nicht gleich zu deuten vermochte. Es war ein ganz konzentriertes Insichhineinschauen und Prüfen des eignen Könnens und seiner äußersten Grenzen; dann zuckten Widerstreben, Schmerz und Zweifel in rascher Folge darüber hin. — Das reine Herz stritt noch hart gegen das liebende Herz.

„Was soll ich thun? — Was soll ich thun?“ flüsterten die bebenden Lippen und die Hände rangen sich in verzehrender Angst.

„Fais ce que dois!“ sagte die ernste Stimme neben ihr, und die ruhige, alte Hand hielt ihre beiden fest zusammen. „Du bist keine Sechzehnjährige mehr, sondern ein reifes, mündiges Mädchen. — Deinen braven Vater, den überlasse du mir, wie es auch

komme. Für ihn und seine Güte steh' ich dir ein, er ist kein Splitterrichter, und er war auch einst ein junges, leichtes Blut. Denke jetzt nur an Dich und an das, was du willst, nicht an das, was wir anderen wollen. Sei getrost, mein liebes Mädchen, — bewähre deine Kraft in dieser schweren Prüfung."

Elisabeth hatte sich erhoben und stand aufrecht neben dem Bette der alten Frau, im dunklen Rahmen der grünen Vorhänge. Vom leise knisternden Nachtlichte in der Ofenröhre seitab fiel ein schwacher Schein auf ihr verweintes Gesicht. Eine kurze Minute blieb sie so, bewegungslos, ihre gefalteten Hände gegen die Brust gedrückt, ihre Augen aufwärts gerichtet. Furcht und Qual waren daraus gewichen, und um den feinen Mund trat ein Lächeln. Ernst und rührend war's; von Glück lag noch keine Spur darin, aber etwas anderes, höheres: die erste Morgendämmerung eines stolzen, schwer erkämpften Siegestages.

„Ich sehe meinen Weg — ich liebe noch!" sagte sie aus ihres Herzens Tiefe heraus. „Laß mich jetzt mit mir allein zum Ende kommen und vertraue mir. Du hast recht: ich bin keine Sechzehnjährige mehr, aber sieh, dies Herz in meiner Brust ist so jung, als wär' es heute erst zur Welt geboren! — Gott sei demütig Dank, daß es noch so jung und stark ist! — Vertraue mir," wiederholte sie, kniete noch einmal zur Seite des weißen Bettes nieder, schaute fest in die herrlichen, braunen Augen, die, milden Sternen gleich, durch den Schleier ihrer ehrwürdigen Jahre auf sie herab blickten, und zog die geliebte Hand, welk und weich, an ihre küssenden Lippen.

6. Kapitel.

Sie warf ihren Mantel um, drückte die Pelzkappe fest auf die blonden Flechten und ging raschen Schrittes in die stürmische Finsternis hinaus. Mine sah sie am Küchenfenster vorbeieilen und schickte ihr Friedrich nach, der vor kaum fünf Minuten aus dem Dorfe zurückgekehrt war. Mit schwankender Laterne und aufgespanntem Schirm lief er hinter ihr drein durch das Flockengewirbel, aber er kam alsbald unverrichteter Sache zurück: Fräulein wolle partu keinen Menschen mit haben, nicht 'mal 'nen Hund! Als er ihr gesagt, daß 'n „fickser Mannskärl" doch nicht zu verachten sei, weil Bunneest „so düll wie 'n Kulhahn" scheine, da habe sie nur geantwortet: sie wisse selber am besten, was sie wolle.

„Laat ähr proten! Loop d'r forß achterher, Freerk; 'tgruvelt mi doch wegen Fräulein!" beharrte Mine, aber Freerk blieb steifnackig:

„Ick doh', as Fräulein mi bidd't, ick bün Fräulein ähr Deenst."

So hastete sie vorwärts, ungeleitet und über alle Furcht hinweg. Kaum die Hand sah sie im dichten Schneien vor Augen; nirgends ein Horizont, über ihr und rings um sie her die wilden Klagetöne des Nordsturmes. Bald riß er sie rückwärts, bald trieb er sie zur Seite gegen die Wegsteine und dornigen Knicks. Einmal stolperte sie und stieß heftig an einen Baumstamm, und da ihre haltsuchenden Arme ihn nicht mehr umklaftern konnten, wußte sie, daß sie nun nicht länger zwischen den öden Feldern, sondern auf der geschützteren Drenkhorster Landstraße war. Die ersten Lichtchen des Dorfes flimmerten tröstlich in das wilde Schneewehen hinein. Keine Seele war unterwegs bei diesem argen Wetter, nur drei Jungen, hinten aus den Hütten des „langen Jammers," der Armenstraße. Sie hatten Kronen aus Buntpapier auf den Köpfen und alte Tücher und zerfetzte Tischdecken als majestätische Mäntel um die mageren Schultern gesteckt. Der vorderste dieser heiligen drei Könige, dessen Gesicht von Ofenruß geschwärzt und vom Schneewasser weiß gestreift und gesprenkelt erschien, trug einen pappenen Goldstern an riesiger Bohnenstange. So liefen sie, auf ihren klappenden „Holsken" frierend von Haus zu Haus und sangen vor jeder Thür mit quäkenden Stimmen den uralten Kinderreim:

„De hilgen dree Künig mit ähren Stärn,
De snopen un' drinken un' betalen nich gärn,
't leewe Kristkindken, dat hett ähr bidd't:
„Bringt mi 'n lekkeren Krakeling mit!""

Da traten sie grade in Bäcker Sibeths' Laden, der war schon dunkel, aber aus der Backstucke kam helles Licht, und die stattliche Frau Sibeths teilte ihnen die heißen, knusperigen Krakelinge für das hungrige Jesuskindchen in der Krippe aus, nebst irgend einem guten Getränk aus dampfender Kanne.

Wie die armen Jungen schmatzten und schluckten und sich dicht an den warmen Backofen drückten, wie der mehlbestäubte Bäcker lachte und die behäbige Bäckerin mit eingestemmten Armen den Mund breit zog vor Vergnügen über die gern erwiesene, kleine Wohlthat! Glückliche Kinder — glückliche Menschen!

Elisabeth stand am nächsten Baume still und lehnte ihre Stirn mit den verwehten Haaren an die kalte, rauhe Borke. Ihr Herz krampfte sich zusammen vor bitterem Weh.

Weiter — weiter — sie durfte nicht zaudern und ermüden. Da war der zugefrorene Fischteich mit den dürren, raschelnden Binsen an seinem Uferrande hin; dort ragte, auf hoher Wurth, die Kirche gen Himmel — Grabkreuz neben Grabkreuz zu ihren Füßen; Briget Vannees' Trauerweide ließ sich nicht erkennen. Das Schneien ward ein wenig schwächer, aber der Wind blies kräftiger, und er jagte die großen, vereinzelten Flocken zornig vor sich her.

Endlich das Organistenhaus. Die riesigen Birken schleiften ihre schneebeladenen Zweige und Äste über das zottelige Dach hin; in Mamsell Doris' Kammer, unter dem Walm, brannte das friedliche Lämpchen, aber Elisabeth sah, zurücktretend, den Gnomenschatten der Buckligen hin und her irren, wie in ruheloser Angst. Das Pförtchen des schmalen Vorgartens war nicht eingeklinkt wie sonst, der Wind warf es unablässig hin und her. Vorsichtig trat Elisabeth ein und watete unhörbar durch den tiefen, frischen Schnee, über den starrenden Buchsbaum der Rabatte hinweg, zum Fenster. Keine Hand hatte die Vorhänge zusammengezogen, offen lag die Stube, mit ihrem verglimmenden Torffeuer im Ofen, vor des Mädchens Augen. Doris' schmückendes Wintergrün zertreten zwischen dem Dielensande, der Tisch mitten in die Stube gerückt, schief stehend, und das saubere, weiße Drelllaken, zu einem Klumpen geballt, in der Sofaecke. Ein Talglicht im blechernen Küchenleuchter schwehlte tropfend unter Jean Viroots' Bild auf dem Klaviere. Es hatte einen düsterroten Knoten in der schmutziggelben Flamme, und die zuckte launenhaft. Es schien, als lebe unter diesem Zucken das tolle Jakobinergesicht im Rahmen: das tote Schwarz der Augen unter ihren dichten Brauen warf Funken aus seiner Tiefe empor, der cynische Mund lachte breit unter der leidenschaftlich geschwungenen Nase.

Und zu beiden Seiten des Tisches, Angesicht in Angesicht, standen die Männer, die Todfeinde. Seit wie lange schon mochten sie so gestanden und mit einander gestritten und gerechtet haben? Vannees hatte sich weit vorgebogen, die dürren Fäuste auf die Tischplatte gestemmt, das arme, fahle Narrenantlitz mit geblähten Nüstern und wirren Augen war in unheimlicher Bewegung. Allein er schien sich noch zu beherrschen. Er sprach laut und hart, den letzten, traurigen Rest seiner Kraft und seines Verstandes für die heiligen Rechte des Kindes einsetzend, das zwischen den Streitenden auf einem der gradlehnigen Utrechtstühle saß. Todmüde, schon halb im Schlaf, blinzelte es unter schweren Lidern hervor, von einem zum anderen. Unbeschreiblich rührend war es anzusehen in seiner hilflosen Stellung mit dem unschuldigen, blassen Gesichtchen und dem schwarzen Nonnenkleidchen. Ein Arm hing ihm schlaff zur Seite nieder, der andere lag mit offenem Händchen im Schooße.

Elisabeth biß in ihr Tuch, um nicht laut aufzuweinen. O, wo hatte sie seit dem September ihre Augen gehabt? Wie war sie doch so blind gewesen! Niemals hätte sie eine solche Ähnlichkeit zwischen Vater und Tochter für denkbar gehalten. — Albrecht sah das Kind kein einziges mal an. Gesenkten Hauptes stand er seinem Ankläger gegenüber; einmal bewegte er abwehrend die Hand und trat einen Schritt zurück, aber er hob die Augen nicht.

„O blick' auf, sieh ihn an — verteidige dich!" hätte Elisabeth schreien mögen. Ihr Herz schlug zum Zerspringen, der Schwindel von zuvor packte sie wieder, und der Wind benahm ihr den Athem. Sie kniete im Schnee nieder und ließ den Kopf gegen das steinerne Fenstersims sinken.

Nun redete Albrecht. Welche Wohlthat, seine starke Stimme, die das zerfahrene, heisere Organ des Musikers übertönte. Jedes Wort vernahm sie deutlich, während sie da draußen in Wind und Schnee am Boden kniete und in ihrer Seelenqual nicht einmal mehr zu beten vermochte.

Die Angst um das Kind da drinnen zwischen den Streitenden trieb sie wieder empor; sie richtete sich auf, schüttelte den Schnee von Kleid und Mantel und eilte

durch den offenen Eingang in die Hausdiele. Die Stubenthür klaffte; sie stand davor im tiefen Schatten, ungesehen von den Männern, alles überblickend und hörend.

„— So wahr ein Gott im Himmel ist — ich lüge nicht," sprach Albrechts Stimme, und jetzt schauten seine Augen fest und ruhig und zwingend in die des erbitterten Gegners. „Es war der Krieg, der mich alles vergessen ließ, das Ungesetzmäßige zuerst. Ich habe keine andere Rechtfertigung; nie werde ich mir meine Schuld vergeben. Nun kommt sie mir heim und nimmt mir mein Lebensglück, wie ich's verdiene. Ich will es tragen — ich muß es tragen, mein Recht auf Liebe hab' ich verwirkt. — Aber dies Kind bleibt mir; es ist mein Eigenthum, und keine Stunde länger will ich's verleugnen. Ich will an ihm meine Schuld zu sühnen suchen. — Niemand mehr soll einen Anspruch daran haben, niemand — wer es auch sei. Ich will allein stehen mit meinem Kinde und für mein Kind!"

Er trat zu der Kleinen, hob sie vom Stuhle und ergriff ihre Hand. Da drang ein zischender Laut aus Vanuees' Munde und ein jammernder kam über des erschreckten Kindes Lippen. In der nämlichen Sekunde stand Elisabeth in der Stube zwischen den Männern. Dunkel nur ahnte sie, was sie dort wollte; sie blickte weder rechts noch links, aber sie legte ihren Arm fest um Gittas Schultern, führte sie hinaus und schloß die Thür hinter sich. Keiner der Beiden that ihr Widerstand; einen kurzen Moment blieb es so totenstill dort drinnen, daß man den dumpfen Pendelschlag der Wanduhr ticken hörte.

Elisabeth preßte draußen im Flur die kleine, schwarze Gestalt gegen ihre Brust und erstickte mit heißen Küssen das angstvolle Schluchzen. Ihre Glieder wurden schwer und erkalteten, aber sie trug das Kind mehr, als sie's führte die steilen Treppenstufen zum Dachgeschoß hinauf.

„Mein! — mein! — Sei still — sei gut!" flüsterte sie währenddessen.

Oben im Dunkel verriegelte sie hastig das hohe Holzgitter, das einst, vor sechs Jahren, als Klein-Gitta an Dortjemöhs Hand ihre ersten Schrittchen wagte, gezimmert ward, um das Kind vor der gefährlichen Stiege zu behüten.

„Dortjemöh! Dortjemöh!" rief das Kind und streckte beide Hände aus, dorthin, wo es den Eingang zu seinem Frieden wußte.

Die Bucklige, mit geröteten Augen und hektischen Wangen, öffnete. Ihren Rosenkranz hielt sie zwischen den dünnen Fingern, und die Thränen rannen ihr über die Wangen. Wortlos küßte und streichelte sie das Kind in Elisabeths Armen und weinte stoßweise dazu.

„Fasse dich, Doris — frage noch nicht," sagte Elisabeth mit gebrochener Stimme. Sie setzte sich auf den Rand des Kojenbettes, lehnte den Kopf matt gegen den steifen, dunklen Kattunvorhang zurück und schloß die Augen. So entkleidete sie, ganz mechanisch, das Kind auf ihrem Schoße, und die Nähterin half ihr still dabei. Miteinander betteten sie den kleinen Körper in sein ersehntes warmes Nest aus neuen Federkißchen und hüllten ihn in die weiche Wolldecke. Dann beugte sich Elisabeth noch einmal tief über das Kind, das seine Ärmchen um ihren Hals legte und in abgerissenen Lauten sein Abendgebet schluchzte.

Des Mädchens Mund drückte sich nach dem Amen dicht an des Kindes Ohr:

„Mein Liebling — mein Brigittchen," hauchte sie kaum vernehmlich, „sage: Gute Nacht, Mutter!"

Langsam wendete sich das Kindergesicht ihr entgegen; — die Augenlider waren bereits nahe am Zusammensinken vor lähmender Müdigkeit. Aber das schwache, süße Lächeln, das Elisabeth so lange nicht gesehen hatte, huschte um den zarten Mund, als er, schon halb im Traum, zurückflüsterte:

„Gute Nacht, Mutter —!"

— — — — — — — —

Schweigend, Hand in Hand, standen die beiden Frauengestalten am Lager des Kindes, bis es ruhig und regelmäßig zu atmen begann. Es schlief fest und sorglos.

„Doris," sagte Elisabeth dann und ergriff auch die andere Hand der Nähterin, „von heute an bin ich Gittas Mutter. Denn Gittas Vater und ich, wir sind eins für diese Welt und für jene. Dir vertraue ich unser Kind an, bis wir ganz klar sehen. Du bist meine treueste Helferin gewesen durch sieben Jahre, und wir werden dir's niemals vergessen. Und Doris — wenn du mich als Freundin lieb hast, so laß meines Mannes Ehre die deinige sein: — dulde nicht, daß irgend ein Mund sie befleckt —"

„Das gelob' ich, so wahr meine letzte Stunde nicht mehr weit ist," entgegnete die Nähterin feierlich, und fest, als wären sie Schwestern, hielten die Beiden einander umschlungen.

Unter ihnen sprachen die Männer noch immer: deutlich schallte es empor. Nun entstand eine Stille, und die Stubenthür ging. Elisabeth schob Doris sanft von sich, eilte ins Dunkel des kleinen Dachbodens hinaus, öffnete behutsam den Riegel des Schutzgitters und horchte nach unten hin, über das Treppengeländer gebeugt.

„Nur vierundzwanzig Stunden Zeit Sie haben mein Ehrenwort " sprach, rauh und verändert bis zur Unkenntlichkeit, Albrechts Stimme im Hausflur. Nun kam er, schleppenden Schrittes, auf die Bodentreppe zu. Er bemerkte Elisabeth nicht, aber sie sah, beim matten Scheine des Wandlämpchens dort unten, daß sein Gesicht grau und alt erschien und von Gram verzogen. Gesenkten Hauptes, die Hand am Säbelgriff, den bespornten Fuß auf die erste Treppenstufe gesetzt, stand er zögernd inmitten des schmalen Lichtstreifens von der Wand her, wie einer, der das Schaffot besteigen muß. — Er wollte noch nach seinem Kinde sehen, ehe er in düsterer Nacht von hinnen ging.

Da fiel über ihm ein Schatten in den Lichtstreifen, zwei weiche Arme umfaßten seinen Nacken, und ein blondes Haupt barg sich an seiner Brust. Dann erhob sich's, warme Mädchenlippen fanden seine kalten und bebenden.

„Ich kann dich nicht lassen deine Pflicht ist die meine!" stammelten die Lippen zwischen ihren Küssen.

Er taumelte seitwärts gegen das Geländer und wäre zusammengebrochen, hätten ihre Arme ihn nicht umfangen und gestützt, wie eine himmlische Kraft. Er hielt sie an seinem Herzen, so eng, so fest, daß ihr der Atem stockte, und er sagte nur zwei oft gebrauchte und verbrauchte Worte:

„Du Engel!"

Sie aber küßte ihn wieder und wieder, innig, leidenschaftlich, sie lehnte ihr Antlitz gegen seines, und ihre Thränen stürzten an seiner Wange nieder:

„Wenn man liebt — wenn man so liebt —" weiter brachte sie nichts hervor.

Eines Augenblicks Dauer standen sie still inmitten des Lichtstrahls im ärmlichen Flur. Dann stiegen sie, einander noch immer umschlungen haltend, zur Dachkammer hinauf, und dort legten sie, vom gleichen Impulse getrieben, ihre vereinten Hände auf die Bettdecke ihres friedlich schlummernden Kindes.

Mamsell Doris stand ehrerbietig beiseite, ihren Rosenkranz noch immer zwischen den Fingern. Reden konnte sie keinen Ton und vermochte es auch noch nicht zu fassen, daß dieser große, ernstblickende Mann, dessen Augen in Thränen schwammen, ihres „Engelkens" Vater sein sollte. Nun besann sie sich auf alles und wußte, weshalb ihm damals die Hand gezittert hatte beim Cigarrenanzünden über ihrer Blechlampe.

„Gott sorgt für seine Unschuldigen," dachte sie in ihrem treuen und frommen Herzen und glaubte wahrlich, daß die heilige Jungfrau ihr ein Stückchen Paradies zum Voraus zeigen wolle, gerade jetzt, da sie mit ihren geängstigten Gedanken eben noch im Fegefeuer geschmachtet hatte.

„Bis morgen," sagten die Beiden an der Thür, schüttelten sich die Hand, und Elisabeth neigte sich zu ihr herab und küßte sie.

„Das ist so schön, wie Sündenvergeben!" dachte sie, als sie wieder allein war, ordnete ihre Kammer für die Nacht und betete andächtig vor ihrem bunten Heiligenbilde. Im Erdgeschoß hörte sie Vannees Klavier spielen. Nun war nichts mehr zu fürchten, meinte sie. Beruhigt legte sie sich nieder, nahm das schlafende Kind in ihre Arme wie sonst und befahl Gottes gnädigem Schutze ihre und des Engelkens Seele. — — —

— — — — — — — — —

In seinem Stübchen, beim roten Scheine des tropfenden Talglichtes, spielte Vannees einzelne Sätze der Elegie, mit einer Hand, wie Nachmittags um die Theestunde im Weidener Wohnzimmer. Albrecht zog Elisabeth rasch zum Hause hinaus.

„Du sollst heimgehen — ruhen, du bist blaß wie der Tod," sagte er und zog ihr Gesicht an sich, „ich muß eilen und einen Arzt, oder sonst eine Hilfe für Dalen suchen. Er ist kränker, als du denkst. — Oh Kind, Kind! Dies ist das Glück, das ich Elender dir biete!"

„Still!" gebot sie und deckte ihm die

Hand über den Mund, „nie wieder ein solches Wort, Geliebter! Der Winter geht vorüber, unsere Prüfungszeit auch! Laß uns jetzt nur an den Armen denken. Ich habe vorgesorgt; Stolz wird uns beistehen, er muß meine Depesche längst in Händen und Vater gesprochen haben."

Sie traten in das kleine Drenkhorster Postamt, klopften am Schalter, und der Sekretär, schon in Schlafrock und Pantoffeln, schlurfte mit dem brennenden Wachsstock herbei und schob das Scheibchen hoch.

Nein — für's Gut war keine Depesche aus Lünum-Kloster gekommen, aber fürs „Rothe Lamm." Herr Doktor Stolz habe sich Nachtquartier bestellt für diese Nacht, und jetzt sei es schon halb elf durch; er müsse wohl bald mit dem Wagen hier sein.

„Gott sei Dank!" rief Albrecht. „So bringe ich dich nach Haus und kehre sofort um. Ich kenne Doktor Stolz — ja, Kind, ich kenne ihn!" — — — — — — — — —

Nun waren sie im Weiten, Freien. Sie ließen die prächtigen Bäume der Landstraße im Rücken und schlugen den schmalen Weidener Richtpfad zwischen den Feldern ein, den der unermeßliche Horizont von Ost nach West begrenzte. Die Ebene lag weiß und still ringsum, und die tiefhängenden Wolken flogen. Elisabeths Augen blickten wehmütig dorthin, wo sie vor sieben Jahren, in der Nacht des Friedensfestes, das Sonnenlicht des neuen Tages schon geahnt hatte, als sie mit dem heimgekehrten Vater denselben Weg gewandelt war. — Heute, in dieser todesstarren Winternacht wollte kein Glück, kein Schimmer ihrer bittenden Sehnsucht erscheinen. Und doch! — Über den verdämmernden Rand des Stückchens Erdball erhob sich ein winziges Goldfünkchen, ein aufgehender Stern und stieg langsam himmelan.

Da fiel Elisabeth ihm, der stumm und ernst neben ihr dahinschritt, noch einmal um den Hals und wies mit der ausgestreckten Rechten ins Weite.

„Sieh hin, Geliebter! Gott ist gut, er zeigt uns doch eine kleine Lichtwelt von ferne!"

Er fand keine Antwort in seiner Erschütterung bei ihrem Troste, aber er schlug seinen Arm fest um die liebe, schlanke Gestalt an seiner Seite, wie es einst der Vater auch gethan hatte, und sie dankte Gott mit stillen Thränen für das Gefühl des Haltes und der Wärme, das sie wieder in der Nähe des Mannes empfinden durfte, von dessen schwerer Last sie die Hälfte tapfer auf ihre willigen Schultern genommen hatte.

Da lag das Weidener Heim dicht vor ihnen, und da war der Vater. Elisabeths Herz zog sich in jähem Schrecken zusammen, als sie ihn so unvermutet über die Thürschwelle treten und rasch die Verandatreppe hinab und durch den Garten auf sich zu schreiten sah. Ihre Kniee begannen zu wanken, und sie machte unwillkürlich eine Bewegung, als wolle sie sich aus Albrechts Umschlingung lösen. Er aber ließ sie nicht von sich, er faßte sie fester und blickte ihr forschend in die Augen. Und sie blieb bei ihm und versuchte mit ihren zuckenden Lippen mutig zu lächeln.

An der Gartenpforte trafen sie auf den Vater. Tiefernst war sein Gesicht, das sonst nur Frohsinn und kraftvolle Frische wiederzuspiegeln pflegte; er reichte jedem der beiden Kommenden eine Hand mit festem Drucke und sagte:

„Großmutter wacht noch und wartet mit Schmerzen auf dich, mein Kind, gehe du nun hinein und laß deine Seele bis morgen ruhig werden. Wir," wendete er sich zu Albrecht, „müssen nach Drenkhorst zurück und dafür sorgen, daß bei dem Ärmsten im Organistenhause das Unglück nicht noch größer wird, als es schon ist, ehe der Arzt kommt. — Ich war in Lünum-Kloster und bin vorausgefahren um deinetwillen, Kind, Stolz hofft noch vor Mitternacht zur Stelle sein zu können. — Das ist ein Mann! — Den haltet warm, ihr Beiden, als euren besten Freund! So, und nun vorwärts, gute Nacht, mein Kind, gute Nacht! Komm, gib ihm noch Mut auf den Weg mit, ja, küßt euch — recht so! Und nun weine doch nicht, Kind; was hast du Furcht vor deinem alten Vater? — Wir zwei, er und ich, werden wohl miteinander fertig!"

— — — — — — — — — — —

Dann wanderten die beiden Männer, soldatisch Schritt haltend, eilends in den frischen Fußspuren des Liebespaares zum Dorfe zurück, und Elisabeth schaute ihnen nach, Thränen in den Augen, Hoffnung im Herzen.

Ihr zu Häupten brauste der starke

Nordsturm, und er wehte hinweg, was unrein war!

7. Kapitel.

Vor einer halben Stunde, als Albrechts und Elisabeths Tritte auf der Landstraße verhallt waren, und in der Dachkammer des Häuschens am Dorfende das Kind und seine Hüterin im ersten Schlafe lagen, erhob sich der Organist mit einem Sprunge vom Klaviersitz. In fliegender Hast durchmaß er das enge Wohngemach hin und her. Seine fahlen Augen brannten, rücksichtslos zertrat sein Fuß den blondlockigen Wachskopf von Gittas neuem Püppchen, das vergessen in einem Winkel lag, und jedes Hindernis stieß er aus seinem Wege fort.

Endlich blieb er vor Jean Viroots Porträt stehen, warf den Kopf zurück und wiegte sich stolz in den Hüften. Ein siegreiches Lächeln überflackerte seine verwitterten Züge. Mit beiden Händen nahm er den Rahmen von der Wand herunter, zog sein Messer aus der Tasche und schnitt den unheimlichen Jakobinerkopf und die schattenhafte Guillotine dahinter aus der Leinwand heraus. Er heftete mit seiner ärmlichen Tuchnadel das unregelmäßige Viereck an die Tapete, riß sich die spitzenbesetzte Pagenschleife vom Halse, befestigte sie als Zierrat darüber und setzte sich vor dies Werk seiner Hände wieder ans Klavier. — Dort begann er zu deklamieren und begleitete jeden der gesprochenen Sätze mit einem wuchtigen Mißakkorde, bald tief im Baß, bald hoch im Diskant.

„Fallbeil! — ich danke dir!

Mit deinem zielbewußten Schlage hast du das ungeheure Bleigewicht von meinem Körper getrennt! —

Briget hieß das Bleigewicht! —

Fallbeil! Platz hast du geschafft, Platz für den Weltruhm, Platz für die Freiheit! —

Alle Stände vermischen sich — Feinde verketten sich, die Erde will kein Blut mehr trinken! —

— — Liberté! — fraternité! — égalité! — —"

Plötzlich fiel sein schweifendes Auge auf den geigenspielenden Rumpf des zerstörten Bildes am Fußboden; er warf sich daneben auf die Knie, und eine schreckliche Furcht bemächtigte sich seiner. Am ganzen Leibe zitternd, schrie er mit gerungenen Händen:

„Mein Kopf! mein Haupt! — Wach auf! wach auf! — Guarneri! Guiseppe Guarneri!" —

— — — — — — — — — — —

Da öffnete sich die Thür, und zwei Riesen traten zu ihm ein, die flossen vor seinen Augen zu schwankenden Ungeheuern auseinander und füllten das Gemach und wollten ihn verdrängen.

Mit geballten Fäusten warf er sich ihnen entgegen! —

— — — — — — — — — — —

Drei Monate später spazierte Jakob Vannees, der Drenkhorster Dorforganist, mit stolzen wiegenden Schritten, geigend im stillen Kreuzgange von Lünum-Kloster auf und ab. Zu Füßen der grauen Säulen blühten Safran- und Leberblümchen in dichten Scharen, und zwischen den knospenden Gewinden der virginischen Weinrebe hindurch warf die warme Frühlingssonne goldene Ringel auf den Wandelpfad des Musikers.

Er hieß Jean Viroots und hatte den Weltruhm und ein herrliches Triumphlied auf der Wittener Landstraße gefunden, während er in den schwellenden Polstern des Galawagens lehnte, der um die Mitternachtsstunde des heiligen Dreikönigstages gekommen war, um ihn mit allen geziemenden Ehren aus Drenkhorst fort nach Paris, an den Hof Kaiser Napoleons III zu holen. Des Kaisers Leibarzt, sein bester Freund, hatte ihm den hohen Posten ausgewirkt und ihm auch das Geleit nach Paris gegeben.

Nun spielte er auf einer Geige, zu deren Bau Guarneri, Amati und Stradivari ihr bestes Können vereinigt hatten, vor erlauchten, unsichtbaren Gästen, Tag für Tag sein Triumphlied, immer pizzicato die Saiten reißend, und er konnte sich nicht satt hören an dieser hehren Kunst!

— — — — — — — — — — —

Was kümmerte ihn irdisches Hochzeithalten auf jenem Staubatome des Weltengebäudes, das die sterblichen Menschen „Weiden" nannten? — Ihn! — den Gott im Himmel seiner Töne!

— — — — — — — — — — —

Er war glücklich, — überschwenglich glücklich

An ein gutes Menſchenkind.

(Abdruck verboten.)

Wie raſch vergeht oft und zerfällt,
Was feſt erſcheint und hart!
Mich wundert, daß ſo lange hält,
Was ſchwach doch iſt und zart.

Ich ſeh dich an, ſeh, wie das Leid
Gefurcht hat dein Geſicht.
So vieles raubte dir die Zeit,
Das beſte nahm ſie nicht.

Dir blieb das ſich're Gottvertraun,
Dem hell die Nacht erſcheint;
Drum kann dein Auge heiter ſchaun
So viel es auch geweint.

Kein Undank hat, an dir verübt,
Gemacht dich wen'ger mild;
Kein Hauch von Neid hat je getrübt
In dir des Himmels Bild.

Vorüber ging dir Jahr auf Jahr,
So manches reich an Schmerz,
Du aber haſt, wie einſt es war,
Bewahrt dein gutes Herz.

J. Trojan.

Schul- und Sittenbilder.

Wahrheit ohne Dichtung aus den Erinnerungen eines deutſchen Schulmannes.

Von Dr. Ernſt von Sommerfeld.

(Abdruck verboten.)

Die Schule, beſonders die höhere, iſt gewiſſermaßen eine Welt für ſich. Ein jeder von uns hat ihr zwar angehört oder ſteht noch mit ihr durch ſeine Kinder oder ſonſtige jugendliche Angehörige in lebhafteſter Fühlung, — aber dennoch ſehen wir gewöhnlich nur das äußere Gewand der Schule, in dem ſie ſich vor der übrigen Welt zeigt. Ihr inneres Getriebe, die Art, wie ſie wirkt und ſchafft, wie ſie gewiſſermaßen ſich im Hauskleide bewegt, bleibt uns verborgen, wenn wir ihr nicht ſelbſt als Lehrer und Erzieher angehören.

Man ſoll zwar „nicht aus der Schule ſchwätzen," ſagt eine alte Redensart. Indes iſt derſelben keineswegs ausnahmsloſe Berechtigung zuzuerkennen. Es gibt Schilderungen aus allen Gebieten beruflichen Lebens. Warum ſoll nicht auch einmal ein Schulmann, der auf den verſchiedenſten Anſtalten gewirkt hat und dabei halb Deutſchland durchwanderte, in den Schrein ſeiner Erinnerungen hineingreifen und aus der Fülle eigenartigen Lebens, das ihm überall entgegentrat, das Bemerkenswerteſte zum beſten geben? Überall, wo wir es ins Auge faſſen, bietet uns ja das Leben unerſchöpflich viel Feſſelndes. So will auch ich denn hiermit einiges, was ich wahrzunehmen und zu erleben Gelegenheit hatte, wiedererzählen, ohne mich jedoch dabei nur auf Dinge der Schule zu beſchränken. Mein eigenes Handeln ſoll nur dort berührt werden, wo es zum Verſtändnis des Ganzen nicht zu um-

Digitized by Google

gehen ist. Vorwiegend will ich schildern, was um mich her vorging. Personen und meist auch Orte werde ich mit erdichteten Namen belegen. Viele der ersteren schlummern zwar schon längst unter kühlem Rasen; andere mögen sich noch des rosigen Daseins erfreuen. Wenn sie diese Erinnerungsbilder zu Gesichte bekommen und in denselben blättern, wird vielleicht manches einen freundlichen Widerhall bei ihnen erwecken, manches sie traulich und bekannt anmuten.

I. Auf polnischem Gymnasium.

Geboren auf märkischem Sande, war ich als Knabe auf der roten Erde Westfalens und im herrlichen Rheinland aufgewachsen, bis das wechselvolle Beamtenschicksal meines Vaters unsere Familie nach dem fernen Osten in die Provinz Posen verschlug. Dorthin gelangte ich als angehender Sekundaner des Gymnasiums zu Scharfenau, eines Städtchens, wenige Meilen von der russischen Grenze entfernt. Einige Wochen vorher war ich noch in alten Burgruinen an den rebenbepflanzten, bergigen Ufern der Nahe und Mosel herumgeklettert, hatte mir in dem altertümlichen Trier die Hörner des Tertianertums abgelaufen, in den Sommerferien zum dritten- oder viertenmale den herrlichen Rhein von Bingen bis hinab nach dem alten ehrwürdigen Köln befahren, — und nun dieser Abstand, nach der flachen, öden Polakei verschlagen zu werden, in ein Nest, wo drei Viertel der Bevölkerung des Deutschen kaum mächtig war, und die Hälfte des Unterrichts auf dem Gymnasium in polnischer Sprache erteilt wurde. Wären nicht die auf mich eindringenden Bilder gar so neu gewesen, ich wäre vor Sehnsucht nach dem sonnigen Rheinland vergangen. Neu war mir freilich die mich umgebende Welt, wenn auch nicht gerade fremd und unverständlich, denn durch Familienbeziehungen hatte ich von Kindesbeinen an das Polnische erlernt, so daß ich es, als ich im Oktober 1861 nach Scharfenau kam, zwar nur mangelhaft sprach, aber doch völlig verstand. Ich denke noch des Tages, als ich zum erstenmale morgens das Klassenzimmer der Sekunda betrat. Es war ein großes Gemach im Erdgeschoß, dessen Fenster auf den Schulhof und weite Wiesen hinausliefen. Den Horizont begrenzten die einförmigen, langen Pappelreihen eines Fahrweges, der hinter jenen Wiesen, gleichlaufend mit dem stattlichen Gymnasialgebäude, zwei elende Nachbardörfer Scharfenaus verband. Den einzigen bemerkenswerten Ruhepunkt für das Auge bot links eine einsam am Ausgang eines großen Gehöftes stehende Pappel, auf deren gekröpftem Gipfel ein riesiges Storchnest in der damaligen Herbstzeit sein einsames Dasein fristete. In unserm Klassenzimmer führte ein Mittelgang von der Thür zum Lehrerpulte, rechts und links Raum für die langen, etwas hohen Bänke lassend. Rechts saßen die Untersekundaner, auf deren hinterster Bank nur ein Schüler Platz genommen hatte. Neben diesem ließ ich mich nieder, machte mit ihm Bekanntschaft und blickte hinüber nach den Bänken links, wo die Herren Obersekundaner gerade in lebhaftester Katzbalgerei begriffen waren. Ganz besonders nötigten mir, dem noch nicht ganz sechzehnjährigen Burschen, die stattlichen Bärte mancher Obersekundaner Achtung ab. War ich doch von der Rheinprovinz her an solche alte, bemooste Schülerhäupter ganz und gar nicht gewöhnt. Die gewichtigsten unter ihnen mochten bereits gut ihre 25 Jahre auf dem runden, feisten Rücken haben. Es waren das alles Polen, die ohnehin unter den 45—50 Schülern dieser Klasse die große Mehrzahl bildeten. Deutscher Abstammung waren damals etwa nur neun, unter diesen auch mein nunmehriger Nachbar. Die Polen erschienen fast sämtlich in der kleidsamen Tracht des auf der Brust mit Schnüren besetzten schwarzen Rockes, der Tschamarka, unter welcher eine ebenso gefärbte langschößige Weste hervorblickte, die von der Hüfte bis hinauf zum Halse mit einer großen Anzahl dichtgestellter, kleiner, kugeliger Knöpfe besetzt erschien. Dazu gesellte sich die bekannte viereckige, mit Pelz verbrämte Mütze, so daß man die Volksangehörigkeit des Trägers auf weite Entfernung mit Sicherheit zu erkennen vermochte. Eines Tages erschien sogar einer unserer Obersekundaner in einer himmelblauen, weiten Bluse, die durch einen breiten Ledergürtel zusammengehalten wurde. Unter derselben trug er weite, in die hohen Stiefel gesteckte, scharlachrote Beinkleider. Indes wurde er alsbald zum Direktor befohlen, welcher ihm eine solche auffällige Tracht für die Zukunft verbot. Dieselbe verschwand

daher auch auf Nimmerwiedersehen, und ihr Inhaber tröstete sich mit der leicht erworbenen Rolle des politischen Märtyrers, denn das Hervorsuchen jener schon damals ganz ungewöhnlichen, altpolnischen Tracht war lediglich eine gegen das Deutschtum gerichtete, freilich sehr harmlose Kundgebung. Indes waren damals die Zeiten nicht danach angethan, solche Kindereien unbeachtet durchgehen zu lassen. Man stand ja in der Zeit, die dem Ausbruch des russisch-polnischen Aufstandes vom Jahr 1863 vorherging. Wenn man auch nicht ahnen mochte, was da bevorstand, so lag doch in der Luft eine gewitterschwüle Spannung, und innere Gährungsprozesse begannen sich vorzubereiten. Auch an unserem Gymnasium machten sich solche bemerkbar. Im allgemeinen war zwar der Verkehr zwischen polnischen und deutschen Schülern ein nur geringer, wenn auch kein unfreundlicher. Beide Teile hielten sich im ganzen und großen gesondert, namentlich die Polen. Die verschiedenen Sitten und Gebräuche, sowie die Sprache trennten uns im allgemeinen, was jedoch nicht ausschloß, daß einzelne von uns Deutschen auch in die polnischen Kreise Eingang fanden. Es gab jedoch auf dieser Seite junge Eiferer, die mit allen Mitteln freundschaftlichen Verkehr ihrer Stammesgenossen mit den Deutschen zu hintertreiben suchten, — Bestrebungen, die sehr häufig von Erfolg gekrönt waren. Als geschlossene Einheit fühlte sich weder die Gesamtheit einer Klasse, noch diejenige der ganzen Anstalt. Selbst auf den großen Maiausflügen, die alljährlich einmal von der ganzen Schule nach irgend einem zwei bis drei Stunden entlegenen, prächtigen alten Forst veranstaltet wurden, schied sich jede Klasse in zwei nationale Lager, deren geringer gegenseitiger Verkehr nicht über eine gewisse kühle Freundlichkeit hinauskam. Die Polen spielten bei solchen Gelegenheiten die Hauptrolle, was schon durch ihre überwiegende Mehrheit und die mehr lärmende, ausgelassene Art ihrer Fröhlichkeit bedingt wurde. Ein solcher Maiausflug des Gymnasiums war ein allgemeines Volksfest. Morgens in aller Frühe rückte die Anstalt in ziemlich regellosem Zuge aus, der sich bald in einzelne Haufen gliederte. Wer da eine Guitarre oder eine Ziehharmonika sein eigen nannte, hatte sie sich umgehängt und verübte auf dem Marsche, mit seinesgleichen zusammengeschart, eine Ohren zerreißende Musik, welche durch eine vereinzelte, nur eines Tones mächtige, diesen aber unaufhörlich zum besten gebende Trompete auch nicht schöner wurde. Die Kunstpausen dieses Höllenorchesters, an dessen Leistungen sich namentlich unsere älteren Sekundaner und Primaner beteiligten, wurden durch gemeinsamen Gesang der einzelnen Haufen ausgefüllt, der bei solchen Ausflügen ungefähr auf der Höhe jener Musik stand. Es wurden nämlich meist nur Lieder komischen Inhalts mit endloser Strophenzahl gesungen, bei denen Text und Melodie gleich unbedeutend erschienen, wenn nicht etwa gar das Gebiet der Zote bedenklich gestreift wurde. Da sich die Lehrer insgesamt an der Spitze des Zuges befanden, so blieben wir älteren Schüler am letzten Ende desselben völlig uns selbst überlassen. Mitunter wechselte übrigens mit jenen Gesängen auch das eine oder andere polnische Volkslied, — Gesänge, die sich teilweise recht vorteilhaft durch eine herzige, naiv fröhliche Stimmung und Tonweise auszeichneu, anderseits aber auch oft wieder den nationalen Groll gegen Russen und Deutsche, die seiner Zeit Polen unter sich teilten, in oft roher und geschmackloser Weise auslassen. Es ist ja ein hervorragender Zug der polnischen Durchschnittsmenschen, den eigenen Volksstamm weit über andere Nationen, die französische etwa ausgenommen, zu erheben. Die Bildung ist meist nur ein oberflächlicher Firnis, kaum ausreichend, die gröbliche Unwissenheit auf den verschiedensten Gebieten des geistigen Lebens notdürftig zu verhüllen; dabei liebt man aber über alles mit- und abzusprechen. Dieser Zug wird selbst durch gewisse liebenswürdige und schöne Seiten des polnischen Volkscharakters nur ungenügend ausgeglichen.

Kam unser Schülerzug auf seiner Wanderung durch ein Dorf, wo gerade die Glocke zur Frühmesse rief, dann wurde eiligst in die Kirche gegangen, und dieselben Kehlen, die eben noch am eifrigsten ihre höchst unkirchlichen Lieder hatten hören lassen, überboten sich jetzt in der hingebendsten Beteiligung am frommen Gesange, gleich als ob sie ihre früheren Leistungen hätten abbüßen wollen. Auf dem Festplatze mitten im schönen, alten Hochwalde entwickelte sich ein lebhaftes Treiben. Da waren bereits

aus rohen Brettern und Pfosten lange Tische und Bänke zusammengezimmert, an denen mit vollen Wagen herausgefahrene Wirte Speise und Trank verabfolgten. Auch eine Bretterbühne war in der Regel aufgeschlagen; hier kamen harmlose Stücke in meist noch harmloserer Darstellung zur Aufführung. Dazwischen ertönte wieder von allen Seiten die schon geschilderte Höllenmusik mehr oder weniger tief aus dem Gebüsch heraus, in welches sich die einzelnen Gruppen zurückgezogen hatten. Die Hervorragendsten aus der Künstlerschar brachten dann auch wohl dem an einem Tische zusammensitzenden Lehrerpersonal ein besonderes Ständchen dar und nahmen für den dargebotenen Ohrenschmaus Dank und einen Ehrentrunk entgegen. Am Lehrertische ging es nämlich hoch her. Da war von Spaltung in zwei nationale Lager nichts zu sehen, vielmehr vereinigten sich die Herren in dem durchaus einmütigen Gefühle, daß es sehr heiß sei, und alle Durst hätten, großen Durst, der in Strömen alten Ungarweines hinabgeschwemmt wurde, bis dann sehr bald die silberhalsigen Flaschen ihrer knallenden Korke entledigt wurden und das in ungarischem Rebenblut begonnene Gelage in fränkischem Schaumwein fortgesetzt ward. Das war so ziemlich alles, was wir von unsern Herren Lehrern zu sehen und zu hören bekamen. Ein freundlicher Verkehr mit den Schülern, bei welchem man sich trotz Einhaltung aller gebotener Schranken in vertrauensvoller Weise menschlich näher getreten wäre, kam nicht zu stande. Und doch waren unsre Lehrer prächtige, wackere Männer, die in unseren Augen selbst durch ihre Schwächen keine Einbuße an Achtung erlitten.

War der Nachmittag herangekommen, so begann das Treiben immer lebhafter zu werden, denn halb Scharfenau strömte dann heraus und nahm teil an den Lustbarkeiten, namentlich aber an eindringlicher Stärkung des leiblichen Menschen mit Trank, Speise und abermals Trank. Da war denn auch bald ein Tanzplatz hergerichtet, auf welchem Primaner und Sekundaner nebst sonstigen Teilnehmern mit Lehrertöchtern und anderweitig zusammengeströmter minniglicher Jugend unter den Klängen von einigen besonders geworbenen Spielleuten dem Tanze huldigten, während am Lehrertische, dem sich beigesellt hatte, was Scharfenau an gesellschaftlich hervorragenden Personen besaß, weiter geplaudert und weidlich weiter getrunken wurde. Wir größeren Schüler lösten uns, sofern wir nicht mittanzten, nach Gefallen in kleinere Gruppen auf, lagerten uns an geeigneten Plätzen, dampften da unsere Cigarre oder Cigarette und ergötzten uns an Gesprächen und dem Aufbau der schönsten Luftschlösser für die Zukunft. So kam nur zu frühe für alle die Nacht heran, wo dann ein allgemeiner Aufbruch unter Gesang und Musik unsere kleine Völkerwanderung spät wieder dem heimischen Herde zuführte. War bei einem oder dem anderen die Stimmung eine über Gebühr gehobene, so deckte das der gütige Schleier des Dunkels, und kein Hahn krähte danach, wahrscheinlich, weil er sonst nur allzuviel zu krähen gehabt haben würde.

* * *

Ein solcher Maiausflug bildete die schönste Unterbrechung des täglichen Schuleinerlei, das sonst nur selten aus den gewohnten Bahnen heraustrat. Unser Unterricht in der Sekunda wurde teils in deutscher, teils in polnischer Sprache erteilt; selbst der lateinische und griechische unterlag dieser Anordnung, welche möglicherweise daher rühren mochte, daß von den in Betracht kommenden Lehrern die einen Deutsche, die andern Polen waren. Wir deutschen Schüler hatten das Vorrecht, auch im polnisch erteilten Unterricht deutsch zu reden und die fremdsprachlichen Schriftsteller ins Deutsche zu übersetzen. Unser Klassenlehrer, Professor v. Arnowski, war ein älterer, hochgebildeter und kenntnisreicher Herr, aber als Lehrer von nur geringem Einfluß auf uns. Er war das Muster eines echten polnischen Landedelmannes und erschien in Aussehen und Haltung von soldatischer Straffheit, welche durch den kurz geschnittenen grauen Schnurrbart und das ebenso gehaltene Kopfhaar nur noch mehr in die Augen fiel. Sein Unterricht ermangelte trotz allen sittlichen Ernstes und aller Gewissenhaftigkeit der Anregungsfähigkeit und wirkte nur wenig nachhaltig, so daß wir bei Herrn v. Arnowski, der uns Homer, Livius, lateinische und griechische Stilübungen und Französisch behandelte, nicht eben allzuviel lernten. Als Mensch war er von tadelloser Rechtlichkeit und als Lehrer von einer gewinnenden Unparteilichkeit. Nur eine

Schwäche hatte er, die wir kannten und mit Freude begrüßten, wenn wir nicht selbst die Betroffenen waren. Wenn sich ihm die Gelegenheit darbot, was eben nicht selten vorkam, daß er nämlich, durch irgend etwas veranlaßt, eine Sittenpredigt losließ, dann war es bis auf weiteres mit dem Unterricht vorbei, und wir bekamen bald deutsch, bald polnisch einen Gedankenerguß zu hören, der sich im deutsch gesprochenen Teil durch Gediegenheit und Feinheit, im polnischen durch grobkörnige Urwüchsigkeit auszeichnete. Da der Pole unser etwas farbloses „Sie“ nicht kennt, dasselbe vielmehr in der Unterhaltung mit fremden und höher gestellten Personen durch ein umschriebenes, verfeinertes „du“ oder „er“ ersetzt, so daß unsere Frage „Wie befinden Sie sich?“ im Polnischen durch „Wie befindest du dich, Herr? Wie befindest du dich, Herrin?“ oder durch „Wie befindet sich der Herr?“ wiedergegeben wird, — da ferner überhaupt im Polnischen weit mehr wie bei uns von dem vertraulichen, herzigen „du“ Gebrauch gemacht wird, so wurden alle Schüler, auch die ältesten, bei polnischer Anrede geduzt, bei deutscher von Sekunda ab mit „Sie“ angeredet. Das Polnische ist zudem an derben, urkräftigen Ausdrücken und kühnen Bildern sehr reich. So gestaltete sich denn eine Rede des Professors v. Aruowski im Wechsel der beiden Sprachen sehr unterhaltend. „Sie haben mir da, mein lieber Pfarski,“ redete er z. B. einen unserer Obersekundaner an, ein feingeschniegeltes Herrchen, „Sie haben mir da wieder eine höchst mangelhafte griechische Arbeit geliefert. Können Sie sich denn nicht mehr Mühe geben, nicht mehr zusammennehmen? Das wimmelt ja von den gröbsten Formfehlern aller Art und ist so nachlässig geschrieben, daß man förmlich sieht, wie schnell Sie die Ihnen lästige Geschichte vom Halse haben wollten. Unter solchen Umständen wird es mit Ihrer Versetzung kommenden Sommer sehr bedenklich stehen, wenn Sie sich nicht, entsprechend Ihren schönen Fähigkeiten, mit allem Ernst anstrengen, — und (polnisch) du stutzerhafter, leichtsinniger Windbeutel, machst noch ein lächerliches Gesicht, wenn ich mit dir spreche! Du hast nicht gelacht, sagst du? Angegrinst hast du mich, die Zähne gefletscht wie ein gekitzeltes altes Kamel und den Mund breit gezogen, daß du dich beinahe hättest in die Ohrläppchen beißen können. Denkst du, du brauchst nichts zu lernen, weil deine Eltern ein großes Vermögen besitzen? Das Geld wirst du möglicherweise mal erben, aber den Verstand und die Bildung nicht. Wenn dir einmal trotz deiner nichtsnutzigen Faulheit ein Vermögen in den Schoß fällt, dann gleichst du einem alten blinden Huhn, das bekümmert auf dem Miste scharrt, alsbald aber frohlockend zu gackern beginnt, wenn es dennoch mal eine fette Made oder ein saftiges Korn gefunden hat. Bilde dir nichts auf Reichtum und feine Kleidung ein! Allerdings sehe ich dich duftend und pomadisiert vor mir stehen und traf dich neulich in Glacéhandschuhen mit einem Spazierröhrchen herumbummeln, statt daheim zu sitzen und zu arbeiten, damit in den armseligen, leeren Schädel etwas Gediegenes hineinkomme. Das feine Äußere macht noch nicht den Menschen. Wenn du einem alten, abgerackerten Karrengaul die feinste Schabracke umhängst, den kostbarsten Sattel auflegst, so wird noch immer kein englischer Vollblutrenner daraus, im Gegenteil, die arme Mähre blickt nur noch kläglicher unter dem Gepränge hervor. Setz du einem alten Weibe immerhin eine Grafenkrone auf das wackelige Haupt, hänge ihm einen Fürstenmantel um die knochigen, gelben Schultern, umgib ihre mageren Lenden mit der feinsten, seidenen Schleppe, — so wird die Trägerin aller dieser Herrlichkeiten doch um kein Haar breit achtunggebietender, vielmehr tritt ihre eigene Jämmerlichkeit nur noch mehr hervor. So ist es auch mit dir, wenn du nicht arbeiten, nicht nach eigenem inneren Werte streben willst, du alter Faulpelz, du nichtsnutziger Schlemmer du, und mit deinen Kumpanen, die ich hier vor mir sehe, wenn sich auch der eine oder andere hinter dem Rücken seines Vordermannes möglichst dünne macht. Ja wohl, merkt auch ihr euch das, die ihr nicht besser seid als jener. Essen und Trinken, mit einem Wort Schlemmen, das ist euer Höchstes; feine Gecken wollt ihr spielen; um Arbeit, um den Erwerb gediegenen Wissens und Könnens kümmert ihr euch nicht! (Deutsch fortfahrend.) Ich sage Ihnen, mein lieber Pfarski, thun Sie zuerst, was hauptsächlich not thut. Nehmen Sie sich zusammen, und lernen Sie etwas Tüchtiges,

Digitized by Google

Ruhendes Elchwild. Nach dem Gemälde von Richard Friese

damit Ihre Eltern Freude an Ihnen erleben. Nicht immer wird Ihnen vielleicht das Leben so rosig lächeln, wie jetzt. Wo soll es denn mit Ihnen hinaus, wenn Sie sich nicht an strenge Pflichterfüllung gewöhnt, nicht die Schule der Arbeit durchgemacht haben, die den Menschen veredelt. Nur Pflichtbewußtsein und Pflichterfüllung hebt ihn auf die Höhe seiner sittlichen Aufgabe, macht ihn wahrhaft zum höchsten aller geschaffenen Wesen. Wie schön sagen uns ähnliches nicht schon die Schriften der Alten, auf die ich Sie immer und immer wieder verweisen muß!“ Jetzt war der Redner, wo er sich am liebsten bewegte, auf dem altklassischen Gebiet. Hatte er das einmal gefaßt, dann ließ er es sobald nicht los. Dann atmeten erleichtert alle diejenigen auf, die wegen mangelhafter Vorbereitung den Fortgang des Unterrichtes zu scheuen gehabt hätten.

Durchaus anders geartet war Professor Rathenow, unser Mathematiker, als Mensch wie als Lehrer in gleicher Weise hochbedeutsam. Seine Physik- und Mathematikstunden gehörten zu dem fesselndsten Unterricht, den ich je gehabt habe. Rathenow schweifte gern vom Gegenstand ab, aber was er dann, an die eigentliche Sache anknüpfend, brachte, waren Bildungselemente im besten Sinne des Wortes. Er ging nicht beim Unterricht mechanisch den vorgezeichneten Weg, ohne nach rechts oder links zu blicken, sondern zeigte uns von jedem Punkte die seitwärts liegenden Gebiete, auf welche sich ein Ausblick verlohnte. Leider starb Rathenow zwei Jahre nach meinem Eintritt in das Gymnasium zu Scharfenau unerwartet im blühenden Mannesalter; in der Unterprima habe ich nur noch wenige Stunden bei ihm gehabt. In seine Stelle rückte Wandowski, ein stiller, ruhiger, etwas trockener Mann von größter Gutmütigkeit. Großen Rufes erfreute sich seine Studierstube, deren Wände er mosaikartig mit Tausenden kleiner und größerer Bildchen beklebt hatte, wie er solche seit Jahren mit Beschlag belegte, wenn die Schüler der unteren Klassen im Unterricht beim Spielen mit derlei Tand ertappt wurden. Auch des Oberlehrers Grabke muß ich gedenken, der uns neben dem Klassenlehrer v. Arnowski das Griechische und Lateinische vortrug. Wir lasen bei ihm Xenophons Lebensbeschreibung des Cyrus und den Virgil. Da Grabke des Polnischen nur sehr wenig mächtig war, so wurde bei ihm alles deutsch übersetzt und deutsch erklärt. Fast ein Jahr lang plagte er uns in einer wöchentlichen Stunde mit Übungen im Anfertigen lateinischer Verse; zu welchem vernünftigen Zweck, ist mir noch jetzt ein Rätsel. Außerdem hatte Grabke den gesamten deutschen Unterricht in der Hand, und man konnte bei ihm namentlich in der Anfertigung von Aufsätzen etwas Tüchtiges lernen. Er war im übrigen ein etwas strenger Herr und mehr gefürchtet als beliebt. Seine scharfe Zunge und seine ironischen Sticheleien wurden mehr gescheut als des Professors v. Arnowski Sittenpredigten. Übrigens war Grabke auf den Maiausflügen der Durstigsten und Vergnügtesten einer, freilich nur am Lehrertisch, so daß wir da von seiner guten Laune nur aus der Entfernung zu kosten bekamen, namentlich, wenn er in einem unglaublich fehlerhaften und mangelhaft ausgesprochenen Polnisch zu singen begann.

Von dem übrigen Lehrerpersonal will ich nur noch Herrn Benkowski erwähnen, der uns in der polnischen Sprache und Geschichte unterrichtete. Als Pole trug er, wiewohl er fließend deutsch sprach, nur polnisch vor. Wir deutschen Schüler genossen stillschweigend das Vorrecht, fast nie aufgerufen zu werden und waren während dieser Stunden völlig uns selbst überlassen. Wir benützten die willkommene Muße zur Anfertigung unserer sonstigen Arbeiten oder wohl gar zur Lektüre. Vielleicht ein oder zweimal im Jahre mochte es eintreten, daß einer oder der andere von uns Deutschen auch in der polnischen Stunde aufgerufen wurde. Es geschah das nur, um einer gewissen Form zu genügen; manche radebrechten dann zur Erheiterung der Mehrzahl einige Brocken, andere standen selbst von diesen ab. Eines schönen Tages freilich schien plötzlich anderer Wind zu wehen. Wir sollten schriftliche Arbeiten im Polnischen liefern, indem ein jeder von uns ein beliebig zu wählendes Stück des deutschen Lesebuches ins Polnische zu übertragen hatte. Jeglicher Übung bar, wandten wir uns an polnische Mitschüler, die uns alsbald aus der Klemme halfen. Sie übersetzten uns die gewählten Stücke, so daß uns nur noch

die Mühe des Abschreibens blieb. Die betreffende Arbeit wurde auch verbessert, aber es blieb bei der einen; die ganze Sache war lediglich ein Anlauf gewesen, dem kein Sprung folgte. Bei seinen polnischen Schülern war Benkowski sehr beliebt. Er stand im Rufe eines sehr kenntnisreichen, tüchtigen Lehrers, was in der Folge zu einem höchst sonderbaren Vorfall Veranlassung gab. Doch davon später!

Ich war kaum ein halbes Jahr in Scharfenau, als ein erster Sturm die Gemüter auf unserem Gymnasium in lebhafteste Aufregung versetzte. Die katholischen Schüler, fast ausschließlich Polen, hatten täglich vor dem Unterricht im gemeinsamen Zuge zur Kirche zu gehen und die Schulmesse zu besuchen. Einer der Lehrer führte bei dieser die Aufsicht. Eines Tages nun begann kurz vor Schluß der Andacht die Orgel eine Melodie anzustimmen, welche alsbald fieberhafte Erregung erzeugte. Es war die Tonweise eines, wenigstens für den Schulgottesdienst, streng verbotenen Nationalliedes, welches in der Übersetzung ungefähr mit den Worten beginnt: „Gott, der du Polen zahlreiche Jahrhunderte hindurch mit dem Glanze der Macht und des Ruhmes umgeben hast, der du es mit dem Schilde deines Beistandes vor Schicksalsschlägen beschirmtest, die es vernichten sollten, — vor deinen Altar tragen wir unser Flehen: Gib uns zurück, o Herr, Vaterland und Unabhängigkeit!“ In ähnlicher Weise ist das ganze Lied gehalten, in welchem um die Wiederherstellung des alten Polen, mithin um Abtrennung preußischer, österreichischer und russischer Gebietsteile gebetet wird. Kaum hatte die Orgel die allen Polen bekannte Melodie begonnen, als auch schon der beaufsichtigende Lehrer die Schüler zum Weggang aufforderte. Sei es nun, daß über dem Orgelspiel jene Aufforderung nur von den Wenigsten gehört wurde, sei es, daß man sie absichtlich überhörte, — kurz die Schüler blieben auch nach dem Weggang des Lehrers in der Kirche zurück, und bald ertönte das Gotteshaus von dem mächtigen Gesange des langentbehrten Liedes, dem sich alles aus voller Kehle und Seele hingab, weil es eben verboten war. Es pflegte nämlich sonst bei dem allgemeinen Gottesdienst anstandslos gesungen zu werden, machte dann aber begreiflicher Weise lange nicht das Aufsehen, als hier während der Schulmesse. Als die Jugend zur Anstalt zurückgekehrt war, stellten sich zunächst in den Klassenzimmern keine Lehrer ein. Es waren nämlich alle zu einer Beratung im Konferenzzimmer versammelt. Wie es hieß, hatte der Direktor auf telegraphischem Wege aus Posen Weisung erbeten. Dieselbe lautete dahin, es sollten alle diejenigen von der Anstalt entlassen werden, die für schuldig befunden würden, das verbotene Lied gesungen zu haben. Nachdem wir in erregter Stimmung lange auf unsere Lehrer gewartet hatten, erschien endlich der Direktor und teilte mit, er habe Weisung, alle die zu entfernen, welche sich am Gesange beteiligt hätten. Er selber kenne keinen der Schuldigen, und müsse sich daher auf das Bekenntnis der Beteiligten selbst verlassen. Nunmehr wurde die Klassenliste verlesen und ein jeder der katholischen Schüler befragt, ob er mitgesungen habe. Viele Schuldige antworteten mit Nein und blieben infolgedessen unbehelligt. Eine große Zahl aber, stolz auf die nationale Kundgebung, bekannte sich für schuldig und mußte alsbald die Anstalt verlassen. Ich erinnere mich nicht mehr der Zahl dieser politischen Märtyrer; sie mag sich wohl nicht unter zwanzig und nicht über vierzig belaufen haben, die fast nur den oberen Klassen angehört hatten. So endete ein erster Sturm im Glase Wasser für die Beteiligten allerdings in recht betrübender Weise, denn nicht alle waren in der Lage, alsbald ein anderes Gymnasium zu beziehen. Ob der eigentlich Schuldige, der Organist, irgendwie zur Verantwortung gezogen wurde, ist mir nicht erinnerlich; verdient hätte er es, denn es war eine durchaus verwerfliche Handlungsweise, die Schüler ohne ersichtliche Veranlassung zu einer ganz nutzlosen, verbotenen Kundgebung zu verleiten. Möglicherweise hatte auch ein anderer Organist an jenem Tage vertretungsweise den Kirchendienst übernommen, und dann kann auch das Ganze auf einem entschuldbaren Versehen seinerseits beruht haben, da er vielleicht nicht einmal wußte, daß das Lied für den Gottesdienst der Schüler des Königlichen Gymnasiums verboten war. Manche der also entlassenen Schüler wirkten noch längere Zeit als Hauslehrer auf Edelgütern, wie sie in jener Gegend zahlreich vorhanden

sind, bereiteten sich nebenbei zur Entlassungsprüfung vor und erreichten dann nach glücklicher Ableistung derselben doch ihr Ziel. Einzelne wieder bezogen irgend ein anderes Gymnasium; gar mancher aber mag infolge seines kurzen Leichtsinnes die richtigen Lebenswege für immer verfehlt haben.

* * *

Unser ganzes Schülerleben war wegen des so stark überwiegenden polnischen Elements in mancher Beziehung ein eigenartiges. Wiewohl das Städtchen Scharfenau nur eine Einwohnerzahl von wenigen Tausenden umfaßte, so war doch das Gymnasium stark besucht, weil auf dasselbe aus der weiten Umgegend namentlich polnische Schüler geschickt wurden. Solche waren oft zu fünf und sechs bei irgend einem Bürger eingemietet, der die ihm anvertraute Jugend in der Regel völlig sich selbst überließ. Behausung und Beköstigung war alles, was sie von ihm erhielt. Vorzüglich waren es kleine Handwerker, die sich auf solche Weise durch Aufnahme von Schülern einen Nebenverdienst verschafften. Söhne reicherer Eltern waren selbstverständlich besser untergebracht. Bei den einen wie den andern sah man fast immer den blanken, messingnen Samowar, eine fast halbmeterhohe, eigenartige Theemaschine, die mit glühenden Holzkohlen geheizt wird. Der Feuerungskanal, auf dem sich ein langer, senkrechter Schornstein erhebt, ist mit dem Wasserbehälter umgeben, so daß die Wärme vorzüglich ausgenützt und das Wasser in sehr kurzer Zeit zum Sieden gebracht wird. Auf diesem Samowar wurde der tägliche Abendthee bereitet, aber damit waren die Dienste dieses wichtigen Hausrates noch lange nicht erschöpft. In der schulfreien Zeit pflegten sich nämlich in besonders geräumigen, wenig beaufsichtigten Gymnasiastenherbergen solche zusammenzufinden, die entweder gemeinsam der häuslichen Arbeiten pflegen, oder in fröhlichem gegenseitigen Verkehr Erholung suchen wollten. Da wurden denn alsbald mittels kleiner Maschinen aus türkischem Tabak Cigaretten gedreht, und bald gab sich alles schwatzend oder arbeitend dem Genusse des Rauchens hin. Aber die Unterhaltung wollte oft nicht so recht in Fluß kommen, oder die Schularbeit nicht vom Flecke gehen, bis der eine oder andere das wahrhaft erlösend wirkende Wort fallen ließ: „Ist denn gar kein Arrak mehr von neulich übrig geblieben?“ „Hurrah Punsch! Wir wollen einen Punsch machen!“ ertönte es alsbald in der Runde als Antwort, und mit einem Schlage waren alle Gemüter wie neu belebt. Flugs wanderten Homer und Cicero, Livius und Logarithmentafeln in die Ecke, und der traute Samowar ward hervorgeholt und auf den Tisch gestellt. Sechs oder acht flinke Hände sorgten für frisches Wasser und Kohlen, und im Handumdrehen glühte es im Innern. Wollte die Glut nicht alsbald in Schwung kommen, dann wurde ein einfaches Mittel in Anwendung gebracht. Irgend ein Stiefel ward hervorgeholt oder auch wohl ausgezogen. Den langen Schaft stülpte man über den Schornstein des Samowar, hielt ihn mit der umspannten Linken in dieser Lage fest und drückte mit der Rechten den Fußteil des Stiefels schnell auf und ab, damit er als Blasebalg wirke und das Feuer anfache. Inzwischen hatte man sich auch vor allem vergewissert, wie es mit dem Arrak stehe. In der That war noch in der Regel eine mehr oder weniger erkleckliche Menge des kräftig duftenden Stoffes übrig, — und wenn nicht, dann hielt man Einblick und Umschau in den Taschen und Geldbeuteln und suchte nach ein paar „Böhm,“ wie damals dort die Silbergroschen genannt wurden. Schnell ward dann der fehlende Arrak, Zucker und allerlei dergleichen herbeigeholt. In den verzweifeltsten Fällen, wenn eben trotz der eingehendsten Suche keine gangbare Münze in genügender Menge aufzutreiben war, wurde Kriegsrat gehalten. Wer bei dem Kaufmann am niedrigsten in der Kreide stand, der schrieb einen Bestellzettel und ließ auf Borg holen, wessen man zu einem fröhlichen Gelage benötigte. Da auch feste Nahrung nicht fehlen durfte, so wurde gleichzeitig in irgend einer Weise, wenn nötig auch wieder auf dem Wege einer Anleihe, für Schinken, Wurst und Brot gesorgt, oder was sonst immer an genießbaren, kräftigen Dingen aufzutreiben war. Nur in ganz außergewöhnlichen Fällen erwiesen sich bei Geldmangel die Hoffnungen auf das Gelingen einer Bestellzettelanleihe als trügerisch. (Fortsetzung folgt.)

Oberstein an der Nahe

Die Idar-Obersteiner Achatwarenfabrikation.

Von Dr. Otto Beeck.

(Abdruck verboten.)

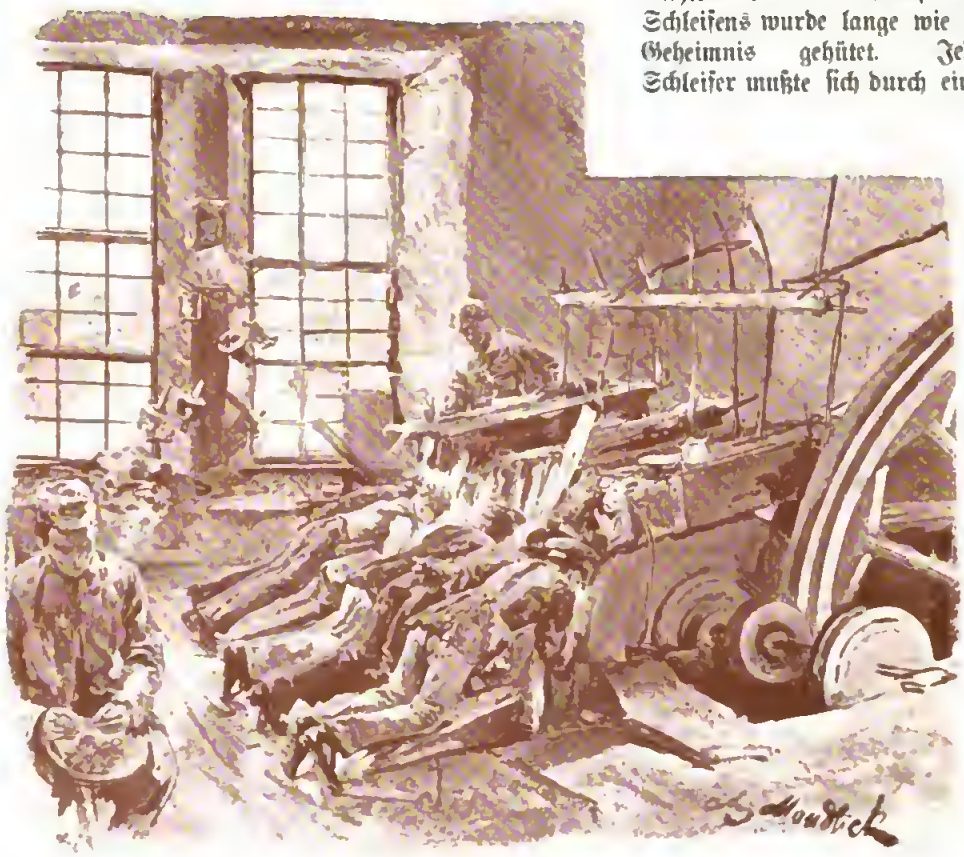
Wer von der Plattform des Nationaldenkmals auf dem Niederwald den Blick in die Weite schweifen läßt, sieht drüben auf dem linken Ufer des Rheins von weither die Nahe durch das Gebirge sich schlängeln, um bei Bingen, nicht ferne vom Mäuseturm, in den Rhein zu fallen. Auf ihrem engen Wege durch Berg und Thal begleitet sie die Rhein-Nahe-Eisenbahn, die tunnelreiche, mit vielen Kosten erbaute. Es ist auch ein strategisch wichtiger Schienenzug, auf dem wir 1870 unsere tapferen Soldaten rasch an die Grenze warfen, von da an, als bei Spichern heiß gerungen wurde, bis zuletzt, als Kaiser Wilhelm, der Kronprinz und alle die Tapferen heimkehrten und nicht lange darnach schwere, mit den Milliardenschätzen beladene Wagen darüber nach Deutschland rollten. Fahren wir Nahe-aufwärts, in Bingerbrück einsteigend, so grüßen uns auf beiden Seiten steile, rebumkränzte Höhen. Wir gelangen bald nach Kreuznach, das als Badeort weit bekannt ist, und nach Münster am Stein, das seinen Namen verdient, wie kaum eine andere Stadt. Auf der nahen Ebernburg, der Herberge der Gerechtigkeit, erhebt sich stolz das Hutten-Sickingendenkmal, den Vorkämpfern deutscher Einheit und Größe errichtet, mit dem nahen Niederwaldenkmal auch in geistigem Zusammenhange stehend. Weiter hinauf kündet uns die Feste Böckelheim den Verrat, welchen der junge König Heinrich an seinem Vater, dem Kaiser Heinrich IV, beging. An Burgen und Städtchen vorbeifahrend haben wir Oberstein bald erreicht, wo wir heute einmal aussteigen und ein wenig Aufenthalt nehmen wollen, um uns die weltberühmte Achatindustrie des Ortes und seiner Umgebung des näheren anzusehen. Oberstein an der Nahe, die

Eine Schleife von Außen.

„Perle des Nahethals“ nicht mit Unrecht zubenannt, iſt ſchon ein alter Ort und zählt jetzt 5000 Einwohner. Es liegt auf beiden Seiten der Nahe in einem engen Thale, rings an Berge ſich lehnend. Auf dem Berge links der Nahe, an deſſen Fuß die Altſtadt ſich hinzieht, ſtehen die Ruinen von zwei Burgen, welche die Oberſteiner „das alte und das neue Schloß“ nennen, erſteres 372 Fuß über der Nahe. Gerade unter der alten Burg, 154 Fuß über der Nahe, liegt die „Felſenkirche,“ in die Felſen in Wahrheit eingehauen, bewundert ſchier als ein Wunderwerk von jedermann, der Oberſtein ſchon einmal beſucht hat oder daran vorbeigefahren iſt. Von ihr geht die Sage: zwei Oberſteiner Grafen und Brüder ſeien in Liebe zu derſelben holden Jungfrau entbrannt. Der Jüngere gewann der Dame Gunſt. Darüber erzürnt, ergriff der ältere Wyrich eines Tages bei einem Streite ſeinen jüngeren Bruder Emich und warf ihn aus einem Fenſter der Burg den ſteilen Felſen hinab. An der Stelle, wo er zerſchellte, hat der lange unſtät umherirrende Graf, um Ruhe zu finden für ſeine Seele, auf frommen Rat eine Kirche erbaut und ſelbſt mit Hammer und Meißel die harten Felſen ausgehauen. Vor einigen Jahren hat ein Lebensmüder freiwillig durch einen Sprung in die grauſige Tiefe den unfreiwilligen Fall des unglücklichen Grafen nachgeahmt und iſt zerſchellt wie dieſer unten auf dem Platze vor der Kirche angekommen. Am oberen Ende Oberſteins mündet der Idarbach in die Nahe, dem wir weiter hinauf zu folgen haben. Denn an dieſem ſchönen und ſtarken Bache aufwärts liegt, wohl bald mit Oberſtein zu einer Stadt verbunden, in einem anmutigen Thale das hübſche Städtchen Idar. Idar zählt über 4000 Einwohner und iſt für den Betrieb des Achatwarengeſchäftes von noch größerer Bedeutung als Oberſtein. Am Idarbach liegen auch, immer in einiger Entfernung voneinander, die meiſten Achatſchleifmühlen, hier zu Lande kurz „Schleifen“ genannt, die wir im folgenden noch näher zu beſchreiben haben werden. — Achatſchleifen ſtehen ſchon ſeit Jahrhunderten an den Bächen unſerer Gegend. Ein altes Heberegiſter aus dem Jahe 1544 bezeichnet mehrere Schleifmühlen bei Birkenfeld, der Hauptſtadt des kleinen, gleichnamigen oldenburgiſchen Fürſtentums, bereits als verfallen; ſchon 1454 wurden in der Nähe Oberſteins Achatſteinbergwerke betrieben, von denen die Herrſchaft den je dritten Zentner der dort gegrabenen „Cazedeiner“ (Chalcedon) als ein altes Anrecht forderte. Auch aus anderen Anzeichen iſt zu ſchließen, daß um dieſe Zeit die Schleiferei ſchon in gewiſſem Umfange betrieben wurde. Nach der Überlieferung hat ein Graf von Oberſtein, der in Bologna ſtudierte, Steine dort ſchleifen ſehen, wie er ſie auf den Bergen ſeiner Heimat und im Flußbett der Nahe bemerkt hatte. Auf ſeine Burg zurückgekehrt, habe er, was er in Welſchland geſehen, ſeinen Unterthanen mitgeteilt und ſo die Achatſchleiferei begründet. Wir wiſſen nicht, wo dieſe Überlieferung herrührt und können ſie nicht mehr auf ihre Glaubwürdigkeit prüfen. Es iſt uns wahrſcheinlich, daß die Achat-

warenindustrie unſeres Landes noch viel älter iſt. Ein früherer Autor hält ſie für uralt und einheimiſch. Er möchte ihren Urſprung in die Zeiten der Karolinger verſetzen, die nachweislich die erſten Grafen des Nahegaus einſetzten. „Müſſen wir," fragt er, „nicht ſogar an die grauen Zeiten der Nibelungen denken, wenn wir uns erinnern, daß einige der gewaltigen Recken, wie der finſtere Hagen von Tronje und der kühne Hunold von Hunoldſtein, am Fuße des Idarwaldes, dem jetzigen Tronecken und Hunolſtein, allem Anſcheine nach ihre Burgen hatten, und daß ſie jedenfalls Achate zu ſchätzen wußten? Balmung, des Siegfrieds Schwert, hatte einen Knopf von Jaſpis „grüner als das Gras." — Der Urſprung dieſer ſchönen Induſtrie reicht vielleicht in die Zeit zurück, als die Römer dieſe Gegenden beſetzt hielten und ſtark beſiedelten. Den Römern war die Kunſt, Steine zu ſchleifen, bekannt. Idar iſt zur Zeit der Römer ſchon vorhanden, wahrſcheinlich ſogar römiſchen Urſprunges, wie aus Funden ſich ergibt. Bei anderen Gegenſtänden aus römiſcher Zeit fand ſich auch eine alte Gemme, die vielleicht in Idar ſelbſt aus Steinen hieſigen Landes geſchliffen und geſchnitten iſt. Die hier gefundenen Steine werden die des Schleifens kundigen Römer bewogen haben, in dieſer Gegend die Achatſchleiferei zu betreiben.

Die Einrichtung der Schleifmühlen und die Kunſt des Schleifens wurde lange wie ein Geheimnis gehütet. Jeder Schleifer mußte ſich durch einen Eid verpflichten, daß er ſich nicht außer Landes ſetzen wolle, um daſelbſt ſeine Kunſt zu betreiben, und dieſes bei Strafe der Einziehung ſeiner Güter, wenn er dawider handelte. Auch war es ſtreng verboten, Ausländer in der Kunſt zu unterweiſen. Aber trotz aller ſtrengen Geſetze gelang es einigemal den auf die Oberſteiner Grafen eiferſüchtigen Herren der Umgegend, Schleifer heimlich über die Grenzen zu locken und auf ihren Gebieten anzuſiedeln. Aber wie die Rebe verdorret, die nicht am



Inneres einer Schleife.

Weinſtock bleibt, ſo erging es dieſen Schleifern, die vom Mutterboden ihres Gewerbes gewichen waren. Ähnliche Verſuche neuerer Zeit, Schleifereien außerhalb dieſes uralten Fabrikbezirkes zu begründen, ermutigten nicht zur Nachahmung: hier iſt die größte, in Jahrhunderten gereifte Erfahrung daheim. Überhaupt hatten die Schleifer eine ſtrenge Zunftordnung: nur die Söhne von Meiſtern dürfen das Schleifen erlernen. Die Frauen ſollen bei der Profeſſion nicht helfen; bei Laternenſchein ſoll nicht gearbeitet werden. Keiner ſoll früher als ein anderer zur Frankfurter Meſſe reiſen, „es ſei denn den zweiten Tag des Abends mit dem Marktſchiffe.“ Keiner ſoll dem anderen die Kundſchaft abſpannen, „welches keinem ehrliebenden Menſchen, vielweniger einem Zunftgenoſſen geziemen will.“ Bei ſeinem Eide war jeder Zunftgenoſſe gehalten, ſolches, wo er es erfahre, anzuzeigen. Längſt ſind natürlich dieſe Beſtimmungen außer Kraft. Doch hat ſich jüngſt wieder, um den ſtetigen Rückgang der Preiſe der Waren zu hindern, die Güte der Waren zu erhöhen, und um anderer Zwecke willen, eine Schleiferinnung gebildet, deren Vorſtand die Intereſſen der Schleifer gegenüber der „Handelsvereinigung“ vertritt, die Preiſe der Waren mit feſtſetzen hilft, die Beſtellungen an die Schleifer vermittelt, die Gelder in Empfang nimmt und auszahlt, u. ſ. w. Der ganze Induſtriebezirk wurde durch dieſe faſt zu ſtürmiſch begonnene und fortgeführte Innungsbewegung monatelang in Spannung und Aufregung gehalten, bis endlich die zwiſchen den Handelsleuten und den Schleifern gepflogenen Verhandlungen durch Nachgeben auf beiden Seiten zum guten Ende kamen, nicht ohne daß das Geſchäft eine Stockung erlitten hätte. Die Bohrer und Graveure ſind dem Beiſpiele der Schleifer nachgefolgt und haben auch Innungen gegründet und dabei die Erfahrungen der Schleifer ſich zu Nutzen gemacht. Den Innungen gehören ungefähr 750 Schleifer, 50 Bohrer, 200 Graveure an; nur kleinere Minderheiten haben ſich noch ausgeſchloſſen.

Es gibt jetzt etwa 160 Achatſchleifen im Oberſtein-Idarer Induſtriebezirk. Die meiſten Schleifen ſtehen am Idarbach, die anderen an der Fiſchbach, der Nahe und kleineren Nebenbächen; ſie werden durch Waſſerkraft getrieben, nur einige „Dampfſchleifen“ ſind darunter. Die Schleifer wohnen in den in der Nähe der

Ein Schleifer.

Bäche liegenden Dörfern. Es gibt Dörfer, die faſt nur von Schleifern bewohnt werden, wie Vollmersbach, Hettſtein, Hettenrodt, Obertiefenbach, Kirſchweiler, Niederwörresbach u. a. Die meiſten Schleifer haben eine halbe bis eine Stunde weit bis zu ihrer Schleife zu gehen; frühmorgens ſieht man ſie, den weißen Schleifenſack auf dem Rücken, in dem das Mittageſſen und die Steine geborgen ſind, aus ihren Dörfern aufbrechen und in Trupps der Schleife zueilen, um erſt am Abend wieder heimzukehren. Im Winter wird gewöhnlich noch bis acht Uhr abends bei der Lampe gearbeitet. Unterdeſſen beſorgen daheim die emſigen Frauen den Ackerbau, pflügen und ſäen; gewöhnlich bleibt der Schleifer nur in der Erntezeit daheim. — Nun aber wollen

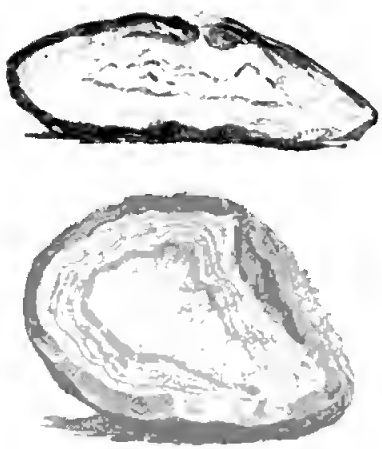
Ein Polierer.

wir einmal in eine Schleife eintreten, um uns genauer darin umzuſehen. Die Schleifen ſind kleine, einſtöckige Gebäude, nach Art der kleineren rheiniſchen Bauernhäuſer erbaut. Sie empfangen durch große Fenſter, welche man mit Schaufenſtern oder Kirchenfenſtern vergleichen kann, helles Licht, deſſen die Schleifer bei ihrer Arbeit bedürfen. Der Bau einer Schleife wird etwa 4000 bis 6000 Mark koſten; Doppelſchleifen, deren es einige gibt, erfordern ein Baukapital von etwa 10000 Mark. Die Schleifen tragen ihren Namen nach dem Erbauer oder einem Teilhaber oder nach der Lage. Oft hat auch der Witz ihnen Namen gegeben, wie folgende: „Bohnentöpfchen," „Neuamerika." Wir treten durch den kleinen Vorraum in den einzigen Raum der Schleife ein, welcher zu ebener Erde liegt und ſich zimmerähnlich ausnimmt. Der Dachraum oder Speicher wird wenig benutzt. Beim Eintritt empfängt uns ein Brummen und Schnurren, ein Pfeifen und Surren, das zuerſt ganz betäubend wirkt. Dazwiſchen pfeifen oder ſingen die Schleifer wohl noch ein Liedchen, denn es ſind fröhliche Leute. Die innere Einrichtung der Schleifen iſt möglichſt einfach und hat ſich im Zeitraum von 100 Jahren nur wenig verändert. Ein Teich führt aus dem Bache der Schleifmühle Waſſer zu, das mit einer Fallhöhe von zehn bis achtzehn Fuß auf ein unterſchlägiges Waſſerrad fällt. Dieſes treibt das ſogenannte Kammrad im Inneren der Schleife, welches in ein kleineres Rad, „Spulrad," eingreift, das ſelbſt wieder in ſo vervielfältigter Schnelligkeit den hölzernen oder eiſernen Wellbaum treibt, welcher die großen Schleifſteine trägt. Eine Schleife enthält vier bis fünf Schleifſteine, welche 1,60—1,80 Meter im Durchmeſſer meſſen und etwa 30—35 Centimeter dick ſind. Sie haben ein Gewicht von 30—40 Zentnern und kommen meiſt aus Sandſteinbrüchen der Rheinpfalz; ihr Preis ſchwankt zwiſchen 80—120 Mark. Bevor der Schleifſtein, der in der Mitte eine kreisrunde Öffnung hat, „gehängt," d. h. in den hölzernen oder eiſernen Wellbaum eingeſchoben und eingekeilt wird, unterſuchen ihn die Schleifer aufs genaueſte darauf, ob er auch keine Sprünge und Riſſe hat. Denn viel zu oft ſchon ſind Schleifſteine mit verborgenen Riſſen — meiſt neugehängte — geſprungen und haben gerade davorliegende Schleifer erſchlagen, oder ſind mit gewaltiger Wucht, auf ihrer Flugbahn alles zerſchlagend, durch die Wand hinausgefahren. Um die Gefahr beim Zerſpringen der Steine zu vermindern oder aufzuheben, hat man vor einigen Jahren in einer halb verfallenen Schleife bei Niederhoſenbach folgenden Verſuch gemacht: Um einen Stein, der verſchiedene Sprünge hatte, wurde ein ſtarker Eiſenpanzer gelegt und die Schleife dann in raſchen Gang geſetzt. Der Stein zerſprang wirklich, vermochte aber nicht, den Eiſenpanzer wegzuſchleudern. Von allen Seiten waren die Schleifer herbeigeeilt, um dem Verſuche beizuwohnen. Der Ausführung dieſer Schutzvorrichtung aber ſtehen große Schwierigkeiten entgegen: die Koſten der Einrichtung ſtellen ſich zu hoch, und wenn nicht jeder Schleifſtein mit einem ſolchen Panzer, der doch die Gefahr nicht ganz aufhebt, umgeben würde, liefen doch alle Schleifer in derſelben Schleife dieſelbe Gefahr, von einem weggeſchleuderten Stücke getroffen zu werden. — Der neugehängte Schleifſtein wird dann erſt durch harte Backen geglättet und ſo eine glatte Schleifbahn hergeſtellt. Die Schleife zerfällt in verſchiedene Anteile; die einzelnen Schleifer haben, wie man ſagt, „einen ganzen oder halben Stein," alſo $^1/_4$—$^1/_2$ Anrecht. Vor jedem Schleifſteine können zwei Mann arbeiten. Bei der Arbeit werden ſchlechte Arbeitsröcke angelegt, oft abgelegte Militärkleider, und wird dann noch die kecke Soldatenmütze aufgeſetzt, ſo glaubt man ſich einen Augenblick in eine Kaſerne verſetzt, nur daß

hier Infanterie und Huſaren und andere Waffengattungen friedlich zuſammenwohnen. Die Schleifer liegen in ausgehöhlten Stühlen vor den Schleifſteinen. Auf jeden Schleifſtein läuft Waſſer, ohne welches durch die bei der Reibung entſtehende Hitze die Steine zerſpringen würden, und der Schleifer überhaupt nicht arbeiten könnte. Wie ſprühen oft die Funken von den Steinen und wie pfeifen ſie, als ob es ihnen beim Geſchliffenwerden durch Mark und Bein ging! Die Schleifer halten mit den Fingern oder auch durch Holzſtäbchen den zu ſchleifenden Achat an die Schleifſteine und geben ihm durch vieles Wenden und Drehen die vorgeſchriebene Form. Soll der Stein eine runde, ausgehöhlte oder eckige (facetierte) Form bekommen, ſo kommen die „Bahnen“ (Kehlen oder Rinnen) des Schleifſteins in Anwendung, welche ſich der Schleifer auf der ſonſt glatten Fläche durch harte Wacken „gehalten“ hat. Wenn ganz hart gearbeitet werden muß, beſonders beim Anſchleifen und Glattſchleifen der Rohſteine, ſtemmt der Schleifer ſich mit den Füßen an das Querholz, das hinter ſeinem Stuhle auf den Fußboden angenagelt iſt, ſodaß er alſo alle Gewalt anwenden kann. Der Leſer ſieht ein, daß das Schleifen eine harte und ungeſunde Arbeit iſt: Durch das Liegen wird beſonders der Magen gedrückt, feiner Steinſtaub zieht in die Lungen ein, und das ſtäte Arbeiten im Waſſer thut auch das Seine, ſo daß viele Schleifer im beſten Mannesalter ſterben, gewöhnlich an Lungenſchwindſucht. In einzelnen Dörfern gibt es eine überaus hohe Anzahl von Schleiferswitwen. Es hat nicht an menſchenfreundlichen Bemühungen und Ratſchlägen und auch angeblichen Erfindungen gefehlt, um die Arbeit des Schleifers weniger ungeſund zu machen; beſonders richtete ſich das Augenmerk auf verſtellbare Stühle für den Schleifer, die das Liegen unötig machen ſollten: aber dadurch müßte ſich der ganze Bau der Schleifen verſchieben. Schleifer ſelbſt wollen wenig von dieſen Änderungen wiſſen, und man muß zugeben, daß die bisherige Weiſe die entſprechendſte iſt. Jedenfalls aber iſt in neuerer Zeit, beſonders durch die Erfindung der Schneidemaſchinen, von denen wir bald zu ſprechen haben, die Arbeit

Ein Steinſchneider.

des Schleifers bedeutend erleichtert worden. In der Mitte des Schleifenraumes ſteht ein großer Ofen, der beſonders zur Winterzeit glüht und von ſich wärmenden Schleifern umſtanden wird. Denn im Winter iſt ihre Arbeit doppelt hart: da muß, bevor die Schleife in Gang geſetzt werden kann, oft ſtundenlang Eis gehauen werden, um das Waſſerrad loszuhauen. Bei ſehr ſtarker Kälte haben die Schleifen ſchon wochenlang ſtillgeſtanden. Im Sommer, wenn Waſſermangel herrſcht, werden „Klauſen“ gemacht und es wird in Pauſen gearbeitet. Dann werden die auf den einzelnen Bächen angelegten großen Weiher, unter denen der Weiher im „Katzenlocher Thale“ am oberen Idarbach der bedeutendſte iſt, „gezogen“ und „zugeſtellt,“ zwei bis dreimal am Tage zur beſtimmten Stunde. Um elf Uhr etwa werden die mitgebrachten Suppentöpfe auf den Ofen geſetzt; da brodeln die Speiſen, bis einer mit dem Eſſen den Anfang macht, und die anderen alſobald nachfolgen. Das einfache Mahl wird auf einfache Weiſe eingenommen, Tiſche gibt's ſelten in den Schleifen: jeder ſucht ſich ſein Plätzchen auf. Nach dem Mittageſſen findet ſtets eine Ruhepauſe ſtatt. Dann ruhen ſich die Schleifer ein wenig aus auf Bänken, die an der großen mit Bildern, Plakaten, Anzeigen buntgezierten Wand entlang laufen:



Durchschnittene große Achate.

manchem ist der harte Fußboden nach der harten Arbeit dennoch ein weiches Ruhepolster. Und wer nicht schlafen will, besucht den Freund drüben in der Nachbarschleife, oder vor der Schleife wird von den Jüngeren ein Lied gesungen, in das auch die Älteren noch gerne einstimmen. Die Schleifer haben einen frohen Mut. Freilich waren die letzten Jahre schlimme Zeiten für sie; da gab es Schleifer, die täglich kaum eine Mark fünfzig Pfennige verdienten. In guten Zeiten haben viele Schleifer nicht selten zehn bis fünfzehn Mark verdient; die stets wachsende Konkurrenz, welche sich die Handelsleute untereinander machen und welche ihnen durch die Herstellung von Schmuckgegenständen in Perlmutter, Elfenbein u. s. w. gemacht wird, hat die Preise der Waren zurückgedrängt und den Verdienst des Schleifers geschmälert.

Doch sehen wir uns noch weiter in der Schleife um: Dort sitzt ein Lehrling vor dem „Bocke" oder der „Scheibe" und poliert. Das Polierwerk wird durch Riemen getrieben, welche mit dem Wellbaum, der die Steine trägt, in Verbindung gebracht sind. Der Bock ist von Holz, cylinderförmig, und hat auch „Bahnen," in denen runde oder eckige Waren poliert werden. Die „Scheibe" besteht aus einer flachlaufenden Holzscheibe, welche an der Peripherie mit Blei ausgegossen ist. Beim Polieren wird feuchter Trippel angewandt, weil es sonst leicht Sprünge und feine Risse in die fertig geschliffenen Waren geben könnte. Auf einer anderen Seite sind die „Schneidmaschinen" aufgestellt, ebenfalls durch Riemen, welche die Bewegung vom Wellbaum übersetzen, getrieben. Das Zerschneiden der Rohsteine geschieht durch eine sehr dünne Blechscheibe, deren scharfer Rand mit Diamantstaub bestrichen und mit Petroleum getränkt wird. Der zu schneidende Rohstein wird durch eine Klammer, welche mit Steinen beschwert wird, um den Druck wider die Scheibe zu vermehren, durch eine einfache mechanische Vorrichtung wider die Scheibe gedrückt, so daß der Schleifer oder Steinschneider nur bei dem Anfangen eines neuen Schnittes zugegen zu sein braucht und gleichzeitig mehrere Scheiben bedienen kann. Die Steine sind von sehr verschiedener Härte. Erst seit etwa 25 Jahren werden die Rohsteine auf diese Weise zerschnitten; früher geschah das Schneiden durch eine mit Smirgel bestrichene Säge, wenn man sich nicht etwa damit begnügte, durch Klopfen mit scharfen Hämmern den Stein zum Schleifen vorzubereiten. Dabei aber gab es zu große Abfälle von den zum Teil sehr wertvollen Steinen, und ein ungeschickter „Klopfer," der die „Lagen" der Steine nicht zu unterscheiden wußte, konnte mit einem Schlage großen Schaden anrichten, während mit der Blechscheibe die dünnsten Steinplatten gewonnen werden, welche, weil sie schon auf beiden Seiten fast glatt sind, nun auch auf viel leichtere Weise, als das früher möglich war, in die vorgeschriebene Form geschliffen werden können.

II.

In den Schleifen unseres Fabrikbezirks werden die verschiedensten Steine verschliffen. Unter dem Namen Achat versteht man gewöhnlich den gestreiften Chalcedon. Er kommt in Gestalt von zum Teil zentnerschweren Kugeln oder nierenförmigen Mandeln vor. Früher wurden in der Fabrik nur Steine, die in der Umgegend gefunden wurden, verarbeitet; seit den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts werden sie besonders aus Südamerika eingeführt, wo sie in den Feldern und an den Bächen zerstreut umherliegen und von Idarer Auswanderern gesammelt und nach der Heimat verschickt werden in Fässern und Kisten. Anfangs wurden sie von den Schiffen als Ballast mitgenommen, für ganz geringen Frachtsatz; jetzt ist es auch damit anders geworden. Diese Steine sind im Naturzustande von schwacher Färbung, sie sind aber porös und werden in der Regel künst-

lich gefärbt in allerlei Farben: rot und schwarz und braun u. s. w. Laufen die weißen Streifen der Steine, welche weniger porös sind als die anderen Lagen und darum sich nicht färben lassen, einander parallel und gerade, so werden daraus die bekannten Onyx- (schwarz) und Sardsteine (rot) gewonnen, die aus der Hand der Schleifer gewöhnlich noch in die Ateliers der Graveure wandern und als geschnittene Cameen und Intaglien in den Handel kommen. Bekanntlich verstanden es auch schon die Alten, Gemmen zu schneiden — berühmte Gemmen sind auf uns gekommen —; sie haben auch schon die Färbung angewandt. Nichtkenner möchten vielleicht unter dem Färben und Brennen der Steine, wodurch die Farben erhöht werden, Unredlichkeit vermuten; mit Unrecht: der Achat gewinnt dadurch nur an Schönheit. Das Färben ist den Schleifern unseres Industriebezirkes erst seit etwa

Bearbeitung des Rohmaterials.

siebzig Jahren bekannt: ein Idarer Steinhändler, der mit einem oberitalienischen Zunft- und Leidensgenossen im Schuldturme zu Paris saß, entlockte diesem das Geheimnis, die Steine zu färben, oder erkaufte es. Einige Zeit konnte diese Kunst geheim gehalten werden, jetzt ist sie fast zum Gemeingut geworden und steht in hoher Blüte. Mit dem Färben ist das Ätzen verwandt, durch welches Namen, Widmungen, Figuren in verschiedenen Farben in die Steine eingetragen werden können, die oft freilich von Natur die schönsten Figuren, wie Bäume und Sträucher, enthalten. Schwarz wird also gefärbt: Die zugeschliffenen Steine werden in mit Wasser verdünnten Honig gelegt, mehrere Wochen lang auf dem Ofen warm gehalten und dann in Schwefelsäure gekocht. Gelingt die erste Färbung nicht vollkommen, so wird das Ganze wiederholt. Der erfahrene Schleifer sieht den Steinen im Naturzustande schon einigermaßen an, ob sie sich färben lassen oder nicht; auch stellt er mit abgeschlagenen Splittern Probeversuche an und bezahlt dann die Steine teurer, welche sich schön färben lassen. Das Feinschwarze, Feinrote, Hochbraune ist sehr gesucht. Außer dem Chalcedon werden auch verschiedene Jaspisarten, besonders Heliotrop (grün mit eingestreuten roten Punkten) hier verarbeitet. Die Steine kommen aus allen Weltteilen. — Die meisten Schleifer haben ihre besonderen „Artikel," in denen sie vorwiegend arbeiten, z. B. viele in Krystall, Amethyst, Topasen, woraus besonders Ringsteine verfertigt werden. In neuerer Zeit hat man auch angefangen, in einer Art von Hausindustrie, edlere Steine zu schleifen. Die Edelsteinschleiferei geschieht auf kleineren, flachlaufenden Steinen und Scheiben, auf welche Smirgel aufgetragen wird. Besonders indische Granaten haben in letzter Zeit eine überaus große Verwendung gefunden. Die Steine werden von einem Idarer Kaufmann, der sich etliche Jahre in Indien aufgehalten hat, eingeführt und an größere Geschäfte verkauft. Auch der prachtvoll schimmernde und in Farben spielende Lapislazuli, ferner Aquamarin, Turmalin u. s. w. werden hier in schöne Formen geschliffen. Einige Idarer und Obersteiner Firmen haben in den letzten Jahren auch angefangen, Fabriken zu gründen, in welchen Diamanten geschliffen und Perlen und andere Edelsteine, wie Smaragd, Rubin, Saphir u. a. geschnitten werden. Eine Fabrik beschäftigt gegenwärtig 75 Arbeiter, von denen $^2/_3$ Diamanten schleifen. Natürlich haben diese Steine den höchsten Preis; doch sind auch diejenigen nicht billig, die auf jenen großen, hochlaufenden Steinen in den Schleifen verarbeitet werden. Die Geschäftslage hat auf die Höhe der Preise den größten Einfluß: eine Achatmandel (Chalcedon) von einem Zentner Gewicht hat schon 1190

Ein Bohrer.

Mark gekoſtet: ein Pfund Onyxſteine wurde zu 150 Mark verſteigert; ein Pfund orientaliſcher Jaſpis hat den hohen Preis von 45 Mark erzielt; für ein Pfund feinen Amethyſts mußte man 300 Mark auslegen. Jetzt ſind die Preiſe der Rohſteine zwar geſunken gegen ihre frühere Höhe, doch koſtet ein Pfund feinen Topaſes immer noch zwiſchen 80—120 Mark. Man darf ſich alſo nicht wundern, wenn für ſolche Schmuckgegenſtände hohe Preiſe gefordert werden. Und wie viele von den Steinen fallen dem Schleifer noch fehl, und wie große Mühe macht es ihm oft, aus einer großen Portion von Rohſteinen wenige fehlerfreie Stücke herauszubringen! Kommt eine neue Steinart in der Fabrik auf, ſo wird ſie zuerſt mit außerordentlich hohen Preiſen bezahlt, wie vor etlichen Jahren Krokydolith, Katzenauge, Blutſtein. Bald aber iſt der Markt damit überſchwemmt, und die Preiſe fallen reißend, ſo daß etwa das Pfund Steine, das 1878—1880 noch 200—300 Mark koſtete, jetzt für 1—2 Mark zu kaufen iſt.

Mit der Steinſchleiferei eng verbunden iſt das Gewerbe der Achatbohrer, Hohlmacher, Graveure, Goldſchmiede. Beſonders ſolche geſchliffene Waren, die gefaßt werden ſollen, empfängt der Achatbohrer aus der Hand des Schleifers. Der Bohrer kann bei ſeiner Arbeit ſitzen. Er ſchlingt einen mit Kordel leicht geſpannten Bogen um ſeine cylinderförmigen Bohre, die unten in Meſſingröhren oder Drahtſpitzen auslaufen, und ſtreicht damit unaufhörlich hin und her. Die Bohre ſind unten mit Diamantſtaub und Öl beſtrichen, oder ein kleiner Diamant iſt den Drahtſpitzen aufgekittet. Durch die unaufhörliche Bewegung, die durch einen Druck von oben, welchen der Achatbohrer mit dem linken Arm und der linken Hand ausübt, verſtärkt wird, entſteht eine Höhlung im Steine. Der Bohrer hat die Bohre in beliebiger Stärke, größere Öffnungen werden durch die Röhrenbohre hergeſtellt. Die Fingerringe aus Achat, welche früher millionenweiſe fabriziert wurden, ſind mit Röhren ausgebohrt. Neuerdings kommen häufig Bohrmaſchinen in Verwendung, wie unſer Bild eine ſolche zeigt. Der Hohlmacher kolbt größere Waren, wie Taſſen, Schalen, Mörſer auf kleineren Steinen und Rädern aus. — Die Goldſchmiede faſſen an ihren „Werkbrettern“ die Steine in Gold, Silber oder Tombak und verarbeiten ſie zu geſchmackvollen Schmuckſachen. Dieſer Induſtriezweig hat aber ſeinen Hauptſitz in Hanau und Pforzheim, welche Städte mit Idar-Oberſtein in mannichfacher Verbindung ſtehen. Ein Nebenzweig des Goldſchmiedegewerbes iſt die Kunſt der Doſenmacher, welche Tabaksdoſen, kleinere und größere Schmuckkiſtchen, wozu ihnen die Schleifer die Platten liefern, verfertigen. — Die Graveure, unter denen wirkliche Künſtler ſich finden, die den alten Gemmenſchneidern nicht nachſtehen, gravieren Namen, Wappen ꝛc., ſchneiden Kameen, erhaben und vertieft, in Onyx, Amethyſt, Kryſtall. Sogar kleine Genrebilder werden von kunſtvollen Händen geſtochen. Vor einigen Jahren zog ein „Jeſus am Kreuze,“ aus einem Onyx geſchnitten, allgemeine Bewunderung auf ſich. Irren wir nicht, ſo iſt er in den Beſitz des Großherzogs von Oldenburg, des Landesherrn, übergegangen. Der Graveur arbeitet an ſeiner „Drehbank,“ die gewöhnlich getreten wird, mit feinen Rädern und Stäbchen von mancherlei Form. Viele

Graveure haben, beſonders vor 1870, in Paris gearbeitet und ſich in ihrer Kunſt vervollkommnet; auch Brüſſel und London, welche gleichſam als die Hochſchulen der Graveurkunſt gelten, werden gern von ihnen beſucht.

Aber der Leſer möchte gewiß noch gerne wiſſen, was alles für Gegenſtände aus Achat hergeſtellt werden können: Kleine und große, von dem Uhrenſteinchen an oder dem $^1/_2$ mm dicken Wagenbälkchen bis zur großen Kugel, die elf Pfund wiegt, oder zur Walze von zwei Zoll Durchmeſſer und vierzehn Zoll Länge aus einem Stücke. Wahre Kunſtwerke aus Achat ſind an manchem Fürſtenhofe oder in Muſeen geborgen. Hatte doch z. B. vor einigen Jahren ein Schleifer auf Beſtellung eine Ente von natürlicher Größe aus Kryſtall geſchliffen. Nachdem der Graveur ſeine Arbeit daran gethan, und der Lehrling, damit der Meiſter die letzte Hand daran lege, das Kunſtwerk, in einem Korbe ſorgfältig verpackt, in die Schleife gebracht und auf dem „Zapfenbrett“ niedergeſetzt hatte, fiel durch einen unglücklichen Zufall der Korb um, und die Ente, ein Wertſtück von 3000 Mark, war zerbrochen! Wie es da aufpaſſen heißt, kann man daraus erkennen, daß der Schleifer im ſtande iſt, Normalgewichtſteine aus Kryſtall mit eingraviertem Zahlen zu ſchleifen, wobei durch einen Schliff die ganze Arbeit verdorben werden kann. Wie wird da gemeſſen mit den feinen Maßen, die zu des Schleifers täglichem Handwerkszeug gehören! Faſt jedes ihm vorgelegte Muſter kann der Schleifer ausführen. So du dir einen großen Bierkrug in altdeutſcher Form beſtellen wollteſt, der Schleifer wäre bald gefunden, der ihn liefern würde. Es werden wirklich koſtbare, wundervolle Gegenſtände geſchliffen, die ich gar nicht alle nennen kann. — Doch damit wir ein anſchauliches Bild von den Erzeugniſſen dieſer ſchönen und einzig in ihrer Art daſtehenden Induſtrie gewinnen, wollen wir unter Führung des freundlichen und kenntnisreichen Herrn Keßler einen Umgang in der „Gewerbehalle“ in Idar halten, wo eine ſtändige Ausſtellung von Achatwaren ſtattfindet. Da ſehen wir Kabinettſteine, d. h. große, prachtvoll gefärbte, auf einer Seite angeſchliffene Achatmandeln, die als Zimmerſchmuck ſehr geſucht ſind. Dort ſehen wir ſchöne Schalen, Vaſen, Teller, Meſſer, Löffel in verſchiedenen Größen. Zifferblätter von Uhren warten auf ihre Gehäuſe; ſchöne Uhrkapſeln aus Kryſtall, beſonders bei Damen ſehr beliebt, liegen daneben. Nicht weit davon ſind die Stockgriffe und Stockknöpfe aufgepflanzt. An Armbändern iſt reiche Auswahl, vom gewöhnlichen Achat bis zum funkelnden, farbenſprühenden Amethyſt und Topas; der Raucher findet Cigarrenſpitzen in Menge und alle anderen Rauchutenſilien. Der Freund des Schachſpiels kann hier ein Schachbrett kaufen, wozu er auf Beſtellung auch die Figuren in Bälde haben wird. Die Damen werden an moſaikartig ausgelegten Arbeitstiſchchen ihr Ergötzen haben. Einzelne Prachtſtücke will ich beſonders her-

Ein Graveur.

vorheben: etwa eine Servisplatte, 25 cm breit, 50 cm lang, mit Griffen, aus einem Stück gearbeitet, verkauft zu 1500 Mark. Ein Kryſtallpokal mit Deckel, 30 cm hoch, iſt für 1200 Mark zu verkaufen. Ein Kelch aus Tigeraugen, 500 Mark wert, ſteht dicht daneben. Ein Schmuckkäſtchen, moſaikartig ausgelegt in verſchiedenen Steinarten, von demſelben Werte, wartet auf die Käuferin, die es ſeiner Beſtimmung übergeben wird. Feine Kryſtalldoſen, graviert, bis zu 450 Mark, ſind nichts Seltenes. Ein feingeſchnittenes Kreuz, wie ſie häufig in die Schätze der Kirchen übergehen, zieht jetzt unſern Blick

Prachtſtücke aus der „Gewerbehalle".

auf ſich. Der Apotheker, der Chemiker findet hier ſeine Mörſer, große und kleine, im Preiſe von 2—150 Mark. Die feinſten Petſchafte liegen oder ſtehen da in langen Reihen, Briefbeſchwerer in verſchiedenen Formen reihen ſich aneinander, und Tintenfäſſer ſtehen daneben, eine ganze Schreibtiſcheinrichtung! Ringe, Armbänder, Halsketten aus Amethyſt und Topas, Medaillons ſind hier an der Quelle zu kaufen in unerſchöpflicher Fülle. Ich führe noch an: Manſchettenknöpfe, Hemdenknöpfe, Buſennadeln, Haarnadeln, Ohrgehänge, Uhrgehänge, Federhalter, Bleiſtifte, Jagdpfeifen, Klicker*), optiſche Inſtrumente von größter Feinheit, kurz, das Auge kann ſich nicht ſättigen und blickt immer wieder auf alle dieſe ſchönen Sachen, und ein Andenken an dieſen Beſuch wird ſich jeder wohl mitnehmen, um in der Heimat der Gattin, der Tochter, dem Freunde eine Freude zu machen. Schöne Steine haben von jeher Völkern als Amulette, Talismane ꝛc. gegolten; die in der Fabrik ſo genannten „Oliven," kleine Walzen von ſchwarzgefärbtem Steine, in der Mitte von einem weißen Streifen durchzogen, dienen dieſem Zwecke; die „Turmringe" als Schmuck der Wilden für Naſe und Ohren dringen weit in das Innere Aſiens, Afrikas und Amerikas ein. Sie werden ſtets in gewaltigen Maſſen in den Handel gebracht. — Der Schleifer arbeitet auf Beſtellung der Kaufleute; die einzelnen Artikel wechſeln ſehr oft; vielen gibt der Schleifer Spottnamen: „Tauſendbrüder" z. B. iſt der Name für einen beſonders nach Amerika ausgeführten Artikel, der oft die halbe Fabrik beſchäftigt hat. — Früher haben die Grafen von Oberſtein wohl einmal die Waren ihrer Unterthanen an den Höfen und in den reichen Städten abgeſetzt, oder die Schleifer zogen als Gängler mit ihren Waren auf dem Rücken umher, zum Teil weit in fremde Länder hinein. Auch die Meſſen in Frankfurt a. M., Leipzig u. a. wurden eifrig beſucht. Aber ſchon im vorigen Jahrhundert bildete ſich ein eigner Handelsſtand, deſſen Vertreter „Handelsmänner" genannt werden, welche jetzt nach allen Weltteilen hin Handel treiben, beſonders auch nach Amerika, England, Frankreich. Der jährliche Umſatz der großen Idarer und Oberſteiner Firmen iſt ſehr bedeutend und beträgt zuſammen

*) „Klicker" d. ſ. kleine Kugeln.

gewiß Millionen. Ein „Gewerberat," beſtehend aus Handelsleuten und Schleifern, iſt ſtets beſtrebt, die Leiſtungsfähigkeit der Fabrikation zu heben; die Konſuln des Reichs vergeſſen auch dieſen Zweig deutſcher Induſtrie nicht und erteilen ſorgfältig beachtete Ratſchläge; des Landesherr, der Großherzog von Oldenburg, widmet dieſem Kunſtgewerbe ein hohes Intereſſe. Die Fortſchritte, welche die Fabrikation in 10 bis 15 Jahren gemacht hat, ſind wirklich erſtaunlich, und ſo iſt zu hoffen, daß dieſe ganz eigenartige Induſtrie, welche in ſolchem Umfang wohl nirgendswo in unſerm Vaterland und darüber hinaus zu finden iſt, weiter blühen und gedeihen wird, unter dem Schutze des Reichs und den Segnungen des Friedens. Auch mag noch Erwähnung finden, daß in Oberſtein in den letzten Jahren große Uhrenkettenfabriken entſtanden ſind, in welchen viele Hunderte von Arbeitern beſchäftigt werden. Wenn alſo der Leſer einmal in das ſchöne Nahethal kommt, ſo verſäume er nicht, Oberſtein-Idar zu beſuchen und auch in eine Schleife einzutreten. An Freundlichkeit und Zuvorkommenheit werden die Schleifer es nicht fehlen laſſen..

Wintermärchen.

(Abdruck verboten.)

Schneehelle Nacht. Der Froſtwind weht vom Walde
In Puderwolken prickelnd-feinen Schnee;
Im matten Dämmerlicht erglänzt die Halde,
Und blank wie Stahl blinkt der gefrorne See.
Die Sterne glitzern durch das Schneegetriebe
Im Winde flackernd, ruhelos und bleich,
Der dunkle Tannenwald ragt im Geſtiebe
Still wie ein Rätſel aus dem Nebelreich.

Lautloſe Nacht. Ein müdes Gähnen ſchauert
Nur leis im Walde, wenn der Wind ihn ſtreift.
Im falben Mondlicht fröſtelt ſtumm und trauert
Das Laubgehölz, von Silberduft bereift.
Ein leiſer Windhauch, und ein Fall von Schimmer
Und mattem Glanze ſtäubt hernieder ſacht;
Das rieſelt klar wie Diamantgeflimmer
Und lautlos, — lautlos —, in die ſtille Nacht.

Es ſtäubt, wie Opferrauch von Eisaltären,
Der Schneeſtaub wolkig durch den Dom der Nacht;
Die Quelle ſchluchzt in dumpfverhalt'nen Zähren
Und träumt davon, wie ſie im Lenz gelacht.
Die Zweige ſtreuen ihre Laſten leiſe
In weißen Sternen ſanft im Mondlicht hin,
Und durch des Waldes lichte Zauberkreiſe
Rauſcht ſtill dahin die Winterkönigin.

Maurice von Stern.

Der „Muſtahill.“

Eine arabiſche Kleinſtadtgeſchichte. Von Carl von Vincenti-Wien.

(Abdruck verboten.)

„Es war ein Skandal, bei meinem Leben . . . .

„Unter den erlaubten Dingen iſt keines,
Das Gott ſo mißfällt, wie die Verſtoßung des Weibes.“

I.

In der kleinen Rotmeerſtadt Koſeir, die einſt vom großen Paſcha den Ehrentitel einer „Guten“ erhalten, waren ſämtliche Harims in Erregung.

Mit Recht, bei Gott! Ein Weib, das mit Klatſch und Tratſch, mit Duftwäſſern und Stickereien hauſieren ging, hatte den beiden Frauen des Landrichters Hamid el Saghir eine Neuigkeit gebracht, die in begierige Ohren fiel:

Hisna Thâliqe, will ſagen: Hisna iſt geſchieden.

Ein rarer Vogel war nun allerdings in der „guten“ Stadt mit ziemlich lockerer Pilgermoral eine geſchiedene Frau nicht; es gab Verſtoßene und Geſchiedene zur Auswahl, aber Hisna, die einzige Frau des reichen Goldſchmieds Daud el Misri! Der Fall verdiente gründlich durchgeklatſcht zu werden.

Das Hauſierweib kam gerade aus dem Bazar, atemlos, im Schweiße ihrer Neuigkeit:

„Es war ein Skandal, bei meinem Leben. Zeugen ſind der Kafasmacher Haſſan Hadſchi,“ — ſie ſprach eigentlich ‚Haggi‘ aus — „der vor elf Jahren die große Wallfahrt mitgemacht, und der Mäkler Said, der im Winter die Pocken gehabt. Daud in ſeiner Bude ſchrie und warf die Arme herum, ſie aber ſtand wie aus Stein. Gerade rief der Türmer zur Predigt, da liefen die drei Männer ſpornſtreichs davon und geradewegs — an der Moſchee vorbei — zum Kadi Mohammed el Sâkit. Der aber war in der Predigt, denn er iſt ein frommer Mann und durfte auch nicht fehlen, denn ſein Knabe miniſtrierte. Die drei warteten bis Mohammed kam. Den Daud hatte das Warten nicht abgekühlt und ſo geſchah's, Gott iſt groß!“

„Gott iſt groß,“ bekräftigten die Landrichterinnen, die Großfrau voran, der „Papagei“ — ſo hieß die zweite — hernach, denn die mußte ja alles nachmachen, was die erſte gethan und that und noch dazu einen Buben kriegen, dieweil es jene nur zu einem Mädchen gebracht hatte.

Und beide ſorgten für raſchen Umlauf.

Dazu war der Freitag heute beſonders günſtig. Wie üblich, fanden ſich da viele Frauen mit ihren Kindern auf dem Gottesacker zuſammen, welcher das Meer vorn und die Nachmittagsſonne im Rücken hatte.

Da gab's allgemeine Schleierlöſung, denn

Männergefahr war ausgeschlossen, süßes Kuchenessen und noch süßeren Klatsch.

Mitten im Gewimmel grauer, öder Denksteine spielen die Kinder, hübsches Mischblut, wie's in Durchzugsorten der Wallfahrt gedeiht. Hier und dort berichtet eine beturbante oder geknaufte Grabsäule, welche der ortsansässige Bildner aus purpurnem Stein gehauen, über einen Toten aus der Glanzzeit der Stadt, als sie ein Liebling Mohammed Alis gewesen.

Die schwatzenden Gruppen kauerten verstreut.

Frau Said, die Mäklerin, bestätigte alles.

„Aber, beim Allsanftmütigen, was brachte den Daud so in Harnisch?“

„Ein Schmuck, heißt es, gab den Zank, Gott weiß das übrige.“

Man nahm Partei dafür und dawider. Scharfe Worte fielen gegen den Mann:

„Der Zwitter, der Filz! Der Allvergelter komme über ihn!“

Doch solcher Stimmen waren verschwindend wenig. Weit übler kam die Frau dabei weg. Freilich Hisna war ihr Name in Fleisch und Blut: „die Hübscheste.“ Männersache war es freilich nicht dies zu wissen, aber in den Harims durfte man davon sprechen und bestritt es auch im allgemeinen nicht.

Das verschärfte ihre Schuld. Zänkisch war sie, hieß es nun von allen Seiten, hochnäsig, herrisch, verschwenderisch! Und eitel auf ihren Fuß! Mußte sie doch immer die schönsten Spangen an den Knöcheln haben! Und wie sie damit schwirrte, daß die Männer auf der Gasse schier die Augen niederschlugen. Aber warum hielt sie's denn ganz anders mit ihren Ohren? Die waren groß und abstehend und die versteckte sie hinter ganzen Büscheln von Klimperwerk, das ihr von den Schläfen baumelte. Gewiß war sie nicht übel, aber dick wie eine Türkin! Und der Gang! Wie sie die Hüften schwang! Sie „ruderte“ förmlich wie eine Ghawazi bei der Fantasia. Und was die Frau alles für sich allein brauchte und verbrauchte! Jeden Tag sieben Schläuche Wasser und das noch im Winter, wenn der Schlauch acht Piaster kostete.

So ward die „Geschiedene“ von all diesen perlweißen Zähnen um die Wette zerbissen, bis kein heiler Fleck mehr an ihr blieb und man das Facit zog: Daud hat Recht, nun wird er seiner froh werden.

„Mâschâllah, wenn's ihn nicht reut,“ wagte jetzt die junge Landrichterin II die schüchterne Bemerkung, „Hisna ist doch so hübsch.“

„Gibt auch sonst noch Hübsche,“ erwiderte Frau Thaleb, die majestätische Gattin des Kornmessers im Getreidespeicher des Khediw, mit einem mütterlich befriedigten Blick auf ihr Töchterlein Safia, ein zerbrechlich Ding mit eingefallener Brust, das, zerstreuten Ohres, den verschleierten Blick aufs Meer hinaus gerichtet hatte.

„Und wenn's ihn reute?“ meinte die landrichterische Großfrau, „Wallah, dreimal verstoßen! Jetzt ist's Ernst und aus“ . . .

„Am Ende hat sie's gewollt,“ flüsterte jetzt ein blutjunges Weibchen, das schon zwei Verstoßungen hinter sich hatte, seiner Nachbarin zu, die geheimnisvoll meinte: „Gott weiß es am Besten.“

Was heute nicht auffallen konnte, war die Abwesenheit von Hisna's Mutter und Schwester, als aber die Blutjunge nach Tamar, der Frau des Khalid, fragte, da schauten sich die reiferen Frauen mit einem halbunterdrückten spöttischen Lächeln an . . . .

Man wußte ja, Tamar war auch eine Geschiedene und doch wieder Genommene. Freilich das Mittel! . . . .

Und das Gespräch stockte . . . .

Weit draußen am Horizonte strichen dunkle Barken mit silbernen Segelfittichen; am klippigen Ufer fischten nackte, braune Buben nach Felskrabben und jauchzten auf, wenn sie einen Fang gethan. Andere balgten sich zwischen den Grabsteinen, wo hier und dort eine halbverloschene Goldschrift in der Abendsonne aufglitzerte; weiße Falter taumelten darüber hin und leise seufzte das Meer . . . .

Da plötzlich schüttelte die Blutjunge ihr schönbemaltes Puppenköpfchen, daß die Silbermünzen an ihren Schläfen aufklimperten und mutwillig hell kam es über ihre Lippen: „Und der ‚Mustahill!‘“ . . . .

Alles schwieg still . . . .

Von der Stadt rief der Türmer zum Vespergebet.

II.

Über seiner Hausthür und der Bude im Bazar, die zugleich seine Werkstatt war, hatte Daud el Misri eine Aloë angebracht.

Das ist so Brauch gegen das böse Auge; ein ausgebalgtes Krokodil soll nicht minder schutzkräftig sein. Niemand aber hat je gehört, daß eines von beiden gegen böse Zungen gefeit hätte.

Unser Goldschmied von Koseir konnte es gewiß nicht behaupten. Dieser Freitag war ihm kein Gesegneter. Schon früh morgens ging's ihm schief. Er hatte sich, was gar selten, die Sonne über dem Kopfe aufgehen lassen, d. h. verschlafen, dann bei der Betwaschung sündlich viel teures Wasser verläppert; das Schälchen Schwarzkaffee schmeckte ihm nicht, die Wasserpfeife ging ihm aus und schließlich hatte ihn der Bartkratzer geschunden.

So kam er unwirsch in die Werkstatt und sein Lehrjunge, ein Gallaknabe, bekam's zu spüren.

Die Bude bestand aus einem nach der Gasse vollständig offenen Vorderraum, wo Daud arbeitete, und einem Hintergelaß, wo er in einer Truhe Kostbares verwahrte. Marktläufige Arbeit lag in einem Wandschränkchen aus alter Holz- und Beinstemmarbeit bereit.

Daud war der einzige Goldschmied in der Stadt und der Ruf seiner Kunstfertigkeit ins Hinterland bis zum Nil gedrungen. Die Nubierinnen von Korosko trugen seine Nasenknöpfe und Lippenringe, die Bürgersfrauen von Kenneh schätzten seinen „Mondschmuck" und die Nilbäuerinnen verlangten nach seinen Fußspangen.

In Koseir selbst gab's keine Hochzeit ohne Daud, der alle Bräute schmückte. Wer überhaupt auf sich hielt, bestellte bei ihm; das silbergetriebene Dintenfaß, welches im Gürtel Meister Hannas, des koptischen Amtsschreibers, paradierte, war eine Arbeit Dauds, und selbst der Muhâfis, der Gouverneur, ein leibhaftiger Bey und Vollbluttürke, verschmähte es nicht, bei unserm Goldschmied vorzusprechen, ein Schälchen zu kosten und einen Blick in die „gute" Truhe zu werfen.

Da fand sich wohl allemal etwas Eigenartiges, denn Daud verstand es vortrefflich, die Not der von den Glaubenshorten heimkehrenden, von den frömmsten Händen ausgeplünderten Wallfahrer auszunützen. Er kaufte hie und da, bisweilen nur durch die Form, oft aber auch sonst wertvolles innerafrikanisches Geschmeide um einen Spottpreis und eignete sich die Motive geschickt an.

Er schnitt selber die Holzmodelle, goß, formte, hämmerte und lötete, und schließlich gab's ein Schmuckstück, das im Lande neu war.

Was Wunder, daß bei solcher Kunstfertigkeit in Dauds Werkstatt das Gebläse nimmer ausging, zum nicht geringen Neidwesen von Gevatter Klempner und Schmied, bei denen der Blasbalg oft genug feierte?

Nicht zu Dauds letzten Kunden gehörten die Dschembauis, die wohlhabenden beduinischen Perlmuschelfischer, welche südlich von Koseir, bei den kleinen Häfen Gueh und Safage in Zelten siedelten. War die Fangzeit ergiebig, dann brachten sie im Winter ihren Zeltfrauen Geschmeide aus der „guten" Stadt mit; überdies hatten sie bei längerer Abwesenheit von zu Hause Schmuckbedarf für flüchtige Sommerbekanntschaften.

Ein solcher Beduine, ein kurz angebundener Gesell, hatte vor einigen Wochen ein kostbares Schmuckstück bei Daud bestellt, seitdem aber sich nicht mehr blicken lassen. Wie es schien, kam er nur selten in die Stadt.

Der Goldschmied legte die letzte Hand an diese Arbeit, eine goldene Scheitelkappe, wo nur noch Klimperwerk anzuheften blieb.

Daud hatte selber Freude daran. Manche volle Zechine und manch' altungarischer Muttergottesdukaten waren dafür im Schmelztiegel aufgegangen. Es war aber auch ein köstliches, zierliches Ding geworden, mit dem fein durchbrochenen Rankenwerk, der anmutigen Bauchung und dem grünen Glasknauf, den der Meister erst gestern als Scheitelzier aufgeschraubt hatte.

Und wie er dann heute auf seinem aus Palmrippen genagelten Sitzschemel hockte und die Schmuckkappe in einem Sonnenstrahl spielen ließ, der eben schräg einfiel, da flogen ihm alle Grillen aus, es ward ihm froh ums Herz, und das braungedunsene, wenn nicht unschöne Gesicht, auf welches der weiße Turban einen Halbschatten warf, bekam einen Schimmer.

Schon über die besten Mannesjahre hinaus, schien Daud jetzt ganz verjüngt.

Wie lustig und prächtig das flimmerte und blitzte!

Jetzt murmelte er einen Spruch vor sich hin, so etwas wie eine Beschwörung, die — haben wir richtig gehört — lautete:

„Behüt' uns Gott vor dem vermaledeiten Teufel! . . . .“

Er wird doch, beim Ewigen, nicht sein Weib damit gemeint haben! . . . .

Nun ist das Gebläse im Gang. Daud hat auf dem Boden eine Holzschale mit allerhand Goldblechanhängseln stehen, die mit Gottesnamen bekratzt sind: Sterne, Halbmonde, winzige Wasserräder und Kämme.

„Wenn sie nur heute nicht hereinfällt,“ denkt er bei sich.

Der blauschwarze Gallaknabe fletscht die Zähne und spielt an den Schlüpfern des Blasebalgs, dessen Stelle ein hinten quer aufgeschnittener Bockschlauch versieht, der früher dem Wasser gedient und jetzt das Feuer macht.

Und wie der Junge die Schlüpfer hebt und senkt, öffnet und schließt sich der Spalt und der Balg keucht mit heiseren Pfeifen die eingeschluckte Luft in den abgesägten Flintenlauf hinein, der durch ein Häuflein Erde nach dem Herde ausmündet, wo zwischen lockeren Steinen eine Handvoll Holzkohlen glimmt.

Es pfeift der Schlauch, es zischt das Rohr, es knistert der Funke, und das Feuerfeelchen glüht auf.

Bald ist das Goldlot bereit und Daud nimmt das Lötrohr zur Hand. Eben setzt er die Lippen an das Mundstück und bläst die Backen auf, da fällt ein Schatten in die Bude:

Seine Frau steht vor ihm. Also doch!

Er setzt das Rohr ab und starrt den ungebetenen Besuch mit halboffenem Munde so komisch erschrocken an, daß ein Lachen unter dem dichten Schleierstreif Hisnas hervorsprüht.

„Euer Tag sei im Guten, Meister Daud,“ ruft sie mit etwas rauh verschleierter Stimme, „was schaut Ihr mich denn an, als wär' ich der ‚Afrit?‘ Wollt Ihr mich etwa beschwören? Hat nicht Not, ich bring' Euch meine gute Laune. Wie gefällt Euch mein ‚Tob?‘“

Und die ganze stattliche, aber bis zur Unförmlichkeit vermummte Gestalt dreht sich auf den nackten, zierlichen Füßchen.

Hisna liebte es, ihre Füße unverhüllt zu zeigen, sie kam denn auch zumeist auf ihrem Esel ins Bazar geritten. Und auch heute stand der „Vater der Geduld“ draußen.

Daud kniff die entzündeten Lider seiner kurzsichtigen Augen so scharf zusammen, daß ihm die Krähenfüße bis in die sauberrasierten Schläfen einschossen und zwinkerte seine Frau von der Seite an, offenbar unschlüssig, ob er sich ärgern solle, oder nicht.

Als sparsamer Mann war er mit Rücksicht auf das schon wieder neue, blauweiß gestreifte Oberkleid Hisnas nahe daran, sich für das erstere zu entscheiden, als jedoch sein Blick den langen, schmalen, schwarzen Schleierstreif herabglitt und auf den feinen Fußknöcheln hasten blieb, da kam sein Unmut ins Schmelzen.

Waren doch die Silberspangen, welche diese Knöchel, knapp unter den spitzen Höschen, umspannten, unverkennbare Daud-Arbeit!

Was außer den tadellosen Füßen und Händen sonst an Hisnas Erscheinung Männerblicke anziehen mochte, war der tiefe Strahl des Auges zwischen den schwarz gemalten Lidrändern und etwa die Goldmünze, welche lustig unter dem dunklen Stirnschöpfchen hervorblitzte, im übrigen war die Verhüllung eine so vollständige, wie sie in Kosair ganz besonders, wo das halbe Jahr hindurch allerhand verwildertes Pilgergesindel herumlungert, ehrbaren Frauen und solchen, welche es scheinen wollen, durch die Sitte vorgeschrieben ist.

Von der angeblichen Leibesfülle Hisnas und ihrem anstößigen Hüftenspiel war nichts zu bemerken, sie schien kräftiger entwickelt, als sonst oberegyptische Landstädterinnen und hatte lebhaftere Bewegungen, weiter nichts.

Jetzt begann sie zu kramen und zu stöbern, wie das schon so ihre Gewohnheit war, wenn sie den Mann in der Werkstatt heimsuchte.

Jeden Model, jedes Zänglein nahm sie zwischen die spitzen, beringten Finger, kneipte den Gallaknaben in die Backen, guckte in die Glut und in den Spalt des Blasschlauchs hinein, öffnete den Wandschrank und zog ein Stück nach dem anderen hervor. . .

Bisweilen ärgerte sich Daud wie ein Gelbsüchtiger, wenn sie's so trieb, aber ihr zu wehren traute er sich nicht, er fürchtete ihre Zunge, und sie hatte eine Art, beim Gehen die Spangen aneinanderzuklirren, daß die sandgefüllten Ringe ein leises Schwirren gaben und die Silberglöckchen davon so hell und munter klangen, eine Art, daß ihm ganz wunderlich zu Mute ward. Sind doch Verführerinnen, so ein paar Knöchelspangen,

dachte er dann und erinnerte sich der Warnung des Propheten vor solchem Klange.

Zweimal hatte er das zänkische, hübsche Weib verstoßen, und zweimal hatte er sie wieder heimgeholt, denn es war ihm, als könne er ohne dies Spangenklingen nicht leben.

Und so ließ er sie auch heute wieder rumoren, so schwer's ihn auch ankam, und begnügte sich damit, in Gottergebenheit jenen Alltagstrostspruch vor sich hinzumurmeln, welcher moslemischen Ehemännern über so manche bittere Stunde hinweghilft:

„Was Gott will, geschieht, und was er nicht will, geschieht nicht.“ Und damit griff er wieder nach dem Lötrohr.

„Was brummt Ihr da, mein süßer Gebieter?“ fragte die hübsche Frau, den Wandschrank schließend. „Doch sieh, der ‚Kurs‘! Welch' ein prächtig Stück! Für eine Braut oder eine ‚Zweite?‘“

„Zeigt her . . .“

Und Hisna streckte die Hand nach der Schmuckkappe aus.

Daud aber wehrte ängstlich:

„Verhüte Gott, daß eine fremde Hand ein Geschmeide berühre, ehe es getragen worden. Das bringt Unglück!“

„Gott schütze mich, ich will Eure Kundschaft nicht verscheuchen. Doch sagt mir, wie ist's mit meinen neuen Spangen? Habt Ihr sie fertig? Darum bin ich eigentlich gekommen. Ihr verspracht sie mir zum Bairam.“

„Herrin“ — Daud gab diesen Ehrentitel seiner Frau allemal, wenn er sie besänftigen wollte — „meiner Hände sind nur zwei. Der Herr gibt wieder einen Bairam. Geduld . . . .“

„Kommt von Gott und Ungeduld vom Teufel,“ unterbrach Hisna, „weiß ich längst. Ihr sagt es ja allemal, wenn Ihr mir versprecht und nicht haltet und bei meinem Leben, das ist oft genug. Doch Ihr wißt, in mir steckt mehr von dem, was vom Teufel kommt! Ich sag' Euch nun: ‚Ich muß meine Goldspangen zu diesem Bairam haben, ich muß, hört Ihr's, Meister Geduld?‘“

Die Knöchelspangen trillerten, die Glöckchen bimmelten, und die junge Frau verschwand in dem niedrigen Pförtlein, welches durch einen Holzverschlag in die Hinterbude führte.

Dort machte sie sich über die gute Truhe her, die offen geblieben war, nachdem Daud die Schmuckkappe herausgenommen hatte.

III.

In der engen Bazargasse ist's inzwischen ganz belebt geworden, denn der Sonntag der Moslem unterbricht die Werkeltagarbeit nicht. Der Kafasmacher Hassan Hadschi gegenüber nagelt an einer Gitterbank und psalmodiert einen qualvollen Einzeiler dazu; ein paar schwarze Hökerweiber meckern ihren Palmkohl aus, ein jammervoll abgerissener Possenreißer stößt wenige Schritte weiter in sein Tritonshorn, um Zuschauer anzulocken, zwei Fischer schleppen ein wallfischartiges kleines Ungetüm, eine frischharpunierte „Meerjungfrau“ herbei, ein seltenes Schauspiel, das ein Rudel Gassenjungen angezogen hat; die Mundschenken der Gasse klappern mit ihren Messingschalen; Süßverkäufer und Pantoffelhausierer lassen ihre Klagelaute ertönen, hie und da jagt ein leichtfüßiges Eselein mit einem umfangreichen, weiblichen Reitpaket vorüber, bisweilen kommt ein Bettelpilger auf den Pfaden der Herren geschlendert, und der steinalte Krüppel, der sich seit einem Menschenalter am kleinen Bazarthore als Gast Gottes preist, fistelt heute so laut seinen Bittsang, daß es in die Gasse herein gellt.

Lungen hat er noch gute, der alte Ali, diese Menschenruine, aber die Augen sind erloschen, und schwarze Fliegen brüten in den dunklen Höhlen. Als er noch sehend war, da schaute er die guten Zeiten der „guten“ Korn- und Pilgerstadt am Meere, und, blind geworden, empfand er den Verfall, denn seine Bettelschaale ward immer leichter.

Mit kräftig schallendem Ruf kommt jetzt der Makler Said, der letzten Winter die Pocken gehabt, gelaufen. Hoch über seinem Turban schwingt er einen gestickten Frauengürtel. „Fünfzig Pi—a—ster . . .“

„Und einen,“ tönt es aus der Bude heraus . . .

„Fünfzig Piaster und einen,“ schreit Said aus voller Lunge, beim Goldschmiedladen innehaltend:

„Euer Morgen sei glücklich, Meister Daud! Fünfzig Piaster und einen, seht das Prachtstück, bietet Ihr?“

Der Goldschmied ruft gedämpft zurück: „Und glücklich sei Euer Morgen!“ Aber

den Gürtel winkt er mit einer lebhaften Geberde ab, aus Furcht, seine Frau möchte es darnach gelüsten.

„Braves Herz, der Said,“ brummte er dann in sich hinein, und schlau wie ein Schakal, aber bei Gott, er schreit wie ein wilder Esel.

Glücklicherweise war Hisna in der Hinterbude so in das Entzücken vertieft, all das Geschmeide anzuprobieren, daß sie nichts von Saids Ruf gehört hatte.

Jetzt blieb ein Mann, mittelgroß, kräftig-schlank, von stolzer Haltung, vor der Bude Dauds stehen. Er trug das gelbe, hemdartige Kleid und das bunte, große Kopftuch der Küstenbeduinen. Die Zipfel des mit einer Goldschnur um den Kopf gehaltenen Tuches fielen über die Schultern herab, und am Gürtel hing ein Messer in silbergetriebener Scheide; die nervigen Füße waren mit dickem Sirenenleder besandalt.

Der Fremde warf auf die Aloë oben einen Blick, trat ein und sprach mit tiefer, klangvoller Stimme den Friedensgruß.

„Und ein guter sei Euer Tag. Was ist Euer Begehr?“ erwiederte Daud.

„Ist der Schmuck fertig?“ fragte jener kurz und rauh.

Nun erst erkannte der Goldschmied den Besteller der Scheitelkappe und entschuldigte sich mit der Kurzsichtigkeit, womit ihn der Herr geschlagen. Der Tschembaui musterte das schöne Stück, das ihm Daud hinreichte, mit scharfem Blick.

„Auf wann also?“

„So Gott will, über morgen hinaus.“

„Bleibt im Schutze Gottes.“

Der Beduine strich mit der Hand über die Stirne und verschwand.

„Mäschällah,“ murmelte Daud, „schöne Worte hat der nicht feil.“

Zwei begierige Ohren und zwei funkelnde Augen hatten dieses kurze Zwiegespräch belauscht. Es waren die Ohren und die Augen Hisnas. Schon als der Fremde den Gruß bot, horchte sie auf, dann klappte sie die Geschmeidetruhe zu und lauschte unter der Thür. Sie kannte wohl diese Stimme? Jetzt warf sie verstohlen einen Blick hinaus: Er war's! Es benahm ihr den Atem, so wild hämmerte es in ihrer Brust. Für wen war der Schmuck? Seine Braut? Seine Lieblingsfrau? Vielleicht nur für eine abessinische Sklavin oder gar so eine freche Ghawazi? Gleichviel, sie haßte sie alle und das dreimal verfluchte Geschmeide dazu.

„Gebt mir den Kurs,“ sprach sie plötzlich hereintretend, „ich möchte ihn auch bewundern, wie's der Fremde that!“

„Ihr wißt, meine Seele, es darf nicht sein . . .“

Hisna stampfte mit dem Fuße, daß die Glöckchen einen Triller schlugen.

„Bei meinem Leben, es verbrennt mir das Blut, wenn ich Euch anschaue, Meister Griesgram. Und jetzt sollt Ihr erst nicht im Rechte bleiben! Her mit dem Klimperkram, sag' ich . . .“

Und mit einem raschen Griff haschte sie die Goldkappe von dem niedrigen Rundtischchen hinweg, wo Daud sie vorsichtig hingelegt hatte. Der Mann fuhr dazwischen und faßte das Geschmeide, das Hisna mit einer heftigen Bewegung an sich riß. . . . Ein matter Knack, die Schmuckkappe zerbrach, und die Stücke klirrten auf den harten Lehmboden. . . . Der Goldschmied raufte sich den Turban. Er rang nach Atem, vermochte jedoch kein Wort hervorzubringen vor Wuth. . . . Der Kasasmacher drüben jodelte gerade seinen Einzeiler und Said, der Makler, schrie vor der Thür aus Leibeskräften, diesmal einen Betteppich wie eine Fahne über dem Kopfe schwingend: „Hundert Pi — a — ster!“ Daud bückte sich, um die Stücke aufzuraffen, Hisna aber, deren Augen Flammen warfen, schien wie von einem Dämon befallen und zermalmte das zierliche Goldgebilde unter ihrem nackten Fuße. . . .

„Allbeschützer,“ keuchte jetzt der Goldschmied entsetzt hervor, „das Weib ist besessen! He, Nachbarn, Hassan Hadschi und Ihr Said, beim Ewigen, bringt mir Hilfe und Zeugenschaft!“

Auf das Geschrei des Goldschmieds waren draußen die Vorübergehenden stehen geblieben und alsbald erschienen die Gerufenen diensteifrig auf der Schwelle. Die Worte, die Daud jetzt sprach, kamen heiser, pfeifend und abgerissen aus seinem Munde:

„Hört mich, Said und Ihr, Hassan Hadschi, dies Weib dort — und er zeigte auf Hisna, die wie angewurzelt dastand — thue ich von mir. Ich, Daud el Misri, lege mir in dieser Stunde . . . die . . . dreifache Scheidung auf von Hisna, ich ver-

fluche sie und sage ihr: Du bist verstoßen, verstoßen, . . . verstoßen! Ihr habt es gehört, Said und Ihr, Hassan Hadschi?"

„Wir haben es gehört."

„Und bezeugt es?"

„Und bezeugen es."

„Gott ist groß . . ." rief es vom Betrufturm zur Mittagsandacht, und die drei Männer wiederholten:

„Gott ist groß!"

Um Hisna kümmerte sich niemand.

Dann liefen sie zum Kadi Mohammed el Sâkit, der bindet und löst, der den Erben Hinterlassenes zuteilt und Eide abnimmt, der mit seinem geistlichen Lichte leuchtet, wenn der weltliche Richter im Dunkeln tappt.

Als Mohammed aus der Predigt heimkam, fand er die drei Männer vor seiner Schwelle und bat sie, ihm in seinen „Amtssaal" zu folgen.

Das war ein ärmliches Erdgeschoßgemach in der Mudirie. Eines Schreibers bedurfte er nicht, das Wort des Kadi ist Geschriebenes.

„Vor allem eine Fatha," sprach Mohammed.

Und sie beteten mit erhobenen Händen das Gebet der Gebete.

Dann hörte der Richter den Fall, und die beiden Zeugen bekräftigten, daß Daud el Misri die dreifache Verstoßungsformel gegen seine Frau ausgesprochen habe. Mohammed el Sâkit aber sprach:

„Zum dritteumale, Daud el Misri, verstoßt Ihr Euere Frau. Und Ihr wollt sie für immer von Euch thun, ihren Blick abstreifen, ihren Worten taub sein, ihren Reiz Euch versagen? Bedenket, o Zornmütiger, daß geschrieben steht: ‚Unter den erlaubten Dingen ist keines, das Gott so sehr mißfällt, wie die Verstoßung des Weibes.'"

„Ich weiß es, Mohammed el Sâkit."

„Ihr wißt, ist's geschehen, bezeugt und gelöst, so ist Umkehr schwer. Nur ein Mittel, das äußerste bleibt Euch, so die Reue Euch einholt. Habt Ihr dies bedacht und erwogen? Seid Ihr sicher, daß Ihr nicht dies letzte Mittel . . ."

„Ich schwör's bei der . . ." Und der ergrimmte Ehemann erhob die Hand, um den in diesem Falle stärksten Schwur: „Bei der Scheidung" zu thun, als der Richter ihm in's Wort fiel:

„Schwört nicht, Daud el Misri! Ihr kennet den Spruch: ‚Wer bei der Scheidung schwört, nimmt das Weib.'"

Seiner frommen Pflicht gemäß erschöpfte hierauf der Kadi alle Vorstellungen und Ermahnungen, welche ihm seine Beredsamkeit eingab, aber der Goldschmied beharrte auf seinem Willen.

Und so that denn Mohammed el Sâkit die Ehegatten zum drittenmale auseinander, und Said und Hassan Hadschi bezeugten es: Bismillah — im Namen Gottes.

Als sie die Amtsstube verließen, flüsterte der Kafasmacher seinem Mitzeugen ins Ohr:

„Ich möchte schwören auf den ‚Mustahill!'" . . .

„Meint Ihr?"

„Gott ist gnädig," murmelte Hassan Hadschi, der die große Wallfahrt mitgemacht hatte.

IV.

„Mein Vater," fragte die schlanke, sanftäugige Safia den Kornmesser Thaleb, der ihr das Leben gegeben, „sage mir, wie mißt einer seinen Schatten?"

„Mein Augapfel, wie kommt dir so Wunderliches in den Sinn?" meinte der Alte, von dieser Mädchenfrage einigermaßen verblüfft.

„Eine Frage ist keine Antwort, Väterchen, du mußt es wissen, hast ja dein ganzes Leben mit Maß und Messen zu thun gehabt."

Die Kleine hatte recht. Thaleb Ibn Schakir stellte seit bald dreißig Jahren in der „Schuna" den Scheffel für ärarisches Getreide und verstand sich dabei so stadtbekannt auf seinen Vorteil, daß man ihm, was Meßkunst anbelangte, noch etwas übriges zutrauen konnte.

Freilich, Schatten hatte er nie gemessen.

Aber Thaleb war ein überlegter Mann, und seiner Tochter konnte er keine Auskunft schuldig bleiben, schon mit Rücksicht auf seine Würde. Nach kurzem Nachdenken beschied er also:

„Mâschâllah, Kind, so einen derart Absonderliches anwandelte, dann denke ich, bände er sich eine Schnur an die Zehe und bäte einen anderen, die Schnur zu spannen, soweit sein Schatten reichte."

„Und wie weit kann der reichen, weises Väterchen?"

„Das hängt vom Stand der Sonne ab, meine Seele.“

Safia senkte das Köpfchen.

Das mochte schön und gut sein, aber geholfen war ihr damit nicht. Sie schlich auf ihre Kammer und nahm dort noch einmal das geschriebene Liebesrezept heraus, das ihr der heilige Mann gegen ein blankes Goldstück ausgehändigt hatte.

Sie trug den schmutzigen Zettel in ihrem Talismantäschchen aus Gazellenleder auf der Brust.

Da stand für jedweden, der lesen konnte — und Safia war eine gute Schülerin gewesen — deutlich zu lesen:

„Schreibe diese Formel mit Rosenwasser und Sesamwasser am Mittwoch nach dem Vespergebet, nachdem du deinen Schatten gemessen, auf Papier oder Pergament: ‚Im Recht haben wir ihn (den Geist) herabsteigen lassen und mit Recht stieg er herab.‘ Rolle das Geschriebene zusammen und wirf es auf die Erde. Dann schreibe die Formel auf die Fläche der linken Hand und räuchere mit Mastix, Benzoe und Koriander. Sprich eine ‚Fatha,‘ während du die Hand über dem Rauche hältst und hebe dann das Zusammengerollte von der Erde auf. Berühre deinen Leib damit und den Leib jenes, auf den du es abgesehen hast, und du wirst Wunderbares erleben. Gottes Schutz ist bei dir. Doch nur zu Erlaubtem gebrauche es.“

So stand es.

Sie hatte auch die Formel, den Châtim, bereits sauber aufgeschrieben, denn sie wußte nicht allein das Weberschiffchen, sondern auch den Schreibkalam zu handhaben. Der Vater hatte gewiß Recht: So wie er sagte, konnte man seinen Schatten messen, aber wann, zu welcher Tagesstunde mußte dies geschehen?

Wußte sie dies und hatte sie das Maß ihres Schattens, dann war ja an der Unfehlbarkeit des Rezeptes nicht zu zweifeln. Koranbeters Leila, ihre Base, hatte voriges Jahr auch nach einem Rezepte derart geheiratet, und gewiß war ihr Zauber von keinem so großen Zauberer und billiger gewesen, als der Zauber Safias.

Den Leib des Mannes, auf den sie es abgesehen, mit dem fertiggestellten Talisman zu berühren, war auch nicht so schwer; der Gewisse hatte ja im Bazar seine Bude, wo oft Frauen hinkamen.

Und ob des „Erlaubten“ war ihr schon gar nicht bange; die Mutter erlaubte es nicht allein, sie wollte es sogar und war selbst mit ihr beim „Moghrebiner“ gewesen.

Freilich eine Herzenssache war's für Thalebs Töchterlein nicht. Der Mann, den ihr die Mutter geben wollte, gefiel ihr aus mancherlei Gründen nicht, aber es war eine Versorgung und die gefiel ihr.

Wär's nach ihr gegangen, so hätte sie das Rezept lieber auf einen anderen angewendet. Es war ein fremder Mann, der sie vom Tode gerettet, als sie vom Hafendamm ins Meer fiel!

Wie faßte er sie in die Arme! Halb der Sinne beraubt, schlug sie die Augen auf und schloß sie gleich wieder, als hätte sie in den Blitz geschaut.

Sie hatte ihn seither nicht mehr gesehen! Er war wohl jetzt weit, weit fort und was half da ein Zauber? Und wenn er selbst da wäre, durfte sie denn lieben? Sie brachte ja Unglück, flüsterten sich ihre Freundinnen zu.

Ihr armer, hübscher Vetter Abdullah und sein Bruder Said, mit welchen beiden sie, ein Kind noch, verlobt gewesen, waren beide bald nachher gestorben.

Ach, wie oft mußte sie daran denken! Wie man sie des Abends todmüde vom Esel herunterhob, betäubt und schläfrig von all dem Getriller und Gepauke! All das schwere Geschmeide und Spangenwerk that ihr so wehe und doch gefiel ihr Vetter Abdullah in seinem roten Röckchen so gut und wie schön waren die Lieder, die er mit seiner hellen Stimme sang!

Dann ertrank er beim Fischen, und seinen Bruder Said würgte eine böse Krankheit. Armes Bräutchen, sprach bisweilen die Mutter; dann spielte sie mit ihrem Brautkrönlein und weinte.

Heiraten mußte sie freilich, aber einen Mann lieben, nein, das durfte sie nimmer.

Und über all den Erinnerungen war sie heute eingeschlafen und träumte von Abdullah, von Said und von dem Fremden, der Flammen in den Augen hatte.

Des Morgens berieten sich Mutter und Tochter und kamen überein, nach der „Assr“ sich beim heiligen Manne noch einmal Rats zu holen.

Der Fastenmond war längst vorüber, und die Hafenstadt mit Wallfahrern angefüllt.

Digitized by Google

Dieses Jahr brachte ja wieder die große Pilgerfahrt, die nur alle elf Jahre kommt, wenn der Aufstieg zum Berge der Barmherzigkeit auf einen Freitag fällt.

Tag und Nacht zog jetzt verworrener Bitt- und Bettelsang durch die sonst so stillen Gassen, und das schläfrige Kosair verlor den Schlaf.

Das fromme Wanderelend aus Innerafrika schlug in der „guten" Stadt sein Hauptquartier auf, und die Afrikazigeuner des Propheten hielten hier Rast, bevor sie in die schwarzen, verseuchten Bäuche der Pilgerschiffe gestopft und für den „frommen" Tod nach heiligen Gestaden verfrachtet wurden.

Rasch wächst und staut sich die inbrünstige Menschenflut, langsam läuft sie ab. Wer der Schiffsgelegenheit sicher, Passierschein und Gesundheitszettel in der Tasche, sich und seine Habe vor den Zollhyänen gerettet, der mußte noch guten Wind abwarten. Den aber gibt Gott.

Aus tausend Lumpen, Lappen und Laken flickt die Wallfahrt ihr kümmerliches Zelt rings um die Stadt draußen, denn die Wenigsten finden Unterschlupf in den verfallenen Pilgerherbergen. Dort schwärmt das schwarze Heer der Takruri's und lärmt das zänkische Bettelgesindel der Moghrebiner, das mit Amulettenschacher und langfingriger Gottesfürchtigkeit sich aus dem fernsten Nordwestwinkel Afrikas durchgefristet hat.

Gerade ist's die Mahdizeit, und fromme Schauer rieseln durch die Pilgerschar.

Im Vorhofe der größeren der beiden Moscheen lagern die Inbrünstigsten. Aus den hohlen Mienen stiert die Verzückung und fleht der Hunger. Wanderprediger, ungeheuerlich fanatisch, halbnackte Feuerträger des Glaubens, in deren Augen Gotteswahnwitz lodert, werfen Flammen in diese sehnsüchtigen Seelen und berauschen sie mit Verheißungsbildern.

Safia und ihre Mutter sind an den wüsten Pilgerrumor von Jugend auf gewöhnt. Furchtlos betreten sie den Moscheenvorhof, in dessen hinterstem Winkel der „heilige Mann," ein abgefeimter Strolch Gottes, moghrebinischer Abkunft, mit bunten Fetzen ein fliegendes Heiligenzelt aufgeschlagen hat, wo er hinter einem Vorhang, der nur Schmutz und Löcher ist, im Namen des Propheten quacksalbert.

Gewöhnliche Kunden strecken die Hände mit einem Geldstück durch die Vorhanglöcher und ziehen sie mit einem Koranrecept zurück.

Bevorzugtere, insbesondere Kundinnen, dürfen ins Heiligtum schlüpfen. Der Zudrang ist außerordentlich, denn dem Gottesdoktor vom fernen Niedergang geht ein großer Ruf voran; „seine Schrift," heißt es, „ist gesegnet."

Zum Glück für das Anliegen Safias künden eben Weibergekräh und Paukenschall einen besonders beliebten Wanderprediger an, der sich zum Worte gemeldet hat. Dies zieht alles in den Hof hinaus.

Ein Mann, selbst zum Gespenst ausgemergelt, verkündet von seinem dürren Eselein herab das Paradies.

„Vom großen Troß des Mahdi werdet ihr sein, wenn er auszieht die Welt zu gewinnen," schreit er, die Arme in die Luft werfend. „Eine Trinkschale ist die Welt in der Hand Gottes, und der Herr letzt daraus seine Auserwählten. Ihr seid alle Auserwählte. Was sagt die Verheißung? Ihr wisset es alle: Die Nacht ist voll großer Sterne und so weit das Auge dringt, ist Wüste. Plötzlich ruft's gell aus den Lüften, der Glanz des Himmels verlischt und todstill wird's und tiefe Finsternis. Da zerreißt ein weißes Licht diese Nacht: ein ungeheurer Reiter ist's auf milchweißem Roß! Um sein Haupt, das Feuer verschleiert, zerstieben die Sterne, und die Goldhufe seines Rosses leuchten vom Aufgang. Himmel und Erde erschauern: es ist der Gottgesandte, der Mahdi, und Reiter auf weißen Rossen scharen sich um ihn; wer zählt sie? Der Herr allein, der jedes Sandkorn der Wüste gezählt hat, der weiß, daß der Reiter mehr als Sandkörner sind. Und wer ist wider den Herrn und seinen Verheißenen? Wer, frag ich Euch? . . . ."

Ein flammender Taumel erfaßt die horchende Schar. Tausend Füße stampfen den Estrich, die Weiber kläffen, die Pauken rasseln, und Hunderte von dunklen Leibern ballen sich zu einem heißen, keuchenden Knäuel zusammen, aus dem fromme Namen in die Lüfte fahren.

Safia ist beizeiten beim Moghrebiner vorgelassen und ein zweites Goldstück losgeworden, welches der schlaue Gauch zu den

Digitized by Google

Großvaters Augentrost. Nach dem Gemälde von G. Jakobides.
(Aus der diesjährigen Münchener Jahresausstellung.)

Digitized by Google

übrigen auf so frommen Pfaden aufgelesenen Münzen in seinen Lendensetzen eingeknotet hat.

Und sie bekam dafür den Bescheid:

„Miß deinen Schatten eine Stunde vor Sonnenuntergang.

„Berühre den Leib dessen, auf den du es abgesehen, in dem Augenblicke, wenn er Gold ausschmilzt, das ist doppelt kräftig.“

Der schlaue Gottesdoktor hatte dem gläubigen Mägdelein zu entlocken gewußt, was er für sein Rezept brauchte.

Derjenige nämlich, auf welchen es Safia, auf Wunsch ihrer Mutter, abgesehen hatte, war kein anderer, als der geschiedene Goldschmied Daud el Misri . . . .

V.

„Er war's!“ so fuhr's Hisna über die Lippen.

Sie hatte ihn sofort in der Bude erkannt, denn ein Auge, das begehrt, sieht scharf.

Ein Dschembaui! Derselbe, der Kornmessers Safia aus dem Wasser gezogen, der eines Morgens auf dem Damme Hisna ein heißes Wort zugeflüstert, der die Goldkappe bestellt. Fluch dem Geschmeide!

Zur „Gesaui“ war's, der Sommerwindstille, wo gute Fangzeit für Perlmuscheln.

Der hölzerne Molo war voll Menschen. Die Perlfischerboote, die der Nordwind die Woche vorher hinausgetrieben, kamen mit gerefften Segeln heim; ein Schwarm von Baumkähnen mit ihnen. Alles gaffte. Der Abend war schwül. An den morschen Holzpfeilern, welche der Oststurm durchrüttelt und der Bohrwurm durchhämmert, hingen unten die nackten Buben und stachen nach Fischen. Die Boote fuhren ein, und die Schwarzen sangen zum Rudertakt. Auf der „Bühne“ — so nennen sie das Schiffshinterteil — einer großen Barke, stand ein Riffbeduine in hellem Gewand; sein farbig Kopftuch leuchtete im Abendschein.

Als sie anlegten, gab er seinen Sklaven rauhe Befehle; die schleppten gesalzene Fische in Körben und Säcke mit Perlmuscheln herauf.

Plötzlich gellte ein Schrei: Eine der Frauen hatte sich zu weit vorgewagt und als mehrere Barken, die Nachzügler der schwimmenden Schar, zugleich an das Holzgerüst anprallten, stürzte sie ins Wasser.

Im selben Augenblick sprang — Hisna sah es, denn ihr Blick verschlang den Fremdling — der beduinische Perlmuschelfischer in die Flut, tauchte und brachte die Gerettete zum Vorschein.

„Kornmessers Safia ist's,“ hieß es. Sie war mit dem Schreck davon gekommen, sonst heil.

Der Retter aber hatte die Betäubte, nach Luft Schnappende wie eine triefende Last sachte auf den Damm gelegt, und niemand sah ihn weiter.

Einige Zeit später genoß Hisna mit ihrer Sklavin am Hafen Morgenlust. Sie schaute zu, wie die Schiffsleute Bohnensäcke in den tiefen Bauch eines Fahrzeuges schichteten; wie die Schwarzen in Lendenlaken und Schweißmütze mit den Lasten behend über die Balkenstege sprangen!

Da, als Hisna vorüberging und ihre Fußringe klangen, stand er plötzlich wie ein Ginn — neben ihr. Sein Blick traf sie und ganz deutlich sprach er:

Das Rauschen deiner Spangenpracht
Hat mich um den Verstand gebracht . . . .

Seit jenem Blick, seit jenem Wort schien ihr Daud mit seiner blinden Geduld und seinem schreienden Zorn kein Mann. Des Dschembauis Blick hatte ihr den Schleier versengt; glühend rann's durch ihre Adern und als fielen ihr die Kleider vom Leibe, war's ihr zu Mute gewesen.

Natürlich, nach dem Wort, das er ihr gesagt, hatte sie von Daud Goldspangen verlangt; der Dschembaui sah aus, als wären ihm Silberspangen an einem Weibe viel zu gering.

Gold mußte es sein! Bestellte er doch selber die Weiberkappe aus Gold! Er hatte wohl ein Weib, oder, viel sicherer, deren Mehrere, er war Mannes dazu.

Sie wußte auch seinen Namen. An jenem Morgen der Begegnung trat ein fremder Kaufmann an ihn heran, grüßte fast unterwürfig und sprach ihn an. Er hieß Tallog! Ein wilder, stolzer Name, der klang wie ein Befehl, fast wie ein Säbelhieb.

So hießen wohl Krieger im großen Arabien drüben.

Mann und Name paßten zu einander. Oh, wie ganz anders war doch dieser Tallog, als diese Dauds, Hassans, Ahmeds, Alis, Saids, weiche, bresthafte Dutzendgatten, die sich für Männer hielten!

„Beim Ewigen, das war ein Mann!“

Wie ſchnellender Stahl ſein Tritt, wie blanker Stahl ſein Blick, wie ſauſender Stahl ſein Wort. Kraft, Schmeidigkeit, Trotz und Grauſamkeit — nehmt's in einem und ihr habt Tallog!

Ja, grauſam war er gewiß; in ſeinem düſteren Geſicht lag es, Hisna fühlte es.

Seit jenem Freitag, der ſie von Daud — beſſer war's ſo — freigemacht, hatte ſie den Dſchembaui nicht mehr geſehen.

Wo war er? Fiſchte er nach Perlen und Weibern? Der Treuloſe!

Ihren ſchwülen Gedanken nachzubrüten, hatte die geſchiedene Frau Zeit genug.

Beim Allſürſorger, ſonderlich entzückt war der Vater nicht geweſen, als er aus der Freitagspredigt kommend, Hisna erblickte, die gerade auf ihrem Eſel angetrabt kam, abſprang und ganz unbefangen ſagte:

„Ich bin geſchieden.“

Sie brachte ihr zweijähriges Kind, ein Mädchen, mit, dann ihre Sklavin und was ſie in der Eile zuſammengerafft: Kleider und Geſchmeide, Salben und Büchschen, den Handſpiegel und einen roten Nelkenſtock.

Über die Mitgift, die ſie von ihrem Gatten hatte, ward Rechnung gelegt. Bei der zweiten Verſtoßung hatte ihr Daud die Hälfte und jetzt den Reſt gegeben. Viel war's nicht, und Vater Ahmed, ein karger Mann, ſchaute finſter drein.

Freilich war's gerade keine Schande, eine dreimal verſtoßene Haustochter, eine Ehre mochte man es juſt auch nicht nennen, obwohl's oft genug vorkam.

Für die halbwüchſige Schweſter, die einem Vetter angelobt war, brachte Hisna kein gutes Beiſpiel ins Haus.

Und wie würden Kornmeſſers Thaleb ſich freuen, die allemal ſo hoch hinauswollten und auf Ahmed und ſeine Familie förmlich herabſahen, weil der nur Aushilfsſcheffler im Zollhauſe war, Thaleb aber als wirklicher Beamter im Getreideſpeicher der hohen Regierung das Maß ſtrich.

Hisna hatte drei Monate vor ſich: die Wartezeit.

Wenn Daud wollte, gab's noch ein Mittel, meinte die Mutter, die ihren Verdruß nur mit Mühe verbarg: den „Muſtahill.“

Freilich, das galt beinahe für eine Schande, aber Khalid und Tamar, die Tochter des Zollaufſehers bei der Perlmuſchelwaage, gewiß eine Hochhinaus, die das Recht dazu hatte, waren auch durch den „Erlaubtmacher“ wieder zuſammengekommen und lebten jetzt in Freuden.

Doch Hisna ließ die Mutter ſchwatzen.

Tallog beherrſchte ihren Sinn, ihre Sinne, ihre Tage, ihre Nächte.

So jäh verwitibt, hatte ſie ſchwüle Sommernächte. Auf der Terraſſe litt ſie's nicht, weil alle dort ſchliefen, und in ihrem Gemach, ſtrich auch der Meerwind durch die Mäſchrebijen, war's ihr ſterbenseng.

Und als gar Windſtille einfiel, loderte dem jungen Weibe das Blut durch die Poren.

„Herr meiner Wünſche! Herr meiner Nächte!“ flüſterte ſie am Gitterfenſter kauernd, das ſie in der Niſche, wo der Kühlkrug ſich friſchte, emporgehoben hatte.

In der Fenſterecke ſtand, blütenvoll, der Nelkenſtock, der Betäubung ausatmete.

Mit brennenden Augen ſtarrte ſie in die tiefruhige Nacht hinaus.

Oben blühte der Himmel, unten ſprühte das Meer.

Kaum hörbar umſchmeichelten die weichen Wellen den Damm und die dunklen Bäuche der Feluken, welche wie gefangene Ungetüme vertaut lagen.

Und wie Hisna ſo ſehnſüchtig glühte, der heißverſchwiegenen Nacht mit ihrem halbentſchleierten Reiz hingegeben, war ſie wirklich ein prächtig Beuteſtück für einen beduiniſchen Liebeswerber. Als ſolcher aber, verbrannten Blutes, wie ſeine Genoſſen ſagten, galt an der Küſte oben Tallog vom Stamme der Irenât.

Das tiefſchwarze Auge des jungen Weibes ſchien krankhaft groß und glänzend; der kleine Fleck im Stern, der faſt keinem egyptiſch-arabiſchen Auge erſpart bleibt, gab einen ganz leiſen Miston in der Sprache dieſes Auges, der ſeltſam beſtrickte. Nichts verunzierte das kurze, kräftige Oval des hellhäutigen Geſichtes mit ſeiner beinahe ſtolzen Sinnlichkeit, weder widrige Blau- und Gelbmalerei, noch Misbrauch von „Joſephsſchöne,“ wie der arabiſche Salbenkrämer die Schminke nennt. Das Kopftuch war abgelegt, das ſchimmernde, ſchwarze Haar hier gelöſt, dort noch in dünnen Zöpfchen geflochten; aus der Seitenlocke quoll

ein Perlquäſtchen, und hie und da flitterte ein vergeſſenes Goldplättchen im Haar.

Lange ſchaute ſie hinaus auf einen Streifen Meer, der im Mondlicht aufzuckte.

Ein Schiffer, der in ſeinem Kahne lag, die nackte Bruſt im Licht gebadet, ſang ſchwermütig-eintönig zum Himmel hinauf:

O Nacht, mit Augen voll Gold,
o Nacht . . . .

Der Singſang that ihr wohl; er goß Schlaf auf ihre Lider. — Und Hisna träumte:

Fern über die Küſte dämmert der Morgen herauf. Im Zwielicht dunkeln die Zelte der Irenât.

Perlfiſcherboote ſchwimmen auf Fang.

Um eine große Barke ziehen ſchlanke Baumkähne mit nackten, ſchwarzen Taucherſklaven. Und auf dem Hinterdeck ſteht unbeweglich, auf einen kurzen Speer geſtützt, ein Mann: Tallog!

„Lange ſchaute ſie hinaus auf einen Streifen Meer . . . .“

Morgenlicht umſpielt ſein dunkles Antlitz.

Tiefruhig liegt der Waſſerſpiegel, und es iſt der Träumenden, als könnte ſie den Blick weit, weithinab tauchen in den Korallenriff, wo die Perlmuſcheln ſich angeſponnen haben. Jetzt gießen die Schwarzen langſam die vollen Ölſchläuche auf das Waſſer, das ſich mit einem leichten Schiller überzieht.

Und als dieſer verrinnt, liegt die Tiefe noch offener da.

Die Taucher ſpähen. Plötzlich ſtürzt ſich der oder jener kopfüber hinab.

Ein ſchwarzer Arm fährt hier und dort aus dem Waſſer empor, die Muſchel in den verkrampften Fingern.

Zu den Füßen Tallogs kauert ein Knabe, ein Taucherkind.

Und der Dſchembaui bohrt den Blick unverwandt in die Tiefe; jetzt zeigt er mit dem Speer hinab, und das Kind ſchießt mit einem Kopfſprung in die Flut, die es verſchlingt.

Der Knabe taucht wieder empor, aber mit leeren Händen.

Tallog faßt ihn am Arm, ſchleudert ihn ins Boot und wühlt dem Kinde, das ſich zu ſeinen Füßen krümmt, mit dem Speer im nackten Rücken . . . .

Da plötzlich entfällt die Waffe ſeiner Hand; ſein Auge iſt ſtarr und wild auf den Waſſerſpiegel geheftet . . . . Hisna ſchaut hinab in die Tiefe . . . Ein ſeltſamer Schein umſpielt den Riff: ein Weib ſchaut aus dem Geklüft herauf; ihr Antlitz iſt wie grünes, blaſſes Licht, und die Augen ſind große, gelbe Perlen . . . .

Aus der Tiefe ſchlägt ein jähes Leuchten

dem Tallog ins Geſicht, und Hisna ſieht auf ſeiner Stirn einen großen Blutfleck . . . .

Sie taumelt empor. Leiſe, dumpfe Schläge hört ſie: ihren Herzſchlag.

Betäubt, durchſchauert, entſetzt ringt ſie, halbwach, mit dem Traumgeſicht . . . . Da quillt ein Flüſtern aus der Fenſternische herein. Sie lauſcht, es iſt keine Täuſchung, es kommt unter dem Kühlkrug hervor, deſſen nach unten koniſch auslaufende Bauchung in einem Kreisausſchnitt ſteckt, um von der Luft beſtrichen zu werden.

Blitzſchnell hebt ſie den Thonkrug heraus:

Das Rauſchen deiner Spangenpracht . . . . .

kommt es ihr entgegen, und zwei Augenſterne lodern herauf . . .

Erſchrocken fährt ſie zurück. Unten ſteht ein Mann auf dem Sattel ſeines Trabkameels, ſein Kopf reicht faſt bis zur Gitternische: Tallog!

Jetzt taucht eine braune, nervige Fauſt durch die Öffnung. Sie hält eine dunkle Muſchel.

Zwei Hände verkrampfen ſich, aus zwei Augenpaaren ſchießen die Blicke zu einer Flamme zuſammen, ein gedämpftes Murmeln voll tief verhaltener Glut webt eine zeitlang . . . .

Dann iſt's plötzlich ſtill. Man vernimmt nur den mattgedämpften Tritt des Kameeles, den der ſtaublockere Boden endlich verſchlingt.

Und der ſchwere Atem des Weibes und das Säuſeln der Mücken in der glühenden Luft bleiben die einzigen Laute.

Lange noch kauert Hisna mit fiebernden Pulſen und ſchauernden Gliedern und horcht . . . . .

Dann nimmt ſie die halboffene Muſchel und hält ſie ans Ohr, als wollte ſie aus dem leiſen Gebrauſe das Flüſtern des Geliebten heraushören.

Und als ſie die Muſchel öffnet, aus welcher das Fleiſch gelöſt war, ſchimmert ihr eine gelbe Perle entgegen . . . . .

VI.

Es gab vor Zeiten einen arabiſchen König, welcher den Männern den Zeigefinger abhauen ließ, wenn ſie bei der Scheidung ſchwuren. Die Sage berichtet jedoch, daß ſie dann zu dieſem Schwur den nächſten Finger gebrauchten und ſo fort, bis eines Tages die meiſten Männer des Landes anſtatt mit Händen mit fingerloſen Stummeln herumliefen. Da ließ der König von ſeinem thörichten Beginnen ab, dieſen echt arabiſchen Schwur ausrotten zu wollen.

Wenn irgendwie, ſo iſt in dieſem Falle der alte Satz: Man ſoll nichts verſchwören, anwendbar, denn kein Schwur macht ſo viel Meineidige wie der „bei der Scheidung.“

Nicht umſonſt warnte der Kadi: „Wer bei der Scheidung ſchwört, nimmt das Weib.“

Der Spruch ging unſerm Goldſchmied im Kopfe herum. Es ärgerte ihn, nicht geſchworen zu haben, denn er hätte das Weib gewiß nicht zurückgenommen, nein, ſicher nicht!

Oder konnte etwa jemand dies von ihm, Daud el Misri, glauben? Kein Menſch, bei Gott! Aber darum war unſer Mann doch ein grundunglücklicher Mann.

Es war dem geſchiedenen Gatten der ſchönſten Frau von Koſeir zu Mute, als hätte er ſich ſelbſt verſtümmelt, einen Arm oder ein Bein abgehauen.

Alles war ihm verleidet: ſeine Kunſt, ſein Lieblingskapitel im Koran, ſeine Waſſerpfeife, ſein Mittagsſchläfchen, alles!

Aber glaubt vielleicht einer, um Hisnas wegen, mit ihrer tönenden Zunge und ihren rauſchenden Glöckchen?

Bei der Wahrheit, ihrethalben gewiß nicht. Er dachte gar nicht an Hisna. Hübſche, keifende Weiber mit bimmelnden Fußringen gab's noch viele! Mochten's die Anderen damit probieren! Er gewiß nicht!

Nicht weil ihm Hisna abging, verdroß ihn das Leben, ſondern weil ihm jetzt zu viel andere Weiber zulaufen wollten.

Seit er ein „Geſchiedener,“ Unbeweibter, konnte er ſich kaum der Mäklerinnen, Unterhändlerinnen und Zwiſchenträgerinnen erwehren, die ihm mit und ohne Auftrag, verſteckt und offenherzig, Jungfrauen, Witwen, Verſtoßene und Geſchiedene zur Auswahl antrugen, denn Daud galt für ein Mann mit goldener Spartruhe. Er hatte keine Ahnung davon, daß es ſo viel Frauentugend, Sanftmut und Häuslichkeit auf der Welt gab, als man ihm jetzt tagtäglich vom Morgen- bis zum Abendgebet anpries.

Es war zum Sichwiederverlieben in die zänkiſche, launiſche, verſchwenderiſche Hisna!

Auch bekam er faſt mit jedem Tage in

ſeiner Bude Frauenbeſuch. Mütter kamen mit züchtigen Töchtern, die ſich aufs Augenſpiel und den Schleierſtreif verſtanden, ſo daß ſich unſer Vielumworbener bisweilen bei all ſeiner Kurzſichtigkeit überzeugen konnte, daß ihm die Unterhändlerinnen nicht zu viel angerühmt hatten.

Das Geſchäft blühte dabei, denn die Frauen kauften allemal etwas, die Mutter gab bei Baarzahlung obendrein noch einen Segensſpruch und die Tochter einen Liebesblick. Doch was half's ihm, wenn das Geſchäft blühte, er ſelbſt aber zu Grunde ging?

Und bei Gott, der die Wahrheit iſt, er ging zu Grunde. Das war nicht mehr zum Aushalten!

Bisweilen in ſeinem vereinſamten Harem, wo alles noch die Spuren von Weib und Kind trug, war's unſerm Manne recht bang und ſchwül zu Mute.

Das Kind, die kleine Sakna, vermißte er — ſo meinte er wenigſtens — am meiſten! Die ſprach das Geſetz der Mutter zu, noch bis zum ſiebenten Jahre. Doch er konnte die Kleine ja ſehen, ſo oft er wollte und wenn er ſich deſſen bis jetzt enthalten hatte, war's nur, weil er der Mutter nicht begegnen wollte. Wozu auch?

Merkwürdig, wie's in dem Raume noch immer nach den Salben und Wohlgerüchen Hisnas roch! Der Duft war nicht hinauszubringen. In der „größten“ Stadt — damit iſt Kairo gemeint — hatte Daud einmal Balah, den Legendenerzähler, ſagen hören, die Seelen der Frauen ſtrömten einen Wohlgeruch aus.

So mußte denn etwas von der Seele ſeiner Frau im Harem zurückgeblieben ſein. Doch horch! Bimmelt's dort nicht wie Spangenglöckchen hinter dem Vorhang!

Die Kleine mußte er ſehen, heute noch! Wie hatte er es doch ſo lange aushalten können ohne Sakna? Faſt einen ganzen Mond ſchon!

Und zur „Aſſr“ ſchloß er die Bude, kaufte bunte Glaskugeln bei Said, dem Mäkler, der alles, ſelbſt Sklaven, feil hatte, und ging hinaus an den Hafen, wo Hisnas Eltern, nicht weit vom Zollhauſe, wohnten.

Er ſah und herzte das Kind, die Mutter aber ſah er nicht. Und auch das zweite und dritte Mal nicht.

Es war ihm ganz lieb ſo. Wozu auch?

Und wieder verging eine Woche. Schon war die Hälfte der „Wartezeit“ um, und bald konnte Hisna ſich wieder verheiraten und er auch.

Bei der Scheidung, *er* dachte nicht daran. Aber *ſie*?

Nun, Mäſchällah, das war ihre Sache. So leicht fand allerdings eine dreimal Verſtoßene nicht wieder einen Mann. Und das war ihm eigentlich ganz recht. Mochte ſie nur bei ihren Eltern bleiben.

Und er ging wieder, um die kleine Sakna zu herzen, das that ihm wohl. Als er auf dem Wege dahin das Bazar verließ, bot ihm ein ſchwarzes Hökerweib einen Jasminſtrauß an.

„Jasmin, Jasmin,“ fiſtelte die Alte, „beſänftige deine Schwiegermutter!“

Seit Kindesbeinen war er an dieſen althergebrachten Singſang gewöhnt, aber heute fiel ihm zum erſtenmal der Sinn desſelben auf. Ein Sträußchen war gewiß ein gutes Mittel, um eine Schwiegermutter zu „beſänftigen,“ wenn man zufällig eine zu beſänftigen hatte.

Und da brachte er das Sträußchen der Mutter Hisnas mit. Die alte Blumenhökerin hatte bei Gott recht: Hisnas Mutter war an dieſem Tage freundlicher als ſonſt, von ihrer Tochter aber ſprach ſie kein Wort.

Und der Herr gab wieder einen Freitag.

Als ihm der Gallaknabe am Frühmorgen das Gebetwaſſer über die Hand goß, da fuhr dem Daud etwas durch den Sinn.

Es gab ein Mittel, ein äußerſtes, welches die Scheidung brach: der „Muſtahill!“ Aber Daud war ſich eigentlich nicht recht klar über dieſes Geſetz und beſchloß, ſich „gelegentlich“ beim Kadi dieſe Klarheit zu holen. Und als er nach der Mittagspredigt den Mohammed am Thor des Vorhofes traf, faßte er die Gelegenheit beim Schopf.

Der Richter hörte ihn ſchweigend an, während ein kaum merkliches Lächeln ſeine Lippen kräuſelte.

„Mäſchällah,“ meinte er dann anſcheinend unbefangen, „das Geſetz vom ‚Erlaubtmacher,‘ zu dem *Ihr* keine Zuflucht nehmt, wird in der Sunna — Segen über ihre Weisheit — den Gläubigen kundgethan: So ein Mann ſeine Frau zum drittenmal verſtößt und als Geſchiedene von ſich thut, iſt nur durch Eines Heilung. Die Geſchiedene muß in aller Form einen Zweiten ehelichen,

der ſie zu gunſten des erſten Gatten verſtößt. Dies bricht die Scheidung und durch des Zweiten Vermittelung wird dem Erſten ſeine Frau wieder erlaubt.

Für dieſen Freitag hatte Daud genug.

Am nächſten traf er, des Morgens ſchon, „zufällig“ den Kadi wieder am Thor des Vorhofes.

„Ein wunderliches Geſetz, bei meinem Leben, das vom ‚Erlaubtmacher,‘“ hub er an. „Sagt mir, Mohammed, muß die Frau den ‚Muſtahill‘ wirklich heiraten?“

„So ſteht's geſchrieben.“

„Wunderlich, bei Gott! Hum, hum! Doch ſagt mir, wie war's bei Khalid?“

„Der Mittelsgatte verſtieß Tamar am ſelben Tage noch. Doch was kümmert dies Euch?“

„Am ſelben Tage noch,“ wiederholte der Goldſchmied bei ſich, die Frage überhörend. Und er freute ſich, wie er ſich lange nicht gefreut hatte.

Die beiden Männer ſchritten ſchweigend die Gaſſe entlang.

„Wallah“, meinte plötzlich der Goldſchmied, „es iſt doch ein weiſes Geſetz, daß der Erlaubtmacher die Frau wieder verſtoßen muß.“

Der Kadi blieb ſtehen.

„Was ſagt Ihr da, Daud? Verſtoßen *muß*? So es nicht ſein Wille und der Wille der Frau, muß er nicht. Nichts kann ſie trennen, wollen ſie beiſammen bleiben.“

Eine ſo tiefe Niedergeſchlagenheit ſprach jetzt plötzlich aus den Mienen Dauds, daß der Richter nur mit Mühe ein Lächeln unterdrückte.

„Doch,“ fügte er mit bewundernswerter Unbefangenheit hinzu, „der Fall iſt ſelten, denn, welchem Weibe behagt der ‚Muſtahill?‘“

Der Goldſchmied atmete erleichtert auf.

Sie tauſchten den Gruß und ſchieden. Mohammed el Säkit blickte dem ſich Entfernenden nach.

„Ja, der ‚Muſtahill‘,“ murmelte er vor ſich hin, und das lange verhaltene Lächeln brach jetzt unaufhaltſam hervor und verbreitete ſich über das ſchöne, ehrwürdige Antlitz des Schriftgelehrten.

„Wäre ich in dem Fall,“ meinte Daud, ſeine Schritte unwillkürlich nach dem Zollhauſe lenkend, „ich würde mir den „Erlaubtmacher“ ſchon ausſuchen, daß ihr die Freude an ihm verginge. . . . . Doch was geht das mich an? Mohammed hat Recht.“

Diesmal traf er ſein Töchterchen nicht zuhauſe; es war mit der Mutter auf dem Hafendamm drunten.

In verdrießlichſter Laune kam er noch vor dem Mittagsgebet in ſeine Werkſtatt, warf alles durcheinander, ließ den Gallaknaben hart an, obwohl der alles, wie ihm Weiſung geworden, zum Goldſchmelzen hergerichtet hatte. Daud machte ſich unwirſch über die Arbeit, als die Kornmeſſerin Thaleb mit Safia eintrat.

Die hatten ihm gerade noch gefehlt, beim „Geſteinigten!“ Und wenn er erſt geahnt hätte! Mutter und Tochter hatten in der Zwiſchenzeit das Rezept fertiggeſtellt, mit welchem Safia den reichen Mann gewinnen wollte. Der Schatten der Kleinen war gemeſſen — eine Stunde vor Sonnenuntergang maß er zehn Schritte — der Spruch war ſauber aufgeſchrieben, das Papier zuſammengerollt, ſchön durchduftet und durchräuchert, und das Mädchen hatte damit ſeinen Leib berührt. Nun blieb nur noch die Berührung Dauds mit dem Talisman übrig, und die Wirkung konnte nicht ausbleiben. Der Augenblick war günſtig: Daud ſchmolz gerade Gold ein.

Dieſe Berührung zu bewerkſtelligen, war indes keineswegs ſo leicht, denn der vielumworbene Daud war gegen jede weibliche Annäherung mißtrauiſch geworden. Die Frau Kornmeſſerin wußte jedoch bei Beſichtigung des Schmuckſchrankes ſeine Aufmerkſamkeit ſo geſchickt auf ſich zu lenken, daß Safia wie von ungefähr näherzutreten und die linke Schulter Dauds mit dem Talisman zu berühren vermochte.

Die Wirkung war eine augenblickliche. Der „Bezauberte“ zuckte zuſammen und ließ mit einer unwillkürlichen Bewegung die Goldmünze, die er in der Hand hielt, auf den Eſtrich klirren, daß die beiden Frauen erſchrocken auffuhren . . . .

Allahu akbar . . . . klang es draußen vom Betruſturme, und Daud war gerettet!

Zur Freitagmittagsandacht mußten alle Läden geſchloſſen werden. Frau Thaleb mit Tochter entfernten ſich, die Mutter von freudiger Hoffnung erfüllt, Safia hingegen nicht ohne ein Gefühl der Beſchämung in der Bruſt.

Der Zauber wirkte, aber ganz anders,

als Safia und ihre Mutter erwartet hatten. Am ſelben Tage noch faßte Daud el Misri einen Entſchluß: Von all den Weibern konnte ihn nur ein Weib befreien: Hisna!

„Hilf, ‚Muſtahill‘, hilf!“ murmelte der Goldſchmied vor ſich hin, ging und hatte ein langes Geſpräch mit Hisnas Mutter.

Die ſchlaue Aushilfsſcheſflerin gab ihrem geweſenen Schwiegerſohne wenig Hoffnung, dieſe Würde wiederzugewinnen, doch verſprach ſie, ihrer Tochter Vorſtellungen zu machen.

Daud hielt es für klug, dieſem guten Willen mit einem „Mondſchmuck“ nachzuhelfen.

Hisnas Beſcheid lautete wenig tröſtlich. Sie meinte: „Und die Schande?“

„Tilgt die Wallfahrt,“ ließ Daud ſagen.

Aber die hübſche Frau wollte weder vom „Muſtahill,“ noch von der Wallfahrt etwas wiſſen.

Die Tage eilten. Bald war die Wartezeit um. Wenn ſie nun doch einen anderen fände! Freilich, ihre Schönheit war kein Geheimnis. Oder, wenn ſie gar ſchon einen gefunden hätte, dem ſie ſich aufſparte!

Dauds Leiden verſchärften ſich durch Eiferſucht.

Der „fünfte“ Stern im großen Bären war aufgegangen und brachte Glück. Am Nil reifte die Dattel, am Meer ruhten die Winde.

Hisnas roter Nelkenſtock in der Fenſterniſche hatte längſt keine Blüten mehr, aber keine war am Stamm verblüht, bei jedem nächtlichen Beſuch hatte Tallog eine Nelke mitgenommen, bis der Stock kahl ſtand. Dann tauſchten ſie einen Kuß durch die kleine Öffnung und ſogen ſich die Glut ihrer Wünſche von den Lippen.

Wie der geſpenſtiſche Kameelreiter der Sage, kam der Beduine nächtlich angeritten, die Hufe ſeines Tieres mit Halfagras umwickelt, und lautlos trug ihn das Tier wieder davon. Die anderen ſchliefen derweil auf der halbgedeckten Terraſſe, deren bloß nach Norden offene Mauerwände den Blick nach Hisnas Fenſter verwehrten.

Wiederholt drängte der wilde Geſell die Geliebte, daß ſie ſich mit ihm dem Meere anvertraue. Hisna aber weigerte ſich ſtandhaft: „Ich bin keine Sklavin, die man raubt.“

Dann vertröſtete ſie den Ungeſtümen, daß die Wartezeit bald vorüber ſei. Und da fiel einmal das Wort „Muſtahill,“ nur ſo ſcherzweiſe . . . .

Daud el Misri hatte ſich durch Hisnas Beſcheid nicht abſchrecken laſſen und die Unterhandlungen fortgeſetzt.

Er ſandte goldene Spangen und eine koſtbare Scheitelkappe, und ſchließlich bot er ein neues Leibgeding an.

Beim Allſpender, es kam ihn hart an, aber er war außer ſich. Es mußte ruchbar geworden ſein, daß er bemüht war, ſich ſeine geſchiedene Frau wieder „erlaubt zu machen.“ Es kam ihm vor, als ob ihn die Leute ſpöttiſch anſähen und die Köpfe zuſammenſteckten, wenn er vorüberging.

Kein Zweifel, alle Welt wußte es, denn eines Tages kam zu ihm in die Bude eines jener Hauſierweiber, welche eheliche und andere Zwiſchenträgerdienſte leiſten.

„Ihr ſucht einen ‚Muſtahill,‘ Meiſter Daud,“ ſprach das Weib frech und kurzweg, „ich weiß Euch einen, einen beſſeren giebt's nimmer.“

Im erſten Augenblick wollte er die Alte von der Schwelle weiſen, aber dann beſann er ſich.

„Ein Buckliger,“ flüſterte jene geheimnisvoll. „Jeden Morgen hockt er unten am Hafenthor und ruft Gott an.“

Daud warf der Alten ein Geldſtück hin und ging an den Hafen.

Sie hatte Recht: ein Buckliger. Welch ein Fund!

Und dieſer Tag war ein geſegneter für unſern geſchiedenen Ehemann, den mit Leib und Seele wieder nach ſeinem Weibe verlangte; dieſer Tag brachte ihm nicht nur einen „Muſtahill“ ganz nach Wunſch, ſondern auch Hisnas Einwilligung.

Der Mann mit dem Buckel, ein Scheuſal, bei Gott, Geſicht und Beine mit Pflaſtern bedeckt, ſchien noch dazu ein Blöder. Kein Wort war aus ihm herauszubringen, als wie viel er für ſeine Mühe verlange, denn, o Jammer! — ein „Erlaubtmacher“ koſtet auch noch Geld.

„Bei meinem Leben,“ ſagte ſich Daud, „der Buckel iſt teuer.“

Doch für Hisna, die dreimal Verſtoßene, war ihm jetzt nichts mehr zu teuer.

VII.

Auf dem Waſſermarkt roch's abſcheulich. Fünf Düfte durchwitterten die Luft:

das alte Ziegenleder der Schläuche, worin die Beduinen das Waſſer aus dem Gebirge brachten, das Öl, womit ſie dieſelben gegen das Berſten einrieben, das faulige Schlauchwaſſer, die Waſſerkameele und -Knechte ſelbſt. War Pilgerzeit, dann kam noch der innerafrikaniſche Wallfahrtsdunſt hinzu.

Man mußte die von Jugend auf abgehärtete Naſe eines Koſeiriten mitbringen.

Auch die Reden und Wortſpiele, die da am Frühmorgen mit dem Waſſer verſpritzt wurden, dufteten nicht nach den Blüten des Korans. Am wenigſten heute, wo eine Neuigkeit von Mund zu Mund ging:

„Habt Ihr's gehört? Daud, der Goldſchmied und Hisna, die Geſchiedene, die Scheffler'stochter, heiraten heute“ . . . .

„Gott iſt gnädig! Was Ihr nicht ſagt . . .“

„Mit dem ‚Muſtahill‘!“

Und Gelächter hier und dort, während die Waſſerbeduinen den Weibern die Henkelkrüge vollgoſſen und die Knechte die Schläuche auf die Eſel luden.

Iſt frommer Zuſpruch, dann haben die Leute das Waſſer ſündlich teuer, denn die Wallfahrt iſt durſtig.

Dann kommen viele Bürgersfrauen ſelbſt, ihren Waſſerbedarf zu decken. Und ſo bekam die Kornmeſſerin Thaleb das, was man ſich ſchon in den Harims, im Badehauſe und auf dem Friedhofe erzählte, heute ganz beſonders zu hören.

Sie horchte auch ſcharf zu, denn ſie vertrug ſchon etwas.

Ergrimmt gegen die ganze Welt, gegen die Wallfahrt, gegen die Heiligen und frommen Kurpfuſcher mit ihren Satansrezepten und beſonders gegen Daud el Miſri, lauerte ſie nur auf einen Anlaß, um beim Kadi dazwiſchenzufahren, daß die beiden ſich nicht wieder kriegten.

Und wie ſie eben ſpitze Ohren machte, da drangen ihr aus einer Gruppe nebenan ein paar Worte ins Ohr. Sie horchte geſpannt weiter, aber die Leute gingen auseinander.

Es war nur ein Verdacht, aber ſie klammerte ſich daran.

Während ihr Sklave den Waſſereſel nach Hauſe trieb, lief Frau Thaleb ins Bazar, wo Said, der Makler, einer der Zeugen Dauds, ſich eben nach dem Amtshauſe aufmachte.

„Said,“ ſagte ſie geheimnisvoll in die Bude hinein, „ich ſag' Euch nur eins, habt ein ſcharfes Auge auf den ‚Muſtahill.‘“

Und damit verſchwand ſie.

In den „Diwan“ des Kadi wurde, die Beteiligten ausgenommen, niemand zugelaſſen, ſonſt wäre die Kornmeſſerin ſelber erſchienen.

Thut der Richter Geſchiedene wieder zuſammen, dann iſt es, wird der „Erlaubtmacher“ beigebracht, höchſt einfach. Es bedarf auch keiner Stellvertretung, wie bei der erſten Heirat, denn der Gatte weiß ja längſt, „was verſchleiert iſt“ und vielleicht hatte er's auch gleich anfangs ſchon gewußt.

Der Eherichter iſt auch Notar. Und ſo war zwiſchen Daud und dem Vater Hisnas vor Mohammed el Sakit das Geſchäftliche ins Reine gebracht worden. Der Goldſchmied ſicherte ſeinem Weibe ein neues Leibgeding zu, vorausgeſetzt, daß der „Erlaubtmacher“ ſie ſofort von ſich thue.

Die Bedingung ſchien ihm lächerlich überflüſſig. Ein über und über bepflaſterter Buckliger! Der Kadi aber hielt an der Klauſel feſt, man hatte ja ſchon wunderliches in ſolchen Fällen erlebt.

„Feiner als das Geſpinnſt der Seidenraupe iſt Weiberliſt,“ ſagte er, „und der Frauen Sinn geht nach Abſonderlichem . . . .“

Nach dem zweiten Gebet betrat Hisna, tiefverhüllt, von ihrem Vater begleitet, den Hof des Amtshauſes, wo Daud bereits mit ſeinen Zeugen, Said und Haſſan Hadſchi, unter der Sykomore wartete.

Kurz darauf kam der Bucklige unter dem freudigen Gejohle der draußen harrenden Gaſſenjugend angehinkt.

„Ah! Seht das Brautkameel! Ah, ah . . .“ gröhlten die braunen Unholde.

Said, der Mäkler, ſah ſich den „Muſtahill,“ der an ihm vorüberſtolperte, beſonders ſcharf an: eine Bewegung der Überraſchung entſchlüpfte ihm.

Daud aber drängte haſtig nach dem Diwan, wo der Kadi bereits auf ſeinem zerſchliſſenen, mit braunen Flecken reichlich bedeckten Polſterſitze thronte. Schon ſo manche ausgerenkte Ehe hatte Mohammed hier wieder eingerichtet und ſo manchen „Ausgleich“ mit ungezählten Täßchen Mokka begoſſen!

Wie allemal, ward mit einer Fatha angefangen.

. . . es funkelte auf und Tallog hatte ein Meſſer bis ans Heft im Herzen . . ."

Mohammed el Säkit ſah feierlich aus, und ſeine Rede klang feierlich, als Hisna und der „Muſtahill“ vor ihn hintraten.

„Schweres iſt vorgefallen, aber Gott iſt barmherzig. Er iſt der Allvergeber. Ihr wollet Zuflucht nehmen zum Geſetze, das Euch den ‚Muſtahill‘ geſtattet?“

„Wir wollen Zuflucht nehmen,“ ſprachen ſie.

Der Kadi richtete die üblichen Fragen an das Paar und als beide geantwortet, umſchlang er ihre Hände mit ſeinem Gürtel und ſprach: Bismillah!

Damit waren ſie wieder zuſammengethan.

Said aber, der bisher nur mit Mühe an ſich gehalten, trat jetzt ganz hart an den Mittelsgatten heran, ſchaute ihm ins bepflaſterte Geſicht, ſchlug ihn auf den Rücken und rief:

„Beim Ewigen, ſeit wann wuchs Euch ein Höcker, Meiſter Tallog von Safage?“

Und während alle, ſelbſt der Muſtahill, in ſprachloſem Erſtaunen daſtanden, fuhr der Mäkler fort:

„Als ich zur ‚Geſaui‘ Perlmuſcheln von Euch kaufte, waret Ihr noch ſchlank wie ein Maſt. Wie hat Euch Gottes Zorn ſeither ſo krumm gemacht?“

Der Tſchembaui richtete ſich hoch auf und ſchüttelte die Laken aus dem Rücken, daß ſie auf den Eſtrich fielen. Da lag der Buckel.

Seine Augen funkelten, und ſeine Hand zuckte krampfhaft . . .

„Nun, beim Geſteinigten, was ſoll's? Das Weib iſt mein,“ rief er.

Daud hob jammernd die Hände gen Himmel.

„Du Kuppler, du Betrüger!“ ſchrie er, die Fauſt nach dem Beduinen ſchüttelnd, der ihn mit höhniſcher Miene maß.

Hisna ſtand unbeweglich, ſchweigend, heute wie damals, wo Daud ihr den Fluch zugeſchleudert.

Niemand dachte daran, ſie anzuklagen. Plötzlich trat ſie auf den Richter zu und ſprach kurz und rauh, auf den Beduinen zeigend:

„Bin ich dieſes Mannes, oder nicht, o Mohammed?“

Der Kadi ſann eine Weile nach, dann erhob er das Haupt:

„Dem Geſetze ward genügt. Das Geſetz kennt keinen echten und keinen falſchen ‚Muſtahill.‘ Der Herr gibt den Buckel, der Herr nimmt den Buckel. Ihr ſeid dieſes Mannes!“

Daud ſpürte ſeine Glieder nicht mehr, ſo war ihm des Richters Spruch hineingefahren . . . .

In dieſem Augenblicke wurden heftige Worte an der Thüre ausgeſtoßen. Der Gerichtsdiener taumelte auf ſeine Palmpritſche zurück, und ein alter, hochgewachſener Beduine erſchien auf der Schwelle.

Er war ſeiner Tracht nach offenbar von demſelben Stamme wie Tallog. Seine Augen ſchoſſen Flammen auf den entlarvten „Muſtahill,“ der ſich bei ſeinem Anblick wie ein Raubtier zum Sprung zuſammenduckte.

Tallog verfing ſich jedoch mit dem Fuß in die Laken, die am Boden lagen, glitt aus und ſtürzte nieder.

Mit einem Satze war der Alte neben ihm, es funkelte auf und Tallog hatte ein Meſſer bis ans Heft im Herzen . . . .

Der Alte zog das Meſſer heraus und wiſchte es gelaſſen an ſeinem Ärmelzipfel ab.

„Er raubte mein Kind und erſchlug es, weil es ihm nicht zu Willen war,“ ſprach er dann, warf einen tiefbefriedigten Blick auf die Leiche und ſchritt hinaus, ohne daß die vor Entſetzen gelähmten Anweſenden nur einen Verſuch gemacht hätten, ihn aufzuhalten.

Hisna aber flüſterte vor ſich hin: „Der Blutfleck!“ . . . — — — — — — —

Nach dem Geſetz war Hisna Tallogs Wittib. Der Tod hatte den Tſchembaui ſo jäh ereilt, daß er die ihm Verbundene nicht zu gunſten ihres erſten Gatten verſtoßen konnte.

Nun gingen die beiden, Daud und Hisna, von der Mutter begleitet, auf die Wallfahrt, um ſich zu entſündigen und beim Großſcherif Dispens zu holen. Dazu mußte Daud viel in ſeinen Säckel thun.

Das Pilgerſchiff rüſtet zur Meerfahrt. Vom Hafendamm wimmelt das dunkle Volk in das ungeſchlachte Fahrzeug hinein, deſſen Vorderteil in einen wunderlich gekrümmten, bemalten Schnabel ausläuft.

Unſere drei Wallfahrer haben in der Kajüte des Schiffsherrn Unterſchlupf gefunden. Sie werden dort manche ſchlafloſe Nacht beim Geheul der Pilger und Gepfeife der Ratten Muße finden, über den frommen Endzweck ihrer Fahrt Betrachtungen anzuſtellen.

Jetzt haben die Schiffsleute das mächtige, weiße Segeldreieck aufgezogen. Die Fatha wird gebetet und die grüne Flagge gehißt, denn der Schiffsherr hat Prophetenblut in den Adern.

Bunte talismanische Glaskugeln umklirren den Schiffsschnabel, um den großen Satan zu scheuchen, der durchs „Thränenthor" herausbläst. Auf dem Hinterdeck steht der Herr, grünbeturbant, mit erhobenen Händen und ruft mit tönender Stimme: „Im Namen Gottes!"

Aus dem Schiffsbauche dringt ein dumpfes Summen empor, das wächst und schwillt zu einem inbrünstigen Pilgergesange an, der über das Meer dahinrauscht nach heiligen Gestaden . . .

Grabgang.

Von Frida Schanz.

(Abdruck verboten.)

Das schrille Totenglöckchen schlug.
Man trug, ich weiß nicht wen, zu Grabe.
Ein schöner sonnenbrauner Knabe
Ging mit im langen Trauerzug.

Er schritt dahin als ging's zum Tanz.
Sein dunkles Feuerauge glühte;
Und spielend brach er Blüt um Blüte
Aus seinem roten Nelkenkranz.

Der andern laute Klage scholl
Um ihn, den sie zur Ruhe brachten.
Nur jenes Knaben Lippen lachten
Süß, träumerisch, geheimnisvoll.

Zu jedem Scherz schien er bereit. — —
Ich sah sein Lächeln nicht vergebens.
Ich sah den ganzen Zug des Lebens
Vor mir in diesem Gruftgeleit.

Die eignen Gräber sind das Ziel,
Wohin wir unter Schmerzen wallen.
Nur Einer manchmal unter allen
Geht lachend hin, in Traum und Spiel.

Sein Auge strahlt von höh'rem Glanz,
Und harmlos bei der andern Klage
Bricht er sich lauter gold'ne Tage
Aus des Geschicks umflortem Kranz.

Das Wiener Burgtheater.

Wiener Theaterplauderei.

Von Carl von Vincenti.

(Abdruck verboten.)

(Burgtheaterkrise. — Das Glück des deutschen Volkstheaters. — Sudermann.)

Wien, das Anderthalb-Millionen-Wien, wird Weltstadt. Die Begeisterten zweifeln nicht daran. Sie sehen das riesige Fragezeichen nicht, vor welches die Ungewißheit über die letzten Ziele, der Kampf der sterbenden Ideale, die Erwartung großer Veränderungen, unter welchen dieses Jahrhundert zur Rüste geht, jede große Interessengemeinschaft stellen. Und drohender vielleicht, als für andere Großstädte krümmt sich für Wien jener gewaltige Haken, an welchem die Zukunft hängt. Wie viel — um nur von einem zu reden — wird Wien von seinem alten Theaterruhm in sein erstes Weltstadtjahrhundert hinüber retten? Ohne Begeisterung kann ja nimmer etwas Rechtes zuwege gebracht werden, und wird Groß-Wien begeisterungsfähiger sein, als Neu-Wien es gewesen? Wird der Kranz der Freude, der an der sorgenvollen Stirn Vindobonens verwelkt, neuerblühen? Ist's vielleicht Morgenlicht, jener bleiche Schein, der über dem Haupte des hohen schönen Weibes schwebt? Bange Fragen! Aufjauchzend hoffnungsselig möchten wir sie beantworten. Doch ach, noch weichen die alten Schatten nicht; der Schimmer, der hier und da verheißend durchbricht, vermag sie nicht zu scheuchen, jene Nachtgespenster des bleichen Haders und Neides, der Verbitterung und Verdächtigung. Dort am Franzenring, wo sie dem Burgtheater, jener alten Heimstätte Wiener Ruhmes und deutscher Kultur, einen neuen Palast erbaut, gehen diese Nachtgespenster bei hellem Tage um, und aus allen Ecken der zauberischen Räume faucht die Zwietracht.

Als wir im verflossenen Jahre die Feder niederlegten, welche an dieser Stelle die künstlerische Bilanz des Winterspieljahres gezogen, kündigten wir zugleich

den bevorstehenden Einzug eines neuen Burgtheaterdirektors an. Der Sprechministersohn Alfred von Berger, welcher nach zweijährigem artistischem Sekretariate von vielen für den bestberechtigten Anwärter auf Försters Nachfolge gehalten wurde, hatte sich inzwischen diese Anwartschaft durch seine Ehe mit der Ober-Naiven der Hofbühne hinweggeheiratet. Nun war eine Zeitlang geschäftiges Weben hinter den Kutissen, bis plötzlich Dr. Max Burckhard, kaiserlicher Ministerialbeamter und flotter Wiener, hervortrat, um sich dem etwas verblüfften Wien als der neue Leiter und Retter vorzustellen. Von des neuen Mannes Befähigung zur Leitung des mannigfach immer noch für die erste deutsche Schauspielbühne gehaltenen Burgtheaters wußte man bis da nicht mehr, als daß Burckhard ein „System des österreichischen Privatrechts" verfaßt hatte, welches sich in Juristen- und anderen Theaterkreisen einer gewissen Schätzung erfreute. Das Programm des neuen Leiters erfuhr man erst durch seine am 13. Wonnemonat gehaltene direktoriale Jungfernrede, deren Selbstgefühl in Beamtenkreisen bureaukratisches Behagen hervorrief, während selbst die vertrauensseligsten Theaterkenner, welche nach einem Burgtheatermessias schmachteten, ihr Befremden nicht zu verhehlen vermochten. Indes, Redner bekannte sich zu Laube, das war ein Programm, und als der neue Direktor zugleich die feierliche Versicherung gab, das Burgtheater solle eine „Heimstätte der klassischen Litteratur aller Völker, ein „Sammelpunkt der darstellenden Kunst" sein, da kehrte in manche Brust die Hoffnung wieder, ja, es gab sogar Muß-Enthusiasten, welche die „künstlerische Physiognomie" des neuen Direktors zu enträtseln suchten. Hoffnung und Zweifel, sich abwechselnd die Wage haltend, hielten über die Sommerferien an. Dann kam der 15. September: Spielzeit-Anfang.

Nun sollte man den schneidigen Direktor an der Arbeit, am Regisseurtisch, auf der Bühne, vor der Rampe sehen. Die maßgebenden Kreise blickten mit unbekümmertem Regierungsvertrauen auf den Mann, der, Fleisch von „ihrem" Fleische, es nicht schlecht machen konnte, das Publikum, der seit Wilbrandts Abgang nachgerade unerträglich gewordenen ewigen Burgtheaterkrise müde, that sein Möglichstes, um zu hoffen oder sich wenigstens in die Hoffnung hineinzutäuschen, die Kritik, jene Wiener Kritik, welche den Ruf einer Mischung von offiziösem Honig und freientwickelter Galle genießt, verhielt sich abwartend oder warnte. Der neue Mann entwickelte sich und seinen Spielplan, dem man einen gewissen flotten, demokratischen Zug nicht absprechen konnte. Je mehr er sich jedoch entwickelte, desto tiefer verwickelte er sich zugleich in jene Schauspielerfragen, welche bei dem heutigen künstlerischen Personalstande des Burgtheaters eine Million Fußangeln und Fuchseisen verbergen. Der schneidige Direktor kümmerte sich wenig darum; er sah kaum zu, wo er hintrat, und so trat er jeden Augenblick auf eine schmerzende Stelle, ein langgeschontes Interesse. Aus Stolpern dachte er nicht, und wenn die auf die Füße Getretenen Grimassen schnitten oder leise aufschrien oder gar laut aufbegehrten, sah, hörte und achtete er ebenso wenig darauf, wie auf die Warnungen der Kritik. Er schaltete, hieß es, wie ein geborener Kunstdiktator. Was Wunder, wenn sich schließlich die ganze so heikle Kunstmaschine an Personenfragen zu spießen drohte? Allzu scharf macht schartig. Auffallend oft und laut fiel das Wort Disziplin, das seit Wilbrandts Dutzbruderzeiten in Vergessenheit geraten war. Man sprach lauter als sonst von der Ungeberdigkeit und Unbotmäßigkeit alternder Schauspieler, vom Trotz der Regisseure, von der Ränkesucht der Regisseurinnen, vom Unfehlbarkeitsdünkel erster Größen. Schon im November brach der Sturm los, dessen Nachbrausen sich erst jetzt zu legen beginnt.

Agathe Barsescu, die anfangs stark Überschätzte, unter Wilbrandt Vielbevorzugte und später mannigfach Unterschätzte, ging und ward von Pollini in Hamburg mit offenen Armen aufgenommen. Eine allerdings bald wieder beschwichtigte — Hohenfels-Krise kam zum Ausbruch, Robert meuterte, viele murrten, alle intriguierten. Alfred von Berger-Hohenfels, welcher sein verlorenes Burgtheaterparadies nicht verschmerzen konnte, schärfte die Waffen seiner salonästhetischen Beredsamkeit gegen die angebliche Willkürherrschaft am Franzensring. Dabei beging er in seinem Haschen um den Beifall der Kunstgenossen seiner Frau den gefährlichen Fehler, das Wort vom „Textbuch eines Stückes" auszugeben, welches sich die Herren von der Bühnenkunst nach ihrer Weise zurechtlegten: *sie* waren alles, der Bühnendichter eigentlich nur ein besserer Textschreiber.

Während nun der neue Direktor alle bösen Kulissengeister aufscheuchte, mit einigen Neubesetzungen ziemlich verunglückte und auch mit seiner Jungblutzufuhr nicht sonderlich erfolgreich war, hatte sich das Publikum in zwei ungleiche Lager geteilt: Hie Burckhard — hie Burgtheater! Die Kritik beschwichtigte hier, schürte dort. Letzteres ist allemal dankbarer. Die einen priesen in dem neuen Leiter der Hofbühne den wiedererstandenen, so unentbehrlichen Zuchtmeister, während ihm die andern verblüffenden Mangel an Theaterkenntnis und Kunstempfindung vorwarfen. Jene wiesen auf den Schauspielertrotz vor sechsunddreißig Jahren unter Laube hin, wo die Anschütz, La Roche, Löwe u. s. w. gegen das nachwachsende, vom Direktor auf die Beine gestellte Talent eines Josef Wagner, Gabillon, Sonnenthal, Lewinsky in derselben Weise frondierten, wie heute die „Alten" gegen die „Jungen." Auch Dawison ging, riefen sie, und war mehr als Ihr! Die Gegner antworteten einfach: Ja, Laube war Laube, in seiner Schneidigkeit steckte ein erster deutscher Theatermensch und Bühnendichter, aber in der Schneidigkeit des Herrn Dr. Max Burckhard steckt nichts als ein junger Büreaukrat! Wie peinlich der wahre Freund Wiens, welchem die ruhmreichen Überlieferungen des Burgtheaters ein heiliges Kunstvermächtnis erscheinen, von diesem keineswegs immer mit gewählten Waffen geführten Kampfe berührt sein muß, wird selbst der Fernstehende begreifen. Gewiß darf man den erbittert be-

kämpften Direktor bis zu einem gewissen Grade der Zufahrigkeit und Unerfahrenheit, der Rücksichtslosigkeit und Überschneidigkeit beschuldigen; man braucht auch auf sein Theaterverständnis nicht allzu viel zu geben, auf der anderen Seite aber vermag man bei der gegnerischen Kampfesweise bisweilen den Zweifel nicht abzuweisen, ob denn die Schauspieler unter jene Künstler gerechnet werden können, in deren Hand — wie der Dichter sagt — der Menschheit Würde gegeben ist. Wie gerne möchte man sie damit entschuldigen, daß sie manches von Kunst — jenem Wein des Lebens — berauscht, anrichten, aber wie wenige sind so edlen Rausches fähig? ...

Es liegt auf der Hand, daß diese Personenfragen, welchen wir hier wider Willen ungebührlichen Vorrang einräumen mußten, nicht ohne Einfluß auf den Spielplan und die Kunstarbeit des Burgtheaters überhaupt bleiben konnten. Wunder ist nur, daß dieser Einfluß nicht geradezu ein lähmender und der neue Direktor dabei im stande gewesen, so viele Neuaufführungen und -besetzungen vor die Rampe zu bringen, wie dies thatsächlich innerhalb der letzten vier Monate geschehen. Wirkliche Erstlinge darf man freilich kaum verlangen, denn jene Zeiten, wo das Burgtheater mit solchen Neuheiten Führung und Autorität hatte, scheinen vorüber. Doch gerührt hat sich Dr. Max Burckhard, das muß ihm zugegeben werden, den schweren Stein hat er von allen Seiten angefaßt, ohne ihn freilich mehr als lüften zu können. Unangefochtener Thaten kann sich wohl kaum ein Bühnenleiter rühmen, am allerwenigsten jener des Burgtheaters, das Vorrecht aber, der Kritik bisweilen geradezu auf die Nerven gegangen zu sein, war unserem neuen Direktor aufgespart. Er verstand es beispielsweise, mit Otto Ludwigs „Fräulein von Scuderi" in der Wildenbruchschen Bearbeitung wahre Entrüstung hervorzurufen. Andererseits kann er den Darstellungserfolg von Ibsens „Volksfeind", den jüngsten Fulda-Abend mit dem dreiaktigen Schauspiel „Das verlorene Paradies", den mit der herrlichen Ottokar-Tragödie wirksam eingeleiteten Grillparzer-Cyklus, der sich allerdings in den Folgeabenden noch zu bewähren haben wird, und schließlich die Einführung der soeben mit „Sappho" begonnenen Nachmittagsvorstellungen (mit niedrigen Preisen) auf sein Haben stellen. Dazwischen laufen an minderen Neuheiten drei Einakter und ein französisches Schauspiel „Umkehr" und gründliche Neubesetzungen, die allerdings nicht immer ohne Anfechtung geblieben sind. Als kühner Versuch ragt der „Volksfeind" hervor, dem sich die Vorführung des Fulda'schen Stückes als ein bemerkenswertes Zugeständnis der kaiserlichen Wiener Hofbühne an die Kunstforderungen der Zeit an die Seite stellt.

Ibsen im Burgtheater ist nicht neu. Dingelstedt führte 1876 die „Nordische Heerfahrt" auf und scheiterte. Selbst der Shakespearesche Geist, welcher die ersten Akte, den zweiten insbesondere, durchweht, vermochte die Mystik der Schlußakte nicht zu retten. Jener Ibsen war jedoch ein anderer, als der Ibsen der zweiten Schaffensperiode, der Kampfzeit, welcher nunmehr im Burgtheater erschienen ist. Und warum mußte es da gerade der „Volksfeind" sein, diese im Ärger gegen die Widersacher der „Gespenster" geschriebene Theatersatire, diese dramatische Selbstverteidigung, die, wenn auch wie ein Rede-Vesuv ausbrechend, mit all ihrer oratorischen Lava die berechtigten Gegner des pathologischen Gespensterdramas nicht einmal zu versengen, geschweige denn zu vernichten vermag? Warum bereicherte Burckhard den verarmenden Spielplan des Burgtheaters nicht lieber mit den „Kronprätendenten?" Der Kampfdramatiker Ibsen, der, unbekümmert um den künstlerischen Erfolg, nur „gehört" sein will, ist kein erquicklicher Gast am Franzensring. Timon von Athen wird durch Stockmann-Ibsen in Schmähberedsamkeit überboten. Wie so manches Stück des „skandinavischen Shakespeare," versagt auch der „Volksfeind" zum Schlusse und kann nur durch eine künstlerisch emporhebende Darstellung gerettet werden. Diese ward ihm hier zu teil. Sonnenthal und Lewinsky gaben die beiden Brüder; der erste wußte den furiosen Stockmann selbst und die Zuhörer für ihn zu erwärmen, der zweite gab im Bürgermeister ein wirksames Gegenüber; Frau Hartmann fand sich in ihrer schlicht herzlichen Weise mit Frau Stockmann ab, während Frau Schratt, die auf dem Burgtheater längst mehr als die „schöne" Schratt geworden, die Petra auch mit geistiger Anmut schmückte.

Seit Wilhelm II es versucht hat, der Zeit ihre sozialpolitischen Aufgaben zu stellen, ist, so scheint es, die soziale Frage mit ihren tausend Fragezeichen, mit ihrem Ruß und Schweiß hoftheaterfähig geworden. Die Bühnendichter gehen, einer nach dem anderen, unter die Weltverbesserer. Wie sie zaghaft an dem ungeheuren, explosiven Stoff herumtasten und -tippen! Der eine faßt ihn beinahe kindisch an, wie der seit einiger Zeit bedenklich fruchtbare Wildrandt in seinen „Neuen Zeiten", die so ganz alte Schule sind, der andere möchte wohl, aber er traut sich nicht, wie der Karolinger- und Quitzow-Dichter in seiner „Haubenlerche", der dritte nimmt die Lohnfrage auf und wagt sich bis fast in den Maschinenraum des furchtbaren Rätsels, horcht in das Gestampfe, Gedröhne, Gestöhne und Gepfeife der eisernen Sklaven Tubal-Kains einen Augenblick hinab, fährt zurück und flüchtet wieder in den Westend-Salon. So Ludwig Fulda in seinem „verlorenen Paradies", der letzten und im ganzen erfolgreichsten Neuheit, welche das Burgtheater bis jetzt in dieser Spielzeit gebracht hat. Gewiß, das mit blutig-schwieligen Fäusten durchgekämpfte Zeitdrama des „vierten Standes" wird einst auch seinen künstlerischen Ausdruck auf der Bühne finden, aber Ludwig Fulda wird nicht sein Dichter sein. Dafür ist er zu sehr Salonfeuerwerker, als daß ihn die aus jener Dämonenwelt emporschlagenden Flammen nicht versengen sollten. Für den dicken Brodem, der, ein Gemisch von Maschinendunst und blutriechendem Schweiß, den Tiefen des sozialen Problems entsteigt, für das betäubende Sausen der Schwungräder der Zeit sind seine Nerven zu schwach, der wirkliche Höllenlärm betäubt seine auf die elegante Abgedämpftheit der oberen Genußwelt gestimmten Sinne, die

nur Theaterlärm vertragen. Und dieser Lärm wird in der Fulda'schen Neuheit zur Genüge und nach modernstem Rezepte gemacht, unsere kritischen Bedenken vermag er jedoch nicht zu übertäuben. Wie kommt der liebenswürdige Plauderer von „Unter vier Augen", der zierliche Stachelreimdichter, der Sinnspruch-Goldschmied unter die Grobschmiede des Arbeiterstückes? Man staunt, um schließlich zu erkennen, daß es dem geschickten Autor weit weniger darum zu thun gewesen, die soziale Frage zu lösen, als ein wirksames Stück zu schreiben, was ihm denn auch so ziemlich gelungen ist. Schon der Titel macht Kassa, und was er deckt, ist des Preises wert. Die meisten werden sich damit begnügen, daß Edith, die verwöhnte Tochter des Maschinenfabrikanten Bernardi, das „verlorene Paradies" des häuslichen Glückes am Ende wiedergefunden hat. Man freute sich hier ganz besonders darüber, weil die Glückliche der verwöhnte Liebling, Frau Hohenfels, gewesen. Fulda mag sich bei ihr bedanken. Auch bei allen Übrigen natürlich, welche diesen Kerntruppenabend erfochten: Frau Gabillon, Devrient-Ottendorf, Lewinsky-Bernardi, Hartmann-Arndt, Thimig-Kraus. Als ein dritter Erfolg des Burgtheaters kann die Wiederaufführung der seit über vierzehn Jahren von der Wiener Hofbühne ferngehaltenen Tragödie „König Ottokars Glück und Ende" betrachtet werden.

Die Grillparzerfeier hat überhaupt in unser Theaterwesen, wenigstens für einige Zeit, ein erhebendes Element gebracht, denn auch das Volkstheater hat die Jahrhundertfeier des von Laube für das Burgtheater und die ganze Nation wiedergewonnenen großen österreichischen Dichters durch würdige Aufführungen begangen. Das Burgtheater, welches seit der Erstaufführung der Sappho (21. April 1818) bis heute über 680 Grillparzerabende gehabt hat, schuldete wohl dem Dichter einen Cyklus, als dessen erstes Stück das Ottokar-Trauerspiel in glanzvoll historienhafter Ausstattung am 11. Januar in Szene ging. Kraftel in der Titelrolle und Sonnenthal als Rudolf von Habsburg waren die ragenden Gestalten des Abends, edle Kunstsäulen, welche den hochgewölbten Bau der vaterländischen Dichtung trugen. Mit dem zweiten Stücke, „Des Meeres und der Liebe Wellen", hatte Burckhard weniger Glück. Die Rolle der Hero ist das Stück. Seinerzeit hat die Barsescu damit ihr Burgtheaterglück gemacht, das nun in Scherben gegangen. Frau von Hochenburger vom Berliner Hoftheater spielte diesmal die Hero, ihr Spiel aber erwärmte nicht genug für eine feiertäglich-andächtige Zuhörerschaft, die am selben Tage des Dichters Geburtstag beging. Der Cyklus soll erst am 11. Februar mit dem Bruchstück „Esther" abgeschlossen werden. Das spannt das Interesse also auf einen vollen Monat so weit hinaus, daß man ein Abreißen befürchten kann. Die Stimmung hält nicht lange vor in dieser stimmungslosen Zeit, die jeden Tag ein anderes Lied will. Dingelstedt machte das ganz anders mit seiner Shakespearewoche, aber freilich, er konnte sich auf seine Truppen verlassen und hatte ein Vierteljahrhundert Direktionserfahrung auf drei Hofbühnen hinter sich. Wie ein Solitär strahlten die sieben Shakespeareabende ineinander, während die Grillparzerchen, vereinzelt, wie ein zerrissener Lichtkranz blinken. Als Niete in dem Spielplan der Saison ist das vieraktige Schauspiel „Fräulein von Scuderi" zu betrachten. Lewinsky wollte den Cardillac spielen, und er spielte ihn, interessant und wirksam, wenn auch nicht durchaus. Sein Einfluß brachte das Jugendwerk des Makkabäer-Dichters vor die Rampe des Burgtheaters, wo es ziemlich unsanft abgelehnt wurde. Man sagt nicht mit Unrecht, daß Wildenbruchs Bearbeitung dem Stücke den Hals gebrochen habe, jedenfalls ist diejenige des Münchener Intendanzsekretärs Buchholz bühnenrichtiger.

Junges Blut! Frische Talente! Die alte Losung, die so schrill in die Ohren der alternden Kunstgarde tönt, bleibt naturgemäß ewig neu. Schon unter Dingelstedt ward sie dringend ausgegeben. Bei Anwerbung von Neumitgliedern hatte der alte Hoftheater-Gewaltige mehr eine gute Hand als einen guten Blick; Wilbrandt vergriff sich leicht, Förster hatte kaum Zeit dazu gehabt, als er zusammenbrach, Burckhard hat bis jetzt aufs Geratewohl hineingegriffen. Auf eine jugendliche Sentimentale hat er indes noch nicht die Hand gelegt, und ob wir in Fräulein Pospischil eine jugendliche Heroine gewonnen haben, steht noch dahin. Vorläufig hat das Burgtheater kein Gretchen und haben Kritik und Publikum die Julia sowie die Eboli der schönen Pospischil, um deren begehrenswerte Person sich ein Legendenkranz gebildet, nur bedingt entgegengenommen. Der Pospischil fehlt die Stimmung; die lehrt und lernt sich nicht, trifft sich unbewußt, Methode hilft dabei nichts. Es gibt Schauspielerinnen, die blond bleiben in der schwarzblütigsten Rolle, mit der dunkelsten Coiffure; Fräulein Pospischil ist so eine ewige Blondine. Es wurde dies in der Neubesetzung des „Don Carlos", die auch mit dem Titelhelden des Herrn Devrient bei der Kritik scheiterte, besonders stark empfunden. Was von leichteren Kräften beiderlei Geschlechts neu eingeführt worden, wird sich verwenden lassen, die Herren insbesondere sind tüchtige Schauspieler und Episodisten, die jungen Damen freilich mehr wohlgeraten, rampenfähig anmutig, als Kunstnachwuchs. Einen Griff jedoch hat Direktor Burckhard für die künstlerische Blutauffrischung des Burgtheaters gethan, den man ihm nachrühmen wird; er hat in Adele Sandrock vielleicht die künftige Nachfolgerin der Wolter gewonnen. Vorläufig freilich bleibt die junge Künstlerin für einige Jahre noch dem Deutschen Volkstheater verpflichtet, dessen Glück teilweise auf ihre zwei Augen gestellt ist. Ein zitterndes Glück, denn die Sandrock gehört zu jenen Darstellerinnen, die es aufreibend ernst mit ihrer Kunst nehmen und ihr Herzblut dafür verspritzen.

Das Volkstheater ist, seit wir es an dieser Stelle eingeführt, mit seinen Aufgaben erfreulich gewachsen, künstlerisch erstarkt. Nach schönen Flitterwochen lebt es nunmehr in glücklicher Ehe mit der Kunst. Es hat, von des Volkes Gunst getragen, sein Programm erweitert, sich höhere Ziele gesteckt. Es ist ihm gelungen, selbst mit halben Erfolgen noch das Glück festzuhalten.

Die Wiener haben Geschmack an ihm gewonnen und sich vorgenommen, ihm manches nachzusehen. Dabei bekommen sie vieles zu sehen, was die Hofbühne ihnen nicht bieten darf und die übrigen Theater nicht bieten können. Denn nachdem Herr v. Bukovic seine Truppe vervollständigt, ein Elternheldenpaar, einen lyrischen Liebhaber, eine anmutige Sentimentale und eine liebreizende Naive angeworben, scheint für das Volkstheater fast alles spielbar geworden, Schiller und Grillparzer, Anzengruber, Raimund und Nestroy, Ibsen, Voß und Sudermann, Lindau und Blumenthal, an die zarten Bühnenpastelle Paillerons hat man sich herangewagt, und zur Grillparzerfeier sogar die Ottakartragödie nach dem Muster der Münchener „neuen Bühne" inszeniert. Kurz die Leitung dieses Theaters rührt sich und thut sich dramaturgisch um, daß die Wiener nur ihre Freude daran haben. Auf diesem Wege kommt Wien aus der Theaterversumpfung heraus, meinen sie nicht mit Unrecht. Der Kaiser selbst, welcher dieser Tage zum ersten Male im Volkstheater erschienen ist, hat diesem Glücke der jungen Bühne gleichsam die Weihe gegeben. Das Stück, welchem diese Auszeichnung zu teil geworden, ist das geschichtliche Schauspiel „Sophie Dorathea", das, ohne Autornennung eingereicht, wie alle Welt weiß den Schriftsteller und Publizisten Friedrich Schütz zum Verfasser hat. Nach dem Vorgesagten ist die gehobene Stimmung im Kunsttempel am Weghuberpark nur zu begreiflich, während am Franzensring trotz der letzten Erfolge, nach eine gewisse gereizte Stimmung herrscht.

Das Deutsche Volkstheater pflegt die „alte" Kunst und thut der „neuen" seine Thore sperangelweit auf. Es huldigt dem Grundsatze, auf seinen weltbedeutenden Brettern die zeitgenössischen Dramatiker auch vorgeschrittenster Observanz zu Wort kommen zu lassen. Der Grundsatz hat sein Gutes. Die beste Kritik eines Stückes ist seine Aufführung, vorausgesetzt, daß dieselbe auf einer gewissen Spielhöhe steht. Durch Hören und Schauen gewinnt man Urteil und je mehr Urteilsfähige, desto besser für das Theater. Das Volkstheater hat gute Nerven. Es hat „das vierte Gebot", dies vor Jahren von Haus und Hof nach Berlin gejagte, trostlos-geniale Kind der Anzengruberschen Volksmuse, mit offenen Armen aufgenommen und macht mit ihm volle Häuser, es hat sich von Ibsens „Gespenstern" nicht ins Backsharn jagen lassen und schreckt vor „Sodoms Ende", der verbotenen Frucht des neuesten Theaterwundermannes, nicht zurück. Entspricht es mit so weitgehenden Zugeständnissen an das Ungestüm der Zeit wahrhaft den ethisch-ästhetischen Bedingungen einer Volksbühne? Müßige Frage! Es reizt die Neugier, ist im Mund der Leute, nützt sein Glück. Seine Stärke ist vorläufig noch das Volksstück. Truppe und Regie auf diesem Sondergebiete sind vortrefflich. Sie haben auch den Roseggerschen Bühnenerstling vor mancher Anfechtung bewahrt. Anzengruber wird vollwichtig gespielt, die Mundart kommt aus der Seele, nicht nur vom Munde, wie beispielsweise bei den Burgschauspielern, wenn sie für milde Zwecke den „Pfarrer von Kirchfeld" — natürlich auf einer Vorstadtbühne — „stylisieren". Nur durch Darsteller wie Martinelli und Thralt kann das unerbittliche, unversöhnliche und innerlich unversöhnte „Vierte Gebat" volle Häuser machen. Nicht umsonst ist Anzengruber zu Gevatter gestanden, als das Volkstheater zur Welt kam; sein Geist umschwebt es, möge er das schöne Haus vor der Unnatur der „Neuesten" bewahren. Wer nach Wien kammt, wird Vater und Sohn Schalanther, von den beiden genannten Künstlern dargestellt, sehen müssen, sonst ist er nicht in Wien gewesen. Es läßt sich gewiß über das volkserziehliche Rezept streiten, das in falscher Freud- und Lichtlosigkeit liegt, die hier die Bühne erfüllt. Gewiß ist die Wahrheit des Stückes tief entmutigend einseitig: Schlechte Eltern sind ein Unglück, gute bringen Unglück! Das zeigt der Dichter, wo ist da ein Ausweg? Und doch ist's ächtester Anzengruber, von genialer Kühnheit im Entwurf, ein Meisterwerk psychologischer Führung, voll innerer Kraft, hochemporragend über des Dichters trotz allem vergängliche Tendenzstücke, wenn wir auch in der rein künstlerischen Wirkung den „Meineidbauer", diese gewaltige deutsche Bauerntragödie, höherstellen.

Also Rosegger hat sich auch dem Bühnenteufel, der bisweilen eine offene goldene Hand darreicht, verschrieben. „Am Tage des Gerichts," Volksschauspiel in vier Akten mit einem überflüssigen Prolog, ist die erste Frucht dieses Paktes. Das Stück hat in Graz, wo der Dichter seit Hamerlings Tod an die erste litterarische Stelle gerückt ist, die Rampentaufe erhalten und natürlich eine glänzende. Auch in Wien hat dieser erste Bühnenschritt eines vaterländischen Dichters verdientes Interesse, wenn auch nicht so überschwängliches wie in der anmutigen Murstadt gefunden. Publikum und Kritik verhielten sich wohlwollend. Jenes aus Dankbarkeit für manches Dichterwort und manche packend lebensvolle Szene und wohl auch für die Erzählungskunst Roseggers im allgemeinen. Diese sowohl aus demselben Grunde, als auch ein wenig mit Hinblick auf den Umstand, daß es der ebenso kluge als beliebte Dichter allezeit verstanden hat, sich mit der öffentlichen Meinung, soweit dieselbe durch die herrschenden Blätter verabreicht wird, auf guten Fuß zu stellen. Rosegger versteht die Sprache des Herzens, er spricht sie wie ein echter Dichter, das hat er auch hier wieder überzeugend dargethan, er hat auch seinen Humor wieder in allen Lichtern spielen lassen, aber ein festgefügtes, gesund gebautes Theaterstück, das auch ohne die Krücke des Roseggerschen Erzählerruhmes auf den Brettern zu stehen und gehen vermöchte, hat er doch nicht auf die Beine gebracht. Der höchst schlichte Vorwurf ist in wenigen Worten sagender: Einen Förster trifft an der Seite seines jungen Weibes eine Wildererkugel. Keiner hat den Schützen gesehen. Der Straßl-Toni, ein bekannter Wilddieb, dessen Weib und Kinder hungern, wird als des Mordes verdächtig eingezogen. Er leugnet. Mittlerweile sollen Weib und Kinder aus ihrer elenden Hütte verjagt werden; Martha, des erschossenen Försters Witwe, nimmt sich der Bedrängten an. Es

kommt der Tag des Gerichts. Alle Zeugenaussagen belasten den Angeklagten, nur Martha zögert, als sie aussagen soll, ob sie den Angeklagten für den Mörder ihres Gatten halte. Und sie spricht: „Es ist schwer — ich habe Tonis Weib und Kinder gesehen, und das Elend der Leute ist gar zu groß; — sie thun mir leid.“ Vor dieser Milde schmilzt der Trotz des Thäters. Es ist das erste Mitleid, welches ihm, dem Enterbten, vom Schicksal von der Geburt an Mißhandelten, gespendet worden. Laut aufschluchzend, bricht er zu Marthas Füßen zusammen: „Und das sagst Du! — Du, der ich das Liebste ermordet habe.“ Die Szene erschüttert, denn ein Dichter spricht aus ihr. Die Gestalt des Straßl-Toni hat einen Anzengruberschen Zug, Rosegger kann's nicht leugnen, daß er unter dem Bann des Größeren gestanden, als er diesen Wilddieb Fleisch und Blut werden ließ. Martinelli spielt ihn so, daß er das Stück auf den Schultern trägt. Die Gefängnisszenen und die Gefängnisphilosophie im zweiten Akte spielt und spricht ihm keiner nach, soweit deutsche Komödie gespielt wird.

Ebenfalls eine Erstaufführung, die für das Ausland von Interesse sein dürfte, hat das Volkstheater in dem historischen Schauspiel „Sophie Dorothea“ (gute Laubeschule) gebracht, welches sich als vortreffliches Kassastück erwiesen hat. Hier ist kein Dichter zu Wort gekommen, aber ein theaterverständiger Kopf, ein tüchtiger Bühnentechniker, ein dramatischer Autor, der ein Stück zu bauen, logisch zu entwickeln, spannend aufzuführen, leicht und sicher zu bewegen weiß. Für das lebendige Theater sind solche Autoren wie geboren, und wenn sie wie Friedrich Schütz noch dazu ein bedeutendes litterarisches Talent und dichterisches Verständnis mitbringen, dann muß man ihnen manches nachsehen. Der Stoff ist kein neuer, das Lebensschicksal der unglücklichen Erbprinzessin von Celle und Kurprinzessin von Hannover, Sophie Dorothea, und des Grafen Philipp von Königsmark hat schon manchen Dichter, bekanntlich sogar Schiller verlockt, dessen Entwurf im Nachlaß erhalten blieb. Der Verfasser läßt die Fürstin sterben und den Grafen am Leben, während man gemeinhin das Umgekehrte als das historisch Richtige annimmt, obwohl es nicht unanfechtbar nachgewiesen ist. Man hat das Stück deshalb ein unhistorisches genannt, ein Vorwurf, der, scheint uns, wenig ins Gewicht fällt. Der Dramatiker hat nur seine Handlung dichterisch glaubhaft zu machen, damit erfüllt er unsere erste und Hauptforderung. Und dies ist ihm hier gelungen. Freilich spielt Adele Sandrock die Titelrolle, und es gibt gegenwärtig auf der deutschen Bühne wenig Künstlerinnen, denen es mit dem Komödienspielen so Ernst, wie der Sandrock. Weisse, ein vorzüglicher Charakterspieler, überzeugt uns als Fürst Georg, Kutschera, der sympathischste Darsteller des Volkstheaters, findet sich mit der Rolle des Grafen Königsmark, die ihm nichts weniger als zu Dank geschrieben ist, ganz trefflich ab.

Mit Ibsen ist das Volkstheater diesmal nicht so glücklich gewesen, als das verflossene Jahr. Die „Gespenster“ wurden nicht so widerspruchslos entgegengenommen wie die „Stützen der Gesellschaft,“ deren kräftigste Mitterwurzer gewesen. Einstweilen wird Ibsen von Vielen mit außerordentlichem Aufwand an prophetischem Pathos noch als ein Heiland des Zukunftstheaters gepriesen, trotz der „Gespenster,“ der „Wildente“ u. s. w. Nun wir fürchten, der Rückschlag wird nicht ausbleiben. Im Volkstheater haben die „Gespenster“ das Rampenlicht nicht vertragen können und seit einiger Zeit schon aufgehört, im Spielplan zu spuken. Ziemlich viele Leute von Urteil, welche das Stück gewiß mit Interesse lesen, haben es bei der Darstellung nicht bis zum Schlusse ausgehalten. Freilich war die Darstellung keine mustergültige; mit Auszeichnung dürfen nur Fräulein Bognár als Frau Alwing und Herr Kutschera als hirnweicher Oswalt genannt werden. Ein glücklicher Volkstheaterabend war dagegen Grillparzers „König Ottokars Glück und Ende“ mit der „neuen Bühne.“ In München ist die Neuerung, wie erinnerlich, am 1. Juni 1889 mit „König Lear“ eingeweiht worden. Daß damit der Dichter wieder in sein unverkürztes Recht tritt, wurde damals von Franz Muncker mit Recht als Vorzug hervorgehoben. Die „neue Bühne“ ahmt die Shakespearesche keineswegs nach, sie bedeutet nur eine freie Anlehnung daran und erinnert unwillkürlich an Oberammergau. Sie teilt sich in zwei Räume ab, die Vorder- und Hinterbühne, welche letztere durch einen Stufenbau erhöht, von der ersteren durch eine Portaldekoration getrennt ist. Vorn werden alle Szenen unter freiem Himmel, in offenen Sälen, Zelten und Vorräumen, auf der erhöhten Hinterbühne alle Szenen gespielt, welche in geschlossenen Räumen vor sich gehen. Der Anblick dieses Zweibühnenraumes wirkt höchst malerisch. Die Verwandlungen vollziehen sich bei verdunkeltem Hause rasch und geräuschlos. Die Darstellung der Ottokar-Tragödie war sichtlich bemüht, sich auf der Höhe der Aufgabe zu halten. Weisse gab den Habsburger, Kutschera den Zawitsch, Eppens den Böhmenkönig. Letzterer freilich war ungenügend. Die berühmte Stelle zu Lob und Preis der Ostmark, welche der Dichter Ottokar von Horneck in den Mund gelegt, sprach Martinelli. Fräulein Hönig als heißblütige Kunigunde war keine magyarische Steppenblume, viel eher ein deutsches Gänseblümchen. Die Regie hatte gut gearbeitet.

Unsere Vorstadtbühnen, welche ehedem so manches goldene Blatt zum Theaterruhmeskranze Wiens beigetragen, sind, trotz mancher trefflicher Einzelleistungen, im allgemeinen im Rückgange begriffen. Immer mehr verwischt sich die frühere Ausgeprägtheit ihrer künstlerischen Physiognomie, immer mehr überlassen sie ihr Glück dem Zufall und leben von der Hand in den Mund. Wo sind die Zeiten, in denen das Theater an der Wien und das Karltheater wahrhaft klassische Heimstätten für das Wiener Volksstück, die Operette und das Pariser Sittendrama gewesen? Heute ist ihr innerer Halt erschüttert, die Zuverlässigkeit ihrer künstlerischen Verbände vermindert, ihre künstlerische Disziplin gelockert. Noch beherrscht das prachtliebende

Theater an der Wien die Operette, aber ein Anzengruberſches Stück wäre es kaum mehr im ſtande, auf die Beine zu ſtellen. Das Karltheater importiert jetzt wieder Pariſer Ware und verſchreibt ſich dazu eine fremde Zugkraft, wie dies erſt kürzlich mit Sardaus fragwürdiger „Marquiſe“ der Fall war, für deren Titelrolle man die kleine Klinckhammer aus Frankfurt bezogen hatte. Gelegentlich bringt ſodann Herr Direktor Blaſel ein Ausſtattungsſtück, deſſen Spektakelwalze eine Zeit lang vorhält. Das Theater in der Joſefſtadt, wo einſt Oper und klaſſiſches Drama geblüht, werkelt ſeine Wimmerſchen und Radlerſchen Wiener Gelegenheitsſtücke minderer Gattung weiter, wobei es nunmehr glücklich bei „Graß-Wien“ angelangt iſt. Daß unter ſothanen Umſtänden über künſtleriſche Erfolge unſerer Vorſtadttheater für die verfloſſene Spielzeit wenig zu berichten iſt, liegt auf der Hand. Thatſächlich ſteht die Aufführung der Sudermannſchen „Ehre“ (Theater an der Wien) gänzlich vereinzelt da; vielleicht wäre übrigens auch dieſe nicht zu ſtande gekommen, hätte man nicht Herrn Siegwart Friedmann vom „Deutſchen Theater“ für die Rolle des Grafen Traſt gewannen. Immerhin gebührt der Leitung der genannten Bühne das Verdienſt, den Fahnenträger der neueſten Schule, welche die deutſche Bühne zu erſtürmen ſich anſchickt, in Wien eingeführt zu haben.

Sudermann in Wien iſt immerhin ein Ereignis, wenn es auch für Wien, das Anzengruber hervorgebracht, nicht die Bedeutung haben kann, welche das Auftauchen des neuen Mannes für Berlin gehabt. Sie erwarten wohl nicht, daß ich den Anlaß benütze, um über den Ehrbegriff ein dialektiſches Fangballſpiel zu treiben oder mich gar des Längeren über die Hoffnungen zu verbreiten, welche die Erſcheinung Sudermanns im deutſchen Schrifttume für die dichteriſche Beobachtung und Erforſchung der Natur und Naturgeſchichte des Menſchen erweckt hat. Ich habe die „Ehre“ geſehen und „Sodams Ende“ geleſen und halte den Roman „Der Katzenſteg“ für das bis jetzt bedeutendſte Werk des Dichters, obwohl dieſer Dichter eine durchaus für die Bühne veranlagte Natur iſt. Wo Sudermann weiß, daß er geſpielt wird, läßt er ſich ſtyliſtiſch zu unverzeihlichen Nachläſſigkeiten, geradezu „Hemdärmeligkeiten“ — wenn das Neuwort erlaubt iſt — hinreißen, wo er nur geleſen wird, nimmt er ſich weit mehr zuſammen. Man wird einwenden, daß dies den Kern der Sache nicht treffe; gewiß nicht, aber mein litterariſches Anſtandsgefühl ſträubt ſich einmal gegen die eingeriſſene Stylſchlamperei, die mit der natürlichen Geſprächsführung nichts zu ſchaffen hat und das Kunſtwerk ſchädigt. Die Wiener Aufführung des Sudermannſchen Erſtlingsſtückes war, der Vorſchrift des Verfaſſers gemäß, für die Hinterhausbilder, welche den unbeſtreitbar wertvollen Teil des Stückes bilden, während das Vorderhaus ſich ſelten über gute Schablone erhebt, in der Berliner Mundart gehalten. Das alles iſt ganz in der Ordnung, aber „an der Wien“ iſt man darauf nicht eingerichtet. Allerdings „berlinerte“ Girardi als alter Heinecke ganz annehmbar, aber bei den übrigen machte ſich der Zwieſpalt der Zunge bisweilen recht fühlbar. Friedmanns Graf Traſt zeigte jeder Zoll die weltmänniſche Eleganz, über welche der beliebte Darſteller verfügt; der ſelbſtgefällige Zug, welchen die im „alten Style“ lehrhafte Rolle aufweiſt, „liegt“ ihm vortrefflich. Die Aufnahme des bedeutenden Stückes war eine ſtürmiſche, trotz mancher Schwäche der Darſtellung. Herrn Sudermann gebührt ſomit der Löwenanteil am Erfolge. Er erlebte ſeine Wiener Première am 17. Oktober, alſo zu Spielzeit-Anfang. Auf die überlaute Anerkennung iſt ſpäter Stille gefolgt.

Sie, ſie und ich.

Eine Familienplauderei.

(Abdruck verboten.)

Eigentlich müßte „ſie“ in der Überſchrift den Anfang machen; aber welcher Autor möchte ſich bei ſeinen Leſern mit einem kleinen Anfangsbuchſtaben einführen? So mag denn „Sie,“ was die Mutter dazu iſt, voranſtehen, „ich“ als Vater bilde gern die Nachhut. Nun ſteht „ſie“ wenigſtens im Mittelpunkt des Intereſſes, und das entſpricht den Thatſachen gleichfalls.

Ich werde mich ſchwer hüten, auszuſprechen, daß „ſie“ ein reizendes, nettes, furchtbar nettes Kind iſt — gräßlich nett, ſagt mein Freund Mayer von ſeiner Elſe. Das ſind bekanntlich alle Kinder, und ich weiß wohl, was das Wort „Affenliebe“ bedeutet. Von dieſer allgemeinen aber General-Nettigkeit kein Wort mehr. Aber unſere Frieda hat Spezial-Nettigkeiten — na, ich ſage Ihnen! Lächeln Sie nicht, ich kann es durch Thatſachen beweiſen.

Es iſt noch nicht allzulange her, da ging ich mit ihr auf der Langen Straße ſpazieren, nicht etwa, um mit ihr zu renommieren, wie meine Frau immer behauptet, ſondern — na ja — kurz, ſo ein Kind muß doch auch einmal an die Luft kommen. Laufen kann ſie allerliebſt, das verſteht ſich bei ihren $1^{3}/_{4}$ Jahren und bei ihren glänzenden Fähigkeiten von ſelbſt. Da kommt uns eine unbekannte, alte, würdige Dame entgegen, bleibt ſtehen und betrachtet, was ſie da zu ſehen bekommt. Das Figürchen, wie aus dem Bilderbuch geſchnitten — beinahe hätte ich geſagt: wie vom Künſtler ausgehauen. Letzteres geſchieht zwar auch zuweilen, aber nicht vom Künſtler, auch nicht von mir, ſondern von meiner Frau. „Frieda, wenn du nicht artig biſt, kommt die Mutter und haut!“ habe ich einmal geſagt — einmal und nicht wieder; „Sie“ hatte es nämlich gehört. Das runde Geſichtchen mit der zarten Farbe und den blauen Augen — o, dieſe Augen! Zum erſtenmal betrachtete ich ſie vor vier Jahren auf einer Waldpartie etwas ge-

nauer, ein paar Monate später auf dem Wege zum Standesamt. Dann das reiche, seidenweiche, hellblonde Haar — „wie Semmeln in Milch gebracht," meinte neulich Mayer, der Neidhammel. Die alte Dame also blieb stehen und sagte: „O, das ist aber ein Sonnenstrahl!" Darauf unterhielt sie sich längere Zeit mit Frieda und gab ihr ein Stück Schokolade. Wer das nicht nett von Frieda?

Ich muß gestehen, diese Bezeichnung gefiel mir. Noch am Nachmittag desselben Tages — ich saß gerade am Schreibtisch — fragte ich meine Frau: „Du, warum brüllt denn der Sonnenstrahl so schrecklich?" „Weil er den Milchtopf umgeworfen hat!" entgegnete sie.

Überhaupt finde ich mit jedem Tage meine Ansicht mehr bestätigt, daß dieses Kind in psychalagischer Hinsicht eine hervorragende Merkwürdigkeit ist. Ich habe an ihm die Thatsache konstatiert, daß im Alter von $1^3/_4$ Jahren das Bedürfnis im Menschen erwacht, sich Geschichten erzählen zu lassen. Und da auf diesem Bedürfnis der menschlichen Natur das Dasein der belletristischen Litteratur und die Existenz zahlreicher Menschen beruht, wird man auch den kulturgeschichtlichen Wert dieser Beobachtung einsehen können. Nun hat Frieda aus irgend einem Grunde — vielleicht weil sie gern Gänsebraten ist — eine Vorliebe für die *Gans*, auf gut Thüringisch „Wullegohkgahk," sprich „Wujetohtah." Wenn ich nun vom Geschäft nach Hause komme, heißt es natürlich sofort: „Von de Wujetohtah was äsähh!" Gut. Wozu hat mon als erwachsener Mensch seine Phantasie? Tante Marie hat eine Gans, die wird mit Butterbröten und Rosinen gefüttert. Wenn sie, nämlich die Gans, nicht artig ist, wird sie in den Kammadenkasten gesteckt. Und da hat sie gestern den Milchtopf umgeworfen, da hat ihr die Tante „Tutu" auf den Schnabel gegeben und sie in den Kasten gesteckt, da hat die Gans geweint. Nicht wahr, Frieda, das war schön?" — „Ja," antwortete sie und streichelt mir die Backen. „Nu eine Wujetahtah was äääh!" Also weiter. „Gestern saß eine Gans drüben auf dem Birnbaum und schrie: Gihkgaht! Da kam der Wauwau und sagte: Wo? Wa? Und die Katze kam und sagte: Ich sag's der Frau, der Frau! Und der Spatz: Bist still, still, still! Nicht wahr, Frieda, das war schön?" — Solche Geschichten sind ja alle nicht wahr, aber was will man machen? Unsere Zeit ist eine Zeit der Publizität, und man kann heutzutage seine Kinder nicht früh genug auf die Lektüre der Tagesblätter vorbereiten. „Sön is," sagt Frieda. „Nu eine Wujetahtah was äsähh!" — „Aber Frieda," sage ich, „nun weiß ich von der Wullegahkgahk wirklich nichts mehr. Ich will dir lieber von etwas *anderem* was erzählen, hörst du, von etwas *anderem*, nicht wahr?" — „Ja," sagt Frieda. „Von dä *ande'n* Wujetahtah was äjöhh!" — Großartig, nicht wahr? Durch scheinbares Eingehen auf die Ansichten anderer seine eignen Pläne fördern! Ich glaube, ich habe an diesem Tage noch zwanzig weitere Gänsegeschichten erzählt. Ein merkwürdiges Kind!

Ich kann nicht behaupten, daß diese Anspannung meines Erzählertalentes mir geschadet hätte, denn Frieda ist sehr vielseitig und gibt mir auf den verschiedensten Gebieten des geistigen Lebens nachhaltige Anregungen, wodurch die harmonische Ausbildung meiner geistigen Fähigkeiten wesentlich gefördert, einseitiges Drillen aber verhütet wird. Da ist z. B. das soziale Gebiet. Niemand wird leugnen, daß unsere Zeit eine Zeit der sozialen Gegensätze ist, und daß entwickelungsgeschichtliche Studien über die Entstehung der gesellschaftlichen Unterschiede bei der Erziehung eines Vaters durch sein Kind eine hervorragende Rolle spielen müssen. Frieda hat nämlich drei Puppen, die sich ganz verschiedener Wertschätzung von ihrer Seite erfreuen. Lotte ist die größte und schönste; sie nimmt den unbefangenen Beobachter, von ihrem flachsernen Haar abgesehen, besonders durch einen schwermütigen Zug um die Mundwinkel und durch das Vorhandensein sämtlicher Gliedmaßen für sich ein. Trotzdem steht sie am tiefsten auf der gesellschaftlichen Stufenleiter. Sie wird von Frieda am häufigsten in die gute Stube gesteckt. Man kehre sich nicht an den scheinbaren Widerspruch — Frieda weiß schon, was sie thut. Da nämlich eine gute Stube nach allem, was man liest, eine unnütze, überflüssige Einrichtung im Haushalt ist, so wird sie bei der Gründung eines neuen Heims stets nur unter dem lebhaftesten Protest von seiten des jungen Ehemannes etabliert — bei uns ist's auch so gegangen. Um nun den schönen Raum wenigstens einigermaßen auszunutzen, wird Frieda, sobald sie sich einmal allzulange in der Rolle des brüllenden Sonnenstrahles gefällt, hineingesteckt, und die stilvolle Einrichtung mit ihren harmonisch abgetönten Farben verfehlt nie, ihren besänftigenden Einfluß auszuüben. Was Wunder, daß auch Frieda ihre Lotte, sobald diese einmal unartig ist, in der angegebenen Weise maßregelt. Die zweite Puppe, Hannchen, steht in bedeutend höherer Gunst, was wohl daher rührt, daß sie die Augen zudrücken kann. Sie bekammt die teuren Möbel nur selten zu sehen und erhält auch ausgesuchtere Leckerbissen. Martha dagegen, der Liebling, ist noch nie gestroft worden und wird in einer Weise verhätschelt, die für die spätere Entwickelung ihres Charakters Trübes ahnen läßt. Sie kann Mama und Papa schreien. Also da haben wir's: Willst du dich den Menschen angenehm machen und es in der Welt zu etwas bringen, so hilft dir ein schwermütiger Zug um den Mund nichts; schon mehr hilft es, wenn man zuweilen die Augen zudrückt, am weitesten aber kommt, wer am lautesten schreien kann. Probatum est.

Was ferner die Entwickelung unserer modernen Industrie anlangt — doch verzeihen Sie, ich muß abbrechen; ich höre nämlich im Nebenzimmer einen Sonnenstrahl. Vielleicht nächstens mehr, wenn meine Erziehung weitere Fortschritte gemacht hat.

Im Winter. Von Ernſt Heyn.

Neues vom Büchertiſch.

Von Paul von Szczepański. (Abdruck verboten.)

Wer Luſt hat, die Leihbibliothek zu betrügen und zwei Romane in einem zu leſen, dem kann ich Wolfgang Kirchbachs „Der Weltfahrer“ (Dresden und Leipzig, E. Pierſons Verlag) zu dieſem Zweck aufs wärmſte empfehlen. Über dieſe Genugthuung hinaus wird er allerdings kaum ein beſonderes Vergnügen an der Lektüre haben. Merkwürdig aber iſt es immerhin, daß dieſe beiden in demſelben Buche neben- und durcheinanderlaufenden Romane nicht nur ihre beſondere Handlung, ſondern auch ihre beſondere Seele haben, von denen die eine ſehr vergnügt ſich in den trübſten Waſſern des Naturalismus tummelt, während die andere ſich in die Regionen zu erheben ſucht, die mit „Deutſamem“ und „Hineingeheimnißtem“ geſchwängert ſind. Der eine Roman, den man am beſten vielleicht „Streichers Ende“ nennen könnte, bemüht ſich, und nicht immer ohne Glück, mit dem nackteſten Realismus Menſchen zu ſchildern, — der andere, der am beſten „Bakterien als Eheſtifter“ heißen würde, ſpielt zwiſchen einem „Menſchenmann“ und einem „Menſchenmädchen“ und im übrigen im Hirn eines weltfremden

Dichters, der eine Zeitlang mit Liebhaberei Naturwissenschaften studiert hat.

Der erste Roman leidet an der geschmacklosen Wahl des Stoffes, der zweite an der geschmacklosen Behandlung desselben, — beide zusammen betrachtet, ergeben den stärksten Kontrast, den jemals ein geduldiger Buchdeckel nach außen hin als ein geschlossenes Ganzes hat erscheinen lassen. Wahrscheinlich wird sich Wolfgang Kirchbach auf Emile Zola berufen, der noch ganz andere Dinge als der künstlerischen Darstellung wert erachtet hat, wenn ihm irgend jemand vorwirft, daß er den Stoff für den Teil seines Romans, der sich mit Streichers Leben, Lieben und Ende beschäftigt, zu tief von unten geholt habe. Auf Zola beruft sich ja in Deutschland jeder Erzähler, der das Bedürfnis fühlt, sich seine Helden in der Gosse zu suchen. Aber es ist ein großer Unterschied, ob der Erzähler aus dem schmutzigen Stoff, in den er hinabgestiegen ist, als Sittenschilderer wieder emporsteigt, oder ob er als Ausbeute nur ein Dutzend Skandalosa mitbringt. Dieser Streicher, den Kirchbach schildert, hat mit den Sitten des neunzehnten Jahrhunderts gar nichts gemein, er wurzelt weder in ihnen, noch hat er sich ihnen zum Trotz entwickelt, sondern er ist nichts als ein Mensch ohne eine Spur von Grundsätzen, ein Nihilist in bezug auf Moral. Die Art hat es zu allen Zeiten gegeben, ohne daß sie jemals als Produkt einer Zeit angesehen worden wäre. Dadurch allein, daß Streicher „moderner" Schriftsteller ist, mit modernen Schlagworten um sich wirft und ein modernstes Blatt herausgibt, ist sein innerliches Herauswachsen aus unserer Zeit noch keineswegs beglaubigt. Daß er seine Roheit unter Biedermeierei, seine Grundsatzlosigkeit unter Kraftmeierei zu verbergen sucht, ist allerdings eine charakteristische Eigenheit, die ihm ein individuelles Gepräge gibt und ihm gewiß auch das Interesse der Leser sichern würde, wenn Kirchbach ihn in einem Zeitroman als Nebenfigur verwendet hätte. Aber diesem Menschen in alle Irrgänge und Willkürsprünge seines Lebens folgen, ist dem Heißhunger nach Pikantem zu viel zugemutet. Wenn es einen Streicher in Wirklichkeit gebe, so würde ihn jedermann für abgethan halten, der weiter nichts wie die Thatsache von ihm erfährt, daß er mit Einwilligung seiner ersten gleichwertigen Gattin nach einer zweiten gleichwertigen sucht, die reich genug ist, ihm ein auskömmliches Leben zu sichern; daß wirklich nicht nur eine grundsatzlose Bildhauerin, sondern auch eine übelbeleumundete Tänzerin an seiner brutalen Männlichkeit Gefallen finden, und daß der letzteren Nebenverdienste ausreichend genug gewesen sind, um Streicher zu veranlassen, sich von seiner Frau mit deren Einwilligung scheiden zu lassen und die überreife Schöne zu heiraten. Einem solchen Stoff, der an und für sich den Eindruck macht, als wäre er von der Phantasie eines sensationskranken Autors zusammengetragen, kann das Eingehen ins Detail wohl den Anschein des wirklich Geschehenen geben, aber es muß auch zugleich den Eindruck verstärken, daß es sich hier um einen Einzelfall der chronique scandaleuse handelt, den ein Autor vorzutragen sich nicht geniert. Mehr hat auch Kirchbach nicht erreicht, trotzdem es in einzelnen Szenen nicht an Lebenswahrheit seiner Schilderungen fehlt, und trotzdem er die Sache, die an und für sich nur ein schmutziges Interesse erregen kann, durch einen dramatischen Abschluß in die Region der Tragödie hinaufzurücken bemüht gewesen ist. Er läßt Frau Streicher Nr. I sich selbst und ihrem Gatten den Hals abschneiden, nachdem dieser Frau Streicher Nr. It geehelicht hat, — in einer Situation, die ebensowenig möglich wie wiederzugeben ist. Das ist sehr nett von Kirchbach; er hat sich offenbar gesagt, wenn man als Autor die Geschmacklosigkeit gehabt hat, solche Scheusale in die Welt zu setzen, ist man verpflichtet, sie auch wieder daraus verschwinden zu lassen. Aber wodurch ist dieser Mord und Selbstmord logisch begründet? — Kirchbach behauptet, Frau Streicher Nr. I habe es nicht ertragen können, ihren Gatten im Besitz von Frau Streicher Nr. It zu sehen. Das ist ein Aufschwung der Leidenschaft, an den niemand bei einer Frau glauben kann, die ihrem Manne selbst auf der Suche nach einer vermögenden Nachfolgerin behilflich gewesen ist. Kirchbach hat sich geirrt, indem er glaubte, auch die Äußerungen der Niedrigkeit seien künstlerisch darstellbar, während nur die Verirrungen der Leidenschaft ein Recht dazu in sich tragen. Das, was er mit mehr oder minderer Wahrscheinlichkeit an lauter kleinen Einzelzügen zusammengetragen hat, um Menschen zu bilden, bestand aus zu unappetitlichem Material, um aneinandergeschichtet etwas anderes zu sein als ein großer Haufen. Wie Wolfgang Kirchbach zu dieser Verirrung gekommen ist, setzt in um so größeres Erstaunen, weil der zweite der beiden unter dem Titel „der Weltfahrer" vereinigten Romane, seine „Bakterien als Ehestifter," mehr dem Geschmack von Backfischen als von anderen Lesern angepaßt zu sein scheint. Von der Familie Püsecke abgesehen, deren Haupt im Anfang wenigstens sich Mühe gibt, menschenähnlich zu sein, um allerdings bald in den Harlekin der Weihnachtskomödie umzuschlagen, machen die Marionetten dieser Komödie, die um die Welt fährt, den Eindruck, als seien sie aus Zuckerland gebacken. Der Naturforscher Heinrich Hochstein, den Amors Pfeilchen trifft, während er mit seinem blonden Schopf in einem Äste hängen bleibt, so daß ihn die Fingerchen des Menschenfräuleins Eva Eschenbach daraus erlösen müssen, ist ein Muster unfreiwilliger Komik, ob ihm wie hier im Stadtpark der modernen Weltstadt oder mitten im brasilianischen Urwald ein Unglück zustößt. Das letztere ist gefährlicher; seine Führer verlassen ihn, und er müßte eigentlich dort spurlos verschwinden. Da er sich aber plötzlich erinnert, daß er ein Punkt im Weltall ist, so findet der Leser ihn in Japan wieder. Thatsachen sind Logik, und Kirchbach läßt die Thatsachen sprechen. Auch als Hochstein sich unsterblich blamiert, weil die Bakterien über Nacht seine Wimpertierchen aufgefressen haben, durch deren Entdeckung er ein berühmter Mann werden wollte, belohnen ihn die Thatsachen, denn Eva Eschenbach, die nichts mehr von ihm

hatte wissen wollen, lacht ihn wie die andern Anwohner der Tragikomödie zwar aus, aber nur, um ihn so schnell als möglich zu heiraten. Der Fluch der Lächerlichkeit als Fackel der Liebe entbehrt sicher nicht des Reizes der Originalität. Um darauf hinzuweisen, daß „Streichers Ende" und die „Bakterien als Ehestifter" doch nicht allen Zusammenhanges entbehren, muß ich erwähnen, daß Eva Eichenbach ein vermögendes Mädchen ist und deshalb eigentlich von Frau Streicher Nr. I vorgesehen war, Frau Streicher Nr. II zu werden. Aber trotzdem sie sehr alleinstehend lebt, ist sie doch klug genug, auf die Rückkehr des Weltfahrers zu warten.

Bei der Besprechung von Ossip Schubins „Geschichte eines Genies" in einem der letzten Hefte ist mir ein Unglück passiert. Ich habe geglaubt, es mit einer der neuesten Erzählungen der Verfasserin zu thun zu haben, während es sich nur um die zweite Auflage eines längst erschienenen Buches handelte. Die Leser, welche in der Litteratur des letzten Jahrzehnts bewanderter sind als ich und den Irrtum bemerkt haben, werden mich hoffentlich entschuldigen. Mir selbst gereicht es zur Genugthuung, in dem Umstande, daß diese Erzählung eine Erstlingsfrucht ist, eine Bestätigung meiner Ansicht gefunden zu haben, daß sie nicht zu den reifsten gehört. Der neuerschienene Roman „O du mein Österreich!" von Ossip Schubin (3 Bde. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) gibt mir willkommene Gelegenheit, den Irrtum einzugestehen. Wenn ich nicht so fabelhaft gewissenhaft wäre, könnte ich hier Anstalten machen, mich für einen intimen Kenner der Länder und Völker diesseits der Leitha auszugeben und zu untersuchen, inwieweit das Bild richtig ist, das Ossip Schubin in ihrem Roman von einigen Gesellschaftsklassen ihres Vaterlandes entwirft. Aber meine ganze Kenntnis österreichischer Verhältnisse beruht auf einem achttägigen Aufenthalt in Wien. Da bin ich von der jedenfalls charakteristischesten Eigenschaft des Österreichers, seiner Liebenswürdigkeit, so geblendet worden, daß nur seine Tugenden noch intensiv genug leuchteten, um von mir gesehen zu werden. Ich bin also Partei und lasse es deshalb dahingestellt sein, ob Ossip Schubin nicht ein wenig grau in grau gemalt hat. Wünschen möchte ich, daß sie es gethan hat, denn wenn sie recht hat, hätten wir Deutschen ein klein wenig das Recht, pharisäerstolz zu werden: Ganz so schlimm sind wir nicht. Daß das Bild den Eindruck voller und unerbittlicher Wahrheit macht, läßt sich nicht leugnen; ob nur die Kunst der Verfasserin den Schein der Wahrheit hervortäuscht, ob sie wirklich Wahrheit gibt, das mag ein besserer Kenner beurteilen, das ist auch in erster Linie für Österreicher selbst von Interesse. An der charakteristischsten Eigenschaft der Österreicher, der Liebenswürdigkeit, fehlt es auch den Menschen Ossip Schubins nicht. Sie sind charmant, von den beiden Heldinnen Zdena von Lesskjewitsch und Olga Tangeri und den beiden Helden Harry von Lesskjewitsch und Graf Treurenberg bis zu den Chargenspielern und Statisten. Aber leichtherziger sind sie auch, als alle Liebenswürdigkeit der Welt entschuldbar machen kann, mit Ausnahme der beiden Heldinnen, und denen hat Ossip Schubin wohl nicht ohne Absicht einen fremden Blutstropfen beigemischt. Die Frage, um die sich der Roman dreht, ist auch für Deutschland eine aktuelle, vielleicht nicht in dem Grade aktuell, wie für Österreich, — das Bestreben des Geburtsadels, seinem schwindenden Prestige und Vermögen durch Heiraten mit dem Finanzadel aufzuhelfen, und das Bestreben des letzteren, seine gesellschaftliche Stellung durch Heiraten mit dem Geburtsadel zu heben. Da wir in Deutschland keinen Finanzadel im österreichischen Sinne haben, vielmehr in dem reichen Bürgertum vielfach ein sehr ausgeprägter Bürgerstolz gepflegt wird, und da andererseits der Geburtsadel nur in den Augen Eugen Richters noch einen mit besonderen Prärogativen ausgestatteten oder mit besonderen Prätensionen behafteten Stand bildet, ist diese Frage bei uns kaum geeignet, sich zu einem Übel, an dem der eine oder der andere Staud zu Grunde gehen könnte, zuzuspitzen. Wir haben das Kavaliertum im österreichischen Sinne, d. h. eine ganze Klasse von Leuten, welche alle Beschäftigung, außer der mit sogenannten „noblen Passionen", für unter ihrer Würde ansieht und als zum Nichtsthun geboren von der übrigen produktiven Bevölkerung respektiert wird, nur in vereinzelten Exemplaren vertreten, und diese genießen keineswegs einer allgemeinen und selbstverständlichen Achtung. Es darf also nicht wunder nehmen, daß Ossip Schubin die Frage in grellerer Beleuchtung behandelt, als sie unseren Verhältnissen gegenüber angemessen wäre. Das amüsante Tagebuch der Heldin Zdena von Lesskjewitsch führt uns in die Gesellschaft ein, in der sie groß geworden ist und in der sich ihr Roman abspielen soll. Sie ist Waise, auf einem böhmischen Landsitz im Hause eines gutherzigen Onkels erzogen, der aus einem vielleicht ehemals sehr tüchtigen Oberstwachtmeister ein sehr unpraktischer Landwirt geworden ist. Ihr Großvater will von ihr nichts wissen, weil sie einer Mißheirat entstammt, aber ebenso gern wie im Hause ihres Pflegevaters ist sie im Hause eines anderen Onkels gesehen, dessen Kinder sich selbst zu erziehen angewiesen sind, weil der Vater in der Welt umherflankiert. Mit ihrem Vetter Harry hat sie schon eine Kinderliebe verbunden, deren sich bewußt zu werden sie allerdings vorsichtig auch dann noch vermeidet, als sie selbst jungfräuliche Tagebücher schreibt und er als Husarenleutnant in ihrem Herzen lebt. Sie weiß, daß des Großvaters Erbe Harry verloren gehen wird, wenn er etwa daran denken sollte, sie zu heiraten, — also sagte sie sich in jugendlichem Unverstande, an eine Heirat mit Harry kannst du nicht denken, du mußt eine Partie machen. Die etwas brüchigen Vermögensverhältnisse ihres Onkels, die verlorenen Töne, die aus der großen Welt in die Landeinsamkeit und das Faullenzerleben daselbst dringen, lassen ihr diesen Schluß als den einzig möglichen erscheinen. Aber schon bei der ersten Begegnung in Wien küßt Vetter Harry die erste Bresche in ihren kühlen Verstand; wenn ihm mehr Zeit zur Verfügung stände

würde er wahrscheinlich hier schon das ganze Gebäude verständiger Backfischüberlegungen über den Haufen werfen und allen weiteren Verwickelungen den Faden abschneiden. Zum Unglück fühlt die Finanzbaronin Harfink das unabweisliche Bedürfnis, Grundbesitzerin zu werden, und sie kauft ein Schloß in der Nähe der Leskjewitsch. Eine ihrer Töchter, schön, klug, kalt und in dem Alter, in dem das Herz, wenn es überhaupt noch einmal spricht, auch den kühlsten Verstand übertönt, ist noch ledig, die andere hat bereits das neue freiherrliche mit einem alten gräflichen Wappen vertauscht, sie ist die Gattin eines Jugendfreundes von Harry Leskjewitsch, des Grafen Treurenberg, geworden. Damit setzt der Roman, dessen Grundthema, die Spekulationsheirat, bisher nur als phantastische Mädchenthorheit präludiert hat, mit vollem Orchester ein. Graf Treurenberg ist auf die anständigste Weise, auf die man überhaupt zu einer so reichen Frau kommen kann, zu der seinen gekommen, — er hat geglaubt sie zu lieben, er ist von ihr geliebt worden. Aber er ist zu anständig für eine solche Ehe gewesen, zu „zart," — bei der ersten schwachen Differenz, die der Geldpunkt zwischen den Eheleuten hervorruft, gibt er die Verwaltung der Kasse in die Hände der Frau zurück und begnügt sich mit den bescheidenen Zinsen seines kleinen Vermögens. An der Seite einer Millionärin lebt er in ewigen Geldverlegenheiten, seiner Gattin entfremdet, ein glänzendes Elend. Harry Leskjewitsch geräth in Gefahr, demselben Elend zu verfallen, denn die jüngere Baronesse Harfink findet Gefallen an ihm, wirft sich ihm an den Hals, und er, nach einem Mißverständnis mit Zdena, weist sie nicht zurück und sieht sich gefangen. Ich will den Lesern nicht den Genuß der Lektüre schmälern, — genug, daß die Ehe des Grafen Treurenberg eine gewaltsame Lösung durch seine eigene Hand erfährt, und daß dieser durch seinen Tod zugleich die Verlobung seines Jugendfreundes zerreißt. Der letztere wird mit Zdena glücklich. Er verdient es durch seine Liebenswürdigkeit; mit der Zaghaftigkeit, mit der er das ihm aufgedrungene Jach nicht abzustreifen weiß, hätte er es eigentlich nicht verdient. Der Roman ist reich an Spannung und fast überreich an Handlung. Die geradezu geniale Leichtigkeit, mit der Ossip Schubin die Details aus der Feder zaubert — unübertrefflich charakteristische Details in ihrer Art — verführt, wie mir scheint, indessen wie nicht selten ja auch in diesem Roman die Verfasserin dazu, den Faden im ganzen zu locker zu halten, die Geschlossenheit der Komposition zu wenig zu berücksichtigen. Das Interesse des Lesers wird von dem Ganzen auf die Einzelzüge abgelenkt, und vielleicht liegt es hieran, daß der Gesamteindruck des Buches noch mehr der eines sehr amüsanten als der eines sehr ernsten ist, trotzdem es der Verfasserin augenscheinlich um eine bitterernste Sittenschilderung zu thun gewesen ist. Die zahllosen Charakterköpfe aus der österreichischen Geburts- und Finanzaristokratie machen, selbst wo sie nur in flüchtigen Umrissen skizziert, ja ganz den Eindruck der Lebenswahrheit, daß sie dem Nichtkenner als ein Beweis für die Wahrheit dieser Sittenschilderung gelten müssen, so sonderbar auch der Deutsche von den geschilderten Verhältnissen zum Teil angemutet wird. Ich möchte da nur auf die Regimentskommandeuse hinweisen, die von sich selbst erklärt, daß sie sich in der Gesellschaft, d. h. in ihrer Kamtessengesellschaft unmöglich gemacht hat; bei uns wäre die Frau eines Regimentskommandeurs, wenn sie nicht mehr unter den Spitzen der Gesellschaft möglich ist, auch als Kommandeuse nicht mehr möglich, — andere Länder, andere Sitten.

Die Neigung, seine Erzählungen mit allerhand krausem Schnörkelwerk zu umranken, hat immer zu den berechtigten Eigentümlichkeiten Wilhelm Raabes gehört, und wenn ihn die einen deswegen wunderlich gescholten haben, so ist den andern diese Art an ihm lieb gewesen. Ich habe bisher zu den andern gehört, und es wird mir deshalb schwer, es auszusprechen, daß in Raabes neuestem Werk „Stopfkuchen," eine See- und Mordgeschichte (Berlin, Verlag von Otto Janke), das Schnörkelwerk nicht mehr wunderlich, sondern verwunderlich überwuchert und daß das Resultat für mich eine langweilige Stunde gewesen ist. Raabe hat sonst schon Mühe genug, über allen seinen Gedanken und Einfällen mit der Erzählung der Thatsachen vom Fleck zu kommen. Nun hat ihn noch die Laune angetrieben, das Wesentliche seiner Geschichte seinen Helden selbst erzählen zu lassen, dessen hervorragendste Eigenschaft die Schwerfälligkeit ist, eine Schwerfälligkeit, die das stofflich gar nicht Uninteressante an der Geschichte mit langsamer aber unfehlbarer Sicherheit zu Tode reitet. Und diese ganze ermüdende Arbeit, einem vorgeschobenen Erzähler, der ein schlechter Erzähler ist, zuzuhören, wird uns nur aus dem Grunde zugemutet, daß wir uns überzeugen, es könne in dem schwerfälligsten Gesellen noch eine imponierende Summe von Umsicht und Energie wohnen, wenn diese sich nur auf einen einzigen Punkt konzentriert. Schade um den schönen Stoff, die Mordgeschichte, die man sich so mühsam aus dem Stopfkuchen herauszusuchen muß, wie eine einzelne Rosine aus einem Napfkuchen; auch die Seegeschichte bildet nur einen überflüssigen Rahmen, den man dem Verfasser wahrscheinlich gerne nachsehen, aber auch ebensogerne schenken würde, wenn er nur das Bild selbst ohne alles Beiwerk mit festen Strichen gezeichnet hätte.

Die „Natur- und Lebensbilder aus den Alpen" von Karl Stieler (Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz und Comp.), gehören streng genommen nicht in das Gebiet der Belletristik. Da man ein gutes Buch niemals am unrechten Ort empfehlen kann, möchte ich indessen nicht unterlassen, auf diesen aus dem Nachlaß Stielers zusammengestellten und von M. Haushofer mit einem Vorwort versehenen Band hinzuweisen. Frische, Kraft und Anschaulichkeit der Schilderungen verleihen diesen Bildern einen dauernden Wert, die gleich sorgfältige Berücksichtigung der Natur und der Eigenart der Menschen geben ihnen ein erhöhtes Interesse.

Die gesammelten Aufsätze stammen aus den Jahren 1868—85; feinfühlige Leser werden vielleicht eine künstlerischere Behandlung des Stoffes, eine Vertiefung der Auffassung in den späteren Arbeiten finden, besonders da ihnen das beigegebene Datum der Entstehung das Peinliche eines litterarhistorischen Irrtums erspart. Da ich über diese Feinfühligkeit nicht verfüge, kann ich nur den einheitlichen Gesamteindruck des Ganzen mit besonderer Freude konstatieren. Denn meine Pietät vor litterarischen Nachlässen ist nicht so groß, daß mir etwas Unfertiges oder Zusammengesuchtes nur deshalb Vergnügen machen könnte, weil der Autor selbst nicht mehr Verwahrung dagegen einlegen kann, Schnitzel als etwas Ganzes vorzuführen.

Aus der Welt des Geheimnisvollen hat Wilhelm Rullmann die Stoffe für seine Novellen und Skizzen genommen, die unter dem Gesamttitel „Seltsame Geschichten," bei B. Elischer Nachfolger (B. Winckler) Leipzig, erschienen sind. Die strikten Anhänger des alles erklärenden Verstandes werden wahrscheinlich einiges gegen sie einzuwenden haben, gegen die beiden Erzählungen „Die Novize" und „Die Hallucinationen des Herrn von Werthern" ließe sich vielleicht geltend machen, daß die Stoffe zu sehr aus dem Gebiet des Seltsamen in das der reinen Krankheitsgeschichte hinüberspielen. Aber die anderen sind mit dem erforderlichen Geschick erzählt, um das Wohlgefallen an ihnen durch etwas Gruseln zu erhöhen, und für diesen Reiz sind ja auch die meisten Alleserklärer nicht unempfänglich.

Zu unsern Bildern.

Ein jugendfrisches Bild aus vergangenen Zeiten, R. Pötzelbergers „Alte Weisen;" vielleicht hat die Urgroßmutter des Beschauers so nachdenklich am Spinett gesessen und in den Noten geblättert. Ein modernes Seitenstück dazu, von etwas derberem Liebreiz, ist die „Schwarzwälderin" des leider zu früh verewigten Karlsruher Meisters Karl Hoff. Richard Friese, der geniale Tiermaler, hat eine Vorliebe für die Darstellung von Elchwild, das bekanntlich in Deutschland nur noch im Ibenhorster Revier in Ostpreußen, wo es sorgfältig geschont wird, sich in einer Zahl von ungefähr achtzig bis hundert Köpfen gehalten hat. „Großvaters Augentrost" von G. Jakobides ist einer jener kleinen süßen Rangen, die sich noch alles erlauben dürfen und an denen man alles reizend findet.

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

Baettelat, Major Walter G. — Stanleys Nachhut in Yambuya unter Major Edm. M. Barttelat. Autoris. Übers. Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. Hamburg.

Faulmann, Professor Karl. — Die Erfindung der Buchdruckerkunst nach den neuesten Forschungen. A. Hartlebens Verlag. Wien.

Hamerling, Robert. — Der König von Sion. Illustr. Pracht-Ausgabe. Lfg. 25—30 (Schluß). Verlagsanstalt u. Druckerei A. G. Hamburg.

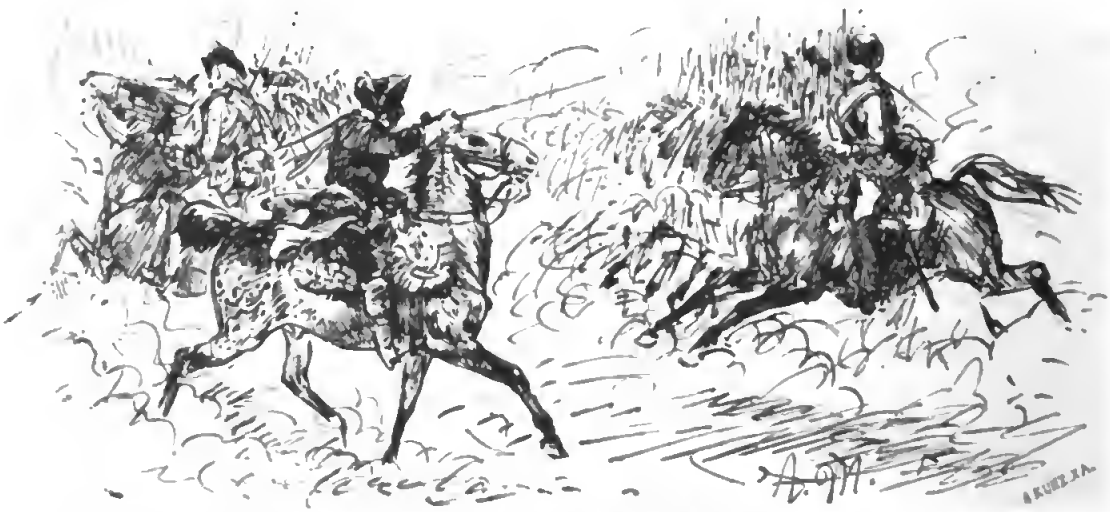
Hansen, Dr. Adolph. — Pflanzen-Physiologie. Die Lebenserscheinungen und Lebensbedingungen der Pflanzen. Otto Weisert, Stuttgart.

Luthardt, D. Chr. Ernst. — Erinnerungen aus vergangenen Tagen. 2. Aufl. Dörffling & Franke, Leipzig.

Nansen, Dr. Fridtjof. — Auf Schneeschuhen durch Grönland. Lfg. 7, 8. Verlagsanstalt u. Druckerei A. G. Hamburg.

Webie, J. H. — Das Buch. Technik und Praxis der Schriftstellerei. Handbuch für Autoren. A. Hartlebens Verlag. Wien.

*) Besprechung einzelner Bücher vorbehalten.



Der König überall. Von Adolph Menzel.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Neuen Monatsheften in Leipzig, Poststr. 9.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Am Oſterſonntage in der Kirche. Nach dem Gemälde von B. Vautier.

Velhagen & Klasings

Neue Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepanski.

V. Jahrgang 1890/91. Heft 8, April 1891.

Wernigerode.

Von Dr. W. Noeldechen. (Abdruck verboten.)

Es grüne die Tanne, es wachse das Erz!
Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz!

Geflügelte Worte in unserer Sprache streiten nicht selten wider einander. Eichendorff meint im frohen Wandersmann: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt," hingegen warnt uns Goethe, immer weiter zu schweifen, da das Gute so nahe liege. Wir stellen uns diesmal auf Seite des großen Warners und begeben uns nur bis an den Fuß unseres höchsten norddeutschen Gebirgsstockes, des Harzes.

Es hat mir stets besonderen Reiz gewährt, nach Ablauf einer guten Zeitspanne an beliebten, mir bekannten Wallfahrtsorten wieder vorzusprechen, dort die durch längere Jahre geschaffenen Veränderungen kennen zu lernen und zwischen dem „Sonst" und „Jetzt" zu vergleichen. Einen derartigen Anziehungspunkt bildet für mich Wernigerode mit Schloß und Umgebung. Denn ich habe gar oft in den fünfziger Jahren aus der alten Bischofsstadt Halberstadt als wanderlustiger Gymnasiast meine Schritte dorthin gelenkt, da mein Oheim ein richterlich Amt in der Harzstadt bekleidete, und heute wohnen mir daselbst liebe Freunde, mit welchen ich vom „Damals" plaudern und am „Heute" mich gemeinsam erfreuen kann.

Gewiß nicht weniger fröhlich aber langsamer ging's vordem mit dem Ranzen über den Schultern auf des Königs Heerweg von der Stadt Derenburg aus in die Grafschaft Wernigerode hinein, heute fördert uns der Dampf auf einspuriger Bahn, welche beim Dorfe Heudeber vom großen Eisenbahnnetze sich abzweigt, bis dicht an den Fuß des Gebirges, und der Pfiff der Lokomotive tönt fast vor dem Thore der Stadt. Wir steigen aus und lassen den Zug bis nach Ilseburg, wo ihm vorläufig ein Endziel gesetzt ist,

Abb. 1. Stadt und Schloß Wernigerode.
Oberpfarrkirche. Stadtwappen.

Abb. 2. Blick auf Wernigerode und das Schloß von der Hordurg.

weiter brausen. Nun ein erster tiefer Atemzug! Es ist zweifelsohne bessere, kräftigere Luft, die um uns spielt, als in dem engen Wagen.

Ehe wir in die Stadt gehen oder den Schloßberg ersteigen, werfen wir noch einen Rückblick auf die fruchtbare Ebene, die wir eilig durchmessen haben. Die Türme des alten Halberstadt sind bei hellem Sonnenscheine noch gut zu erkennen am östlichen Himmelssaume, näher nach Wernigerode zu heben sich in scharfen Linien der Sargberg und Regenstein, dann ein Stück vom Kamme des Unterharzes am Horizonte ab. Aber wir wollen auch nicht einmal in diese mäßigen Fernen weiter schweifen, und darum fesselt das nähere Schloß und die Stadt zu dessen Füßen unser Auge.

Unsere ersten beiden Bilder sind nicht ganz von der Stelle, wo der Bahnhof liegt, sondern von einem mehr nach Südwesten gelegenen Punkte aus aufgenommen, wodurch das Schloß mehr als trefflicher Hintergrund und Abschluß auftritt, während es, von unsrem jetzigen Standort beschaut, zur Linken der Stadt sich erhebt. Aber die landschaftliche Zusammengehörigkeit von Stadt und Schloß kommt hier wie dort zum richtigen Ausdruck, und wir haben hier am Bahnhofe den Vorzug der größeren Nähe und des Einzeleinblicks. Gerade recht günstig in unserm Sehkreis liegt das stolze Fürstenschloß auf dem 400 Fuß hohen Bergkegel, so daß man die einzelnen Türme und Türmchen, die Erker und Ringmauern unterscheiden kann. Alles überragt die hohe Spitze des Bergfrieds, wie nach einer bei Burgen und Schlössern altherkömmlichen Bezeichnung auch hier der starke Mittelturm genannt wird. Das Ganze ist keine märchenumsponnene Ruine, welche bei aller Schönheit ein Gefühl der Wehmut aufkommen ließe, sondern die festgefügte neue Burg eines alten Geschlechtes, welches sich wohl dagegen zu wahren weiß, daß die Stätte seiner Wiege der Vergessenheit und Sage anheimfalle. Wie unscheinbar schaute in meiner Jugend das alte Schloß gegen den jetzigen Prachtbau drein! Kein Turm überragte die einfachen Dächer der breiten einförmigen Gebäude, ein schmuckloses Erkerchen und die Mauerruine des alten Schusterturmes sind mir noch im Gedächtnis. Der jetzige Schloßherr hat sich das neue schöne Daheim geschaffen, welches der von

der Natur so reich ausgestatteten Umgebung zu herrlichem Schmuck und wahrer Zierde gereicht. Nur den mächtigen Epheugeschlingen aus früheren Jahren gestattet man, ihre Wurzeln in die neuen Fugen zu schlagen, alte Baumriesen werfen hier und dort ihre Schatten auf den ansteigenden Bergkegel. Fröhliche Menschen wohnen da oben und lassen ihre Augen wandern nach aufwärts zum Hochgebirge und nach unten auf die friedliche Stadt zu ihren Füßen.

Ohne daß man klügelt oder an geschichtliche Entwickelung vorläufig denkt, schafft der erste Blick einen ganz bestimmten Eindruck, eine Empfindung ähnlich der, welche den Betrachter der Wartburg und Eisenachs beherrscht. Diese friedliche Stadt mit ihren Bewohnern und das ragende Schloß mit der Fürstenfamilie bilden eine notwendige Einheit. So ist es in der That gewesen seit einer Reihe von Jahrhunderten, beide Teile sind wohl dabei gefahren und leben noch jetzt glücklich in dieser Zusammengehörigkeit und Wechselbeziehung. Das alte, mächtige und reiche Herrengeschlecht auf der Burg liebt und schützt die Leute im Thale der Holtemme, hilft gern in gemeiner Not und opfert freudig und förderlich für Gedeihen und Aufblühen der Stadt. Dafür hängen die Städter mit einer unverbrüchlichen Pietät, welche noch nicht den Nivellierungsbestrebungen der Neuzeit erlegen ist, an „ihrem Fürsten," und man hört das Wort „unser Fürst", an das die Wernigeroder sich schnell gewöhnt haben, nachdem die Ansprüche der Wernigeroder Grafen auf den Fürstentitel im vorigen Jahre die kaiserliche Bestätigung erfahren hatten, unzweifelhaft mit besonderem Tone, mit gewissem Stolze oft genug aussprechen. Ich erinnere mich, daß bei einem meiner frühesten Besuche in der Stadt Feuerlärm ward zu einer Zeit, als der jetzt regierende Fürst Otto, welcher damals in Göttingen studierte, in die Ferien heimgekehrt war. Bald nach Beginn des Allarms rasselten Spritzen und Wasserwagen vom Schloßberg herunter, und der frische Student half, wacker eingreifend, dem verheerenden Elemente Einhalt thun. Mit Fug und Recht haften solche Stunden in der Erinnerung der Bewohner von Wernigerode. Mag das genannte Verhältnis diesem und jenem kleinstädtisch oder kleinstaatlich erscheinen, es gibt, gottlob! noch eine tüchtige Zahl von Menschen, welche von solchen Beziehungen angeheimelt werden.

Es darf für erwiesen gelten, daß die Stadt, nach welcher die früheren Grafen sich nannten, etwas ältern Ursprungs ist, als das Schloß. Das Gründungsjahr ist nicht ermittelt. Der Name Wernigerode wird zuerst genannt 1121 in einer Urkunde, darin ein Graf Adalbertus (comes de Wernigerode), die Stiftung des Klosters Schöningen durch Bischof Reinhard von Halberstadt mit seiner Namensunterschrift bezeugt. Wenn man einem „Werniger" die Axt in die Hand gegeben hat, um die ersten Waldungen am Fuße des Harzes auszuroden, so ist das, ohne die Erklärung bestreiten zu wollen, keine schwere Forscherarbeit gewesen. Die Geschichte Wernigerodes ist seit Anbeginn bis auf den heutigen Tag von der der Grafen unzertrennlich; der Ort heißt nicht lange nach der Entstehung bereits eine gräfliche Stadt, Graf Konrad nennt sie 1349 schlechthin „seine Stadt."

Erst auf dem Schloßberge selbst ist der rechte Platz, von den Herren zu sprechen, hier sei zunächst nur ihres Zusammenlebens mit den Bürgern, später erst ihrer Stellung in der Weltgeschichte gedacht. . . Daß der jetzt regierende Fürst — diesen Titel führt er noch amtlich, nachdem die eigentliche Regierung vollständig in preußische Hände übergegangen ist — sich in der Grafschaft als Großindustrieller bethätigt und vielen Bewohnern von Stadt und Umgegend Arbeit und Brot gibt, bezeugt uns unter anderen gleich die am Bahnhof arbeitende, große Holzschneiderei. Aber auch vordem haben die Schloßherren nicht bloß steif im Sattel mit Stahlrüstung gesessen, sondern sind bemüht gewesen, durch Hebung von Handel und Wandel, durch Forstwirtschaft und Bergbau das Wohl von Land und Leuten zu mehren. Heute wird für Rechnung der fürstlichen Kammer Eisenstein auf dem Büchenberge gegraben, vor langer Zeit sind die Bergwerke von Andreasberg und Zorge durch die Wernigeröder Grafen erschlossen. Dazu ist Wildprethandel stark betrieben, und die Holzflößerei hat viel Nahrung gestiftet. Auch ist urkundlich beglaubigt, daß die Grafen in Gemeinschaft mit dem Rate der Stadt sich vielfach für Ausübung und Entwicklung der Goldschmiedekunst interessierten.

Nicht alle Reiser an einem Stamme sind

Abb. 8. Das Frankenfeldſche Haus zu Wernigerode.
(Nach einer Photographie von Saphus Williams in Berlin.)

von gleicher Güte; die Zeit des Fauſtrechts und der Stegreifritter hat auf der Burg den wilden Grafen Dietrich geſehen, der den Kaufmann auf der Straße warf und ſeinen Mantelſack an ſich nahm.

„Ich denke über Feld und Hain
Der einz'ge Herr und Fürſt zu ſein,
Und, daß die Unterthanen mir es glauben,
Will ich ſie, eh' ein andrer kommt, berauben."

Aber die heilige Feme war mit dem Wahlſpruch und ſeiner Befolgung ſeitens des Grafen nicht einverſtanden, lud den Frevler vor, und, da er ſich geſtellt und allerlei Übelthat eingeſtanden, ſtieß ihn Hans von Bleicherode, einer der Beiſitzer, nieder, als er eben eine Art Verteidigung beginnen wollte. — Im übrigen iſt es, wie man hört, nicht nur friedlich, ſondern auch gemütlich hergegangen zwiſchen den Herren der Burg und den Leuten im Thale. Ein wohlerhaltene Rechnung der ſtädtiſchen Kämmerei beziffert die Koſten einer gemeinſamen Schmauſerei und Beluſtigung mit Pfeifern und Geigern, abgehalten im Rathauſe, auf 12 Mark 9 Schilling — „vorterth in eyner collacien myt unſem gned herrn." Dazu erfährt man ausdrücklich, daß der nicht geizige Herr ſolche Feſteſſen gar gern mit Einladungen auf das Schloß wett gemacht habe. Am beſten traf es ſich, wenn herrſchaftliches Vergnügen und gemeine Not auf dasſelbe Ziel hinwieſen, und das geſchah nicht ſelten in früheren Tagen, wenn wilde Tiere des Harzes gegen die fetten Herden losbrachen. Noch im Anfange unſers Jahrhunderts ſoll auf den Sonnenklippen ein mächtiger Luchs von 53 Pfund Gewicht erlegt ſein. Beſondern Rufes aber hat ſich die letzte Wolfsjagd von 1798 erfreut, zu welcher an hundert Jäger und Bauern aufgeboten wurden, nachdem das Raubtier viel Unheil im Winter zuvor angerichtet. Dem Grafen Ferdinand glückte es, den mehrfach gefehlten Unhold zu erlegen, und es muß ein gewaltiges Aufſehen und Freuen in weiterer Umgebung darüber geweſen ſein. Gleim und Klamer-Schmidt zu Halberſtadt haben die That beſungen; bei einem Feſte, da 16 junge, als Schäferinnen

gekleidete Mädchen dem Sieger je ein Lamm als Zoll der Dankbarkeit vorführten, wurde schließlich dem Grafen das Wolfsfell von einem Jäger überreicht mit dem Verse:

„Hier ist der Balg vom Ungeheuer,
Das Ferdinand erlegt.
Der Jäger zollt ihm seinen Dank,
Der Hirsch beim sichern Weidegang,
Und friedlich bringt die Hirtenschar
Zur Dankbarkeit ein Lämmlein dar."

Einen heraldischen Beweis gemeinsamer Interessen und guten Einvernehmens zwischen Schloß und Stadt dürfte man aus den uns so häufig begegnenden Wappen schöpfen. Wir lernen auf unsrem ersten kleinen Bilde zur Rechten das Stadtwappen von Wernigerode kennen, welches eine mit Zinnen gekrönte Mauer und auf ihr drei Türme darstellt, unter deren mittelstem ein Ausflußbogen mit Fallgatter angebracht ist. Unter der Mauer schwimmt im Wappenfeld eine tüchtige Forelle. Zwei Forellen, die senkrecht gegeneinander stehen, bilden das Wappen der alten Grafenlinie, bei den Stolbergs tritt zunächst an die Stelle der Tiere des Baches der stolze Edelhirsch, aber oft genug finden wir daneben die silberbeschuppte Forelle wieder.

Nach diesen kleinen Zügen von Zusammengehörigkeit wollen wir einen guten Schluß bringen. Die Oberschule oder das Lyceum von Wernigerode wurde unter städtischem Patronat durch Unterstützung des jetzigen Fürsten Otto in eine vollberechtigte Anstalt (Gymnasium) umgestaltet. Später übernahm der Fürst selbst das Patronat und baute das neue stattliche Haus für die Schule, welche von seinem Konsistorium verwaltet wird.

Doch nun vorwärts zur Stadt, in sie hinein! Die Stadt ist seit meiner Jugendzeit um das doppelte der Einwohnerzahl gewachsen, zählt etwa 10000 Seelen allein, mit den beiden Vororten Hasserode und Nöschenrode deren 15000. Die genannten Vororte liegen an dem Lauf der beiden Gebirgswässer entlang, welche sich in Wernigerode vereinigen, der Holtemme und des Zilliger Baches.

Abb. 4. Marktplatz und Rathaus zu Wernigerode.
(Nach einer Photographie von Sophus Williams in Berlin.)

Wernigerode macht, früher noch hervorragender als jetzt, durchaus den Eindruck einer mittelgroßen Ackerstadt. Aus den Kornerträgen der nordöstlichen Ebene hat man einstmals das berühmte „Lumpenbier" gebraut, der Wernigeröder Kornbranntwein

Abb. 5. Schloß Wernigerode von Südwesten aus.
Hauptportal. Erker. Bergfried. Erker

Schusterturm. Terrasse.

hat stets mit dem Nordhäuser Erzeugnisse vom Südharze gewetteifert. In der Mitte unsers Jahrhunderts ward ringsum hier mehrfach Zichorien gebaut, eine große Fabrik bereitete jährlich viele, viele Zentner dieses beliebten Kaffeesurrogates, und es war eine schätzenswerte Verleugnung des Lokalpatriotismus, wenn der Fremde in einem sogenannten Kaffee wirklichen, reinen Kaffee erhielt. Der Wernigeröder Zichorien hatte nicht nur im Weichbild, sondern in der ganzen Provinz Sachsen und ihren Nachbarländern besondern Ruf.

Heute ist vieles mehr auf den Fremdenverkehr zugeschnitten, eine große Zahl von Gasthöfen, Restaurationen, Cafés übersteigt den winterlichen Bedarf, und manche im Sommer begehrte Wohnung und Villa steht im Winter verlassen. Doch auch zur Eiszeit ist geistig frisches Leben in der kleinen Stadt, da eine große Anzahl gebildeter Leute als Pensionäre oder Rentiers ihren Lebensabend hier feiern.

Von alten Bauten der Stadt haben drei Stücke so guten Ruf, daß sie in den Büchern über Baukunst hervorgehoben werden. Eins derselben treffen wir nicht fern vom Thore in der Breitenstraße, nach alter Zählung Nr. 405 jetzt 78. Dieses sogenannte Heineckesche Haus, in dem einzelne das Neustädtische Rathaus vermuten, ist mit seinem, mehrere Stockwerke durchziehenden Erker, mit seinen Butzenscheiben als ein echter Rest vergangener Baumanier sehenswürdig. Die Jahreszahlen 1680 und 1684 beweisen, daß zwei Jahrhunderte über dies Holz- und Fachwerkhaus dahingezogen sind, ohne am festen Gefüge zu rütteln. Hervorragend schön kann ich es nicht finden. Viel gefälliger erscheint mir das Frankenfeldsche Haus Nr. 408 alter, Nr. 72 neuer Ordnung (Abb. 3). Fachleute und recht altertumssüchtige Forscher werden vielleicht bedenklich den Kopf schütteln, wenn wir diese kleine, niedliche Nr. 72 vorziehen. Freilich sind im Obergeschoß die Schiebrahmen mit Aufzugluke gewöhnlichen Fensterscheiben gewichen, freilich hat man die einst glatte Hausthür nachträglich mit Holzschnitzereien ausgestattet, doch stört das die Wirkung der schönen Front keineswegs. Das Ganze trägt im hohen Grade den Stempel des Anmutigen, Gefälligen. Auch der neue Öl-

anſtrich hat ſein Gutes, da er das Holzwerk wirkſam gegen Unbill der Witterung ſchützt. Die Balkenköpfe, welche im erſtgenannten Nachbarhauſe ganz ohne Zierat ſind, zeigen hier allerlei Geſichtsmasken, die vielfach Löwengeſichtern ähneln. Wohl bildet auch die geſchnitzte Holzumrahmung der Hausthür ein kleines Kunſtwerk für ſich, aber das Eigenartigſte und Schönſte ſind die Reliefſchnitzwerke in den Fächern unter den Fenſtern beider Stockwerke.

Unter dem alten bilderreichen Holzgetäfel eine rechte Zierde des Marktplatzes (Abb. 4). Nach einigen Forſchern hieß es ſonſt das Epelhaus und es war darin ein Epelſaal (epulae), welche Worte mit Speiſehaus und -Saal gleich bedeutend wären. Jetzt will man — und das wird das richtigere ſein — Spielhaus (spêlhûs) herausleſen. Übereinſtimmend wird es ein Geſchenk des Grafen Heinrich an den Rat genannt. Über dem maſſiven Souterrain, darin jetzt nach neuer Manier eine altdeutſche Trinkſtube errichtet iſt, ſteht das ſteinerne Erdgeſchoß, welches das erſte,

Schuſterturm. Hauptportal. Beegfried.

Abb. 6. Schloß Wernigerode von Küſters Kamp geſehen.
(Nach einer Photographie von Sophus Williams in Berlin.)

des Frankenfeldſchen Hauſes nimmt es ſich recht eigen aus, daß im Erdgeſchoß ein dem Anſcheine nach ſchwungvolles Geſchäft in Glas und Porzellan, wie in allerlei Nippes und modernem Tand betrieben wird. Das höchſt ſeltſame Holzhäuschen verdient es wirklich mit Recht, daß es von vielen für eine Art Wahrzeichen der Stadt Wernigerode gehalten wird.

Zu dritt: das im letzten Jahrzehnt durch notwendige Um- und Neubauten etwas veränderte Rathaus iſt in beiden Geſtalten, alt und neu, weit und breit bekannt und bildet aus Fachwerk erbaute Stockwerk trägt. Zwei mit einfachem Eiſengeländer verſehene Freitreppen führen zu dem Haupteingang, welcher zwiſchen den ſchlanken Erkern und Erkertürmchen liegt. Eine Inſchrift verkündet, daß Thomas Hilleborch im Jahre 1498 am 15. Juni (die S. Viti) den Rathausbau vollendet habe. Über der Thüre prangt der luſtige Reim:

Einer acht's,
Der andere verlacht's,
Der dritte betracht's,
Was macht's!

Wir finden am Rathause die beiden Wappen der Stadt und des ehemals gräflichen Hauses, deren schon Erwähnung geschah, mehrfach in Stein gehauen; es ist dem Meister Steinmetz einmal ein kleiner heraldischer Irrtum mit unter gelaufen, indem er die eigentlich senkrechten Forellen wagerecht abgebildet hat — — Hadern wir darum nicht mit ihm!

Fast alle Spaziergänge und weitern Ausflüge von Wernigerode nehmen naturgemäß zu Anfang ihren Lauf in der Richtung auf Hasserode oder Nöschenrode, stromaufwärts an den Ufern der beiden Gebirgsbäche entlang. Da wir dem Schlosse zustreben, wählen wir den letzten Weg und befinden uns bald in Nöschenrode, in dessen lange Hauptstraße wir, fast ohne es zu merken, übergeführt werden. Nur eine kleine Wendung nach links, und — das Original unsers fünften Bildes liegt vor unsern Augen!

Ein Kleinod, von Menschenhand geschaffen, eingefaßt in den Rahmen, den Mutter Natur verliehen, wie emporgetragen vom herrlichsten Grün! Stämmige Eichen und Buchen, breitverzweigte Linden und knorrige Rüstern schmücken den Bergkegel, von dessen Gipfel das schöne Fürstenschloß uns grüßt. Auch die zahme Kastanie blüht, gedeiht und reift Früchte Jahr um Jahr an diesem Gelände — ich vernehme es zu meinem Erstaunen von Einheimischen, denn ich habe bisher die Grenze der zahmen Kastanie nach Freiburg im Breisgau und nach Heidelberg verlegt, höchstens im warmen Wiesbaden noch reifende Früchte gefunden.

Links auf unserm Bilde fällt das Gemäuer der Schloßterrassen steil ab, über welchem wir das pilzartige Dach des Schustertürmchens erblicken. Dicht daneben erhebt sich über dem Hauptportal, dasselbe weithin markierend, das steile turmartige Schieferdach mit abgeschrägten Seiten, auf dessen First die Flaggenstange ragt. Dann steigt rechts über den Dächern der hohe Bergfried auf, von einem kantigen und einem runden turmgekrönten Erkerchen gleichwie von zwei Trabanten umstanden.

Ein Fahrweg und ein breiter bequemer Fußpfad, der in rotgelbem Sande festgestampft ist, führen nach oben, wo sie sich am Fuße der Ringmauer vereinigen. Wir wählen den letzteren. Kurz geschorene Rasenflächen begleiten auf beiden Seiten unsern Weg, gegen das hellere Grasgrün heben sich viele einzelne Gruppen von Taxus-, Wacholder- und Tujabäumchen in dunkleren Schattierungen malerisch ab; in den Laubkronen mächtiger Bäume rauscht leise der Wind.

An einer kleinen Reihe von Häusern, welche mit Brettern ringsum verschalt sind und einem Teil der Schloßbeamten als Wohnungen dienen, vorüber gelangt man zum Eingang des Schlosses (Bild 6). Der Fahrweg zieht sich durch den steinernen Thorbogen an der epheuumrankten Mauer, aus welcher das Bäumchen herausgewachsen ist, neben dem Schusterturm entlang. Wie ist das kleine Türmchen, das wie weniges am ganzen Schlosse in seinem unteren Teile noch einen echten Rest aus alten Zeiten darstellt, zu dem Namen gekommen? Es hat eine Geschichte für sich. Um das alte Schloß herum lag einst die Schloßfreiheit, darauf die Hörigen der Burg, die sogenannten Hausfreien (hûsfrige) angesiedelt waren. In Nöschenrode soll ein wesentlicher Teil derselben gewohnt haben. Man gestattete diesen Leuten, vielfach Schuhmachern, die für den Handel bestimmten Erzeugnisse ihrer Hausarbeit in jenem Türmchen abzulagern und aufzubewahren. So entstand die Bezeichnung. Später hat der kleine Mauerturm, von dem aus der größeste Teil der Grafschaft zu überblicken ist, als Warte für den Feuerwächter gedient.

Wir benutzen den Aufstieg für Fußgänger, welcher unter der Laterne (Abb. 7) um die Ecke biegt. Ein kleiner Tunnel, welcher durch ein eichenes Fallgitter gesperrt werden kann, führt unter der Terrasse hindurch auf des Schlosses Vorplatz. Zu beiden Seiten dieses Tunnels liegen mächtige Kellergewölbe, in denen vor einigen Jahren der Harzverein auf Einladung des regierenden Fürsten frohe Stunden verlebte. . . . Und nun von der Terrasse, von dem schönsten Aussichtspunkte des Schloßberges, ein freudiges Hoch und Hurrah! für den gewaltigen Gebirgsstock unsers nördlichen Deutschlands, für den Harz und für seinen Meister, den Altvater Brocken! Welch ein Schauen! Da breitet sich unten etwas zur Rechten die schmucke Stadt mit ihren Ausläufern, Hasserode und Nöschenrode, vor uns aus, gleich hinter ihr nach Westen schließt sich der Lindenberg an, der, eigentlich bereits ein

Stück von Wernigerode selbst, das Villenviertel der Stadt geworden ist; eine lange Straße dort am Bergabhang heißt die Lindenbergstraße. Einst muß der Berg, wie sein Name besagt, reich mit Linden bestanden gewesen sein, ich habe ihn sicher vor 30 Jahren mit noch wenig Häusern bedeckt gekannt. — Der Stein ward des Holzes Totenwurm.

Und nun beginnt es, sich weiter nach Südwesten aufzutürmen, höher und immer höher! Da sind die kühnen Renneklippen über der steinernen Rinne, der kahle Rennekenberg und dann zuletzt an des Horizontes Grenze in dem dämmerigen Graublau der breite, fast behaglich anzuschauende Rücken des Brockens.

Zurück wandert das Auge noch einmal in nächste Nähe, in das reizende Mühlenthal von Nöschenrode. Da ist ja am Aufstieg nach den sogenannten „Zwölfmorgen," dieser wiesengrünen Berghalde, noch das alte bekannte Vergnügungshaus „Küsters Kamp," wo jetzt wie in meiner Jugend Tagen der behäbige Bürger von Wernigerode, der Beamte und der Pensionär oder Rentier sich am Kegelschub ergötzen darf! Und daneben steigt der kleine, steile Bergkegel der Harburg mit der engen Kuppe empor.

Abb. 7. Schloß Wernigerode. Eingang.
Fahrweg. Fußweg.

An die Harburg knüpft die Legende, da die Geschichtsforschung versagt, die Entstehung des alten Schlosses von Wernigerode, die Urgeschichte des Grafengeschlechtes. Stand da drüben in nebelgrauen Jahren die kleine turmartige Burg eines uralten Herrengeschlechtes. Einem alten Recken aus diesem Gesippe ward der Herrensitz zu eng, derweil er mit zahlreicher Familie gesegnet war. Doch er konnte den Bau auf dem engen Gipfel nicht erweitern, schaute sehnsüchtig nach dem gegenüberliegenden breiteren Schloßberg von heute und besprach sich über eine baldigst nötige Veränderung mit seiner Ehefrau. Obgleich nun der unsichtbare Zuhörer der Unterredung, der Burg- und Hausgeist, den alten Platz nur ungern räumte, weil das kein Glück bringen soll, mußte er dennoch den Wunsch der Schutzbefohlenen billig finden. In der Nacht glaubte die Burgfrau im Traume zu fliegen und hörte immer eine Stimme — es war natürlich die des spiritus familiaris —, welche „Rutschefort, Rutschefort" rief. Am andern Morgen sahen die erstaunten Eheleute, daß ihr ganzes Anwesen auf den jetzigen Schloßberg „fortgerutscht" war. Der Legendenmann, dessen Werke das Geschichtchen entnommen ist, gibt die geistreiche Erklärung, die Sage sei vermutlich entstanden, weil das gräfliche Ge-

schlecht vordem in den Ardennen ein Schloß Rochefort oder Rutschefort besessen habe. Mag er die Auslegung — ich habe die Fußnote mit eignen Augen gelesen — mit seinem Gewissen ausmachen!

Nach der Legende sei es an der Zeit, daß wir ein wenig unserm Vorsatze gemäß nach der wirklichen Geschichte der Schloßherren und damit der Grafschaft uns umsehen, wobei summarische Kürze als vornehmste Bedingung uns leiten muß. Die ersten Wernigeröder Herren werden betreffs ihrer Abstammung bei verschiedenen Forschern mit den Reinsteinern oder Hohnsteinern, auch mit den Grafen von Sommerschenburg in Verbindung gebracht, man setzt des ersten Schlosses Erbauung in die Jahre 1117 bis 1121. Sicher ist, daß dieses erste Geschlecht vom XII. Jahrhundert bis 1429 über Wernigerode geherrscht hat. Von einem Grafen Konrad ist bereits während dieses Zeitabschnittes anno 1268 die Grafschaft als ein Lehn dem Markgrafen Otto IV. von Brandenburg angetragen. Schon damals also fand sich die kleine Landschaft genötigt, nach einem größeren Schutze Umschau zu halten.

Abb. 8. Otto, Fürst zu Stolberg-Wernigerode.

Nach dem Tode des Grafen Heinrich, dessen sterbliche Hülle wie die seiner Ahnen in der Oberpfarrkirche der Stadt 1429 beigesetzt ist — seine Grabtafel ist noch heute die am besten von allen erhaltene — ging die Herrschaft auf die noch jetzt regierende, jetzt fürstliche Linie des Hauses Stolberg über. Der erste Stolberg, bei dessen Lebzeiten, 1452, die zweite Huldigung der Grafschaft an Brandenburg — unter den Hohenzollern diesmal — stattgefunden hat, war Botho der Ältere, also benannt zum Unterschiede von seinem Enkel Botho dem Glückseligen, unter dessen Regierung die Reformation in der Grafschaft eingeführt wurde, ohne daß der regierende Herr selbst sich offen zur neuen Lehre bekannt hätte. Freilich eitel Glück hat es auch zu des glückseligen Botho Zeiten in dem kleinen Ländchen nicht gegeben. Wir dürfen weder ihm noch seinen Leuten besonders vorwerfen, daß damals die ersten Hexen oder, wie es in den Werningerödischen Urkunden heißt: „Zauberschen" verbrannt sind; haben doch dermalen allerwegen die Scheiterhaufen geraucht, und — der alte gute, wegen des Hexensabbaths so schnöde beleumdete Brocken lag ja so nahe! Die Bauern haben vor der Frankenhausener Schlacht arg in der Stadt und rings umher gehaust, und das Wernigerödische Kloster Himmelspforten, von den Augustiner Brüdern bewohnt, bis auf den Grund verbrannt; der Graf Botho hat schlimme Not gehabt, sich hinter den Ringmauern des Schlosses gegen die Banden um sein Leben zu wehren.

Der dreißigjährige Krieg, Deutschlands schwerste Notzeit, hat auf dem Schloßberg wie in der Stadt unmäßige Verwüstungen angerichtet, und die Grafen haben ihr halbzerstörtes Haus lange Jahre verödet liegen lassen und nach Ilsenburg ziehen müssen. Herzog Wilhelm von Weimar 1623, Oberst Rubertus und Graf Aldringer 1626 werden als böse Plagegeister der armen Grafschaft genannt.

Später ist's allmählich besser geworden, nur hat die Pest um die Grenze des XVII. und XVIII. Jahrhunderts den Herren wie dem kleinen Lande viel Angst und Weh bereitet.

Aber nicht mit solchem Wehlaut wollen wir die wenigen Sätze aus der Geschichte der Schloßherren abschließen, sondern noch zweier Stolbergs aus dem vorigen Jahrhundert gedenken, zweier schöner Blüten oder auch Früchte, obgleich sie, auf einem Seitenast des Wernigeröder Stammes gewachsen, gereift sind; ich meine die beiden Brüder Christian und Friedrich Leopold, die bekannten Sänger und Mitglieder des Göttinger Hainbundes, die glühenden Verehrer Klopstocks, die Genossen von Voß und Hölty. — Der jetzt regierende Fürst Otto von Stolberg-Wernigerode ist 1837 geboren und seit 1863 mit Anna Elisabeth, Prinzessin Reuß j. L., vermählt. Er hat, nachdem 1876 die Grafschaft ganz in preußische Regierung überging, nur ein Konsistorium, welches Kirchen und Schulen vorsteht, sowie eine Kammer, welche die Finanzen verwaltet, beibehalten. Fürst Otto war eine Zeitlang Oberpräsident der Provinz Hannover, dann auch Staatsminister, und ist für das preußische Königshaus mit der Würde eines Oberst-Kämmerer bekleidet.

Abb. 9. Anna, Fürstin zu Stolberg-Wernigerode.

Während seiner Minderjährigkeit hat eine Zeitlang Graf Botho — das ist der häufigste Name bei den Stolbergs — die vormundschaftliche Regierung geführt, und wir müssen seiner hier besonders gedenken, weil er eine genaue Beschreibung der höchst interessanten, 1864 ausgegrabenen beiden Geschütze verfaßt hat, welche uns auf Abbildung 10 vorgeführt werden.

Man darf sicher annehmen, daß die schönen Stücke, welche jetzt in neuen Lafetten die Schloßterrasse zieren, ihrer Zeit vergraben wurden, um sie vor den beutelustigen Scharen des dreißigjährigen Krieges zu retten. Diese äußerst zierlichen Kanonen, aus Bronze gegossen, gehören zu der Gattung der einst so benannten und berühmten Feldschlangen. Das zuerst aufgefundene, etwas kürzere Geschütz, welche $3^1/_4$ m in der Länge mißt und weniger mit Zierat versehen ist, zeigt ein nicht ganz ausgeführtes Wappenschild und trägt die Jahreszahl 1530, sowie die Inschrift: Dominicus Drunk gos mich. — Die zweite, stärkere und einen halben Meter längere Feldschlange ist ein wirkliches Kunstwerk an gefälligem Guß. Leicht geschwungene Arabesken und drei, bis ins Feinste ausgeführte Wappenschilder zieren den Rücken der Kanone. Das größeste, obere Wappen ist das herzoglich-sächsische und meldet den Geber, darunter prangen die Wappen des Grafen Botho von Stolberg des Glückseligen und seiner Gemahlin, einer Gräfin Eppstein-Königstein: Die ausführliche Inschrift lautet: Du (dy) schone treiberin heis ich hertzog iorg von Sachssen schangkt mich dem von stolberg grof bot genat itzt wonend in doringer land.

Zur Seite der Schloßterrasse etwas tiefer am südwestlichen Abhang gelegen er-

blickt man den kleinen Weingarten, welcher durch eine laubenartige

Alte Geschütze auf der Schloßterrasse.

Abb. 10. Schloß Wernigerode. Hauptportal.

Nische und das darin stehende steinerne Bild des wilden Harzmannes, der eine Tanne im Arme trägt, geziert ist. Ob dieser Garten der unmittelbare Abkömmling des alten gräflichen Weinberges ist, bleibe dahingestellt.

Wenden wir nun unsere Augen dem Schlosse zu, dessen nur für Fußgänger bestimmtes Hauptportal uns Bild 10 veranschaulicht. Man muß diese Seite unzweifelhaft die Hauptfassade des Schlosses nennen. Über der schön geschnitzten, mit Eisenarabesken beschlagenen Thür ziehen sich der fürstlichen Familie Wohnzimmer hin, deren Fenster herrlichen Ausblick über das Hochgebirge gewähren. Darüber liegen, im zweiten Stock mit fast noch schönerer Fernsicht die Gastzimmer, und dort hat unser weiland Kaiser Wilhelm I. gar oft geherbergt zu Zeiten, da er an den Freuden der Harzjagd sich ergötzte. Im letzten Jahre vor seinem Heimgang — 1887 — hat der greise hohe Gast die ihm freundwillig eingeräumten Zimmer seines Wirtes bewohnt. Ein durch Lichtbilder oft vervielfältigtes und bekanntes Ölgemälde, den Kaiser, den damaligen Kronprinzen, „unsern Fritz“, und den damaligen Grafen Otto im Jagdkostüm beim Hallali darstellend, befindet sich im Zimmer des Schloßherrn.

Die hellen großen Fensterscheiben an der Schloßfront, welche so goldig die über dem

Abb. 11. Schloß Wernigerode, Treppe im Hof.
Holzhaus. Aufgang zur Kirche.

werkes zunächst den höchst schwungvoll ausgeführten Altan oder Balkon des großen Festsaales. Der in reinem gotischen Style gehaltene, von Säulen getragene Vorbau wird auf dem Spitzdach durch einen steinernen, fahnentragenden Ritter gekrönt. Man schaut vom hohen Balkone weit in das Flachland nach Norden und Nordosten.

Die gleichfalls gotische Schloßkirche, welche nun folgt, ist für ein kleines Meisterwerk zu erachten. Das Gotteshaus steht richtig orientiert; die Außenseite des hohen Chores, vollkommen freiliegend, sieht genau nach Osten, im Westen ist der Bau nicht zu umschreiten, da dieser Teil, wo z. B. die Orgel Platz hat, unmittelbar mit den andern Schloßgebäuden zusammenhängt. Wie schlank steigen die durch zart gekehlte Gesimse gut gegliederten Strebepfeiler in die Höhe! Wie fein sind auf den auslaufenden Türmchen derselben die Krabben und Kreuzblumen gemeißelt! Recht wild schauen die alten Wasserspeier, die Hunde- und Drachenköpfe, die Teufelsfratzen hernieder. Unmittelbar unter dem Schieferdache umkreist eine

Brocken untergehende Sonne widerspiegeln, haben wohl einst recht dürftige Vorgänger gehabt. Liest man doch in den Rechnungen, welche zur Zeit Graf Bothos des Glückseligen bei der sein hergerichteten Hochzeit seines Sohnes Wolfgang aufgestellt sind, daß der Glaser 55. neue, sechskantige Scheiben, „Das Stück umb einen Pfennig“ frisch eingesetzt und in Blei gefaßt habe. Aus selbigen Rechnungen ist nebenbei zu ersehen, daß der Schloßhof, „do es ungleich gewest“ zu dem Feste mit neuem Pflaster versehen wurde.

Wir machen nun einen halben Rundgang um das äußere Schloß und treffen auf dessen Nordseite in der Höhe des ersten Stock-

Abb. 12. Schloß Wernigerode, alter Teil.
Dienstwohnungen. Zur Kastellanswohnung.

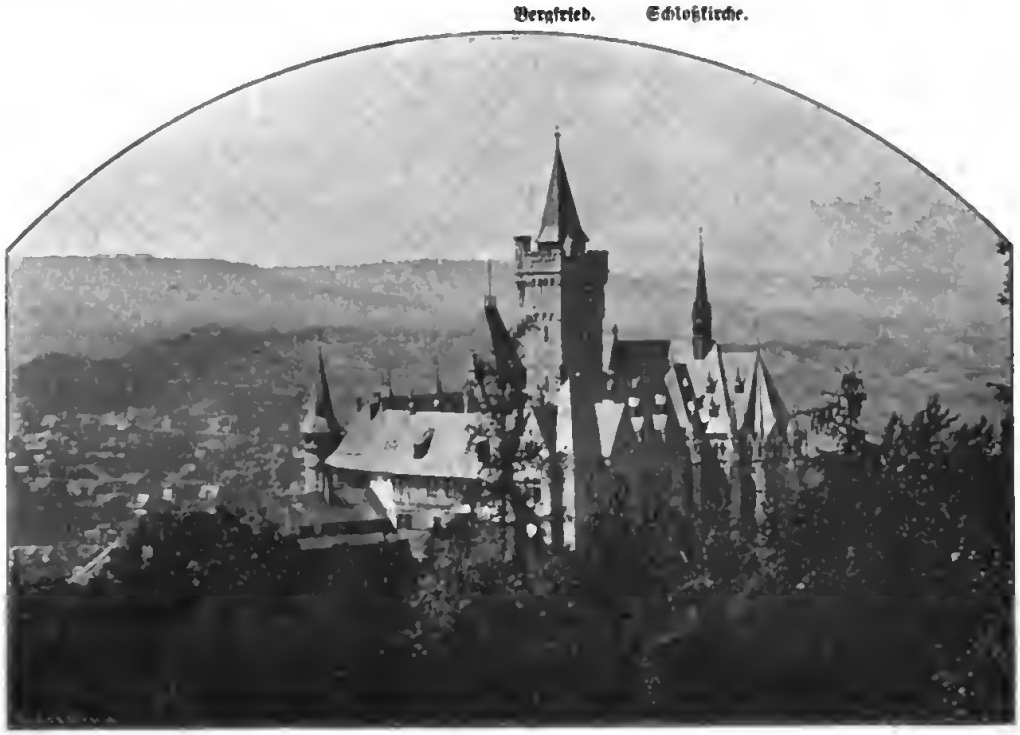


Abb. 13. Schloß Wernigerode, vom Agnesberge gesehen.
(Nach einer Photographie von Sophus Williams in Berlin.)

zierliche Säulengalerie die kleine Kirche, und in der Mitte des Daches ragt ein spitzer, kupfergedeckter Dachreiter gen Himmel.

Nur noch ein Dutzend Schritte, und wir stehen, sozusagen, an einer Sackgasse und haben den alten, vielleicht ältesten Teil des Schlosses vor uns, wie ihn Abbildung 12 wiedergibt. Das unserm Blick gerade entgegentretende einstöckige Fachwerkhäuschen mit dem im Winkel gebrochenen Schieferdache und seinen Mansardenstübchen gewährt Bediensteten Wohnung, alt ist vor demselben das einfache Eisengitter, welches aus einzelnen Stäbchen zusammengeschmiedet erscheint. Das Stück massiven Rundbaus daneben, welches ein niederes Stock von Fachwerk trägt, stammt sicher aus ganz alten Zeiten. Ganz zur Rechten, meist von einem Strebepfeiler unserm Blicke verdeckt, öffnet sich ein kleiner Eingang in das Schloß, der zur Kastellanswohnung führt. Gleich beim Eintritt in diese Thür können zarte Nerven durch den Anblick eines riesigen allerdings ausgestopften Bären erschüttert werden; den großen Meister Petz hat Fürst Otto auf einer Jagd in Rußland selbst erlegt und das schöne Beutestück hier aufgestellt.

Durch eine Seitenthür — wir lernen den Haupteingang vom Schloßhof her noch kennen — gelangen wir in die Schloßkirche. Der erste Eindruck des gotischen Kirchleins ist ein durchaus feierlicher. Da im Westen Fenster ganz fehlen, die andern Fenster mit kunstvoller Glasmalerei durchweg gefüllt sind, wird das Halbdunkel, welches wir auch in andern gotischen Kirchen gewohnt sind, noch um einige Schatten tiefer gestellt. Nur der weiße, von einem einfachen, mächtigen Kreuze gekrönte Altar schimmert uns hell entgegen. Das kleine, ganz streng im Style des Ganzen aus französischem Sandstein gefertigte Kunstwerk trägt auf dem Altartisch in drei steingeschnitzten Bogennischen ebensoviel Darstellungen aus der biblischen Geschichte

. . . In einem sonderlich schön gemalten Kirchenfenster sind die sieben Bitten des Vaterunser in einzelnen Abschnitten bildlich ausgeführt, ein anderes Fenster trägt die Porträts Luthers und Melanchthons. Die einschiffige Kirche ist bei dem sonntäglichen Gottesdienst den Bewohnern der Stadt geöffnet, unten im Schiff treten bei dem kleinen Raum passend an Stelle von Bänken eichen-

Abb. 14. Schloß Wernigerode, vom Lindenberg gesehen.
(Nach einer Photographie von Sophus Williams in Berlin.)

geschnitzte Holzstühle. Die Plätze für die fürstliche Familie befinden sich eine Treppe hoch auf einer Mittelgalerie, welche vor der von außen spielbaren Orgel liegt.

— — „Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!“ möchte ausrufen, wer nach dem Besuche der Kirche in den hellen, glänzenden Festsaal eintritt. Mit Recht! Dort im ernsten Halbdunkel soll der Mensch sich sammeln, bei sich selbst Einkehr halten; hier, wo die Fülle des Lichtes durch die breiten Fenster hereinflutet, soll der Fröhliche, der festlich Gestimmte aus sich herausgehen, sei es, daß Becherklang bei guter Tafelrunde ertönt, sei es, daß Trommeln und Trompeten von der über der Eingangsthür gelegenen Musikgalerie her zu einem feierlichen Rundgang einladen. — Das ist nicht nur ein im gewöhnlichen Sinne schöner Festraum, sondern ein eigner Prunksal der fürstlich Stolbergschen Familie, und aller edle Schmuck in demselben erzählt von des Hauses Geschichte. Dort in der Ecke der mächtige, mit ziselierter Arbeit in grauem Eisen ausgestattete Kamin zeigt uns das schon bekannte Stolberg-Wernigerödische Wappen, über ihm tritt gleichsam aus der Wand heraus in wunderbarer Naturtreue ein lebensgroßer Edelhirsch, in dunkles Hartholz geschnitzt. Gegenüber das riesige Büffet mit den breiten Etagen trägt herrliche Krüge und Becher, Trink- und Schenkgefäße aller Art und verschiedenen Zeiten entstammend — aus Glas und Metall — echte Familienstücke! Das Größeste aber sind die drei großen Fresken von Meister Conrad Beckmanns Hand, die uns auch den Fritz Reuter durch ihre Schöpfungen noch näher ans Herz gebracht hat.

Das erste Gemälde an der östlichen Wand bringt die Huldigung der Grafschaft Wernigerode vor dem jetzt regierenden Geschlechte. Der Künstler hat das Jahr 1417 gewählt, in welchem der alte Graf Heinrich, des aussterbenden Stammes letzter Zweig, noch bei eigenen Lebzeiten seinem Nachfolger huldigen läßt. Im zweiten Bilde wird die Einführung der Reformation zur Darstellung gebracht. Das letzte Freskogemälde ist mir das vollendetste unter den Geschwistern, ein Kleinod dieser Kunstart nach Zusammenstellung und Einzelausführung. Alles Leben und Bewegung, Kampf und Streit! Graf Heinrich Ernst widersetzt sich

zu Ilsenburg der Gegenreformation von Kaiser Ferdinand II. Eine herrliche Gestalt dieser Stolberger, voll Kraft und Mut, Ehrenhaftigkeit und Überzeugungstreue!

Die Decke des ganzen Festsales ist in braungebeiztem, der Fußboden in naturfarbigem Eichenholz getäfelt, die Kronleuchter mit Wachskerzen gelten für ein Provisorium.

Sei beim Scheiden gegrüßt, schöner Festsal, und laß manch frohen Tag in dir feiern!

Im Innern des Schlosses beschließen wir unsere Wanderung mit den ineinander übergehenden Korridoren, welche sich im Halbkreis um den Raum des Schloßhofes herumziehen. Eine Ahnengalerie dürfen sie genannt werden. Von den Wänden schauen aus den dunklen Rahmen edle Herren und Frauen, jung und alt, ernst und fröhlich — zwischen ihnen hier und da vornehme Stücke wohlerhaltener Möbel — Urväter schönster Hausrat — ein fein geschnitzter Schrank, eine schwerbeschlagene Truhe, daneben zwei volle Ritterrüstungen, für ernsten Strauß, wie für leichtes Tournier einst geeignet!

Auf eichenem Gesimse steht inmitten der Stolbergschen Ahnenbilder eine metallene Statue weiland Kaiser Friedrichs etwa in halber Lebensgröße. Der hohe Herr trägt die Uniform seiner schlesischen Kürassiere.

. . . Auf einer mit rotem Teppich belegten Wendeltreppe gelangen wir in den nicht übergroßen Schloßhof, und unwillkürlich haftet zunächst unser Blick auf der eigenartig geschmückten, niedrigen Treppe und seiner Umgebung (Bild 11). Diese Treppe führt vom Schloßhofe an den Haupteingang der Kirche, und ich erinnere mich noch ihrer mit schlichten Eisenstangen eingefaßten Vorgängerin, welche an derselben Stelle damals zu der Pantaleonskapelle führte.

Die vier Tiergestalten, welche jetzt wie fast ebenso viele Wächter die Stiege einfriedigen, sind noch viel fabelhafter gehalten, als die Wasserspeier der gotischen Kirche. Ein Vogel, halb Eule halb Geier, ein geflügelter Panther oder Luchs, ein Eber im Schuppenpanzer, eine unmögliche Löwenspielart — jeder darf nach eigner Einbildungskraft das Seltsamste herausdeuteln.

Das daneben aufsteigende Holzhaus ist wohl einem alten Originale nachgebildet, hat auch dessen Platz eingenommen, aber gegen das frühere, welches etwa im Gebälk dem Heineckeschen Hause in Wernigerodes breiter Straße ähnelte, vermag man es kaum wieder zu erkennen. Sehr hübsch nehmen sich die in hartes Holz geschnitzten Köpfe aus, welche, in Medaillonform unter bunten Arabesken hervorragend, nach Originalen der fürstlichen Familienmitglieder entworfen sind.

Rüsten wir denn zum Ausgang und Abstieg! Wir verlassen den Schloßhof durch die für Wagen bestimmte Thoreinfahrt im Osten, steigen dann auf einer Stiege durch die Masse der Terrasse hindurch abwärts und gelangen so auf den diese selbige Terrasse umkreisenden Fahrweg. An dieser Fahrstraße steht jetzt zwischen zwei Stützpfeilern der Ringmauer noch die alte Walfischrippe, mit Holzdach gegen Witterungsunbill geschützt, an eine Eisenkette gelegt — dieselbe alte Walfischrippe, die mich in Knabenjahren so gewaltig entzückte.

. . . Niederwärts nach Süden zu in das Mühlenthal führt vom Schlosse der Totenweg — kein gefahrvoller Pfad — die letzte Straße, welche die entschlafenen Schloßbewohner, so Herr als Diener, von ragender Burg hernieder ins stille Grab ziehen. Nichts Trauriges haftet an dem Wege, eine anmutige Heerstraße ist's durch herrliches Grün. Die alte, etwas steife Allee hochstämmiger Bäume ist zum Teil gefallen; der heute regierende Herr liebt freie, parkartige Anlagen. Und diese frischen Anlagen, welche rings den Bergkegel einnehmen und von früher her als Tiergarten bezeichnet werden, sind gegen die Tiere des Waldes abgegattert, damit dieselben die jungen Triebe des frischen Gehölzes nicht annagen und vernichten.

Auf halber Höhe zweigt von dem Totenwege ein Seitenpfad zur Linken ab, welcher zum Agnesberge führt. Von dem Gipfel desselben, der, südlich gelegen, vom Schloßberge nur durch ein mäßig tiefes Thal getrennt wird, hat die Aufnahme unsers vorletzten Bildes stattgefunden. Hier kommt der hohe Turm des Bergfrieds am stolzesten zur Geltung, hier breitet sich die schmucke Schloßkirche am vollendetsten vor den Augen aus.

Am Thore der Vergatterung mündet der Totenweg in das Mühlenthal von Nöschenrode. Links am Wege schimmern die Leichensteine vom Friedhof der Liebfrauengemeinde, und hart daran grenzt die kleine Kapelle S. Theobaldi. Rechts davon, nur durch den

Jesus und Johannes als Knaben. Von C
(Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie.

Guido Reni. In der Nationalgalerie zu London.
(in Dornoch. Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

Digitized by Google

Weg getrennt, ist die Ruhestatte für die heimgegangenen Schloßleute insgesamt, denn auch die Stolbergs werden nicht mehr wie einst in der Oberpfarrkirche beigesetzt, sondern schlafen hier am Bergesfuß den letzten Schlaf. — Fernhin scheint das hohe weiße Marmorkreuz, welches dort Preußens König Friedrich Wilhelm IV. seinem Hausminister, dem Grafen Anton von Stolberg, zur Erinnerung hat setzen lassen.

Das alles atmet nicht Trauer, kaum Wehmut — mehr stillen Frieden!

Wenn wir von Wernigerode nun scheiden wollen, wie wir gekommen, müssen wir von hier um den Fuß des Schloßberges noch einmal halb herumziehen, um wieder zu unserm Ausgangspunkte, dem Bahnhofe, zu gelangen. Dabei tritt uns ein einzelner mächtiger Bau am nördlichen Abhang in den Gesichtskreis. Das ist das einstige Orangeriehaus, welches jetzt zum Archiv und zur Bibliothek des fürstlichen Hauses und Schlosses umgewandelt ist. Wohl 60 000 Bände sind dort beieinander versammelt, darunter besonders viel alte Bibeldrucke. Und in manchen Urkunden aus grauer Vorzeit stehen zu lesen ausführlich und sicher allerlei Geschichten, welche hier von uns nur flüchtig gestreift werden konnten. Gern geben wir solches zu. Denn es sollte nicht geforscht und gesichtet werden — wir wollten schlicht in einzelnen Zügen vergleichen zwischen „Einst“ und „Jetzt“ und thunlichst uns an beiden erfreuen.

Mondnacht.

(Abdruck verboten.)

Der Mond steht über'm Walde;
Kühl streicht durchs Thal die Luft;
Fern schwimmen Heid' und Halde
In bleichem Nebelduft.

*

Durch kahle Zweige blinken
Die Sterne hoch herein,
Als wär's ein grüßend Winken
Von drüben: Denke mein! —

*

Wie Schwingen luftiger Boten
Rauscht's in des Spätwinds Wehn;
O sagt, ihr lieben Toten,
Wann wir uns wiedersehn?

Reinhold Fuchs.

Villa Esche.

Eine Familiengeschichte von Wilhelm Berger.

(Abdruck verboten.)

1.

Es war sehr liebenswürdig von meinem Freunde Otto von Esche, daß er mich zu überreden versuchte, ihn in den Osterferien zur Villa seiner Mutter bei Eisenach zu begleiten. Ich wollte nicht; für Thüringen um die Osterzeit hatte ich nichts übrig. Eben erst fingen die Berge an, sich den Winterschlaf aus den Augen zu reiben: noch hingen feuchte Nebelkappen auf ihren Köpfen. Ein schönes Weib, das Toilette macht, zu beobachten, mag lohnend sein; eine schöne Gegend jedoch soll man die Frühjahrswäsche in der Verborgenheit vollziehen lassen. Nein, ich zog vor, in Berlin zu bleiben. Nicht, um dort zu bummeln: das wußte Otto recht gut. Das Examen, aus welchem ich als Doktor der Philologie hervorzugehen hoffte, stand mir im Herbst bevor, und schon warf es seine Schatten in meine ängstliche Seele. Täglich entdeckte ich zu meinem Schrecken ein neues Gebiet, worin ich mich nicht genügend orientiert glaubte: sogar die klassischen Autoren des Altertums boten mir plötzlich Seiten dar, die mir so unbekannt waren, wie die abgewandte Seite des Mondes. Unter solchen Umständen sollte ich mir Ferien machen? — Mein Gewissen sagte mir: du darfst nicht.

Und doch überredete Otto mich. „Deine Vorsätze scheinen sehr löblich," sagte er. „Aber sie sind unvernünftig. Seit Weihnachten schon büffelst du, als ob du ein Lexikon werden wolltest. Du bist abgespannt, du bist eigentlich arbeitsunfähig. Dein Geist bedarf der Ruhe. Sollen dir Bücher wieder nützen, so mußt du sie eine Weile vergessen. Das ist der eine Grund, der dich angeht. Der andere betrifft mich. Siehst du, alter Junge, du thätest mir einen großen Gefallen, wenn du mitgingst. Allein langweile ich mich auf Villa Esche; du weißt, es ist eine Frauenzimmerwirtschaft dort. Meine Mama ist eine vortreffliche Frau, meine Schwestern sind ein paar ganz nette Backfische, aber es sind eben Frauenzimmer. Der Schritt des Lebens zu Hause hat etwas Leises, Gedämpftes, Zaghaftes. Bin ich allein mit den Weibern, so kriegen sie mich in einigen Tagen unfehlbar unter; ich kenne das. Meine Bewegungen werden gemessen, meine Stimme sinkt zu sanftem Murmeln herab, ich rauche nur noch im Freien und gehe um zehn Uhr zu Bett. Ich bitte dich: ist das ein menschenwürdiges Dasein? — Ganz anders, wenn du dabei bist. Du bist der Gast, dir wird jede Konzession gemacht. Und davon profitiere ich wieder. Kurz: ohne eine solche Rückenstärkung, wie ich sie von dir erwarte, wage ich diesmal den Kampf nicht. Ich schreibe ab, wenn du nicht mitgehst. — Verlangst du vielleicht, daß meine Mutter dich einladet? Auch das kann geschehen. Angekündigt bist du freilich schon; Mama hat geantwortet, du würdest ihr herzlich willkommen sein; aber wenn du wünschest —"

Wenn Otto diesen Ton anschlug, machte er mich waffenlos. Ich widerstand nicht länger. Es war entschieden: ich begleitete ihn Ostern nach Eisenach. Ein Händedruck besiegelte die Übereinkunft.

Nachträglich beschlichen mich neue Bedenken. Als Sohn eines Lehrers war ich in einfachen Verhältnissen aufgewachsen; in eine aristokratische Familie hatte ich noch nie Zugang gefunden. Ja, mehr noch: mein Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht war überhaupt ein sehr beschränkter gewesen. Ich begann, mich vor Ottos Mutter, vor seinen Schwestern zu fürchten; ich bildete mir ein, sie würden von mir eine Gewandtheit des Benehmens, der Rede erwarten, die nicht zu besitzen ich mir nur zu gut bewußt war. Mit besorgtem Gemüt musterte ich meine Garderobe: auch da haperte es. Mein täglicher Anzug war zwar leidlich erhalten, doch hatte er, als Fabrikat eines kleinen Schneidermeisters, einen recht altväterischen Schnitt. Daraus hatte ich bisher kein Arg gehabt. Jetzt, wenn ich einmal hinter einer großen Spiegelscheibe an der Leipzigerstraße das Abbild meiner Gestalt neben mir hinwandeln sah, erschrak ich bei dem Gedanken, daß ich mich so den Damen in Villa Esche darstellen sollte. Meinen schwarzen Gesellschaftsanzug konnte ich doch nicht den ganzen Tag tragen! Und dieser — ein bischen enge war er mir auch mit der Zeit geworden, da er schon vor drei

Jahren — freilich auf den Zuwachs — angefertigt war.

Diese Schwierigkeiten machten mir viele Not. Man kann in der griechischen Syntax noch so gut bewandert sein und imstande, jeden römischen Autor an der Eigentümlichkeit seines Stils zu erkennen, und hat doch das Gefühl einer fast verbrecherhaften Erbärmlichkeit, wenn man, in altmodischen, schlecht sitzenden Kleidern steckend, in die große Welt genötigt wird und nun, wie ein ungeschickter Schwimmer, mit eckigen Bewegungen und sich selbst mißtrauend, darin umhersteuert. Daß ich von schrecklichen Träumen geplagt wurde, von Träumen, worin ich vor den Augen der Damen von Esche die unglaublichsten Dummheiten beging; daß ich mir ein Büchlein: „Vom guten Ton in allen Lebenslagen“ kaufte und nach den Anweisungen desselben mich in acht Tagen zum vollendeten Kavalier auszubilden suchte — ach, geneigter Leser, wenn du die Thorheit des menschlichen Herzens kennst, so wirst du darüber nicht lachen. Es ist so natürlich, daß der Mensch, wenigstens solange er jung ist, vor denjenigen, die sich scheinbar in einer höheren Sphäre bewegen, einen mit Furcht gemischten Respekt empfindet!

Auf der Reise nach Eisenach unterrichtete Otto mich über seine Familienverhältnisse. Sein Vater war Gutsbesitzer in der Magdeburger Gegend gewesen und vor sechs Jahren gestorben. Frau von Esche hatte bald darauf das Gut verpachtet und war nach Thüringen gezogen. Von Otto, dem einzigen lebenden Sohne, wurde erwartet, daß er sich der Landwirtschaft widme, um später Eschenhof zu übernehmen; dazu indessen zeigte Otto nicht die geringste Neigung, vielmehr wählte er, nach schwer errungener Einwilligung seiner Mutter, das Studium der Rechte, mit der Absicht, sich dereinst in der Landesverwaltung verwenden zu lassen. Er hatte zwei Schwestern, Fredegunde und Hilde, jene achtzehn, diese siebzehn Jahre alt. „Ich glaube, sie sind beide ganz niedlich,“ sagte der Bruder in gleichgültigem Tone. „Aber noch fabelhaft naiv. Mama hat sie bisher nicht von sich lassen wollen. Ein bißchen gereist sind sie freilich, nach Ems, nach Baden-Baden, nach Norderney; aber dort scheint Mama sie meist in der Kinderstube gehalten zu haben. Das muß in diesem Sommer, wenn ich mitgehe anders werden.“

„Sehen deine Schwestern dir ähnlich?“ fragte ich schüchtern.

Diese Frage schien ihm noch nicht vorgelegt worden zu sein, da er sich auf die Antwort besinnen mußte. „Fredegunde gewiß nicht,“ entschied er sich endlich. „Sie ist blond. Eher noch die andere, Hilde. Ihr dunkles Haar hat sie von der Mutter, wie ich. Aber ob sie mir ähnlich sieht — wahrhaftig, ich weiß es nicht; du mußt es schon für dich selbst ausfinden.“

„Und sonst hat Villa Esche keine Bewohner von Wichtigkeit?“

„Ei ja doch. Da ist vor allen Dingen Frau Lobedanz. Das ist nämlich die Wirtschafterin. Sie ist bei uns gewesen, solange ich denken kann. In allen Verpflegungsangelegenheiten ist sie die höchste Autorität. Wer es leiblich gut haben will in Villa Esche, muß sie behandeln wie ein Glied der Familie. Ich werde dich ihr speziell empfehlen.“

„Danke. Und weiter?“

„Weiter niemand. Doch halt: da ist noch Vetter Ulrich: den hätte ich beinahe vergessen. Vielleicht auch wirst du ihn gar nicht sehen.“

„Ein Vetter von dir? Eine Mannsperson?“

Otto lachte. „Natürlich. Aber er zählt nicht mit. Er ist ein entfernter Verwandter, schon in reiferen Jahren, nicht ganz klar im Oberstübchen, dabei jedoch die Gutmütigkeit selbst. Wir schleppen ihn so mit durch; er hat seine besondere Wohnung, ein Gartenhäuschen mit zwei kleinen Zimmern, und lebt still für sich hin. Den Gärtner spart er uns; die Pflege der Anlagen ist sein Departement und seine einzige Liebhaberei. Weiter versteht er auch nichts. Ich glaube, Vetter Ulrich ist ein glücklicher Mensch. Für seine geringen Bedürfnisse wird gesorgt, ohne daß er eine Hand darum zu rühren brauchte; sein Horizont geht nicht weiter als bis zum Gartenzaun.“

Nachdem Otto mir diese Mitteilungen gemacht hatte, glaubte er, mich mit genügenden Vorkenntnissen zu einem glücklichen Debut in Villa Esche ausgerüstet zu haben. Über die wichtigste Person indessen war er mit Stillschweigen hinweggegangen — über seine Mutter. Ich bat ihn, mir etwas von ihr zu erzählen.

„O, Mama wird dir gefallen," sagte er lebhaft. „Sie hat die seltene Gabe, sich in andere hineinzuversetzen. Infolgedessen ist sie jedermann sympathisch. Nur muß man nicht in ihr eignes Vorstellungsgebiet einzudringen versuchen; darin will sie allein bleiben. Wie sie selbst denkt, spricht sie nie ohne Umschweife aus; sie läßt es nur erraten. Das ist eine Eigentümlichkeit von ihr, die mich früher oft in peinliche Ungewißheit darüber gebracht hat, was ich thun, was lassen sollte. Jetzt kenn' ich sie und merke sehr bald, woher der Wind weht."

Im ganzen waren diese Eröffnungen beruhigender Natur, und ich legte nach denselben den Rest der Fahrt mit ziemlich leichtem Herzen zurück.

2.

Ich hätte mich überhaupt nicht zu fürchten brauchen. Als wir, gleich nach unserer Ankunft, zu den Damen geführt wurden, war ich von dem unmittelbar Gegenwärtigen derart in Anspruch genommen, daß ich weder an meinen äußeren Menschen, noch an die Vorschriften meines Lehrbüchleins vom guten Ton dachte. Und das war das beste, was mir widerfahren konnte. Ein Teil der Wärme, mit welcher Otto empfangen wurde, strahlte auch auf mich über, und darüber kam keine Verlegenheit auf.

Als wir hernach beim Thee zusammensaßen, war mir's sogar ganz behaglich. Demgemäß gab ich mich auch und sprach frei von der Leber weg. Zunächst hatte ich über mich selbst Auskunft zu geben — über meine Familie, meine Aussichten für die Zukunft. Frau von Esche schien mit mir zufrieden; sie gewahrte ohne Zweifel, daß ich ihr kein anspruchsvoller Gast sein würde. Dann wurde das Gespräch allgemeiner. Wir beiden Studenten, Bewohner der Reichshauptstadt, fanden genug zu erzählen. Unbekannt wird den Damen schwerlich gewesen sein, was wir berichteten, da aus dem Heer der Zeitungen und Unterhaltungsblätter, das täglich über Deutschland hinwirbelt, auch einige in die Villa niederflatterten. Und darin war genug zu lesen über das Wachsen Berlins, über Paraden und Festlichkeiten, über neue Theaterstücke und andere Sehenswürdigkeiten. Doch keine Presse der Welt, so vortrefflich sie auch geleitet sein mag, kann mit dem Reize des lebendigen Wortes konkurrieren. Wir erfreuten uns der schmeichelhaftesten Aufmerksamkeit unserer Zuhörerinnen. Die blonde Fredegunde hörte am liebsten von unserm eignen täglichen Leben, unsern Bekanntschaften und den Formen des geselligen Verkehrs in der Großstadt, kurz gesagt, von dem prosaischen, nüchternen Kleinkram des äußeren Daseins, während die dunkle Hilde für das Treiben der höheren Gesellschaftskreise, für die Bewegung in Kunst und Wissenschaft ein besonderes Interesse zeigte. Beiläufig erfuhr ich, daß die letztere junge Dame sang und Klavier spielte, in Öl- und Wasserfarben malte, Häckels Schriften studierte und für die dramatischen Werke der skandinavischen Realisten schwärmte.

Diese Menge von Talenten, verbunden mit einer Geschmacksrichtung, vor welcher ich, von Natur allem Extremen abhold, ein geheimes Grauen empfand, flößte mir eine gewisse Scheu vor Hilde ein. Zugleich indessen konnte ich nicht umhin, zu bemerken, daß diese braunäugige Schwester meines Freundes zwar nicht ein eigentlich schönes, wohl aber ein ungemein anziehendes Mädchen sei. Ihre Züge waren fein, ihr Mienenspiel anmutig. Und dann hatten ihre gelegentlichen Äußerungen etwas von jenem frischen, jugendlichen Enthusiasmus, der einen geistig lebendigen Jüngling immer angenehm anweht, wie ein Hauch des unvergänglichen Edlen und Göttlichen in der Menschennatur. Mit ihr zu streiten — ich fühlte es gleich, das war unmöglich. Es war ihr schönes Recht, nach Rosenart zu blühen und zu duften, wie ihr die Natur gebot.

Spät am Abend, als wir allein waren, Otto und ich, sagte er in seiner burschikosen Weise: „Hilde ist ein verrücktes Frauenzimmer; sie sollte das Zeug aus dem Kopf lassen, das sie doch nur mißversteht."

„Es wird ihr nicht schaden," meinte ich. „Meinungen, denen das Fundament fehlt, vergehen mit der Tagesströmung oder unter dem Drucke einer neuen Autorität."

„Mag sein," gab er zu. „Doch würde ich, wenn ich an Mamas Stelle wäre, Hilde die Wahl ihrer Lektüre nicht unbedingt freigeben. Darin ist Mama komisch; Gefahren des Denkens erkennt sie nicht an."

„Dieselben mögen auch wohl bei dem

weiblichen Geschlecht nur in geringem Maße vorhanden sein," bemerkte ich ungalant.

„Doch ist die Gefahr des Kokettierens mit dem Denken vorhanden," versetzte Otto. „Und die ist schlimm genug. Ein sprechendes Auge, ein wohlgeformter Mund mit schönen Zähnen, eine feine Hand mit Grübchen über den Fingerwurzeln — das sind Realitäten. Sie mögen schließlich wert sein, was sie wollen — jedenfalls gelten sie etwas auf dem großen Markt des Lebens. Wenn eine damit kokettiert, so mag das nicht gerade lobenswert sein, aber es ist doch nur ein kleiner Schritt zu weit, und nicht in falscher Richtung. Eine junge Dame indessen, die aus dem Gebiet des Abstrakten Gedankensetzen auslieft und sich daraus einen Kopfputz zurechtschwindelt, macht einen Sprung aus der Natur hinaus."

Der Ton der Entrüstung in diesem Ausfall machte mich lachen. „Beruhige dich, Otto," sagte ich. „Mit dem Besten, was eine Frau besitzen kann, ist sie nicht imstande, zu kokettieren. Darin liegt ein großer Trost."

Er sah mich fragend an.

„Mit ihrem guten Herzen nämlich," erläuterte ich.

Ich entsinne mich dieser Bemerkung noch sehr gut. Viel, viel später kam sie mir wieder ins Gedächtnis zurück und verhalf mir zu einer Einsicht, die ich bitter nötig hatte.

Über Fredegunde uns auszusprechen, hatten wir keine Veranlassung.

3.

Der Ostersonntag war gekommen. Otto teilte mir mit, es sei Sitte in Villa Eiche, daß an den hohen Festtagen die ganze Familie die Kirche besuche, und von den etwaigen Gästen des Hauses werde stillschweigend erwartet, daß sie sich anschlössen.

Ich würde mich ohne Murren gefügt haben, selbst wenn ich der ärgste Heide gewesen wäre. Der aber war ich nicht. Allerdings hatte sich der Glaube meiner Kindheit allmählich von mir verloren, kaum wußte ich wie; doch bewahrte ich der alten Lehre eine aufrichtige Hochachtung.

Ein Kirchgang in einer kleinen Stadt hat immer etwas Feierliches. Die gesamte Bevölkerung scheint daran teilzunehmen. Wenn die Glocken zu klingen anfangen, wird die lärmende Symphonie menschlicher Thätigkeit abgebrochen; der unruhige Wirbel der Pauken verstummt, der stetige, vorwärts treibende Schritt der Bässe hört auf. Die Erdgeister halten den Atem an, und der liebe Gott hat das Wort.

Ich saß in der Kirche neben Hilde, und wir sangen aus demselben Gesangbuche. Sie hatte eine liebliche Stimme, der ich entzückt lauschte, solange sie tönte, während ich selbst nur sehr gemäßigt mitbrummte, aus Furcht, ihren musikalischen Sinn zu verletzen. Der Predigt folgte ich mit leidlicher Aufmerksamkeit, ohne persönlich an dem Auferstehungswunder Anstoß zu nehmen; doch störte mich häufig der Gedanke, wie sich wohl meine freisinnige Nachbarin innerlich zu dem Gehörten verhalten möge. Anzusehen war ihr nichts. Wie sie dasaß, das helle, intelligente Auge zur Kanzel emporgerichtet, mit statuenhaft ruhigen Gesichtszügen, unhörbar atmend, konnte sie die Gläubigste der Gläubigen sein. Meine verstohlenen Beobachtungen machten mich übrigens, gleichsam nebenbei, mit der Thatsache bekannt, daß Hildes Profil in den schönsten Linien verlief, und daß das Kolorit ihrer Haut an zartem Rosa alles übertraf, was ich bis dahin die Natur mit ihrem Farbenkasten hatte leisten sehen.

Nach der Kirche stiegen wir Jungen zur Wartburg hinan. Es wehte ein rauher Wind, doch drang zuweilen durch die Lücken der jagenden Wolken ein Sonnenstrahl und gab uns einen Vorgeschmack des nahenden Frühlings. Die Mädchen schritten rüstig aus; sie waren augenscheinlich an das Steigen gewöhnt. Es kostete mir Anstrengung, mich neben ihnen zu behaupten, und es wurde mir recht warm unter meinem dicken Überrock. Natürlich ließ ich mir nichts davon merken, sondern ging, oben angekommen, neben der führenden Hilde, trotz der schneidenden Zugluft, von einem Aussichtspunkte zum andern, geduldig ihren Erklärungen lauschend, als ob ich so strapazen- und wetterfest sei wie ein Bauernbursche vom Thüringer Walde. Herzlich froh war ich indessen, als wir uns endlich in dem Wirtshause bargen, diesem wunderlichen Nebeneinander und Übereinander wunderlicher Räume, worin man bei Speise und Trank, wenn man anders Neigung dazu hat und der nötigen historischen Kenntnisse nicht er-

mangelt, den Erinnerungen an Junker Jörg behaglich nachgehen kann.

Wir freilich enthielten uns, wie ich leider gestehen muß, jeglichen gebildeten Gesprächs über den Helden und Schutzpatron der Wartburg. Nur der Sängerkampf beschäftigte uns eine Weile, und es wurde mir von den jungen Damen freundlichst gestattet, ihnen einige Lieder Wolframs in mittelhochdeutscher Sprache vorzutragen, an denen Fredegunde besonderen Geschmack fand, da sie dadurch, wie sie sagte, unter den verschwimmenden Nebelgestalten der Sage wenigstens einen wirklichen Menschen kennen lernte. Dann verlor sich unsere Unterhaltung, hauptsächlich durch Ottos Einfluß, in neckische Scherzreden, in anekdotenhafte Mitteilungen aus unserm Berliner Leben — kurz, in Frohsinn und Gelächter. Nach drolligen Trinksprüchen, zu denen auch die jetzt glühende, sprühende Hilde einige beitrug, klangen unsere Gläser zusammen. Meine junge Bekanntschaft mit den liebenswürdigen Mädchen gedieh in dieser sonnigen Stunde zu geschwisterlicher Vertraulichkeit. Offene Naturen, wie rasch schließen sie sich unter günstigen Sternen aneinander! — Als wir hinab pilgerten, waren wir wie andere Menschen: vorhin gesetzte, ernsthafte, steife Kunstwesen, jetzt übermütige, lachende, ungebundene junge Leute, bereit, jedem Begegnenden hinter dem Rücken ein Schnippchen zu schlagen!

Die gnädige Frau von Esche mochte sich bei Tische im Stillen wundern über den munteren Ton, der da so plötzlich unter ihrem jungen Volk eingerissen war; aber sie ließ sich davon nichts direkt merken. Nur suchte sie mich, ihre Kinder ignorierend, in einem nüchtern sachlichen Gespräche festzuhalten. Ich hatte Lebensart genug, ihr Rede und Antwort zu stehen; doch war ich nur halb bei der Sache; immer horchte ich auf die Silberstimme Hildes. Da stellte Frau von Esche ihre Bemühungen ein, mit meiner Hilfe die Lebhaftigkeit ihrer Kinder zu dämpfen, und gab mich frei.

Nach Tisch, während die Mama ruhte, wurde der Wirtschafterin, Frau Lobedanz, ein offizieller Besuch gemacht. Sie war eine stattliche Person mit klugen Augen, selbstbewußt in ihrer Stellung. Ich bemerkte bald, daß sie sich über die Tugenden und Schwächen der Familienglieder ihre eigne feste Meinung gebildet hatte. Otto erklärte mir lachend, Frau Lobedanz sei seine erste Liebe gewesen. — „Glauben Sie Herrn Otto nicht," wandte sie sich an mich. „Es war nur ein Butterbrotverhältnis. Die Liebe kam und verschwand mit dem Hunger." — Otto stellte sich entrüstet. „Wie, Undankbare!" rief er aus. „Habe ich Ihnen nicht mein erstes Taschengeld geopfert? Habe ich nicht unzählige Stränge Strickgarn für Sie gehalten? Habe ich nicht in Ihrem Schlafzimmer auf Eschenhof mindestens ein Dutzend Mäuse getötet, damit Sie ruhig schlafen konnten? Und das soll keine Liebe gewesen sein? Thut ein Erwachsener im Verhältnis mehr für die Dame seines Herzens?" — „Schwatzen Sie keinen Unsinn," erwiderte ungerührt Frau Lobedanz. „Sagen Sie nur lieber gleich, welche süße Speise Sie morgen zum Nachtisch wünschen; denn darauf laufen die schönen Reden ja doch hinaus." — „Sie ahnungsvoller Engel!" sagte Otto im Tone des Erstaunens. „Keine versteht in meiner Seele so zu lesen, wie Sie!"

Hilde mengte sich ein: „Sei doch nicht so albern, Otto!"

Und Frau Lobedanz dagegen: „Lassen Sie ihn nur, Fräulein. Herr Otto möchte in der Übung bleiben."

In diesem Ton ging es eine Weile weiter.

Fredegunde hatte geschwiegen. Jetzt, als wir gehen wollten, zog sie einen Streifen Spitze aus der Tasche. „Hier ist das Muster, das Ihnen so gefiel, Frau Lobedanz," sagte sie. „Ich habe es Ihnen gestern Abend noch abgehäkelt."

„Dazu haben Sie noch Zeit gefunden?"

„Sie wissen doch, daß es mir nie an Zeit fehlt —"

„Wenn es gilt, andern eine Freude zu machen," ergänzte Frau Lobedanz. „Ja, das sollte ich nachgerade wissen."

Wir gingen in den Garten, dem Wetter Trotz bietend, das über Mittag noch unfreundlicher geworden war. Hilde bestand darauf, ich müsse Vetter Ulrich kennen lernen. Wir fanden ihn in der Thüre seines Häusleins sitzend, wo er vor dem kalten Winde geschützt war. Er rauchte behaglich seine Pfeife und blickte aus hellen, wasserblauen Augen in die Weite — eine kleine, magere, sehnige Gestalt mit einem braunen

Kopf darauf. Otto stellte mich vor; Vetter Ulrich schüttelte mir wohlwollend die Hand. „Sie hätten zu besserer Jahreszeit kommen müssen," meinte er. „Niemand, der unser Thüringen nicht schon kennt, kann sich jetzt vorstellen, wie sich's im Frühling herausputzt." — „Guten Tag, Vetter Ulrich," sagte Hilde. Der Vetter blickte sie von der Seite an, ohne zu antworten. „Sie müssen wissen," erklärte Hilde mir lachend, „daß zwischen Vetter Ulrich und mir Feindschaft herrscht. Er will es niemals leiden, daß ich mir Blumen abschneide, und ich lasse mir das nicht verbieten. Der Kampf zwischen uns dauert bis zum ersten Nachtfrost; dann tritt notgedrungen Waffenstillstand ein. Aber die Rüstung legt er nicht ab, der kriegerische Vetter; ich bleibe für ihn das Ungetüm, das frevelhaft seine Schätze raubt, auch jetzt noch, da es schon lange nichts zu rauben gegeben hat."

Vetter Ulrich fuhr auf. „Nicht? Hast du nicht vor einigen Tagen sämtliche Schneeglöckchen abgeschnitten, während ich aus war? Nur mir zum Schabernack? Denn was konntest du mit den zarten Dingern anfangen, die im Glase gleich eingehen?"

„Gemalt habe ich sie — damit du es nur weißt, grimmiger Vetter."

Ulrich von Esche murmelte etwas vor sich hin.

„Was sagtest du, lieber Vetter?" schmeichelte Hilde.

„Junge Damen, die die Nadel führen statt des Pinsels, sind mir lieber," erklärte Ulrich offenherzig.

„Du ziehst Fredegunde mir vor. Sie rührt keine Blume an, o nein! sie nicht. Und dabei steht sie sich sehr gut, denn sie erhält dafür mehr von dir geschenkt, als sie zu lassen weiß, und die schönsten obendrein."

Es kam mir so vor, als ob Vetter Ulrich errötete, durch das Braun seiner Haut hindurch.

Otto unterbrach das Scharmützel, indem er mich aufforderte, mit ihm nach Eisenach hinab zu gehen, um ein Glas Bier zu trinken. Nachlässig warf er hin: „Willst du mit, Ulrich?"

Ulrich zögerte, zu antworten.

„Du brauchst nicht, wenn dir's nicht paßt," sagte Otto ungeduldig.

Fredegunde trat aus dem Hause, wo sie sich zu thun gemacht hatte. „Du weißt doch, es schmeckt ihm nicht an einem fremden Ort," sagte sie zu ihrem Bruder. Und an Ulrich sich wendend, fügte sie hinzu: „Ich werde dir gleich eine Flasche hinübersenden."

Um die Theezeit kehrten wir zur Villa zurück. Die Lampen brannten unter ihren farbigen Schleiern; im Kamin knisterten harzreiche Holzscheite; das Wasser im Theekessel sang. Es war urgemütlich. Hilde setzte sich an den Flügel und spielte. Aus einem Stück kam sie ins andere, immer mit der Frage an Otto dazwischen: „Kennst du dies Notturno, jene Romanze?" Otto verneinte immer. Ich saß und schwieg und lauschte. Ich that noch etwas mehr: auch meine Augen gebrauchte ich. Wieder wandte Hilde mir ihr Profil zu, dieses entzückende Profil, dessen Linie sich mir schon unauslöschlich eingeprägt hatte. Sie spielte auswendig und hatte eine allerliebste Manier, bei zarten, kosenden Stellen das Köpfchen zu senken und die Lippen zusammen zu pressen, während ihre Finger die Töne unmittelbar aus den Tasten hervorzuholen schienen. Sehr musikalisch bin ich nicht; über den künstlerischen Wert von Hildes Spiel maße ich mir kein Urteil an; wahrscheinlich war es nicht besser und nicht schlechter wie dasjenige von hunderten von andern guten Dilettanten; auf mich aber war der Eindruck ein sehr starker. Gehört hatte ich schon viel Musik, mit Behagen und ohne Behagen, wie es gerade kam: empfunden wie diesmal hatte ich sie noch nie. Als Hilde endlich ermüdet aufhörte, stotterte ich: „Ich glaube, Sie sind eine große Künstlerin, Fräulein Hilde," — Da leuchtete ihr Auge vor Vergnügen auf, obgleich sie schon gemerkt haben mußte, daß ich auf keine Kennerschaft Anspruch machen konnte.

Nach dem Abendessen machten wir Gesellschaftsspiele und zwar solche mehr wilder als geistreicher Art. Hilde war aufgeregt; ihre Wangen glühten. Die Mama, in einer Zimmerecke mit einer Handarbeit sitzend, rief warnend herüber: „Aber Hilde! so halte doch Maß in der Freude!" — Doch Hilde ließ sich nicht dämpfen. „Das werde ich von selbst thun, wenn ich alt und wackelig geworden bin," gab sie zurück. „Jetzt will meine Jugend zu ihrem Recht kommen." — Und übermütig sprang sie

auf und malte mir, der eben als schwarzer Peter sitzen geblieben war, einen halben Schnurrbart bis zum Ohre.

Es ist, wie ich bemerke, immer Hilde, von der ich erzähle. Nun ja, ich sah und hörte fast nichts als Hilde an diesem ersten Tage. Und das war nicht einmal sehr befremdlich, meine ich. Ich besaß weder Schwestern noch jüngere weibliche Verwandte; nie hatte sich ein blühendes, lebensfrisches Mädchen so frei und unbefangen in meiner Nähe bewegt, wie Hilde that. Wenn ich da ihrem Zauber unterlag konnte ich anders?

Fredegunde hatte weder das lebhafte Temperament, noch das blendende Äußere ihrer jüngeren Schwester. Gewiß, sie war ein gutes Mädchen; ich fühlte etwas wie brüderliches Wohlwollen gegen sie, einen großmütigen Trieb, auch sie gelten zu lassen und ihr freundlich zu begegnen. Aber wenn meine Hand die ihrige im Spiel streifte, durchrieselte mich's nicht wie mit Feuerwellen; wenn ihr Blick dem meinigen begegnete, drängte sich mir nicht das Blut zum Herzen. Sie war die angenehme Genossin, mit der man kleine Leiden und Freuden teilt, Hilde das höhere Wesen, von dem man Glück oder Unglück erwartet.

So verlief der Ostersonntag auf Villa Eiche. Was ich darin erlebte, hab' ich getreulich berichtet. Es war nicht viel und nichts Außergewöhnliches; daß diese Erinnerungen für irgend jemand außer für mich von Interesse sind, kann ich kaum erwarten. Dennoch fielen an diesem Ostersonntage die Würfel meines Schicksals. Ich habe deshalb alle Ursache, über meine ersten, entscheidenden Eindrücke Rechenschaft abzulegen. Sie wirkten nach, als ich unfähig war, neue aufzunehmen. Und dies sollte nur zu bald der Fall sein.

4.

Als ich am nächsten Morgen erwacht war, empfand ich bei der ersten Bewegung einen eigentümlichen Schmerz in den Gelenken. Zuerst dachte ich an nichts Arges. Das würde sich schon geben, meinte ich, und quälte mich aus dem Bett heraus. Es gab sich aber nicht; ich fand zu meinem nicht geringen Schrecken, daß mir das Gehen unerträgliche Schmerzen verursachte. Vergeblich biß ich die Zähne zusammen und suchte die Herrschaft über meine widerspenstigen Glieder zu gewinnen; schließlich mußte ich, wohl oder übel, in das Bett zurück. Dort verharrte ich regungslos, mir ängstlich ausmalend, was aus mir werden würde, falls aus diesem rätselhaften Übel sich eine ernstliche Krankheit entwickelte.

Die Klingel mochte ich nicht ziehen; geduldig wartete ich, bis es Otto gefallen würde, sich nach mir umzusehen. Es wurde neun Uhr, ehe er leise hereinschlich. „Langschläfer!" rief er, als er mich wachend fand. „Du hast wohl vergessen, daß wir zur hohen Sonne hinauf wollen!"

Ich schilderte ihm meine klägliche Lage. Er ging hin und her und zupfte an seinem Schnurrbärtchen. Endlich brach er aus: „Das ist ja eine vertenfelte Geschichte!"

Gewiß, das war es auch; ich war ganz seiner Ansicht. „Nimm mir's nicht übel, wenn ich euch etwas Last mache," sagte ich kleinlaut. „Ich kann es nicht ändern. Ein Vergnügen ist es nicht, steif wie ein Stock hier zu liegen."

„Ich will Frau Lobedanz um Rat fragen," schlug Otto vor. „Sie weiß Hausmittel gegen ein paar hundert Krankheiten."

Bald nachher erschien die gute Seele selbst an meinem Bett mit einer großen Tasse Fliederthee. Es sei nur eine starke Erkältung, die ich mir wahrscheinlich gestern auf der Wartburg zugezogen, tröstete sie mich. Dann schleppte sie Deckbetten herbei und häufte sie auf mich, eins auf das andere türmend, bis ich glaubte, der ganze Inselsberg läge auf mir. „Das muß so sein," erklärte sie freundlich. „Nun liegen Sie hübsch still, und ich glaube, Ihnen versprechen zu dürfen, daß Sie nach vierundzwanzig Stunden wieder herumhüpfen, wie ein junger Frosch."

Wer aber nach der angegebenen Zeit an kein Hüpfen denken konnte, das war ich. Frau Lobedanz hatte mit ihrem Hausmittel ein schmähliches Fiasko erlitten. Weit schlimmer befand ich mich, als tags zuvor. Ich fieberte und fühlte so ziemlich alle meine Gelenke. Wo ich mich befand, was aus mir wurde — das fing an, mir vollständig gleichgültig zu werden. Ein fremder Herr erschien an meinem Bett; ich hörte etwas von rheumatischem Fieber. Das letzte Aufflackern meines Willens äußerte sich darin, daß ich begehrte, nach Berlin überführt zu

werden; dann ging mir das Bewußtsein meiner Persönlichkeit verloren.

Die nun folgenden vierzehn Tage muß ich als aus meinem Leben gestrichen betrachten; nicht die geringste Erinnerung daran vermag ich in mir wachzurufen. Dann begann ich, bekannte Gesichter zu sehen, wie im Traum. Sie kamen und verschwanden, aus dunklem Grunde auftauchend, hin- und herschwebend, endlich langsam verdämmernd. Wem sie angehörten, kümmerte mich nicht weiter. Eins sah ich am häufigsten, immer wieder beim Lampenschein. Diesem Gesichte galt mein erstes Nachdenken. Ich muß geglaubt haben, ich sei zu Hause; unter den dortigen Bekannten suchte ich zuerst. Dann geriet ich nach Berlin; eine Zeitlang bildete ich mir ein, es sei einer der Universitäts-Professoren, der sich nachts mir widmete. Schließlich kam es mir, wie durch Eingebung: es war Vetter Ulrich. Nun hatte ich glücklich den Namen gefunden. Und dieser Name war mir der feste Punkt, an den ich mich klammerte. Von ihm aus drang ich allmählich wieder in die Welt vor, noch immer zu matt, um zu sprechen. Nacheinander erkannte ich Frau Lobedanz, Frau von Esche, Fredegunde. Einzelne Worte fing ich auf und verstand sie. Ich unterschied den Arzt und hörte ihn sagen, daß die Gefahr vorüber sei. Er sprach von mir, soviel vermochte ich zu fassen, doch war mir nicht klar, welche Gefahr er meinte.

Dann fing ich an, Tag und Nacht zu unterscheiden; die Vorstellung der Zeit kehrte allmählich zu mir zurück. Und eines Morgens, als ich erwachte und die Augen öffnete, lag das Zimmer mit überraschender Deutlichkeit vor mir. Zunächst zog die Tapete mit ihrem auffallenden Muster meine Aufmerksamkeit auf sich. Farnwedel, grün wie junges Gras, einer wie der andere, hoben sich aus dem hellen Grunde hervor; dazwischen schwebten Vögel mit roter Brust und blauen Flügeln, überall dieselben, wohin ich auch sehen mochte. Ich erwartete jeden Augenblick, der ganze Schwarm würde sich aus der Tapete lösen und mir um den Kopf schwirren. Da war es mir angenehm, daß sich meinen Augen einige Bilder an der gegenüberliegenden Wand als Ruhepunkte darboten. Es waren Porträts in Aquarell, ausrangierte Erbstücke, die man im Gastzimmer untergebracht hatte, da die Pietät verbot, sie zu vernichten, was sie eigentlich verdient hätten: Schäfer und Schäferin mit rosenroten Wangen und kirschroten Lippen, langweilige Schablonengesichter, die aus ihrer künstlichen Welt affektiert auf mich herniederlächelten. Ich prüfte die Schäferin auf eine etwaige Ähnlichkeit mit Hilde. Gott sei Dank, es war keine vorhanden!

Die Thürklinke ging leise; es trat jemand in das Zimmer. Ich schloß die Augen und gab mir zu raten auf, wer es sein möchte. Ein leichter Schritt, ein eben hörbares Rauschen von Gewändern. Es ist Hilde, raunte mein Herz mir zu. Das dumme Herz irrte sich; es war die Stimme Fredegundes, die ich gleich darauf vernahm. „Wie war die Nacht?“ fragte sie.

Von hinter dem Kopfende meines Bettes her kam die Antwort von Vetter Ulrich: „Besser als irgend eine bisher. Er hat durchgeschlafen.“

Fredegunde wieder: „Hier ist sein Thee. Soll ich ihn wecken?“

„Laß noch, es hat keine Eile.“

Eine Pause. Dann begann Fredegunde wieder: „Ich bleibe jetzt; du kannst dir deine Ruhe nehmen.“

„Schickst du mich weg?“ fragte Ulrich im Tone eines Vorwurfs.

„Es ist unsere Uebereinkunft, daß ich dich morgens ablöse.“

Ulrich rührte sich nicht. Auf einmal sagte er: „Ich habe über allerlei nachgedacht in diesen Nächten, Fredegunde. Zumeist über mich.“

„Das war nicht gut. Du hattest mir versprochen, zu studieren. Habe ich nicht das Werk kommen lassen, das du dir wünschtest?“

„Hier ist es, siehst du? — Aber es ist schwierig zu verstehen; es will mir nicht recht in den Kopf. Und daher kam es eben — das Nachdenken, meine ich. Ich bin doch nur ein untergeordnetes Geschöpf, Fredegunde, eine Art Halbmensch. Was die andern thun und treiben, begehren und erstreben, das ist nichts für mich. Ich habe mein kleines Revier; draußen geht das Leben weiter, und ich kann nichts thun, als zuschauen.“

„Dabei bist du doch immer glücklich gewesen, Vetter Ulrich.“

„Gewöhnlich schien mir's so. Nicht

immer. Und wie gesagt: in diesen Nächten hab' ich's herausbekommen, daß es auch anders sein könnte, wenn ich nur etwas hätte, was mir zu fehlen scheint. Was es ist, kann ich mir nicht deutlich machen, aber du wirst mich schon verstehen."

„Und was könnte nach deiner Meinung dann besser sein?"

Vetter Ulrich besann sich eine Weile. „Ich kann es dir doch nicht sagen," kam es kleinlaut heraus.

„Warum nicht? — Wenn du einen Wunsch hast, den ich erfüllen helfen kann, brauchst du ihn nicht bei dir zu behalten."

„Ja, du bist die Einzige, die etwas um mich gibt. Deshalb aber bleibt doch unmöglich, was ich meine. Ich fühle das, und es quält mich."

„Sonderbarer Vetter!" sagte Fredegunde, und im Geiste sah ich sie lächeln. „Wie soll ich nur raten, was du im Sinn hast?"

„Vetter nennst du mich; du könntest auch Freund sagen."

„Sonderbarer Freund also," scherzte Fredegunde.

„Du lachst über mich. Das ist mir von allen Menschen gleichgültig, nur von dir nicht." — Er sagte es traurig, wie ein gekränktes Kind.

„Lieber Ulrich!"

„So hab' ich dich gern. Ich bin nicht arm, ich bin nicht einfältig, wenn ich dir lieb bin. Könnt' ich das nur stündlich von dir hören, dann würden mir niemals unzufriedene Gedanken kommen. Doch nur selten sagst du mir das Wort, das mich glücklich macht. Und der Tag naht heran, wenn wir ihn auch noch nicht sehen, an dem du dieses Haus verlassen wirst; dann werd' ich es gar nicht mehr hören."

„Aber Ulrich, wie weit du denkst! — Viel weiter, als ich selbst."

„Das war einer von den Gedanken, die mir zugeflogen sind. Daß ich dich nicht halten kann, Fredegunde! Daß ich solch ein jämmerlicher Kerl bin, der nicht sagen darf: bleibe bei mir und teile mein Leben!"

Er verstummte, und es blieb eine Zeitlang ganz still im Zimmer. Ich glaube, Vetter Ulrich weinte, weinte mit abgewandtem Gesicht, und Fredegunde hatte eine seiner harten Gärtnerhände ergriffen und streichelte sie mitleidig.

Der arme Vetter Ulrich! — Er hatte den sichern Damm des Schweigens durchbrochen; nun mußte er leiden, daß ihm die eindringende Flut bis ans Herz stieg.

Ich hörte, daß er sich schnaubte. Welche Tragikomödie! Rührend und lächerlich zugleich. Wie ein Schulknabe, wenn er mit seinen Thränen fertig ist und den normalen Zustand seiner Organe wiederherstellt!

Er ging. „Adieu, Fredegunde," sagte er mit gepreßter Stimme.

Sie geleitete ihn zur Thüre. „Wir bleiben gute Freunde, Vetter Ulrich," versicherte sie ihm.

Eine Antwort gab er nicht; leise schlich er davon. Er that mir innig leid — die gute, treue Seele! Wie manche Nacht mochte er bei mir, dem Fremden, gewacht haben!

Ich hütete mich wohl, mich zu rühren. Erst lange nachher machte ich eine Bewegung. Sofort war Fredegunde an meinem Bett.

„Wie hell Ihre Augen sind!" rief sie mit sichtlicher Freude. „Kennen Sie mich denn heute?"

„Gewiß. Sie sind Fräulein Fredegunde," sagte ich, und meine Stimme, die ich so lange nicht gehört hatte, klang mir wie diejenige eines Fremden.

„Endlich!" triumphierte sie. „Bisher, wenn ich Ihnen morgens Ihren Thee brachte, haben Sie mich immer Hilde genannt."

Ich schämte mich etwas. Fredegunde bemerkte meine Verlegenheit. „O, ich hab' es Ihnen nicht übel genommen," sagte sie heiter. „Von dem einen Tage her kannten Sie uns wohl schlecht auseinander, und dann das Fieber noch dazu! — Sie waren recht schlimm krank, Herr Gerlach; ein paar Tage hatten wir große Sorge um Sie."

„Wo ist Otto?" fragte ich.

„Längst wieder in Berlin."

Ich erschrak. „Wie lange liege ich denn hier?"

„Das sollen Sie später erfahren; jetzt regen Sie sich darüber nicht auf."

Sie hatte gut reden; ich war gerade wieder wohl genug, um in Unruhe geraten zu können. „Wissen meine Eltern von meiner Krankheit?" erkundigte ich mich.

Freilich; Fredegunde hatte geschrieben; sie stand mit meiner Mutter in Briefwechsel. — Immer Fredegunde!

Nun wollte ich zu danken anfangen; da verbot sie mir das Reden. Ich hätte für den Anfang gerade genug gesprochen,

meinte sie. Und sie hatte Recht. Seit ich wachte, was hatte ich nicht alles erlebt! — Die Farnwedel auf der Tapete wogten hin und her, die Vögel schwebten auf und nieder: aufs neue versank ich in den erquickenden Schlaf eines Genesenden.

5.

Jeden Tag kam ich ein Schrittchen weiter. Nur ein Schrittchen. Aber ich war zu schwach, zu kraftlos, um ungeduldig zu werden. Mein Dasein war ein vollständig passives. Ich ließ mich pflegen, ich ließ mich unterhalten. Auch Hilde erschien endlich in meinem Krankenzimmer, erklärend, daß sie sich vorgenommen, mir regelmäßig vorzulesen, morgens eine Stunde und nachmittags eine Stunde. Ich hielt dies für eine Aufopferung sondergleichen, eine Aufopferung, die ich nicht zulassen dürfte. Hilde aber verharrte; auf leibliche Pflege verstehe sie sich nicht, behauptete sie in einem Tone, als ob dergleichen füglich minder hervorragenden Geschöpfen zu überlassen sei; dagegen geistige Nahrung zu verabreichen, das sei eine angemessene Beschäftigung für sie. So ungefähr drückte sie sich aus, glaube ich, und ich — je nun, ich fand diese Selbstschätzung ganz in der Ordnung.

Ohne mich zu fragen, begann sie mit einer Abhandlung über die Entwickelung der Volksseele. Du lieber Himmel! Es erging mir wie Vetter Ulrich bei seinem botanischen Werke: mein Kopf wollte die abstrakte Kost nicht aufnehmen. Sie aber — Hilde — meinte ohne Zweifel, ein Philologe, der vor dem Examen stehe, könnte nur mit gelehrtem Zeuge angenehm unterhalten werden. Erst als ich — leider beim zweiten Male schon — über ihrem Lesen einschlief, merkte sie, daß sie sich doch wohl vergriffen haben möge. Nun kam sie mit epischen Dichtungen schwersten Kalibers. Der Erfolg war derselbe: der gleichmäßige Trab der Verse schläferte mich ein. Daß ich in ihrer Achtung sank, bemerkte ich mit Schmerzen: doch die Kraft, mich zu verstellen, besaß ich nicht. Mit verächtlicher Miene griff sie zu solcher Unterhaltungslitteratur, wie sie sich zufällig, wahrscheinlich von Otto her, im Hause vorfand. Coopers Lederstrumpf-Erzählungen, Zschokkes humoristische Novellen, Hackländers Soldatengeschichten — ach, welch unbeschreiblichen Genuß haben sie mir bereitet! — Daß Hilde sich dabei langweilte, daß die Zeit ihrer Vorlesungen sehr rasch auf eine knappe halbe Stunde zusammenschrumpfte — ich konnte es ihr unmöglich übel nehmen. Und eines Tages war sie verhindert und ließ sich durch Fredegunde vertreten. Und dann blieb sie stillschweigend ganz weg. Ich war nur froh, daß sie sich meinetwegen nicht weiter bemühte. Fredegunde that ihr Bestes, die Schwester zu ersetzen; sie ermüdete niemals, sondern las und las, bis ich erklärte, genug zu haben. Und wie sie sich mit mir amüsierte und mit mir lachte, wenn es was zu lachen gab! Das gute, harmlose Mädchen!

Vetter Ulrich verschwand allmählich aus meinem Gesichtskreise. Nachtwachen waren überflüssig geworden; Vorsichts halber schlug Frau Lobedanz im Nebenzimmer ihr Nachtquartier auf. Und tagsüber war Vetter Ulrich draußen beschäftigt. Es sei Frühling geworden inzwischen, sagte man mir; die Wälder ständen im jungen Grün, und die ersten Blumen leuchteten aus den Wiesen. Kaum glaublich war mir's, als ich es zuerst hörte: Frühling geworden ohne mich! Das Wiederaufleben der Natur mit seinem Widerspiel im Menschenherzen — ich hatte es verschlafen, verträumt! — Als ich einmal allein war, kniete ich in meinem Bette auf und spähte hinter mich, durch die Fenster. Wirklich, aus der Ferne winkte er zu mir herüber, der vielgrüne Wald, und es war mir, als klänge mir das Schmettern der Buchfinken ins Ohr. Im Geiste sah ich sie alle blühen an ihren heimlichen Stätten, die Erstlingsblumen des freien Landes: das Leberblümchen, die Goldmilz, das Buschwindröschen, den Seidelbast. So gut kannte ich sie von meiner Knabenzeit her! Da hatte ich mehrmals versucht, Schritt zu halten im Sammeln mit der Natur, wenn sie ihre Novitäten eine nach der andern auslegte; doch mußte ich's immer nach einigen Wochen aufgeben, weil sie da begann, sich förmlich zu überstürzen mit ihren farbigen Geweben aus Luft und Erde.

Eine fast krankhafte Sehnsucht nach dem Freien ergriff mich. Als Fredegunde kam, bat ich sie, ein Fenster zu öffnen; ich möchte gerne den Frühling riechen, sagte ich ihr. Sie verstand mich und willfahrte mir. Es war Mittag, und der Hauch der geschäftigen Erde wehte zu mir herein. „Das macht

gesund," sagte ich. Fredegunde nickte. „Ich glaube, wir haben viel mehr mit den Pflanzen gemein, als wir denken," erwiderte sie zögernd, als fürchtete sie sich, ihre Weisheit auszukramen. „Auch wir werden, wie wir sollen, und kein Bemühen ändert Gestalt und Wesen."

Ob sie bei dieser Bemerkung wohl an Vetter Ulrich dachte?

Am nächsten Tage durfte ich aufstehen. Am Fenster saß ich und verglich mich mit einem Vogel im Käfig. Die Hausgenossen kamen und gratulierten mir zu dem Fortschritt. Nun ja, die Welt lächelte mich doch wenigstens wieder an, wenn auch nur von ferne. Frau von Esche sprach von Ausfahrten, die sie demnächst mit mir unternehmen wollte. Sie war außerordentlich gütig; mich aber drückte das Bewußtsein, daß ich ihr schon so viel zu verdanken hatte; nicht länger als durchaus nötig wollte ich ihr mehr zur Last sein — ihr und den anderen. Ich versuchte, mich in diesem Sinne auszusprechen; sie unterbrach mich lebhaft: „Ich habe Ihrer Frau Mutter schreiben lassen, daß Sie erst vollständig genesen sein sollten, ehe wir Ihnen erlauben, zur Arbeit zurückzukehren. Sie werden, hoff' ich, dieses Versprechen respektieren."

Durfte ich mich gegen meine Wohlthäterin auflehnen? — Es wäre undankbar gewesen. Ich küßte ihre Hand und versicherte sie meines Gehorsams.

Einige Tage später fuhren wir wirklich aus, wir vier, im offenen Wagen, hinauf zur Hohen Sonne. Recht schwach war ich doch noch; denn die Schönheit der Natur rührte mich — einigemale sogar bis zu Thränen. Es war unmännlich, ich weiß es; ich schämte mich vor den Schwestern, die mir gegenüber saßen, doch konnte ich meiner Erregung nicht Herr werden. Hilde lächelte spöttisch; meine Aufführung entsprach gewiß sehr schlecht dem Ideal eines Mannes, das sie sich entworfen hatte. Nur einem Helden konnte sie ihre Neigung zuwenden, dies fühlte ich nur zu deutlich. Und ein Held war ich nicht, selbst nicht in gesunden Tagen! — Es war wirklich dankenswert, daß Fredegunde mir etwas über meine Verlegenheit hinweghalf, indem sie, ohne meine Weichmütigkeit zu beachten, mit großer Sachkenntnis erläuterte, was wir in der Nähe und Ferne sahen. Ich lobte ihr Wissen; da lachte sie und sagte: „Wer sich auf der Erde orientieren will, muß mit der Heimatkunde anfangen. Das hab' ich gethan; unser Thüringer Land kenn' ich so genau, als ob ich es von einem Luftballon aus studiert hätte. Darüber hinaus aber ist mein Latein so ziemlich am Ende; vor der besten Landkarte sitz' ich ratlos und kann sie mir nicht in Berg und Thal, in Fluß und Feld verwandeln." — „Du hast eben keine Phantasie," merkte Hilde an. — „Das muß wohl sein," erwiderte Fredegunde kleinlaut. „Mir fehlt manches, was ich gerne hätte. Zwischen mir und Vetter Ulrich ist gar kein so großer Unterschied." — Frau von Esche sah sie groß an. „Aber, Kind, wie magst du nur eine solche Äußerung thun?"

Ich erinnerte mich der Unterredung, die ich belauscht hatte, und erriet ohne Mühe, wie Fredegunde zu dem Vergleich gekommen war, der ihre Mutter so sehr empörte. Erwog sie wirklich in ihren Gedanken die Möglichkeit einer Verbindung mit jenem zwar herzensguten, aber doch über alle Maßen beschränkten Menschen? Das war doch kaum zu glauben! — Nun, es ging mich ja nicht weiter an.

Doch gewann Vetter Ulrich ein neues Interesse für mich. Nachmittags besuchte ich ihn im Garten und sprach ihm in warmen Worten meinen Dank aus für seinen Anteil an meiner Pflege. Er war damit beschäftigt, Rosenstämme an Stöcke zu binden, und fuhr in dieser Arbeit fort, ohne mich anzusehen. Als ich geendet hatte und ihm die Hand bot, murmelte er etwas, das ich dahin verstand, es sei nicht der Rede wert, was er für mich gethan habe. Meine Hand aber nahm er nicht. Ich blieb bei ihm stehen, ohne ihm seine Unhöflichkeit übel zu nehmen. Da fragte er, plötzlich aufschauend, mit einem fast grimmigen Blick: „Wann reisen Sie ab?" — Offenbar wünschte er mich ins Pfefferland; aber weshalb? Hatte ich ihm doch meines Wissens nichts zuleide gethan! — Ich antwortete bescheiden: „Sobald ich wohl genug bin." — „Das wird auch erwartet," brummte er und wandte sich von mir ab.

Vetter Ulrich hatte freilich im Hause nichts zu bedeuten; dennoch beunruhigte mich seine fast feindselige Haltung nicht wenig. Es war doch möglich, daß er die geheimen

Wünsche seiner Verwandten kannte und mir in seiner Einfalt verriet. Ich traf Hilde im Wohnzimmer. „Was kann Ihr Vetter gegen mich haben?“ fragte ich sie und erzählte ihr offen, was mir mit ihm begegnet war. — „Vetter Ulrich ist ein Flegel,“ sagte sie zornig. „Fredegunde mit ihrer Freundlichkeit verdirbt ihn. Mama soll ihn in seine Schranken zurückweisen.“ — „Um Gottes willen, Fräulein Hilde,“ bat ich, „machen Sie nichts weiter aus der Geschichte! Durch mich dürfen ihm keine Unannehmlichkeiten erwachsen. Ich möchte von ihm nicht für undankbar gehalten werden.“

„Wie Sie wollen. Es würde Mama indessen sehr peinlich sein, wenn Sie glauben könnten, daß wir auf Ihre Abreise warten.“

„Wenn ich etwas der Art glaubte, nach all Ihrer Güte, wäre ich der Freundschaft Ihres Bruders unwert.“

Hilde hatte sich über den armen Vetter Ulrich noch nicht beruhigt. „Der Duckmäuser!“ schalt sie. „Ich hab' es immer gesagt, daß er mit der Zeit dahin kommen würde, seine Stellung zu vergessen. Gegen Leute wie er darf man nicht vertraulich werden; dadurch macht man sie unverschämt.“

Aristokratin war sie vom Wirbel bis zur Zehe, als sie diesen Grundsatz aussprach. Eine Wolke erschien auf ihrer Stirne, ihre Nasenflügel dehnten sich. Ja, ja, sie stand zu hoch für mich, ich sah es ein; sie hätte es gar nicht einmal anzudeuten brauchen. Aber deshalb durfte ich sie doch lieben; nur durfte ich es sie nicht merken lassen. Mein Stern konnte sie bleiben, zu dem ich heimlich anbetend aufschaute — die Hohe, die Stolze, die Unnahbare!

Auf einem bedenklichen Wege war ich, — ein Idealist, der Gefahr lief, von der Realität der Dinge zermalmt zu werden. Das aber ahnte ich nicht; ich war jung, und eine Liebe ohne Hoffnung schien mir immer noch ein überschwengliches Glück.

Den Vetter Ulrich suchte ich nicht wieder auf. Ich bemerkte, daß Hilde mit unverkennbarer Absichtlichkeit den Garten plünderte; kein Tag verging, daß sie nicht einen Strauß holte. Sie zeigte dem armen Vetter die Herrin. Was mir aber auffiel, war, daß Fredegunde das Revier Ulrichs mied. Sollte Hilde doch geklatscht haben, ihrem Versprechen zuwider? Vorsichtig forschte ich; Fredegunde verstand nicht, worauf ich zielte. „Der komische Vetter!“ sagte sie. „Er ist böse auf mich.“ — Dabei errötete sie.

„Auf mich auch, wie es scheint,“ entschlüpfte es mir.

„Das hängt ja zusammen,“ rief sie lachend. Und dann kam ihr zum Bewußtsein, was sie verraten hatte, und sie lief davon.

Eifersucht also! — Die hätte Vetter Ulrich sich sparen können. Welch eine Thorheit! Nicht die mindeste Veranlassung hatte ich ihm dazu gegeben. Fredegunde und ich! Nein, ruhig konnte ich sie kommen, ruhig gehen sehn; nichts bewegte sich in mir, wenn sie zu mir sprach und die hellblauen Augen auf mich richtete. — Und sie? Freundlich war sie gegen alle Menschen; mit jedermann stellte sie sich auf gleichen Fuß. Ihre Güte erfuhr ich täglich; so eingebildet aber war ich doch nicht, daß ich mich deshalb von ihr auch nur gern gesehen glaubte. O, dieser Vetter Ulrich! Welch ein verblendeter Narr war er doch!

Ein Tag nach dem andern verging. Immer weitere Spaziergänge konnte ich unternehmen. Allein ließ man mich nicht gehen; eins der Mädchen war immer bei mir, zuweilen beide. Für Hilde war ich ein bequemer Bekannter, dem sie von ihren Erwartungen erzählen konnte, ohne Furcht, verraten zu werden. Sie sehnte sich in die große Welt, in die Kreise der Privilegierten, nach glanzvoller Umgebung, nach einem Leben voll von Abwechselung. Bitter tadelte sie ihre Mutter, die nur aus Bequemlichkeit in der kleinen Stadt festsitze. Auch mit Otto war sie nicht zufrieden; nach ihrer Meinung hätte er Soldat werden sollen — der einzige Beruf, worin der Mann sich geltend machen könne. Die Quälerei des Zivildienstes, welcher er entgegengehe, müsse einer groß angelegten Natur, wie Otto, auf die Dauer unleidlich sein. Das alles sagte sie mir ohne Scheu, wahrscheinlich ohne daran zu denken, wie tief sie mich herabsetzte, der sich ein stilles Wirken als Lehrer zur Lebensaufgabe gewählt hatte. Gewiß wollte sie mir nicht weh thun; sie vergaß eben nur, daß auch ich die Berechtigung hatte, emporzustreben und Ansprüche auf Geltung zu machen. Nichts war ich ihr als ein selbstloser Empfänger ihrer Klagen,

ein passives Publikum für ihre Beschwerden gegen das Schicksal.

Ganz anders Fredegunde. Nie sprach sie von sich selbst und nur liebevoll von andern. Wenn man sie plaudern hörte, mußte man denken, die Welt sei erfüllt von lauter vollkommenen, zufriedenen Geschöpfen, und alle Einrichtungen darin, göttliche wie menschliche, seien durchaus weise, gerecht und zweckentsprechend. Fredegunde war als Optimistin geboren und gänzlich unfähig, sich auf den entgegengesetzten Standpunkt zu stellen. Dies war das Geheimnis ihrer Liebenswürdigkeit. Es ging ein guter, ein beruhigender Einfluß von ihr aus, der dem Gemüt wohlthat. War ich mit ihr ausgewesen, dann kam ich immer heiter und hoffnungsvoll nach Hause, während Hildes Gesellschaft mich regelmäßig in gedrückte Stimmung versetzte.

Oft habe ich später wieder an diese Spaziergänge gedacht. Wie schön sie waren, das ist mir erst in der Erinnerung klar geworden. Da wurde mir jede Windung der Landgrafenschlucht wieder gegenwärtig, in deren geheimnisvollem Dämmerlicht ich so oft mit den Schwestern gewandert war, begleitet von dem Gesang der Vögel hoch über uns in den sonnenbeschienenen Baumkronen; da sah ich im Geiste jeden Fernblick wieder, den uns eine langsam erklommene Höhe gewährte, jede Bank, worauf wir uns niederließen, jede Waldblöße, worin der Schmetterlinge bunte, leichtlebige Schar der einströmenden Wärme genoß. Und auch meine Gefährtinnen erschienen mir, deutlicher als ich mir bewußt war, sie zur Zeit gesehen zu haben. Wie sie gekleidet waren, darauf hatte ich damals wenig acht; hernach indessen fehlte ihren Bildern in mir nichts, von den grobgeflochtenen Strohhüten herab bis zu den feinen Schuhen Hildes, den Knöpfstiefelchen Fredegundes. Eine merkwürdige Mechanik, die des Gedächtnisses!

Endlich drängte sich mir die Überzeugung auf, daß ich kräftig genug sei, um zur Arbeit zurückkehren zu können. Ich rechnete: fünf Wochen hatte ich in Villa Esche zugebracht. Zum heillosesten Nichtsthun war ich während dieser Zeit verurteilt gewesen; kaum hatte ich einmal einen flüchtigen, scheuen Gedanken zu den Gegenständen meines Studiums hinüber geworfen. Alles, was Wissenschaft hieß, widerstand mir. Nun ergriff mich plötzlich eine treibende Unruhe; die Pflicht scheuchte mich auf aus dem süßen Behagen an der Gegenwart, dem ich mich hingegeben. Was blieb mir nicht alles zu thun, um die versäumte Zeit einzubringen!

Ich teilte Frau von Esche meinen Entschluß mit, am nächsten Tage abzureisen. Sie forderte mich auf, bis nach Pfingsten zu bleiben und dann mit Otto, der erwartet wurde, nach Berlin zu fahren. Ein lieber Hausfreund sei ich ihr geworden, den sie ungern scheiden sehe, war sie so freundlich, mir zu sagen. Die Verführung war groß; doch ließ ich mich nicht halten; ich durfte ihre Güte nicht mißbrauchen.

Hilde verlor kein Wort über meine Abreise; daß ich, nunmehr genesen, dahin ging, wohin ich gehörte, schien ihr selbstverständlich. Fredegunde dagegen zog die Stirne kraus und versicherte mir sehr ernsthaft, ich sei noch durchaus arbeitsunfähig. Mit der Energie des Willens lasse sich nicht erzwingen, was die Natur nicht leisten könne. Sie malte mir aus, wie ich in Berlin über meinen Büchern einschlafen würde und von den Wäldern Thüringens träumen. Ohne Zweifel glaubte sie, was sie sagte; der Anteil, den sie an meinem Wohlergehen nahm, rührte mich. Doch erwiderte ich ihr, ich sei nicht so gestellt, daß ich noch mehr Zeit verlieren könnte. Meine Familie rechne darauf, daß sie mich nicht länger als bis zum Herbst auf der Universität zu erhalten brauche, und ich schnitte ihr den Versuch, diesen Erwartungen zu entsprechen. Da nickte Fredegunde mit vollem Verständnis. „Das ist etwas anderes," sagte sie nachdenklich. „Ich wünsche Ihnen Erfolg." — Ich glaubte, zu bemerken, daß sie sich seit dieser Unterhaltung mehr zu mir hielt als bisher, und es war eine Mischung von Hochachtung und Mitleid, die sich in ihrem Benehmen gegen mich kundgab.

Als ich meine Vorbereitungen zur Abreise traf, fand ich, daß niemand Geld von mir nehmen wollte. Der Arzt behauptete, ich sei ihm nichts schuldig; die Mägde wiesen fast mit Entrüstung das ihnen zugedachte Trinkgeld zurück. Diese Ausgaben hatten mir schwer aufgelegen; daß sie mir indessen unmöglich gemacht wurden, beschämte mich doch tief. Zum Almosen-

empfänger war ich geworden; dies war meine Empfindung. Den Freund pflegt man, auch mit persönlichen Opfern; aber man bezahlt nicht für ihn. Meine Stellung zu der Familie von Esche hatte mit einem Schlage ein anderes Ansehen gewonnen; zu Vetter Ulrich fühlte ich mich gehörig, der, nach Ottos Ausdruck, mit durchgeschleppt wurde. Und zurückweisen durfte ich das gewiß wohlerwogene Geschenk auch nicht; ich konnte mit Frau von Esche nicht darüber rechten, daß sie gegen einen armen Studenten ihr gutes Herz walten ließ . . . Nur danken konnte ich ihr, immer wieder danken für alles, was sie an mir gethan, in Demut und Unterthänigkeit . . .

O, es war bitter! Eine harte Strafe dafür, daß ich gewagt hatte, meine Bettleraugen zu Hilde zu erheben!

Ich verabschiedete mich von Vetter Ulrich. Er überwand sich soweit, meine ihm dargereichte Hand zu schütteln. „Kommen Sie wieder?“ erkundigte er sich argwöhnisch. Ich wiederkommen! Du lieber Gott, wie durfte ich daran denken? — „Schwerlich,“ beruhigte ich ihn. „Mein Weg liegt in ganz anderer Richtung.“ — Da gab er mir das Geleit quer durch den Garten zum Hause zurück. Als ich eintrat, hörte ich ihn erleichtert aufatmen. Komische Welt! Ich galt ihm als Nebenbuhler — ich, der ich so klein war, so unbedeutend, so aller Eigenschaften bar, einem Mädchen wie Fredegunde gefährlich zu werden! Es war, als wenn die Krähe die Nachtigall liebte und vom Kuckuck Konkurrenz fürchtete!

Auch Frau Lobedanz machte ich meine Aufwartung. Sie hatte sich durch Bereitung angemessener Speisen hervorragende Verdienste um mich erworben, die ich dankbar anerkannte. Wie mir erst bei diesem Besuch klar wurde, erblickte die Wirtschafterin in mir, dem studierenden Lehrerssohn, eine Person, die in sozialer Beziehung ihr näher stand als ihrer Herrschaft. Für diese Erkenntnis waren mir durch meine Erfahrungen bei Arzt und Mägden die Augen geöffnet worden. Wie ich auch hier wieder zu meiner Beschämung fand, galt ich bei anderen für viel weniger als wofür ich selbst mich hielt. Daß genau dasselbe den gelehrtesten und reichsten Leuten widerfährt, wußte ich damals noch nicht.

Frau Lobedanz äußerte sich über die Damen des Hauses mit erstaunlicher Offenheit. Frau von Esche war nach ihrer Ansicht ohne jede Energie; sie nahm nichts wichtig und ließ am liebsten alles im gewöhnlichen Geleise weiterrollen. Sich um irgend etwas Sorgen machen, dazu sei sie ganz unfähig. Sie lebe von einem Tag zum andern. So sei sie immer gewesen, eine angenehme Herrin, eine nachsichtige Mutter. Nur dürfe man ihr mit nichts kommen, was geeignet sei, sie zu beunruhigen. Mit der Zukunft ihrer Töchter zum Beispiel beschäftige sie sich gar nicht. In Pension habe sie dieselben nicht gesandt, weil sie ihre Gesellschaft nicht entbehren möge. Diese Mutter sei ein Unglück für die Mädchen, namentlich für Hilde, die sich mit ganz überspannten Vorstellungen von der Welt trage und höchst romantische Ideen in ihrem Köpfchen beherberge. Hilde sei, was man einen „Augenstecher“ nenne; es wäre mit Sicherheit vorauszusehen, daß sie unter den Herren noch eine Menge von Unheil anstiften würde, ehe sie in den Hafen der Ehe einlaufe, wie sie ja jetzt schon — dies mit einem scharfen Blick auf mich — den Verstand junger Leute, die ihn sehr nötig hätten, in Verwirrung bringe. Daß Fredegunde neben ihrer Schwester wenig beachtet werde, sei nur aus dem geringen Maß von Urteilskraft erklärlich, welche das männliche Geschlecht bei Schätzung des weiblichen aufzuwenden pflege. Auf dem Heiratsmarkte gehe es jetzt nicht anders zu, als im modernen Verkehr überhaupt: die Packung verkaufe die Ware; ohne Reklame kein Geschäft. Ein schlichtes, gediegenes Mädchen wie Fredegunde, die hundert Hilden aufwiege, laufe Gefahr, sitzen zu bleiben. Die Zeit werde noch kommen, wo man die eigentlich weiblichen Tugenden nur noch bei alten Jungfern antreffen werde.

Großen Eindruck machten diese vertraulichen Auslassungen der guten Frau Lobedanz nicht auf mich; insbesondere, was Hilde betraf, hielt ich sie für zu beschränkt, um den Vorzügen dieses anmutigen Wesens gerecht werden zu können. Weit näher stand ihr Fredegunde; es war deshalb kein Wunder, daß sie deren gute Eigenschaften über Gebühr pries. Ich widersprach indessen meiner Gönnerin nicht, und wir trennten uns als gute Freunde.

Fredegunde geleitete mich zur Bahn.

Mich an der Schwelle der Hausthüre zu entlassen, war gegen ihr Taktgefühl. Unterwegs ermahnte sie mich, ich möchte mich schonen und mich nicht gar zu gierig auf meine verstaubten Bücher stürzen. „Ohne Hast, aber ohne Rast," zitierte sie mit Lächeln. Und am Bahnhofe schien sie wirklich etwas bedrückt — gerade so wie ich, der ich die Empfindung hatte, ich wäre soeben aus dem Paradiese vertrieben worden. Bis zur Abfahrt des Zuges schwiegen wir uns an, mit einzelnen krampfhaften Sprechpausen dazwischen; dann, als ich ihre Hand gedrückt und losgelassen hatte, war es mir, als sei nun erst die ewige Trennung zwischen mir und Hilde vollzogen. Ich schlich zu einem Wagen dritter Klasse, ein in den Staub gestürzter Märchenprinz, stieg ein und ließ mich und meinen Jammer fortführen, in jenen Augenblicken nur der klägliche Schatten eines Menschen, der nach einigen Monaten Doktor der Philologie zu werden hoffte.

6.

Der Wechsel des Orts und der Beschäftigung übt einen gewaltigen Einfluß auf die Richtung des Gemüts aus. Nachdem ich wieder acht Tage in Berlin gewesen war, lagen meine Erlebnisse in Villa Esche hinter mir in nebelhafter Ferne. Doch stammen aus jener Zeit einige poetische Ergüsse düsterster Färbung, worin ich meine aussichtslose Liebe zu Hilde schilderte. So unglücklich, wie ich mich darin darstellte, war ich freilich nicht — ohne Übertreibungen keine Dichtkunst — doch muß mir eine gewisse elegische Stimmung damals im Blute gelegen haben.

Otto mochte wohl einen Wink von Hause erhalten haben, daß er sich meiner annehmen möge. Er glaubte, am besten für meine vollständige Genesung zu sorgen, indem er mich abends in Lokale schleppte, worin die Musensöhne ihren Durst in echten Bieren zu löschen versuchen. Meiner Verpflichtungen gegen seine Familie eingedenk, war ich nicht im stande, seinem herzlichen Drängen zu widerstehen; den durchschnittlichen Tageskonsum eines erwachsenen Deutschen an Gerstensaft habe ich indessen doch nicht erreichen können. Täglich versicherte mir Otto mit sichtlicher Befriedigung: „Du siehst schon viel besser aus" — was ich freilich bezweifelte, aber doch nicht ungern hörte.

Als Otto nach den Pfingstferien von Eisenach zurückkehrte, berichtete er: „Denke dir, Vetter Ulrich ist rein toll geworden. Er will heiraten, der Herr von Habenichts, wahrscheinlich, weil er das für ein allgemeines Menschenrecht hält. Der und heiraten! — Und weißt du, wen? — Meine Schwester Fredegunde. Er hat bei Mama ganz förmlich um ihre Hand angehalten. Mama war natürlich außer sich vor Erstaunen, begegnete ihm aber sehr sanft, da sie meinte, er sei verrückt geworden. Der Hausarzt — du kennst ihn ja — mußte ihr zu Hilfe kommen. Derselbe konstatierte, es sei allerdings bei Ulrich ein gewisses Manko im Oberstübchen vorhanden — womit er uns nichts Neues sagte — von geistiger Störung aber könne keine Rede sein. Nur verliebt sei der arme Teufel, und die Liebe — so erläuterte der gelehrte Hausfreund — sei ein Naturtrieb, den man bei jedem Mitgliede der Familie Mensch erwarten müsse, einerlei, wie hoch oder niedrig es intellektuell stehe. Mit dieser Erklärung war nichts gebessert. Im Gegenteil, ein beschränkter Kopf, worin der Dämon der Liebe rumort, kann die wunderlichsten Stückchen aussinnen. Nun, Mama war so klug, den unbequemen Bewerber hinzuhalten, bis ich eintraf. Mir war sofort klar, daß er aus dem Hause müsse, und zwar so bald als möglich. Dies ins Werk zu setzen, lag mir ob. Ich muß Vetter Ulrich das Zeugnis geben, daß er den Sturz aus allen seinen Himmeln mit musterhafter Fassung ertrug. Auch gegen seine Verbannung lehnte er sich nicht auf; er fügte sich mit einer dumpfen Ergebung, die in mir das unangenehme Gefühl erweckte, daß ich ein Geschöpf mißhandelte, das sich nicht wehren konnte. Lieber wäre mir gewesen, wenn er mit Händen und Füßen um sich geschlagen hätte. Aber was sollte ich machen? Fort mußte er. Ich habe ihn nach Königssee gebracht, einem netten Ort, der mitten im Gebirge liegt, und ihn dort bei einem biedern Sattlermeister eingemietet, der nebenbei Obstkultur und Gemüsezucht betreibt. Es ist gut für ihn gesorgt: er wird sich bald finden."

„Und was sagte Fräulein Fredegunde zu dem Antrag?" fragte ich.

„Sie war gar nicht so entsetzt darüber, wie sie hätte sein sollen. Auch war sie am

Begegnung Friedrichs des Großen mit österreichischen Offizieren nach der
Nach dem Gemälde v
Mit Genehmigung der Photogr

r Schlacht bei Leuthen am Abend des 5. Dezember 1757 im Schlosse zu Lissa.
m Arthur Kampf.
raphischen Gesellschaft in Berlin

wenigsten damit einverstanden, daß der Vetter aus der Nähe von Frau Lobedanz' Fleischtöpfen entfernt wurde. Sie wollte schon mit ihm fertig werden, behauptete sie zuversichtlich; die Majorität des Familiengerichts entschied sich jedoch für Ausweisung des Verbrechers."

„Der arme Bursche!" sagte ich. „Er hat manche lange Nacht bei mir gewacht."

„Ich gebe zu, daß sein Schicksal etwas Tragisches hat, ganz abgesehen von dieser Episode desselben," erwiderte Otto. „Er ist adelig geboren, das ist der ganze Grund seiner falschen Position. Stammte er aus bürgerlichen Kreisen, so wäre er seinen Geistesgaben entsprechend placiert worden; man hätte ihn ein Handwerk lernen lassen oder meinetwegen die praktische Gärtnerei, wozu er Geschick zeigt, und er wäre in niedriger Sphäre ein Mann geworden, der sich von Tausenden seinesgleichen in nichts unterschiede. Wahrscheinlich wäre er längst glücklicher Gatte eines tüchtigen Mädchens vom Lande, die da einträte, wo sein Verstand nicht ausreicht, und Gemeinde und Staat hätten einen willigen Steuerzahler gewonnen. Anstatt dessen ist er seinem Namen zuliebe zu einem Tagediebe gemacht worden, zu einem unproduktiven Subjekte, das genötigt ist, den Tag anständig totzuschlagen, mit Wissen seiner Umgebung aus fremden Mitteln lebend, — bemitleidet von den Einsichtigen, verachtet und verspottet von den Übelwollenden und Neidischen, deren die Mehrzahl ist. Und dabei kann er so alt werden, wie weiland Methusalem!"

„Wie sind eure Sommerpläne?" forschte ich.

„Wir wollen in die Schweiz und uns dort in irgend einer Pension vor Anker legen, wo es keine Engländer gibt — wenn nämlich eine solche zu finden ist," war die Antwort. „Wir — mit Ausschluß von Hilde, die nach Hannover zu einem Bruder meiner Mutter geht, mit dem wir lange verfeindet waren. Dieser Oheim nämlich, der Oberst a. D. von Plaggenfeld, hat uns Preußen 1866 die Verwandtschaft gekündigt, wünscht aber, jetzt wieder anzuknüpfen. Hilde ist zur Botin des Friedens ausersehen worden. Sie erschien uns am tauglichsten zu dieser Sendung, da ihre etwaigen politischen Meinungen — ich weiß nicht, ob sie welche hat — als diejenigen eines jungen, unerfahrenen Mädchens nicht in Betracht kommen."

Da öffnete sich also für Hilde die Pforte zur großen Welt, wohin ihr der Sinn stand! Mit ihrer Schönheit, ihren Gaben, wie würde sie glänzen! — Verloren war sie mir, nun erst recht verloren!

Und meine Ferien? — Ich hatte keine in diesem Jahre. In dem Landstädtchen hockte ich, worin meine Eltern hausten, und studierte, daß mir der Kopf brummte. Die Meinigen ließen mich gewähren und forderten nicht, daß ich mich an den Belustigungen beteiligte, die im Orte veranstaltet wurden; denn mein Vater hatte vor dem Examen, das mir bevorstand, eine größere Angst als ich und verbreitete dieselbe in der Familie.

Meine Mutter zeigte mir die Briefe, die sie während meiner Krankheit von Fredegunde empfangen hatte — Briefe, ganz wie sie selbst, herzlich, schonend, ermutigend. — „Sie muß ein vortreffliches Mädchen sein," warf meine Mutter hin. — „Das ist sie auch," erwiderte ich, doch ohne Wärme, ohne Enthusiasmus, nur im Tone kühler Anerkennung. — „Und die andere?" forschte die neugierige Mama weiter. — „Hilde? — O, die ist von ganz anderer Art — schwer zu beschreiben — sehr hübsch und vornehm — wie geboren dazu, sich auf den Höhen der Gesellschaft zu bewegen. Sie ist zu gut für ein gewöhnliches Schicksal." — Meine Mutter lächelte: „Auch zu gut zur Krankenpflege?" fragte sie. — „Sie hat mir vorgelesen, als ich im ersten Stadium der Rekonvalescenz war." — „Verse in Goldschnitt?" — Der leichte Spott, der in dieser Frage lag, ärgerte mich. „Besseres," versetzte ich. „Sie ist keine Modedame, wie du meinst. Auf dem Gebiet der Wissenschaften ist sie wohlbewandert. Und ein selbständiges Urteil hat sie auch." — Ich hatte gereizt gesprochen. Meine Mutter sah mich aufmerksam an, doch sagte sie nichts als: „Ach so!" und brach dann von diesem Thema ab.

Eine Postkarte Ottos, in Rigikulm geschrieben, fand den Weg in meine Verborgenheit. Sie enthielt einige humoristische Knittelverse, in deren Anfertigung Otto Meister war, und unten am Rande einen eigenhändigen Gruß Fredegundes mit der Bemerkung: „Seien Sie nicht zu fleißig!

Der Geist will zuweilen Ruhe haben, um still für sich Ordnung zu schaffen."

Meine Mutter, als sie die Karte gelesen, meinte: „Fräulein von Esche hat Recht. Das Gehirn ist ein Organ wie jedes andere im Körper; durch übermäßigen Gebrauch wird es geschädigt. Nächsten Sonntag ist Schützenfest; geh' mit uns und amüsiere dich; es wird dir gut thun. Von deinen früheren Spielgefährtinnen sind einige zu sehr netten jungen Damen herangewachsen. Freilich darfst du nicht den Anspruch erheben, daß sie Fräulein Hilde von Esche gleichen sollen."

Ich fühlte den Stich. „Das würde mir auch nicht einfallen," sagte ich. „Wer die Wirklichkeit beständig an seinen Idealen mißt, ist ein thörichter Mensch."

Und um meiner Mutter zu zeigen, daß Hilde mir nicht den Kopf verdreht habe, ging ich zum Schützenfest und erneuerte die alte Bekanntschaft mit Mariechen, Aennchen, Lieschen und Sophiechen — alle gute, liebe Kinder, munter und redselig, frisch und ungekünstelt, mit ganzer Seele bei Tanz und Vergnügen, dabei praktisch verständig und durchaus nicht häßlich. Sie machten es mir leicht, den flotten Studenten zu spielen. Und doch fragte ich nichts nach ihnen, nicht das mindeste. Ich band Lieschens losgegangene Zöpfe wieder auf, trotz ihres Widerstrebens, und sah ihren weißen Nacken vor meinen Augen schimmern, ohne ihn zu küssen, — ich fing das stolpernde Aennchen in meinen Armen auf, in der Dunkelheit des Festplatzes, auf dem wir uns jagten, und ihre volle, weiche Gestalt ruhte an mir sekundenlang, ohne daß ich sie an mich drückte, — ich ritt Karoussell mit Mariechen, hinter ihr auf demselben Pferde, die Ängstliche festhaltend und ihre Hand führend, ohne ihre Wange zu berühren, die neben der meinigen glühte, — kurz ich war ein Esel, nur Hildes wegen. Und nach diesem Schützenfest kehrte ich zurück zu meiner Arbeit, die mir immer mehr vorkam, wie diejenige der Danaiden: das Gefäß meines Gedächtnisses mußte Löcher im Boden haben, denn zwischen dem, was ich hineinpumpte und dem, was drinnen blieb, war ein schreiendes Mißverhältnis. Meine Abhandlung für die Prüfung — über ein verzwicktes Thema von fossiler Struktur — imponierte nur meinem Vater, der nichts davon verstand, mir selbst gar nicht; ich las sie mit der Empfindung, als ob sie mittelst Hochdruck aus mir herausgepreßt sei. Schon kam eine Anfrage Ottos aus Eisenach, ob er mich Ende der nächsten Woche in Berlin vorfinden würde. Der Schneider brachte den neuen Frack — meinen ersten — worin ich ins Examen steigen sollte. Es war nicht mehr zu ändern; mit fataler Pünktlichkeit erschien die Sonne am Morgen wieder, nachdem sie am Abend vorher mit großem Aplomb abgereist war, und hielt mir grinsend das Datum des Termins vor die Augen. Zurücktreten? Feigheit! Was würde Hilde von mir gedacht haben? — Dumpf ergab ich mich in mein Schicksal.

Und ich bestand gut. Alle Achtung vor mir selbst! — Am Ende weiß niemand, was in ihm steckt, bis es heißt: Hic Rhodus, hic salta. — Von keiner Seite war ein anderes Ergebnis erwartet worden, wie ich jetzt hörte. „Du hast eine glänzende Karrière vor dir," versicherte mir Otto allen Ernstes. Und dann zog er einen Brief seiner Mutter aus der Tasche, der an „Herrn Doktor phil. Gerlach" adressiert war. Eine hübsche Überraschung! — Frau von Esche sandte mir ihren Glückwunsch und lud mich ein, einen Abstecher nach Eisenach zu machen, ehe ich in die Heimat reiste. „So sehr sind Sie uns allen Freund geworden," fügte sie hinzu, „daß wir jetzt, bei diesem bedeutungsvollen Abschnitt in Ihrem Leben, das Bedürfnis empfinden, Sie bei uns zu sehen und Ihre Freude über das Erreichte mit Ihnen zu teilen." — „Thu' es," sagte Otto. „Ich schwänze acht Tage, dir zu Gefallen, und begleite dich."

Durfte ich mich gegen alle diese Güte verstockt zeigen? — Daß ich sie zu schätzen wußte, konnte ich nur dadurch beweisen, daß ich die Einladung annahm, ohne zu zögern. Brauche ich zu sagen, daß es der Gedanke an Hilde war, der diesem Entschluß so rasch zur Reife verhalf?

Eine arge Enttäuschung war mir beschieden: am Tage vor unserer Ankunft hatte Hilde Villa Esche verlassen, um nach Hannover zurückzukehren, woher sie erst vor wenigen Wochen gekommen war.

„Was hat denn das zu bedeuten?" fragte Otto fast unwillig.

Frau von Esche zuckte die Achseln. „Es scheint, daß unsre Gesellschaft Hilde nicht

mehr genügt," erwiderte sie. „Der Oberst hat sie verwöhnt; er ist wie verliebt in das Mädchen. Vorgestern traf ein Brief von ihm ein, worin er sie beschwor, sich mit aller Hast zu ihm zu verfügen und ihr vorrechnete, was er sich zu ihrer Unterhaltung ausgesonnen. Da war Hilde nicht zu halten."

„Der Oheim scheint sich in die veränderten Zeiten gefunden zu haben," bemerkte Otto.

„Keineswegs. Er wütet noch immer gegen die neue Ordnung der Dinge und bewegt sich nur im Kreise der Königstreuen. Dabei indessen genießt er das Leben, so gut er vermag."

„Und Arthur?"

„Arthur wartet auf die Wiederkehr der Welfen. Notgedrungen, der arme Junge! — Soldat soll er werden, und dem Kaiser darf er nicht Treue schwören. Er ist in einer schlimmen Lage, die er sehr schmerzlich empfindet."

„Und thut nichts?"

„Was kann er machen, da er vollständig von seinem Vater abhängig ist? — Er räsonniert gelegentlich über den harten Kopf des Obersten und verzehrt inzwischen mit Anstand sein reichliches Taschengeld."

„Und macht Hilde den Hof, nicht wahr?"

„Sehr wahrscheinlich," versetzte Frau von Esche gleichgültig. „Nach Vetternart, wenn die Kousine hübsch ist."

„Sollte der Oberst eine Verbindung begünstigen? — Es scheint fast so."

„Möglich. Es wäre nicht die schlechteste, die Hilde eingehen könnte. Aber sie nimmt keinen Mann, der in der Luft schwebt; darin kenn' ich sie."

Otto schüttelte den Kopf. „Ganz am Platze scheint Hilde da nicht zu sein, wo sie sich befindet," sagte er. „Eine von Esche sollte nicht frondieren helfen."

„Das thut sie auch nicht. Mehr wie Neutralität wird nicht von ihr gefordert. Und was weiß ein junges Mädchen von Politik?"

„Hilde ist eine geborene Preußin. Darin liegt mehr, als du denkst, Mama."

„Vielleicht. Sie wird indessen ihr Schifflein schon zu steuern wissen; klug genug ist sie ja."

Dies alles wurde ungeniert in meiner Gegenwart verhandelt. Ebenso die Leidenschaft des Vetter Ulrich, die sich noch immer nicht gegeben hatte. Von Zeit zu Zeit kam ein Brief von ihm an Fredegunde, ein Quartanerbrief in Stil und Ausdruck, aber erfüllt von einer still schwelenden Glut. Zu antworten war ihr verboten. Damit war sie freilich nicht einverstanden. „Der arme Vetter erfährt nicht die richtige Behandlung," sagte sie. „Wenn ihn jemand heilen kann, so bin ich's. Ich weiß ihn zu nehmen und habe Einfluß auf ihn, sonst niemand."

Doch Frau von Esche und Otto, die überhaupt die ganze Angelegenheit leicht nahmen, beharrten darauf, daß der Unglückliche sich selbst zu überlassen sei. Es war dies ein Fehler, wie sich bald zu meinem Schaden herausstellte.

Eines Nachmittags nämlich, am vierten Tage meines Aufenthalts, hatte ich, während Frau von Esche mit Otto einen Besuch machte, einen Spaziergang mit Fredegunde unternommen. Wir kamen von den Höhen herunter, als es schon stark dunkelte. Fredegunde war durch eine Pforte, die vom Walde aus in den Garten führte, schon eingetreten und ich eben im Begriff, ihr zu folgen, als aus der Hecke ein Mensch hervorsprang und mit einem Knüttel auf mich einhieb. Den ersten Streich fing ich mit meinem linken Unterarm auf und wandte mich dann zur eiligen Flucht, indem ich um Hilfe rief; doch war der Riegel der Pforte inzwischen wieder eingeschnappt und ehe ich hineingelangte, traf mich noch ein zweiter, glücklicherweise weniger starker Schlag auf die linke Schulter. Daß er meinem Kopfe zugedacht gewesen, daran war nicht zu zweifeln. Weiter verfolgt wurde ich nicht. Fredegunde, die nichts von dem Überfall gesehen, nur meinen Aufschrei vernommen hatte, stand vor Schrecken starr, als ich in den Garten taumelte; der neue Gärtner, ein handfester Bursche, rannte herbei, mit einer Schaufel in den Händen. Ich sei angegriffen worden, erklärte ich, vor Schmerzen kaum fähig, zu sprechen. Der Gärtner, ohne weitere Zeit zu verlieren, eilte hinaus, um den Übelthäter, wenn möglich, zu erwischen.

„Mein Arm!" stöhnte ich, mich langsam und mit ungewissen Schritten dem Hause zubewegend. Gleich war Fredegunde neben mir. „Stützen Sie sich auf mich," bat sie. „Nur ohne Umstände; ich bin stark." —

Ich mußte ihr Anerbieten annehmen: erst allmählich wurde ich Herr über die Schwäche, die mich fast überwältigt hätte. Fredegunde führte mich in die Küche. „Dort ist Wasser," sagte sie. „Hoffentlich sind kalte Umschläge alles, was Sie nötig haben." — Ihre Stimme zitterte; es wurde ihr schwer, ruhig und standhaft zu scheinen. Ich mußte mich niedersetzen; sie war mir behilflich, den Rock auszuziehen, während sie den mit großen Augen umherstehenden Mägden erklärte, was vorgegangen war. Vorsichtig entblößte sie meinen linken Arm bis zum Ellenbogen und untersuchte ihn behutsam. Ich biß die Zähne zusammen, doch konnte ich einen Wehlaut nicht unterdrücken. „Du lieber Gott! er ist gebrochen," entschied Fredegunde bestürzt. In diesem Augenblick trat Frau Lobedanz ein. Laut aufschluchzend stürzte Fredegunde an ihre Brust. „Ich hab' es gesagt: dies Haus bringt ihm Unglück," rief sie. „Er wird uns künftig meiden, wenn ihm sein Leben lieb ist!" — Frau Lobedanz flüsterte ihr etwas zu und führte sie hinaus. Mir aber hinterließ der Ton schmerzlichster Klage in Fredegundes Ausruf einen eigentümlichen Eindruck, den ich mich fürchtete, mir klar zu machen.

Der rasch herbeigerufene Arzt — mein alter Bekannter von Ostern her — bestätigte die Thatsache des Armbruchs; doch beruhigte er mich zugleich durch die Versicherung, die Verletzung sei gutartig und werde in einigen Wochen geheilt sein. Meine Schulter glaubte er ohne Verband lassen zu können; die Kontusion werde alle Regenbogenfarben durchlaufen, damit aber erledigt sein, meinte er.

Mit wohl eingeschientem Arm saß ich im Wohnzimmer bei Fredegunde, die eine mir ganz neue Befangenheit zeigte, als Frau von Esche und Otto zurückkehrten. Sie hatten unterwegs den Arzt getroffen, und er hatte ihnen mitgeteilt, was er wußte. „Bist du aber ein Pechvogel!" sagte Otto. „Wenn ich nur wüßte, für wen dich der Attentäter gehalten haben kann! Das würde die Polizei rasch auf die Spur bringen. Der Doktor nämlich erstattet Anzeige; wahrscheinlich wird ein Kommissar dir bald einen Besuch abstatten."

„Er könnte sich die Mühe sparen," erwiderte ich. „Ich kann ihm nicht den geringsten Anhaltspunkt geben. Ob der Mann groß oder klein, schwarz oder blond, zerlumpt oder gut gekleidet war — nichts von alledem weiß ich."

Es wurde über den Vorfall hin- und hergesprochen, natürlich ohne Ergebnis. Daß eine Beraubung nicht beabsichtigt gewesen sein konnte, war von vornherein klar. Da aber der Raufbold hart an der Villa auf der Lauer gelegen, so mußte derjenige, dem er übel wollte, dort verkehren. Otto ließ den Gärtner herbeirufen, dessen Jagd keinen Erfolg gehabt hatte. Derselbe beteuerte indessen, daß er seines Wissens keinen Feind habe, und wir waren also, nachdem er wieder gegangen war, ebenso klug als zuvor.

Fredegunde hatte sich an unserer Debatte nicht beteiligt. Jetzt fragte sie schüchtern: „Wie weit ist Königssee für einen guten Fußgänger?"

Otto blickte rasch von Fredegunde zu mir und that einen Pfiff. „Mir geht ein Licht auf," sagte er. „Wer aber kann den schlimmen Vetter von Julius' Anwesenheit unterrichtet haben?"

„Er hat Freunde hier, die wir nicht kennen."

Otto sprang auf und ging zur Thüre.

„Was willst du thun?" fragte Frau von Esche verwundert.

„Klarheit in die Sache bringen. Bei dem Sattler telegraphisch anfragen, ob sein Pflegebefohlener durchgegangen ist."

Diese Wendung war mir ungemein peinlich; setzte sie mich doch dem Verdachte aus, jenem Wütenden Grund zur Eifersucht gegeben zu haben! — Und Frau von Esche erwartete augenscheinlich eine Erklärung, zu welcher ich mich, noch dazu in Fredegundes Gegenwart, doch unmöglich verstehen konnte. Sollte ich sagen, Vetter Ulrich sei ein Narr, sich einzubilden, daß ich mich für Fredegunde interessierte? — Das wäre ja beleidigend gewesen!

Glücklicherweise kam sie mir zu Hilfe. Sie habe schon im Frühjahr bemerkt, sagte sie, leicht errötend, daß Ulrich, bald nach dem Anfange meiner Genesung, einen Haß auf mich geworfen habe. Über den Grund desselben sei sie kaum zweifelhaft gewesen; doch habe sie natürlich nicht versuchen können, ihm seine fixe Idee auszutreiben.

„Alle diese Verwirrung trage ich in Ihr friedliches Haus, gnädige Frau," fiel

ich ein. „Gewiß ohne Schuld, wie Sie mir glauben werden."

„Wir sind sehr betrübt darüber, mein lieber Doktor Gerlach, daß Sie bei uns so viel Unangenehmes erleben," war die Antwort.

Dies glaubte ich ihr gern; indessen nahm ich mir, alle Verhältnisse wie im Fluge erwägend, im stillen vor, durch schleunige Abreise, trotz meines gebrochenen Armes, weiteren Unannehmlichkeiten vorzubeugen.

Die Antwort aus Königssee lautete dahin, daß Ulrich von Esche früh am Morgen das Haus verlassen habe und nicht zurückgekehrt sei.

„Wir kennen den Thäter jetzt," sagte ich. „Er ist unzurechnungsfähig und sollte deshalb nicht zur Verantwortung gezogen werden. Ich wenigstens möchte darum bitten, daß unsere Entdeckung der Polizei verborgen bleibe. Herr Ulrich wird sich ohne Zweifel sofort nach seiner Heldenthat auf den Rückweg begeben haben, und wenn er nur etwas vorsichtig gewesen ist, wird sich kein Verdacht gegen ihn erheben."

Ich hatte die stillen Wünsche der Familiengenossen erraten, dies bewies mir das Lob, welches Frau von Esche mir in reichem Maße für meine Milde zuteil werden ließ. Ein Mitglied der Familie von Esche im Gefängnisse zu Eisenach unter Anklage der Körperverletzung — so würde Ulrichs Mordversuch in juristischer Sprache geheißen haben — das mußte um jeden Preis verhütet werden! Dagegen galten meine Schmerzen, dagegen galt meine fernere Sicherheit nichts!

Es war ein recht bitteres Gefühl, welches mich bei dieser Wahrnehmung beschlich, ein Gefühl, das mich ungeduldig machte, dieser Atmosphäre des sozialen Vorurteils zu entfliehen. Zudem war die Unbefangenheit meines bisherigen Verkehrs mit den Hausgenossen dahin, namentlich mit Fredegunde. Alles drängte mich hinweg. Als ich am Abend mit Otto allein war, sagte ich ihm, ich würde am nächsten Tage in die Heimat reisen. — „Ich kann dir's nicht verdenken," erwiderte er, „obgleich ich lieber sähe, wenn du uns nicht entgelten ließest, was wir nicht verbrochen haben." — „Du mußt es so nicht ansehen, Otto," bat ich. — Mit einem Lächeln sagte er: „Nein, ich will billig sein. An deiner Stelle ginge ich auch. Ich verstehe dich, mein taktvoller Freund. Ich will gleich morgen früh, ehe du zur Stelle bist, meine Mutter und Schwester auf deine Abreise vorbereiten. Gründe sollen unerörtert bleiben."

Ich drückte ihm dankbar die Hand.

Fredegunde sah ich nicht am nächsten Tage; Kopfschmerzen, wie sie angab, verhinderten sie, mir Lebewohl zu sagen.

Der Arzt kam und band mir den linken Arm fest an den Körper. Gegen Mittag verließ ich Villa Esche; Otto begleitete mich. Unterwegs begann er plötzlich: „Eins möchte ich noch zur Aufklärung sagen, Julius. Mich kennst du und weißt, daß ich so frei von aristokratischem Dünkel bin, wie ein Mensch sein kann, dem das Standesbewußtsein anerzogen ist. Und nimm mein Wort dafür: meine Gesinnung in dieser Hinsicht ist auch diejenige meiner Mutter und Fredegundes. Letztere, so möchte ich beinahe glauben, ist eine weit ärgere Demokratin wie ich. Ihr ist eine ganz andere Art von Adel maßgebend, als der Geburtsadel. Wenn du also an uns denkst, so sei so freundlich und thue es als ein Gleicher an Gleiche . . . War diese Erinnerung überflüssig — nun, nichts für ungut."

Ich glaubte zur Zeit, Otto habe am vorigen Abend, als die Behandlung des eifersüchtigen Vetters in Frage stand, meine Gedanken erraten, und diese Bemerkungen seien eine Antwort darauf. Später erst, als ich längst Eisenach im Rücken hatte und nochmals darüber nachdachte, merkte ich, daß sie noch eine andere Deutung zuließen. Es war Fredegundes Bruder, der mir zu verstehen gab, daß ich keinen Vorurteilen begegnen würde, wenn ich mich um seine Schwester bewürbe. Mancherlei in Fredegundes Verhalten gegen mich fiel mir jetzt auf, vor allem ihre tiefe Erregung am gestrigen Abend und der Ausruf, der ihr darin entschlüpft war. Ich Unglücklicher! Mein Sinn stand nach Gold, und man bot mir Silber, — anstatt des königlichen Metalls das geringere! — Otto hatte Hildes mit keiner Silbe erwähnt, und er wußte wohl, weshalb. Sie kannte nur einen Adel, und diesem gehörte ich nicht an.

7.

Mein Arm heilte leicht und schnell zu Hause. Ich hatte angegeben, er sei durch einen unglücklichen Fall gebrochen, was nie-

mand bezweifelte. Ich wurde zwar bemitleidet, aber auch, namentlich von meiner Mutter, sanft gescholten für meinen Mangel an Vorsicht, der eigentümlicher Weise nur bei meinen Besuchen in Villa Esche zu Tage trete. „Du mußt dort ein anderer sein, wie sonst," meinte sie. Sie hatte die Idee, daß ich versuchte, mich Hilde von der vorteilhaftesten Seite zu zeigen, als Turner, Springer und was sonst noch. Ich ließ sie dabei; wenn sie Vergnügen darin fand, im Stillen Pläne für mich zu machen — warum sollte ich sie stören!

Einstweilen war ich noch lange nicht der wohlbesoldete Schulmann, der ich sein mußte, um auf Freiersfüßen gehen zu können; ich war nur ein junger Philologe, der auf Anstellung wartete. Mit leidlicher Geduld ertrug ich die unvermeidliche Wartezeit. Anders mein Vater, der mich nicht schnell genug in Amt und Würden sehen konnte und auch Ursache hatte, zu wünschen, daß die auf mich gewendeten Kosten endlich Frucht trügen. Er ließ mich seinen Mißmut leider oft genug merken, und der Aufenthalt im elterlichen Hause war infolgedessen für mich ziemlich unerquicklich.

Da kam, im Februar, durch einen Professor in Berlin, dem ich persönlich näher getreten war, ein Anerbieten an mich, durch dessen Annahme ich mir sofort eine lohnende Thätigkeit sichern konnte. Ein Herr von Munck, Gutsbesitzer in der Provinz Hannover, suchte für seine beiden jungen Söhne einen Hauslehrer, der dieselben für die Tertia eines Gymnasiums heranbilden sollte. Der Professor, selbst Hannoveraner, und mit Herrn von Munck befreundet, hatte mich für die Stelle in Vorschlag gebracht und Vollmacht erhalten, mit mir zu verhandeln. Weshalb er gerade auf mich verfallen war, habe ich nie erfahren; möglicherweise erinnerte er sich meiner Verhältnisse, die ich ihm nicht verhehlt hatte, und gedachte, an einem armen Schlucker ein gutes Werk zu thun. Er riet mir dringend zu, die Stelle anzunehmen, die mir für vier bis fünf Jahre ein angenehmes Leben und ein reichliches Einkommen und dann die Protektion einer weitverzweigten und einflußreichen Familie sichere.

In der Lage, worin ich mich befand, hatte diese Offerte etwas ungemein Verführerisches. Der Aufenthalt zu Hause fing an, mir gründlich verleidet zu werden; meine vielfachen Bewerbungen bei höheren Lehranstalten waren, ohne Ausnahme, unberücksichtigt geblieben. Dazu kam noch eins, was in die Wagschale fiel. Aus den Briefen Ottos wußte ich, daß Hilde sich bei ihrem Oheim in Hannover vollständig eingenistet hatte. Das Gut des Herrn von Munck lag eine Stunde Bahnfahrt von der Hauptstadt. Der Gedanke, in Hildes Nähe meinen Aufenthalt zu haben, vielleicht sogar, der Himmel weiß wie, mit ihr in Berührung zu kommen, war für mich verliebten Thoren, der ich war, verlockender, als ich mir eingestehen mochte.

Drei Tage schwankte ich, dann sagte ich zu, gedrängt von meinem Vater, der sich eingeredet hatte, durch den Vorschlag des Professors zeige mir die Vorsehung den Weg, auf dem sie mich zu hohen Ehren zu führen gedenke. Meine Mutter war weniger vertrauensselig; sie sah nur das Gewisse, und das war nach ihrer Meinung nicht sehr begehrenswert. Vier Jahre Hauslehrer auf dem Lande — wann konnte ich da hoffen, zur Gründung eines eigenen Hausstandes zu gelangen, worin sie jedes Menschen Bestimmung sah und die meinige insbesondere? — Damit freilich hatte es gute Wege, in jeder Beziehung. Ich würde niemals heiraten, erklärte ich mit Emphase. Es war meine innerste Überzeugung. Sie, die ich liebte, stand weit, weit über mir; ein Wechsel meiner Zuneigung war undenkbar — also war ein eheloses Leben mein unabwendbares Schicksal. Lieschen, die nicht übel Lust zu haben schien, Frau Doktorin zu werden, mußte sich darin finden, ihre Erwartungen nicht erfüllt zu sehen.

Herr von Munck wünschte meinen sofortigen Antritt, da mein Vorgänger, der sich von einer schweren Krankheit an Ort und Stelle nicht erholen konnte, in den Süden reisen wollte. Demgemäß nahm ich Abschied von der Heimat, nicht ohne das Vorgefühl, daß bei den Meinigen wie bei mir manches verändert sein würde, wenn ich dereinst zurückkehrte.

An der Eisenbahnstation, wo er Geschäfte zu haben schien, empfing mich Herr von Munck selbst — ein großer stattlicher Mann, ein Rundkopf mit kurzgeschorenem Haar und einem mächtigen blonden Schnauzbart. Gesichtsfarbe blühend, Augen klein

und ausdruckslos. Herr von Munck pflegte gut zu leben, das war unverkennbar. Hochmütig war er nicht, wie ich zu meiner Erleichterung an der Art meines Empfanges bemerkte. Mit dem Bahnhofsvorsteher und einigen anderen Leuten, die auf der Rampe umherstanden, verkehrte er kordial. Ich mußte ein Glas Bier mit ihm trinken, ehe wir den Wagen bestiegen, der uns nach Hammersbeck bringen sollte.

„Sie werden meine Jungens etwas verwildert finden," sagte er mir unterwegs. „Seit etwa zwei Monaten haben sie keinen ordentlichen Unterricht gehabt. Wohin das führt auf dem Lande — na, das können Sie sich denken. Gut geartet sind die Knaben übrigens; nur ein bischen kurz müssen sie genommen werden. Na, das werden Sie ja alles bald selbst ausfinden. Wenn Sie mal nicht zurecht kommen sollten, dann wird meine Frau Ihnen helfen. Für mich ist das nichts, wissen Sie; ich bin bald hier, bald dort, — einer von der unruhigen Sorte, Herr Doktor. Da würde ich mit einem Donnerwetter dreinfahren, und das taugt nichts. Junges Volk muß eine gelinde, aber feste Hand über sich fühlen."

Ich pflichtete dieser Ansicht bei. Klar war mir indessen schon geworden, daß ich mit einem lässigen, bequemen Hausherrn zu thun hatte, der sich nur um diejenigen Dinge bekümmerte, die ihn speziell interessierten, und alles Übrige leichten Herzens der gnädigen Frau überließ.

In der That war dies der Fall. Nur selten erschien mir in der Folge Herr von Munck in seinem Charakter als Vater meiner Zöglinge; es war die Mama, an die ich mich zu halten, die ich zu meiner Bundesgenossin zu machen hatte.

Letztere Aufgabe erwies sich nicht gerade als leicht. Frau von Munck, eine schlanke, brünette, nicht hübsche Dame von etwas steifer Haltung, sehr überzeugt von der Bedeutung ihrer sozialen Stellung, bekundete die Neigung, sich über mir als eine Art von Schulinspektorin zu etablieren. Dies mir gefallen zu lassen, war ich nicht gesonnen, schon aus Klugheit nicht, um mir ihre Achtung zu erhalten. Mein berechtigter Stolz siegte schließlich über ihren haltlosen Dünkel; doch war der versteckte Kampf, den wir einige Wochen lang miteinander führten, immer in den ausgesucht höflichsten Formen, keine Kleinigkeit für mich, der ich mich zum erstenmale in der Lage befand, mein Ansehen behaupten zu müssen. Frau von Munck zog sich endlich schmollend zurück, mir das Feld frei lassend, und behandelte mich eine Zeitlang mit studierter Kälte, bis sie durch ihre Söhne, deren Zuneigung ich gewann, zu einer freundlicheren Haltung gebracht wurde.

Diese Söhne — Georg und Alfred — waren Knaben von mäßigen Anlagen, aber gutem Charakter, die mir weniger Schwierigkeiten bereiteten, als ich nach des Vaters Schilderung erwartet hatte. Freilich war ich überzeugt, daß sie später ihre Not haben würden, das Gymnasium zu absolvieren; das aber ging mich nichts weiter an.

Allmählich orientierte ich mich in dem Verwandten- und Bekanntenkreise der Familie. Auch der Name von Plaggenfeld schwirrte einige Male durch das Gespräch, wobei ich die Ohren spitzte. Doch erfuhr ich nichts, was mich näher anging. Die Muncks waren politisch vollständig indifferent und schnitten ihren Hafer unter der schwarzweißen Fahne genau so eifrig, als ehemals unter der gelbweißen, da er ja nicht minder gut gedieh. Dagegen trug die gnädige Frau ein streng orthodoxes Luthertum zur Schau, das sie wahrscheinlich für die ihrem Stande angemessene Form des christlichen Glaubens hielt, und hatte auch ihren Gatten davon überzeugt, daß er, des guten Beispiels halber, sich an jedem Sonntag Morgen in der Kirche zeigen müsse.

Herr von Munck verschwand zuweilen auf einige Tage nach Hannover, immer unter dem Vorwande dringender Geschäfte. Wenn er zurückkehrte, war er noch eine Schattierung röter als gewöhnlich und sehr schlafbedürftig. „Strapaziöses Pflaster!" schalt er dann und stellte sich, als ob er in seinem Berufe unglaublich thätig gewesen wäre. Und einmal, als er, wieder zu Kräften gekommen, bei Tisch einige seiner Erlebnisse auskramte, fiel plötzlich Hildes Name von seinen Lippen. Plaggenfeld, der alte Bursche, sei wieder ganz umgänglich geworden, berichtete er. Früher hätten seine kleinen Herrengesellschaften Konventikeln von Verschwörern verteufelt ähnlich gesehen, und über der Bowle sei eine unheimliche Wolke von Grimm gelagert gewesen, die ihm das

Getränk verleidet habe. Jetzt sei das ganz anders. Eine junge Dame, Fräulein Hilde von Esche, Nichte des Obersten, regiere das Haus und habe jede Debatte über politische Fragen als gesundheitsschädlich verboten. Der alte Herr gebe Feste mit allen modernen Schikanen, bei denen man sich heidenmäßig amüsiere. Sogar das Eindringen der preußischen Uniformen toleriere er. Fräulein von Esche habe die Parole ausgegeben, man müsse die Personen von der Sache trennen — sehr gescheites Mädchen — und damit dem starrköpfigen Onkel die Gelegenheit zu einem ehrenvollen Rückzuge geboten. Er habe dies Wettermädel kennen gelernt — echtes Vollblut, Rieke! Sie verdrehe Allen die Köpfe. Und das müsse er sagen: wenn er zwanzig Jahre jünger wäre —

„Aber Albert!“ warnte Frau von Munck.

„Na, das ist so eine Redensart,“ entschuldigte sich der Hausherr lachend. Dann wandte er sich zu mir: „Sie sind ja der jungen Dame bekannt, wie sich zufällig herausstellte.“

Ich fühlte, daß ich errötete, zu meinem lebhaften Ärger. In möglichst gleichgültigem Tone erwiderte ich: „Allerdings. Des Fräuleins Bruder, Otto von Esche, ist ein Freund von mir. Während meiner Studienzeit bin ich mehrmals in Eisenach bei der Familie zum Besuch gewesen.“

„Na, und was sagen Sie, Doktor? Ein süperbes Mädchen, was?“

Glücklicherweise ersparte mir Frau von Munck die Antwort. „Du sprichst von Fräulein von Esche in einer Weise, wie sie unter Studenten üblich sein mag, wenn sie sich über eine Schenkmamsell unterhalten,“ rügte sie. „Der Herr Doktor wird die Schwester seines Freundes zu sehr respektieren, um über sie sportmäßige Auskunft zu geben.“

Herr von Munck blinzelte mir mit dem linken Auge zu. Es sollte heißen: wir sind selbstverständlich einerlei Meinung über das Mädchen, — was mich innerlich empörte. Dann begann er wieder, die Unterbrechung seiner Gemahlin ignorierend: „Den jungen Plaggenfeld kennen Sie nicht, wie? — Er kommt nächste Woche hierher zur Jagd. Ein famoser Kerl! Kavalier vom Wirbel bis zur Zehe; geborener Offizier. Schade, daß der Oberst noch immer daran festhält, er solle die Livree des Eroberers, wie er sich ausdrückt, nicht tragen.“

Ich vermutete in diesem hochgepriesenen jungen Manne den künftigen Gatten Hildes. Auch Munck deutete etwas Derartiges an. Frau von Esche freilich hatte im letzten Herbste diesen Gedanken sehr bestimmt zurückgewiesen; aber besitzen denn die Mütter immer ein richtiges Urteil über die Richtung, welche die Herzensneigung ihrer Töchter nehmen wird? — Der lange Aufenthalt Hildes im Hause des Obersten, der Einfluß, den sie daselbst gewonnen — jedenfalls waren diese Umstände höchst verdächtig, und ich sah der Ankunft des Herrn Arthur von Plaggenfeld gewiß nicht mit Vergnügen entgegen.

Trotz der Abneigung indessen, die ich ihm entgegentrug, gefiel er mir nicht übel. Sein Wesen, obgleich nach meiner Empfindung übertrieben formell, hatte etwas Offenes und Ehrliches. In den ungenierten Abendsitzungen — ohne die gnädige Frau — an denen auch ich einige Male teilzunehmen genötigt wurde, zeigte er sich als ein gewandter Erzähler von nicht ganz unbedenklichen Geschichten; indessen war wohl zu merken, daß die Frivolität bei ihm nicht tief saß. Und daß er gutmütig war, ging aus der Art seines Verkehrs mit meinen Schülern hervor, auf deren Knabenlaunen er bereitwillig einging.

Mir hatte er Grüße von Hilde gebracht; seitdem hatte ich ihn seine Kousine nicht wieder erwähnen hören. Eines Mittags, als ich aus dem Hofthor ging, um mich in der frischen Luft etwas zu bewegen, kam er hinter mir her und, ohne Umstände mich einhakend, sagte er: „Lassen Sie sich heute einmal meine Begleitung gefallen. Ich hätte längst schon gerne ein Wort unter vier Augen mit Ihnen gewechselt. Hilde hat mir von Ihren Abenteuern in Eisenach erzählt; ich weiß, wie intim Sie zu ihrer Familie stehen. Wir müssen näher miteinander bekannt werden, Herr Doktor.“

Ich konnte ihn nicht daran verhindern, mir sein Vertrauen zu schenken und entgegnete ihm einige verbindliche Worte.

„Meine Kousine ist ein sehr hübsches, liebenswürdiges, intelligentes Mädchen,“ sprudelte er nun hervor. „Darin werden Sie mir beipflichten. Wie sie meinen Vater für sich gewonnen hat, das ist ganz erstaun-

lich; man sollte sagen, es sei Hexerei dabei im Spiele. Sie macht mit ihm so ziemlich, was sie will. Er würde nichts lieber sehen, als daß sie sich entschlösse, seine Schwiegertochter zu werden. Ich erwähne dies offen, weil es ohnehin öffentliches Geheimnis ist. Auch Sie werden davon gehört haben."

„Allerdings, Herr von Plaggenfeld —"

„Daß meine Wünsche mit denjenigen meines Vaters in diesem Punkte übereinstimmen, können Sie leicht denken," fuhr er fort, immer an meinem Arme hinschreitend. „Ich habe aber leider nicht das Glück, Hilde zu gefallen. Hilde ist anspruchsvoll und exzentrisch. Ich bin ihr zu gewöhnlich."

Dieses Bekenntnis, wie er es aussprach, hatte etwas ungemein Gewinnendes. Mein gutes Herz trieb mich, zu sagen: „Ich bedauere Sie, Herr von Plaggenfeld."

„Wir können nicht immer erreichen, was wir gerne möchten," sagte er trübe. „Dies weiß ich besser als Einer. Mein ganzes Leben ist ein Verzicht. Hildes Abneigung trage ich mit dem Übrigen. Daß ich besonders schwer daran trage, will ich nicht einmal behaupten. Ich bin abgestumpft. Einerlei, ob's gießt oder trocken ist, ob Sturm oder Windstille: ich setze meinen geduldigen Trott fort. — Doch nicht von mir wollte ich sprechen — mein Schicksal kann Sie wenig interessieren — sondern von Hilde. Ich fürchte nämlich, sie steuert auf bewegter See, wo ihr Schifflein zu Schaden kommen kann."

Unwillkürlich stillstehend, sah ich ihn erschrocken an. „Was wollen Sie damit sagen?" fragte ich.

Er zog mich weiter. „Ich will mich deutlicher erklären. — Sehen Sie, Hilde fühlt sich zu allem hingezogen, was mit dem Hergebrachten nicht übereinstimmt. Das ist einmal ihr Naturell, oder — ich weiß es nicht — die Eigentümlichkeit ihrer Bildung. Wenn sie der Astronomie zugethan wäre, dann würde sie die Gestirne mit berechneten Bahnen kaum ihrer Aufmerksamkeit würdigen, vielmehr sich vorzugsweise mit den Kometen beschäftigen, als den Sonnenkindern, die frei und ungebunden umherzuschweifen scheinen. Das ist nur so eine Idee von mir, und vielleicht keine ganz glückliche: da Sie jedoch Hilde kennen, werden Sie mich schon verstehen. — Nun ist da so ein Komet, der in unsrer Gesellschaft seine zweifelhafte Bahn verfolgt — ein leuchtender Körper ohne Kern — ein ungarischer Graf, dem die Vergünstigung gewährt worden ist, die Reitschule besuchen zu dürfen. Dieser Graf, ich will seinen Namen nicht nennen, es ist nicht nötig — hat es verstanden, nicht allein durch seine äußere Erscheinung — er ist ein hervorragend schönes Exemplar der magyarischen Rasse — sondern auch durch das freie, alles Bestehende zersetzende Spiel seines Geistes Hilde in hohem Grade für sich zu interessieren. Ich habe den Grafen Ansichten äußern hören — was sage ich — als Thatsachen proklamieren hören — Ansichten, die mich entsetzten. Nach ihm sind wir im Grunde nichts anderes als Ausartungen einer zufällig entstandenen Zelle — umherwandelnde chemische Fabriken mit Stoffwechsel, die eine unbestimmte Empfindung von sich selbst haben — denken und handeln, wie sie müssen, und früher oder später ihre Arbeit einstellen und vergehen, ohne eine Spur zu hinterlassen . . . Nun, Sie kennen ja ohne Zweifel diese trostlosen Anschauungen, mit denen eine rasend gewordene Wissenschaft die Leichtfertigen beschenkt hat . . . Und Hilde schlägt dieselbe Leier wie der Graf; nur klingt ihr Atheismus nicht ganz so schlimm, da sie sich mäßigt und ihr die Freude am Schönen noch nicht abhanden gekommen ist. Auch glaube ich, daß sie mit der Zeit von ihrer jetzigen Denkart zurückkommen und sich dann ihrer schämen wird. Die Verirrung, deren ich vorhin erwähnte, ist eine ganz andere. Während Hilde mit dem Grafen freie Gespräche führt, tritt sie dem Manne, in welchem sie ihr Ideal zu finden scheint, immer näher. Nun ist der Graf nicht etwa blos ein kühner Theoretiker und im übrigen ein ehrenwerter Charakter, wie das ja zuweilen vorkommt, sondern er ist ein leichtsinniger, gewissenloser Patron, der in der Befriedigung seiner Leidenschaften bis hart an die Grenze des in seinem Stande Zulässigen geht. Eine Frau, sie sei wer sie wolle, würde an seiner Seite unglücklich werden, oder schon nach einigen Monaten sich von ihm scheiden lassen. Dies könnte Hildes Los werden. Der Graf bemüht sich um sie, und sie — ich sehe es deutlich — sie kommt ihm entgegen. Ich habe kein Recht, sie zu warnen, und mein

Vater, der es dürfte, ist blind in seinem unbedingten Vertrauen zu der Besonnenheit und dem weiblichen Scharfblick meiner schönen Kousine. Mit Hildes nächsten Angehörigen stehe ich in keinen Beziehungen, und selbst, wenn das der Fall wäre, würde es sich für mich nicht schicken, daß ich einen Nebenbuhler, und sei er noch so unwürdig, hinterrücks schlecht machte. Da bin ich nun auf den Gedanken gekommen, Sie, Herr Doktor, könnten helfen, Hilde zu retten. Ihr Bruder ist ein intimer Freund von Ihnen. Geben Sie ihm einen Wink von dem, was im Werke ist: ich bin überzeugt, er wird kommen und zum Rechten sehen. Dies von Ihnen zu erbitten, bin ich nach Hammersbeck gekommen. Sie stehen nach allen Seiten frei da; die Gelegenheit, der Familie einen Dienst zu erweisen, ist Ihnen sogar wahrscheinlich erwünscht. — So — nun kennen Sie mein Anliegen. Glauben Sie nicht, daß der Groll des verschmähten Liebhabers aus mir spricht — darüber bin ich hinweg. — Ich danke Ihnen für die Geduld, mit der Sie mich angehört haben, und hoffe, daß es mir gelungen ist, in Ihnen eine lebhafte Vorstellung von der Gefahr zu wecken, worin eine junge Dame schwebt, der Sie gewiß, wie ich, alles Gute wünschen."

Nein, Arthur von Plaggenfeld brauchte nicht zu fürchten, daß ich seiner Schilderung des ungarischen Grafen mißtraute. Ich nicht, in dem seine Erzählung die heftigste Eifersucht entzündet hatte! — Und dann trug alles, was er sagte — die Art, wie er es sagte, das unverkennbare Gepräge der Wahrheit. Eine andere Frage aber war die, ob ich mir gestatten durfte, mich in der von ihm gewünschten Weise in die Angelegenheit einzumischen. Darüber fühlte ich mich durchaus nicht sicher. Selbst Otto, so eng befreundet er mir war — konnte er es mir nicht als Anmaßung auslegen, wenn ich, der simple Hauslehrer, in einer so delikaten Sache zu intervenieren versuchte? Und erst Frau von Esche, die doch jedenfalls unterrichtet werden würde?

Ich zögerte mit meiner Antwort. Arthur erriet, was in mir vorging. „Ich weiß, wie viel die Familie von Esche von Ihnen hält," sagte er, „es ist weit mehr, als Ihre Bescheidenheit Ihnen erlaubt, vorauszusetzen. Sie dürfen sich gestatten, was ein bloßer Bekannter unterlassen müßte. Und bedenken Sie die möglichen Folgen Ihres Schweigens! Wenn nun eintritt, was ich für unausbleiblich halte, — wenn die Verbindung Hildes mit dem Grafen erfolgt, die Hilde, einmal verlobt, einer Welt zum Trotze durchsetzen würde, wenn dann das Unglück über sie kommt, Gott weiß, in welcher Gestalt, schlimmer vielleicht noch, als es mir heute vorschwebt — könnten Sie da noch eine ruhige Stunde haben, wissend, daß es in Ihrer Hand gelegen, dies alles zu vereiteln? — Beachtet mein Vetter Otto Ihre Mitteilung nicht, oder findet er hernach in dem Grafen einen ausgezeichneten Menschen und ihm genehmen Schwager — nun wohl, dann waschen Sie Ihre Hände in Unschuld."

Was Arthur vorbrachte, leuchtete mir ein. Zu seiner großen Freude erklärte ich meine Bereitwilligkeit, sofort an Otto zu schreiben. Er schüttelte mir warm die Hand als einem Bundesgenossen, und es schien ihm eine Last von der Seele genommen zu sein, da er unmittelbar darauf in den leichteren Ton verfiel, dessen er sich gewöhnlich bediente.

Am Nachmittage reiste er zurück nach Hannover.

Ganz leicht wurde mir der Brief an Otto nicht. Als ich anfing, zu schreiben, merkte ich, daß es nicht rätlich sei, die Lärmtrommel gar zu heftig zu rühren; dadurch konnte ich leicht mir schaden und der Sache, die ich vertrat. Ich wandte also den Kunstgriff an, das Wichtigste gleichsam beiläufig zu sagen, ganz am Schlusse, mit einem „Apropos" beginnend. Was ich Otto erzählte, wollte ich Gesprächen zwischen Arthur und dem von Munckschen Ehepaar entnommen haben. Ich berichtete lediglich die Thatsachen, kurz und trocken, ohne eine Folgerung daran zu knüpfen. Wie ich Otto kannte, war dies genügend, um ihn in Harnisch zu bringen.

Ich hatte mich nicht in ihm getäuscht. Am zweiten Tage empfing ich eine Postkarte von ihm: „Ich fahre mit dem Nachtzuge nach Hannover. Vor meiner Rückreise besuche ich dich."

Bewirkt hatte ich, was ich sollte; nun aber ergriff mich die Besorgnis, daß ich irgend ein Unheil, das ich mir nicht vorzustellen vermochte, heraufbeschworen haben könnte, und ich verlebte acht Tage, während

welcher ich nichts von Otto hörte, in einem nervösen Zustande, den es mir nicht einmal gelang, vor meiner Umgebung zu verbergen.

8.

Nach Ablauf von acht Tagen brachte Herr von Munck von der Station die Nachricht heim, Arthur von Plaggenfeld sei in einem Duell schwer verwundet worden. Während der einen Minute, die der Zug hielt, hatte ein vorüberfahrender Bekannter aus Hannover ihm dies allerneueste Ereignis aus den höheren Kreisen der Hauptstadt zum Besten gegeben. Zu weiteren Erklärungen war keine Zeit gewesen; weder war der Gegner, noch die Ursache des Duells genannt worden.

Über beides hätte ich Auskunft geben können, doch hütete ich mich wohl, zu sprechen. War mir doch vor allen Dingen unverständlich, durch welche Verkettung von Umständen Arthur vor die Pistole des Ungarn geraten sei, — Arthur, der doch gerade Otto hatte herbeirufen lassen, weil er nicht selbst handeln wollte!

Und was war aus Hilde geworden?

Am Tage nachher empfing ich einen Brief von Otto aus Eisenach. Er hatte Hilde in den Schoß ihrer Familie gerettet. Gott sei Dank!

Was aber in Hannover sich ereignet, darüber wurde mir nur sehr ungenügender Aufschluß. „Es war die höchste Zeit, daß etwas geschah," schrieb Otto. „Die Spannung in den Verhältnissen war derart, daß eine Explosion erfolgen mußte. Vetter Arthur hat sich geopfert. Ich weiß es ihm kaum Dank, daß er für mich eintrat. Ob er mit dem Leben davonkommen wird, ist fraglich. Der andere ist geflohen. Das Schlimmste ist, daß Hilde ihm anhängt, trotz der ihr gelieferten Beweise seiner Leichtfertigkeit. Ihr Zustand ist beklagenswert. Sie rast gegen die ganze Welt, die nach ihrer Meinung in Allem Unrecht hat. Ich glaube, sie wäre im stande, sich zu Fuße nach Ungarn aufzumachen, wenn wir sie gewähren ließen. Mich, der ich sie unter Aufsicht halte, nennt sie ihren Kerkermeister. Der Himmel weiß, wie lange ich's noch sein muß! — Mama will mit den Mädchen auf Reisen gehen, nach der Riviera, und fürchtet sich auch wieder vor der leidenschaftlich erregten Gefährtin, die sie zu bändigen keine Kraft hat. Daher zögert und zögert sie, durch ein Wunder die Rückkehr in alte Zustände erwartend. Am meisten leidet Fredegunde von Hildes verzweifelter Laune; auf ihre Gesellschaft ist der Tollkopf größtenteils angewiesen. Sie tröstet an ihr herum, mit der Geduld, die du kennst, hat aber bis jetzt noch nichts auszurichten vermocht. Gott weiß, welchen Ausgang die Sache nehmen wird!"

Einige Tage später fuhr Herr von Munck nach Hannover. Ich wußte im voraus, daß er von Eingeweihten einen ziemlich getreuen Bericht über das Vorgefallene erhalten und heimbringen würde. Und so war es auch.

Die gegenseitige Neigung zwischen Hilde und dem Grafen Szarvas war längst allgemein bemerkt worden. Nur der alte Oberst glaubte nicht daran. Es sei ein Spiel des Verstandes und Witzes, was die beiden miteinander aufstellten, behauptete er, — ein Wettlauf der Geister ins Blaue hinein. Dabei fingen die Herzen nie Feuer. Hilde habe überdem ihren Spaß daran, die biederen und gerechten Ansichten anderer mit den diabolischen Wurfgeschossen extremer Behauptungen zu bombardieren. Auch sei sie niemals hübscher, als in einem solchen Zungengefecht. Und der Racker — der Oberst schien in der That dieses Wort gebraucht zu haben — wisse das.

Der Graf wurde von seinen Kameraden zwar mit der geziemenden Höflichkeit behandelt, auf welche er als Offizier einer befreundeten Armee und als Gast Anspruch hatte; doch nahm man Anstoß an der Freiheit seines Lebenswandels, die er, als Fremder, sich glaubte gestatten zu dürfen, und hütete sich vor allzugroßer Intimität mit ihm. Es war insbesondere die stadtkundige Liaison des Grafen mit einem früheren Balletmädchen, die ihm schadete. Denn er dachte nicht daran, dieses Verhältnis vor den Augen der Welt hinter einem geziemenden Schleier zu verbergen; vielmehr prunkte er zu Roß und Wagen mit der Schönheit seiner Geliebten und ließ sich abends mit ihr ungeniert an öffentlichen Vergnügungsorten sehen.

Hilde schien von dieser Buhlschaft ihres Anbeters nicht in Kenntnis gesetzt worden zu sein, oder sie mochte die Kunde davon als Verleumdung verachtungsvoll zurückgewiesen haben — genug, ihre Freundlichkeit gegen

den Grafen zeigte eine beständige Zunahme, und es wurde für wahrscheinlich gehalten, daß es zwischen den Beiden bereits zu einer Art von Einverständnis gekommen sei, als Otto von Esche zu einem Besuche seiner Schwester in Hannover erschien. Daß dieser Besuch ein rein zufälliger gewesen sei, wurde allgemein angenommen.

Otto erkannte bald, wie die Sachen standen. Unter dem Beistande seines Vetters Arthur wurde es ihm nicht schwer, zu erfahren, welches Rufes der Graf genoß. Dies genügte ihm indessen nicht; er wollte mit eignen Augen sehen. Am fünften Tage nach seiner Ankunft gelang es ihm, auszukundschaften, daß der Graf beabsichtige, am Abend mit seiner Dulcinea und einigen Bekannten beiderlei Geschlechts in einem aristokratischen Restaurant zur Nacht zu speisen. Er beschloß, die Gesellschaft in vorgerückter Stunde zu überraschen. Arthur von Plaggenfeld soll ihm von diesem bedenklichen Unternehmen abgeraten haben; Otto jedoch, voll studentischen Wagemutes auf Ausführung seines Einfalls erpicht, ließ sich nicht bedeuten. Da bestand Arthur darauf, ihn zu begleiten.

In der That drangen die Beiden nach Mitternacht in das Zimmer ein, worin die Orgie stattfand, was ihnen nicht eben schwer wurde, da das dienende Personal nicht wagte, dem im Hause wohlbekannten Herrn von Plaggenfeld den Zutritt zu versagen. Sie trafen einen Augenblick, wie ihn Otto für seinen Zweck nicht hätte günstiger wählen können. Die blonde Betty, die einen kleinen Spitz hatte, saß auf dem Schoße des Grafen und ließ ihn Champagner aus ihrem Glase trinken. In ähnlicher Weise waren die beiden anderen Paare beschäftigt.

Der Graf achtete zunächst nicht auf die Eintretenden. Er wurde erst auf sie aufmerksam, als einer seiner Kumpane zornig aufgesprungen und ihnen mit der heftigen Frage entgegen getreten war, was die Herren hier wollten?

Otto hätte sich, da er ja seine Absicht erreicht hatte, mit der Entschuldigung zurückziehen können, er sei in ein falsches Zimmer geraten, was jedenfalls das Klügste gewesen sein würde. Ein solcher diplomatischer Rückzug lag indessen nicht in Ottos Art. „Ich habe mich nur überzeugen wollen," sagte er, „in welcher Weise der Herr Graf Szarvas seine Grundsätze praktisch verwertet. Der Aufschluß, der mir darüber geworden, ist hinreichend, um mich zum äußersten Widerstande gegen die Pläne zu bestimmen, welche der Herr Graf in gewisser Richtung verfolgen mag."

Inzwischen war der Ungar herangetreten.

„Dies geht mich an, meine Herren," wandte er sich zu seinen Gefährten. Dann sagte er, Otto ins Auge fassend, hochmütig: „Sie kennen die Welt noch nicht genug, Herr von Esche, um zu wissen, daß dasjenige, was hier vorgeht, mit meiner Stellung in der Gesellschaft gar nichts zu thun hat. Zwischen hier und dort liegt eine Scheidewand, die von jeher in unsern Kreisen respektiert worden ist. Sie werden nicht der erste sein wollen, der die beiden Sphären mit einander vermengt."

Otto, gereizt durch den Ton, den jener gegen ihn anschlug, erwiderte: „Ihre Ansichten, Herr Graf, von einer doppelten Moral, die für die sogenannten höheren Stände maßgebend sein soll, sind nicht diejenigen eines Mannes von Ehre. Und ich bin alt genug, um zu vertreten, was ich sage."

Der Graf wollte auffahren, doch beherrschte er sich. „Ich habe zwingende Gründe, Herr von Esche," sagte er, „Ihre kritischen Bemerkungen über mich, jetzige wie künftige, nicht als Beleidigungen anzusehen. Es würde also zu nichts führen, wenn Sie dieses Gespräch fortsetzen wollten. Haben Sie die Güte, uns nicht länger zu stören, meine Herren."

Zum erstenmal erkannte er die Anwesenheit Arthurs mit einem raschen Blick an. Dieser, der sich bisher im Hintergrunde gehalten, nahm jetzt die Partei seines Vetters. „Ehe ich gehe," nahm er erregt das Wort, „wünsche ich keinen Zweifel darüber zu lassen, daß Esche's Urteil über Ihre Ansichten, Herr Graf, durchaus das meinige ist."

„Sehr wohl, Herr von Plaggenfeld," entgegnete der Graf mit eisiger Höflichkeit. „Überflüssig wie diese Äußerung war, kann ich sie dennoch nicht ignorieren, da sie vor Zeugen geschehen ist. Sie werden von mir hören."

Damit fand der Auftritt seinen Abschluß. Nach stummer Verbeugung verließen Otto und Arthur den Schauplatz.

Arthur habe sich am nächsten Tage

überall sehen lassen, wo er zu verkehren pflegte, erzählte Herr von Munck. Es sei aufgefallen, daß er eine Heiterkeit gezeigt habe, als wenn ihm ein großes Glück widerfahren wäre. Dies Duell, das ihm bevorstand, müsse er wohl als die erste mannhafte That betrachtet haben, die ihm das Leben darbiete, und in gehobener Stimmung sei er ihr entgegen gegangen, gewiß mit der geheimen Hoffnung, den begünstigten Nebenbuhler über den Haufen zu schießen.

Es ist anders gekommen. Ein Zweikampf ist kein Gottesgericht, worin der Meistschuldige unterliegt. Nein, nein, Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit tragen den Sieg davon. Ein Duell ist nur eine Probe auf diese alte Wahrheit. Und an jenem kalten Wintermorgen in der Eilenriede fiel sie wieder genau so aus, wie sie mußte. Der Ungar hatte sich schon als Knabe von acht Jahren auf der Scheibe eingeschossen; die Pistole lag ihm in der Hand wie dem Schneider die Scheere, dem Mähder die Sense. Und Arthur hatte nichts in seinem Leben mit jenem methodischen Eifer betrieben, der eine Kunst zum Handwerk macht. Ein glücklicher Schütze war er, ein sicherer nicht. Das Glück aber war nicht bei ihm gewesen.

Herr von Munck hatte versucht, zu seinem Lager zu dringen; doch war er nicht zugelassen worden. Auch der Oberst lehnte zuerst ab, ihn zu sehen; dann besann er sich und gewährte ihm Zutritt.

„Es wird dem alten Herrn den Rest geben, wenn's übel abläuft," meinte Herr von Munck. „Er that freilich so, als ob daran nicht zu denken wäre; der Teufel aber glaube an seine Aufrichtigkeit. Jedenfalls stand ihm das Wasser dicht unter den Augen. Der einzige Sohn, den er zu nichts hat kommen lassen! Das mag ihn auch noch bedrücken. Wäre denn dies passiert, wenn Arthur nicht zu Hause gehockt hätte? — Das Fräulein von Esche ist auch fort mit dem Bruder; es ist so stille im Hause geworden wie in einem Trappistenkloster. — Den Diener horchte ich aus, der mich zur Thüre begleitete. Er sprach von Hoffnung und machte dabei ein Gesicht wie eine Unke. Eine Äußerung Arthurs ließ er sich entwischen, die mir bis ins Mark ging. Er sei froh, daß er nun endlich einen Beruf habe, hatte Arthur zu seinem Vater gesagt. Und auf die verwunderte Frage, welchen Beruf er meine, lautete die Antwort: mit Anstand zu sterben. — Er wird es fertig bringen, daran zweifle ich nicht; der Diener sagte, er hätte ihn noch nie in solch gleicher guter Stimmung gesehen. Und was die Schmerzen betreffe, so wäre er förmlich stolz darauf."

Er bildete sich wohl ein, er habe die Kugel auf dem Felde der Ehre empfangen!

Acht Tage später besuchte mich Otto. Er war auf der Durchreise bei dem Verwundeten gewesen. Arthur zehrte langsam ab; doch schien das unausbleibliche Ende noch fern zu sein.

Otto erzählte mir von Hilde. Sie hatte damals gleich erraten, weshalb er kam. „Arthur hat dich gerufen, der Feigling," sagte sie ihm. „Aber bemühe dich nicht, auf mich einzuwirken. Fremdes Urteil, wie es auch lauten möge, läßt mich ungerührt. Wehe dem Mädchen, das nicht weiß, was es will." — Dann, nach den ersten Erkundigungen, hatte Otto gewarnt: „Sieh dich vor, Hilde, der Graf ist deiner nicht wert." — Doch sie dagegen: „Vorurteil der Menge, das sich in verläumderischem Klatsch Luft macht!" — Und als Otto die Bekanntschaft des Grafen gemacht hatte, sprach er sich nochmals unzweideutig aus: „Ich habe nichts gegen seinen Freisinn, gegen seine materialistische Weltanschauung. Das sind abstrakte Dinge, unschädliche Gedankengewebe. Sehr konkret ist aber der Charakter, worin die Wurzeln der Handlungen stecken — das Angeborene — nach deiner eigenen Auffassung. Und der Charakter des Grafen ist derjenige eines Lüstlings. Er ist der Beständigkeit unfähig; er wird immer, wo und wann er kann, sein individuelles Belieben an die Stelle des Gerechten und Billigen setzen. Eines dauernden Gefühls unfähig, würde er dich eine Weile vergöttern, und dann, nach Abwechselung dürstend, im günstigsten Fall dich mit hohlen Galanterien über seine Treulosigkeit zu täuschen suchen ... Ein solches Schicksal wirst du dir nicht bereiten wollen."

Hilde ließ sich nicht erschüttern. „Wer liebt, vertraut auch," entgegnete sie. „Flüchtige Neigungen, lockere Verbindungen untergeordneter Art bedeuten nichts bei dem Manne, so lange er sich nicht durch eine starke Leidenschaft hat in feste Bande schlagen lassen ... Und hernach — nun, ich

traue mir die Gewalt zu, zu halten, wen ich liebe."

Trotz dieser Antwort glaubte Otto noch das Zeugnis der eignen Augen mit Erfolg gegen Hilde geltend machen zu können und unternahm jenen Einbruch in die Privatgesellschaft des Grafen, welcher zu dem verhängnisvollen Duell führte.

Nach der Katastrophe, während Arthur, nach Hause gebracht, von den Ärzten den ersten Verband erhielt, nahm Hilde finster und schweigend den Bericht Ottos über das Vorgefallene entgegen. Sie erkannte nur, daß ihre Pläne gewaltsam gekreuzt worden waren; sie zürnte dem Bruder, der daran die Schuld trug; kein Wort des Mitleids hatte sie für das unglückliche Opfer dieser Verwickelung, von dem sie doch wissen mußte, daß es eine Neigung für sie im Herzen hegte. Otto drang auf sofortige Abreise nach Eisenach; sie sah ein, daß sie im Hause des Obersten nicht bleiben konnte, und fügte sich. „Glaubt indessen nicht," sagte sie trotzig, „daß ihr einen Bruch erzwungen habt. Szarvas wird zu mir halten, wie ich zu ihm."

Vergebens erinnerte Otto an den Auftritt im Restaurant, — an das Mädchen auf dem Schooße des Grafen. „Dergleichen schüttelt sich ab, wie ein Insekt vom Gewande," erwiderte sie verächtlich.

Unbegreifliche Toleranz einer jungfräulichen jungen Dame, die doch in Deutschland erzogen worden war!

Nach Eisenach war ein Brief aus Szegedin an Hilde gekommen, im Siegel über dem Wappen eine Grafenkrone. Otto hatte die Annahme verweigert; er war zurückgegangen. Hilde machte keinen Versuch, zu schreiben; sie wußte, daß sie einen von der Dienerschaft bestechen müßte, um einen Brief zur Post gelangen zu lassen. Und dazu war sie zu stolz.

Frau von Esche hatte nach langem Zögern doch die Reise nach dem Süden mit beiden Töchtern angetreten. Hildes letztes Wort an Otto war gewesen: „Ich lasse mich nicht in die konventionelle Mädchenkarriere hineinzwingen. Mein Menschenrecht nehm' ich mir, früher oder später, wenn es mir nicht gutwillig gewährt wird." — Und als Otto dazu spöttisch lächelte, fügte sie hinzu: „Auch der Irrtum ist mein Recht. Mein Wille ist meine Bestimmung; führt er mich zu Leiden, wen geht's was an? — Daß doch Paul immer zu wissen sich anmaßt, was für Peter am besten ist! Kennt denn einer den Dämon des andern? Jeder hat genug zu thun, mein' ich, um sich mit seinem eignen abzufinden. Das muß er, wenn er zum Glück gelangen will. Und weiter will auch ich nichts. Also laßt mir die Bahn frei!"

„Was wird sie thun?" fragte ich den Freund bekümmert.

Otto zuckte die Achseln. „In Ketten legen können wir sie nicht," erwiderte er. „Nur ihr Zeit zum Nachdenken verschaffen. Jeder Tag Aufschub ist eine gewonnene Chance. Was heute unabänderlich scheint, kann morgen schon zweifelhaft werden. Im Innern der Menschen ist ein beständiger Wechsel beeinflußt, — wir wissen nicht, wodurch — gleitet das Begehren in neue Bahnen. Und wenn auch Hilde, gegen alle neuen Eindrücke eigensinnig die Augen verschließend, ihre Liebe festhalten mag, — ist die Beständigkeit des Grafen ebenso wahrscheinlich? — Ich denke nicht. Wir dürfen immer noch hoffen, daß dies unselige Verhältnis nicht wieder auflebt."

Ich erkundigte mich nach Vetter Ulrich.

„Er ist zahm geworden unter Fredegundes Behandlung," war die Antwort. „Seit einiger Zeit korrespondiert sie mit ihm. Wir haben es zugegeben, wie wir von Anfang an hätten thun sollen. Fredegunde ist die einzige, die ihn zur Vernunft bringen kann. Jetzt ist er sanft wie ein Lämmchen; in seinen Briefen ist nicht der leiseste Liebesseufzer zu entdecken. Nur ein Anzeichen schlummernder Leidenschaft ist noch darin, wie ich dir nicht verhehlen will. Er unterläßt nämlich selten, nach deinem Aufenthaltsort zu fragen; selbstverständlich indessen ist seine Neugier nicht befriedigt worden. Du siehst daraus, Julius, daß Vetter Ulrich dich noch immer mit eifersüchtigem Haß verfolgt."

Otto hatte dies scherzend gesagt, dabei aber doch mich scharf angesehen, als ob er von mir eine Äußerung über die fixe Idee des Schwachsinnigen erwartete. Ich aber begnügte mich damit, lächelnd den Kopf zu schütteln; weshalb sollte ich wiederholen, was Otto längst schon wußte?

Da brach er ab und erwähnte Fredegunde nicht wieder.

Mit dem nächsten Zuge reiste er weiter, nach Berlin zurück, wo ihm das erste juristische Examen bevorstand.

Ehe ich wieder von ihm hörte, erlag Arthur von Plaggenfeld seiner Wunde. Herr von Munck fuhr zur Beerdigung hinüber. Nach seiner Rückkehr berichtete er, Arthur sei gestorben als ein Glücklicher, der endlich von der drückenden Last eines unnützen Lebens erlöst wurde.

Unmittelbar nach dem Begräbnis hatte der Oberst Hannover verlassen, ohne jemandem mitzuteilen, wohin er sich zu begeben gedachte.

9.

Vier Wochen verflossen, während deren ich nichts von der Familie von Esche hörte. Dann meldete mir Otto: „Etwas ist eingetreten, das wir nicht in unsere Berechnung gezogen haben. Von Mentone aus muß Hilde mit dem Grafen in geheime Verbindung getreten sein. Sie hat sich von ihm entführen lassen. Eines Morgens war sie verschwunden. Nachforschungen ergaben, daß sie in der Frühe, wie um einen Spaziergang zu machen, landwärts emporgestiegen sei. Auf der Kunststraße, die an der Küste entlang führt, hat ein Wagen gewartet, der sie aufnahm und dann rasch in der Richtung auf Nizza davonrollte. Von Anfang an war nur eine Deutung dieser Flucht möglich. Zum Überfluß kam einige Tage später die Bestätigung aus Marseille. Sie habe sich ihr Glück nehmen müssen, schrieb Hilde. Als Gräfin Szarvas hoffe sie demnächst von ihrer Familie willkommen geheißen zu werden, deren kleinliche Haltung in dieser Affaire sie gesonnen sei, großmütig zu ignorieren. — Was sagst du dazu? — Mama schreibt fabelhaft gefaßt und nicht im mindesten entrüstet. Ich glaube, sie ist im Grunde froh, daß sie die lästige Tochter nicht mehr zu hüten braucht, und schmeichelt sich mit der Aussicht, den Schwiegersohn später als gebesserten Wüstling und Mustergatten zur verwandtschaftlichen Umarmung zulassen zu können. Um dem Geschwätz aus dem Wege zu gehen, ist sie mit Fredegunde an den Comer See gereist, wo sie verweilen will, bis es in Thüringen Frühling geworden ist. — Hilde hat nicht mitgeteilt, wo sie ihre Flitterwochen zu verleben gedenkt. Sie hätte es ruhig sagen können; niemand denkt daran, sie zu verfolgen. Ich wahrhaftig nicht. Sie hat sich mündig gemacht und mag nun ihr Schifflein allein weiter steuern."

Wie viel Schmerz Otto mir mit dieser Nachricht bereiten würde, hat er sicherlich nicht geahnt. Ich hatte Hilde keinen Vorwurf daraus machen können, daß sie ihre Neigung einem Unwürdigen schenkte. Die Liebe ist blind; ihr Ursprung liegt im Metaphysischen, jenseits der Begriffe Gut und Böse. Aber, daß Hilde in dieser Liebe verharrte, nachdem ihr die Leichtfertigkeit des Grafen bekannt geworden war, das schon setzte sie in meinen Augen herab. Wider alle Vernunft war sie ihrem Herzen gefolgt, — wie man das Organ des dunklen Willens zu bezeichnen pflegt. Das kann groß, das kann heroisch sein; in Hildes Fall war es unweiblich. Noch konnte sie sich besiegen. Nur Handlungen entwürdigen. Nach dem zuletzt Geschehenen indessen war sie sogar meiner nicht mehr wert. Als hellsten Stern hatte ich sie einst an meinen Himmel gesetzt; nun war er erloschen.

Während meines ersten langen Besuchs in Villa Esche waren eines Abends die Mädchen so gefällig gewesen, mich Schattenrißbilder ihres Gesichtsprofils anfertigen zu lassen. Diese Bilder hatte ich mir angeeignet und dasjenige Hildes sorgfältig auf einen Bogen weißes Papier geklebt. Obenauf in meiner Mappe verwahrte ich dieses Kleinod. Niemals setzte ich mich zur Arbeit nieder, ohne es vorher eine Weile zu betrachten. Es war ein Notbehelf für die Erinnerung, dessen ich eigentlich kaum bedurfte. Und doch übte diese einfache, reizlose Kontur immer wieder einen eigentümlichen Zauber auf mich aus, ähnlich dem Zauber ihrer persönlichen Gegenwart.

An dem Abende, nachdem ich Ottos Brief empfangen, nahm ich Hildes Bild zum letztenmal aus der Mappe. Ich mußte aufräumen mit diesem falschen Ideale, das fühlte ich; in symbolischer Handlung mußte ich den Irrtum meiner Jugend zerstören. Und doch zitterte meine Hand, als ich das Papier der Flamme näherte. Und als es Feuer gefangen hatte, mußte ich mich abwenden; ich konnte nicht sehen, wie das Element der Vernichtung die schöne Linie verwüstete, die ich so oft mit Entzücken betrachtet hatte. Die Aschenstücke flatterten auf den Boden. Noch in ihnen, als sie sich auf die Holzdiele gesenkt hatten, glaubte

ich die Nase, den Mund, das Kinn zu erkennen, als ob Hilde mich im Entschwinden, schon als Geist, noch einmal ansähe. Mir graute. Mit geschlossenen Augen mein Taschentuch ziehend, verwehte ich die gespenstische Asche im Zimmer. Da bekam ich Ruhe vor dem Spuk. Tot und begraben für mich war Hilde für immer.

Wirklich! Ich merkte es am nächsten Morgen. Sonst, wenn ich, erwachend, mich eben besonnen hatte, pflegte ich einen leichten Druck auf meinem Gemüt zu spüren. Meist wußte ich gleich, was es war: meine hoffnungslose Liebe. Still und heimlich lastete sie den ganzen Tag auf mir. Ganz anders jetzt. Mir war leicht und frei, als ob ein schleichendes Gift mir aus dem Blute entwichen wäre. Seltsam genug: ein Verlust brachte mir Segen. Heller sah ich um mich; herzinnig freute ich mich wieder am Leben. Langsam bereitete sich ringsum in der Natur der Frühling vor, den ich im vorigen Jahre hatte versäumen müssen. Diesmal sollte mir keins seiner Zeichen entgehen. Die ersten Wandervögel trafen ein. Auf der dünnen Spitze eines hohen alten Obstbaumes, nicht weit von dem Fenster meines Zimmers, hatte ein Staar seinen Wachtposten bezogen. Ein fröhlicher junger Gesell war er mit nimmer rastender Kehle. Vor Sonnenaufgang schon hörte ich sein verheißungsvolles Liedlein: Willkommen, o Lenz, du Freudenspender, der du die Brust mit neuen Hoffnungen schwellst! Sei mir gegrüßt, o Zeit unbändigen Lebensdranges, entfesselter Schaffenskraft! Wie ein weicher, warmer Strom bist du, der durch alle Wesen flutet, auf dem sie selig in die Zukunft schwimmen, in ein Land voll Glanz und Wonne! Hosianna! —

Mitten in diese schönen Tage des Vorfrühlings fiel eine Nachricht, die mich doch tief erschütterte.

Aug' um Auge, Zahn um Zahn! — So heißt es in dem grimmigen altjüdischen Vergeltungscodex. Und noch immer geht dieser finstere Geist durch die Christenheit und hebt die Hände zur Rache!

Kaum glaublich war's, was mir Otto schrieb. Der alte Oberst von Plaggenfeld war nach Ungarn gereist, um den Grafen Szarvas für den Tod seines Sohnes zur Rechenschaft zu ziehen. Der Graf weigerte ihm die Genugthuung, die er forderte; er wich dem Vater seines Opfers aus: er floh vor ihm. Der Alte, unbeugsam, nur eines einzigen Gedankens fähig, blieb beständig auf des Flüchtigen Spur, dann sie verlierend, dann sie wiederfindend — wie ein Bluthund, der eine Fährte aufgenommen hat. Wochenlang. Durch Österreich, nach Italien hinein. Von Genua nach Nizza. Dort, acht Tage nach Hilde's Entführung eintreffend, ermittelte er, daß Szarvas seine Reise in Begleitung einer jungen Dame, die man ihm beschrieb, fortgesetzt habe. Er erriet, daß diese junge Dame seine Nichte sei. Nun wurde es ihm leichter, zu folgen; ein Paar, wie Szarvas und Hilde, war nicht so rasch vergessen.

In Rom endlich gelangte er zum Ziel. Dort hatte das junge Paar für längere Zeit Aufenthalt genommen. Der Oberst wußte, daß Graf Szarvas sich freiwillig nicht mit ihm schießen würde und gedachte, ihn dazu zu zwingen. Sich verborgen haltend, besoldete er einen Kundschafter in dem Gasthofe, worin das Paar wohnte, der ihn über die Tagespläne desselben unterrichtet halten mußte. Auf diese Weise erfuhr er, daß von Szarvas ein Ausflug in die Campagna für einen der nächsten Tage in Aussicht genommen sei. Nun war die Zeit zu handeln für ihn gekommen. Er hatte die Zeit benutzt, um Bekanntschaften zu machen, die ihn bei seinem Vorhaben unterstützen sollten. Diese rasch gewonnenen Freunde waren Leute mit großen Namen, wie deren in Italien in jedem Café anzutreffen sind, vornehme Bummler, von denen Niemand weiß, wovon sie eigentlich leben. Drei von ihnen, einen Prinzipe, einen Vicomte und einen Marquis lud der Oberst zu einer Spazierfahrt in die Campagna, sobald er von seinem Spion den Tag erfahren hatte, an welchem Szarvas dort anzutreffen war. Unterwegs, nach einem reichlichen Frühstück, teilte der Oberst seinen Genossen mit, was er beabsichtigte, und erhielt das Versprechen getreuer Unterstützung bei seinem Vornehmen.

Spät am Nachmittage trafen sich die Wagen an abgelegener Stelle. Der Kutscher des Grafen war bestochen und hielt auf ein gegebenes Zeichen. „Da ist der Schuft, der meinen Sohn gemordet und meine Nichte bethört hat!" rief der Oberst mit drohender Stimme.

Szarvas verfärbte sich. Er erhob sich im Wagen: „Was bedeutet dieser Überfall, meine Herren?"

Osterwasser. Von R. Epp.

„Einen Feigling muß man stellen, damit er die Zähne zeige," schrie der Oberst. „Steigen Sie aus, Herr Graf!"

„Ich habe eine Dame bei mir, wie Sie sehen, meine Herren," wandte Szarvas sich an die Italiener. „Sie werden mich in Rom treffen, falls Sie mir von diesem wütenden Greise etwas auszurichten haben. Ich ersuche Sie, uns passieren zu lassen."

Der Prinzipe nahm das Wort, seinen Namen nennend. „Es dürfte am einfachsten sein," sagte er, „wenn diese kleine Affaire hier gleich erledigt würde. Die gnädige Frau wird Sie ohne Zweifel für zehn Minuten entschuldigen. Ich stelle mich zu Ihrer Verfügung, Herr Graf."

Die Zeugen verließen den Wagen.

„Es ist auf einen Mord abgesehen!" rief Hilde mit flammenden Augen.

„Durchaus nicht, Frau Gräfin," erwiderte der Marquis, sich vorstellend. „Wir bürgen dafür mit unserer Ehre, daß nichts vorfallen wird, was gegen die strengste Regel verstößt."

Soweit war die Unterhaltung in französischer Sprache geführt worden. Jetzt rief Hilde in ihrer Muttersprache dem Obersten zu: „Laß ab, Onkel! Der Tod Arthurs ist sehr zu beklagen, doch er allein trägt die Schuld daran. Und was mich betrifft: ich bin Szarvas aus freiem Willen gefolgt, und Niemand hat auch nur den Schatten eines Rechtes, ihn dafür zur Verantwortung zu ziehen."

„Kind, das verstehst du nicht," versetzte Plaggenfeld. „Das Gefühl eines Vaters ist stärker, als alle Vernunft. Ich kenne nur einen Mörder meines Sohnes, der ungestraft umhergeht."

Hilde runzelte die Stirne. „Dieses Vatergefühl hat dich nicht abgehalten, Arthurs Leben zu einem unwürdigen zu machen," sagte sie gereizt. „Alle Welt weiß es, und nur wenige Fanatiker entschuldigen dich. Du hättest eher für ihn eintreten sollen und in anderer Weise. Jetzt ist es zu spät. Laß die Toten ruhen. Ist es aber das Bewußtsein der eignen Schuld, was dich zu diesem rabiaten Vorgehen treibt um so schlimmer. Und vergiß nicht: es ist mein Gatte, den du bedrohst. Du liebtest mich einst wie eine Tochter; dies hast du mir oft versichert. Kannst du die Waffe gegen den erheben, der ein Teil meines Lebens ist also gegen mich selbst? Noch eins. Du bist alt, deine Hand ist unsicher. Hast du dir klar gemacht, was du wagst? Alter Mann, steh' ab von deinem frevelhaften Beginnen! Reise heim und laß uns ferner unbelästigt!"

„Ich habe nichts mit dir zu thun," entgegnete der Oberst finster. „Dein Tadel trifft mich nicht, deine Warnung kümmert mich nicht. Wochenlang habe ich nach dieser Begegnung gedürstet, wie eine arme Seele nach Erlösung. Jetzt will ich meinen Durst löschen; komme es, wie es wolle!"

Mit zusammengepreßten Lippen hatte Szarvas diesem Gespräch zwischen Onkel und Nichte gelauscht. Jetzt sprang er aus dem Wagen. „Er soll seinen Willen haben, Hilde," sagte er leichthin. Dann zum Marquis: „Sie haben wohl die Güte, meine Frau in die Stadt zu begleiten."

Hilde fragte mit den Augen: Muß es denn sein?

Der Graf nickte und küßte ihre Hand. „Addio, adorata!"

Rasch rollte der Wagen auf der alten Straße dahin, der Kuppel St. Peters zu, die fern in der Sonne glänzte.

Einige Sekunden lang sah der Graf dem Gefährt nach, aus welchem Hildes Tuch wehte. Dann wandte er sich zu dem Fürsten: „Ich nehme Euer Durchlaucht Anerbieten an. Handeln Sie für mich in dieser Angelegenheit. Ohne Verzug, wenn ich bitten darf."

Zehn Minuten Weges von der Landstraße lagen die Ruinen eines burgartigen Gebäudes. Dies war der Ort, den die beiden Sekundanten auswählten; dort, in den lang hingestreckten Schatten der verfallenen Mauern postierten sie die Gegner.

Aus dem ihm zuerst dargereichten Kasten nahm der Graf eine Pistole, ohne zu wählen. Dann fiel ihm die Waffe durch ihr Gewicht auf; er wog sie in der Hand und betrachtete sie aufmerksam.

„Vortreffliche Arbeit, nur etwas schwer," bemerkte er zu seinem Beistande. „Deutsches Fabrikat! Die Kugel würde durch einen Küraß schlagen, glaub' ich."

„Dürfte ich bitten, Herr Graf?" sagte der Fürst, zur Seite tretend. „Sie haben den ersten Schuß. Auf drei."

Als die Zahl ausgesprochen war, hob Szarvas den Arm und feuerte in die Luft. Keine halbe Sekunde später schoß der Oberst;

in die Schläfe getroffen, stürzte sein Gegner lautlos nieder.

Die Sekundanten eilten herbei und beugten sich über ihn: Szarvas war tot. Betroffen sahen sie sich an.

„Die Einzelheiten dieses Duells müssen unter uns bleiben," sagte der Fürst. „Der Ungar hat gefehlt — verstehen Sie?"

„Recht wohl," versetzte der andere. „Was aber beginnen wir mit der Leiche?"

Während sie berieten, galoppierte ein Hirt heran, in Schafsfelle gekleidet, begleitet von zottigen großen Hunden. Die Thiere beschnupperten den toten Mann und stießen ein winselndes Geheul aus.

„Verwahrt den Körper über Nacht, mein Freund," bat der Fürst. „Morgen früh soll er von euch eingefordert werden."

„Der Vorschlag leuchtet mir nicht ein, Signore," entgegnete der Wilde. „Habt ihr töten helfen, so könnt ihr auch für das Begräbnis sorgen. Ich will den Leichnam nicht auf meinem Grunde. Nehmt ihn mit euch. Und ist in eurem Wagen kein Platz — dort kommt ein anderer, den ihr requirieren mögt."

In der That näherte sich, in der Richtung von Rom her, ein Wagen im raschesten Tempo. Es war derjenige des Grafen. Hilde hatte ihren Begleiter zu bewegen gewußt, daß er in einiger Entfernung anhalten ließ. Unmittelbar nach dem Doppelknall, der deutlich zu hören war, befahl sie dem Kutscher, zu wenden und so rasch wie möglich zurückzufahren. Vergeblich widersetzte sich der Marquis. „Es gibt ein Goldstück, wenn Sie meinen Willen thun, Kutscher," rief sie. Das entschied.

Näherkommend stand Hilde im Wagen auf und spähte nach der Unglücksstätte hinüber. Scharfäugig wie sie war, unterschied sie den Hirten hoch zu Roß und zwei Männer in Cylinderhüten, die mit ihm zu parlamentieren schienen. Szarvas, der einen kleinen runden Hut getragen, vermochte sie nicht zu entdecken. Aber auch der Oberst fehlte.

Das Herz schnürte sich ihr zusammen. Sie beruhigte sich: Der Oberst wird verwundet und irgendwo geborgen sein: Szarvas ist bei ihm, und sie haben Frieden geschlossen. — Als der Wagen hielt, sprang sie hinaus und eilte in das Feld; kaum konnte ihr Begleiter Schritt mit ihr halten.

Mehr und mehr näherte sie sich der Ruine. Niemand kam ihr entgegen. Die beiden Sekundanten hatten ihr die Gesichter zugewandt und erwarteten sie schweigend. Da wurde sie von einer ungeheueren Bangigkeit ergriffen. „Ihren Arm, Herr Marquis," bat sie tonlos. Langsam schleppte sie sich weiter.

Nun gewahrte sie die Leiche und riß sich los, ungestüm vorwärts hastend. Noch einige Schritte weiter, und sie erkannte die Wahrheit.

Verloren! für immer verloren!

Aber sie schrie nicht auf, sie wurde nicht ohnmächtig. Mit übernatürlicher Fassung ging sie vollends zu dem entseelten Körper hin, kniete nieder und küßte die noch roten Lippen.

Dann, noch immer knieend, die Rechte des Toten in der Hand, wandte sie sich an die stummen Zuschauer: „Wie ist dies geschehen, meine Herren?"

Ein Achselzucken war die Antwort.

„Und der Oberst?" forschte Hilde weiter.

Der Fürst deutete auf eine, mit Steintrümmern überdeckte, teilweise bebuschte Stelle, etwa zwanzig Schritte weiter. Dort saß der glückliche Schütze, mit gesenktem Haupte, unbeweglich zu Boden starrend — ein Bild des Jammers und der Reue, — ein armer, gebrochener Greis.

„Hat er zuerst geschossen?" fragte Hilde, mit plötzlich erwachendem Argwohn.

Der Vicomte antwortete mit einem zögernden „Nein."

Wieder blickte Hilde zu ihrem Oheim hinüber, über die Ursache seiner befremdlichen Haltung nachgrübelnd. Dann, den Fürsten fest ins Auge fassend, sagte sie: „Der Graf kann nur absichtlich gefehlt haben. Er hat nicht treffen wollen und dies unzweideutig kund gegeben. Ihre Mienen, Durchlaucht, bestätigen meine Vermutung — Ihr Schweigen erhebt sie zur Gewißheit. Trotzdem hat jener alte, von Gott verlassene Mann —"

Sie hielt inne, in heftiger Bewegung. Nach einer kurzen Weile brach sie aus: „Ein Mörder ist er, vor Gott und Menschen! Das Kainszeichen glüht in höllischem Feuer von seiner Stirne . . . tief in seine Seele hinein brennt es ihn . . ."

Aufspringend machte sie einige Schritte auf den Obersten zu, Worte des Fluches auf den Lippen. Doch besann sie sich:

plötzlich blieb sie stehen und verhüllte ihr Gesicht mit den Händen. „Nein, es ist meines Amtes nicht, ihn zu richten," flüsterte sie, schwer atmend. „Wenn Gott ihm Barmherzigkeit erweisen will — Sein Wille geschehe!"

Sie kehrte zu dem Leichnam zurück. „Ich will ihn mit mir nehmen," sagte sie. „Wer bringt ihn mir in den Wagen?"

Es wurde dem Hirten bedeutet, er möge hinüberreiten und die beiden Kutschen herschenden.

„Langt mir den Körper herauf," antwortete der Mann mit einem grimmigen Lächeln. „Es ist einfacher so."

Hilde nickte.

Quer vor sich auf die Kruppe des Pferdes setzte der Hirt den Toten. Ein Schnalzen mit der Zunge, und er sprengte fort; hinter ihm her, aufgeregt bellend, die wilden Rüden der Campagna.

Einige Sekunden folgte Hilde, fast entsetzt, mit den Augen dem seltsamen Schauspiel. Dann murmelte sie, bitter schmerzlich: „Des Helden letzter Ritt!" und schickte sich an, zu folgen.

„Herr Marquis, darf ich auch jetzt noch um Ihre Begleitung bitten?" — Und nach einem Augenblick des Besinnens, wandte sie sich zu den beiden Sekundanten: „Sorgen Sie für den alten Herrn dort. Er soll sich in Sicherheit bringen. Ich will kein Nachspiel vor Gericht. — Leben Sie wohl!"

Allein, den dargebotenen Arm des Marquis verschmähend, schritt sie aufrechten Hauptes davon.

10.

Erst weit später habe ich alle diese Einzelheiten erfahren; Ottos Brief enthielt nur das Thatsächliche in schlichten Worten.

Welch eine erschütternde Tragödie!

Auch über Hannover kam bald nachher durch Herrn von Munck als dunkles Gerücht die Nachricht von der Rache, die der Oberst genommen. Die öffentliche Meinung schien sich für ihn zu erklären. Von Hildes Gegenwart bei der Katastrophe war indessen keine Rede. Auch von ihrer Flucht aus Mentone mit dem Grafen war in jene Kreise keine Kunde gedrungen. Wohl wurde ihr Name genannt, doch immer unter der Annahme, daß das zwischen ihr und dem Grafen Szarvas vermutete Verhältnis mit der tötlichen Verwundung ihres Vetters Arthur ein Ende erreicht habe.

Ich hütete mich wohl, zu verraten, was ich wußte; vielmehr gab ich mir den Anschein, als ob ich über die Angelegenheiten der Familie von Esche nichts mehr erführe. In der That hörte ich nun längere Zeit nichts von Otto. Er war mit seinem Examen beschäftigt. Erst als dasselbe hinter ihm lag, erinnerte er sich meiner wieder.

„Morgen packe ich meinen Koffer", schrieb er. „Es geht geradeswegs nach Bellaggio, wo Mama und Fredegunde noch immer verweilen, darauf wartend, daß der Frühling seinen jährlichen Sprung über die Alpen ausführe. Ich will ein paar Wochen klettern, baden, rudern, fischen — mit einem Worte bummeln. Es thut mir not; von meinem Herbstgewicht habe ich mir zehn Pfund weggebüffelt. — Unsere arme Hilde ist ganz stille in Eisenach eingezogen, wo sich meine alte Freundin Frau Lobedanz ihrer mütterlich annimmt. Von ihr stammt auch diese Nachricht; Hilde ist stumm, seit sie Rom verlassen hat. Sie weine nicht, sie klage nicht, berichtet die Lobedanz; in sich gekehrt, gehe sie umher. Bücher rühre sie nicht mehr an; dagegen sitze sie viel am Klavier, zuweilen bis in die Nacht hinein. — Sie muß es in sich selbst abmachen und wird es auch. Anspruch auf Trost hat sie verwirkt."

Arme Hilde! — Ich bemitleidete sie von Herzen. Aber keine Fiber bebte mir mehr, wenn ich an sie dachte. Seitab von mir wandelte sie, wie im Schattenlande.

Bald flogen mir Botschaften zu aus den linden Lüften Italiens — entzückte, tolle Verse Ottos, im Rausche der Begeisterung bald hier, bald dort eilig auf das Papier geworfen.

Einmal enthielt ein Brief Ottos eine Anzahl gepreßter Blumen, noch feucht und glänzend, das Arom eines fremden Landes ausatmend. Es war eine Gabe von Fredegunde. „Dem Botaniker in der norddeutschen Wüste die einliegenden Proben aus der Pflanzenwelt des Paradieses." So stand unter Ottos schieflinigem Gekritzel in der festen, regelmäßigen Handschrift Fredegunde's, die mir durch ihre Briefe an meine Mutter so wohlbekannt geworden war.

Die Blumen wanderten in meine Schreibmappe; es roch nach Italien, wenn ich sie

jetzt öffnete. Als ein sinnliches Zeichen treuen Gedenkens sprachen sie zu mir. Und vorwurfsvoll fragten sie: Hast du deiner Pflegerin denn ganz vergessen?

Auch Fredegundes Silhouette hatte ich aufbewahrt. Ich holte sie hervor und befestigte sie mit Nadeln auf der hellen Tapete meines Zimmers. Und als Gegengabe aus der „nordischen Wüste" sammelte ich Veilchen, packte sie in eine Schachtel und sandte sie gen Süden. Obenauf legte ich meine Visitenkarte, nachdem ich auf die Rückseite geschrieben:

„Ist auch karg die Natur, wo einst gebrandet die Nordsee,
Dennoch zeigt sie sich reich sinnig zufried'nem Gemüt."

Um diese Zeit wurde mir ganz unvermutet eine Lehrerstelle in einer thüringischen Kreisstadt angeboten. Damit öffnete sich mir meine eigentliche Karriere, und ich zögerte demgemäß nicht, sie anzunehmen. Mit dem Gefühl erhöhten Selbstbewußtseins meldete ich diese Änderung in meinen persönlichen Verhältnissen nach Bellaggio. Umgehend antwortete Otto mit einem Gedicht, worin er mich als demnächstigen Gymnasialdirektor und Professor feierte. Auch Frau von Esche gratulierte. Und endlich ließ sich Fredegunde vernehmen: „Werden Sie kein Pedant, Herr Lehrer, sondern bleiben Sie mit der Jugend jung!"

Ich glaubte das Gesicht zu sehen, mit dem sie diese Ermahnung niederschrieb — drollig ernsthaft, freundlich wichtig. Es war so ganz ihre frühere Art, mir gelegentlich einen kleinen guten Ratschlag zu versetzen. Sie schliff und polierte an mir, so gut sie konnte. Als sähe sie mich gerne so vollkommen, als mir zu werden möglich war. Das gute, liebe Mädchen!

Eine Woche später benachrichtigte mich Otto, sie ständen auf dem Punkte, abzureisen. Das Pfingstfest, das nahe voraus lag, wollten sie in Eisenach verleben. Und dann kam die Bitte, ich möge mir Urlaub erwirken und mich auch dort einstellen. Frau von Esche unterstützte die Einladung mit einigen freundlichen Worten. Von Fredegundes Hand war das zweite Postskriptum: „Wagen Sie es nur noch einmal mit uns! Es werden nicht immer böse Geister auf Sie lauern!"

Ach Gott! was sollte ich in Villa Esche? — Saß nicht die trauernde Hilde dort und sah aus toten Augen auf mich und die übrigen? — Wie konnte man da seines Lebens nur einigermaßen froh werden — wozu ich doch jetzt einen sehr starken Trieb in mir fühlte?

Böse Geister! — Pah, ich fürchtete sie nicht — weder die Tücke des Wetters, noch Vetter Ulrichs eifersüchtigen Haß. Aber — es war sonderbar — ich empfand eine Scheu, Fredegunde gegenüber zu treten.

Und ablehnen? — Durfte ich es? Hatte ich auch nur einen Vorwand dafür zur Verfügung?

Herr von Munck konnte mir den Urlaub versagen; dies war meine einzige Hoffnung. Ich sprach mit ihm. Herr von Munck indessen war die Liebenswürdigkeit selbst. Nichts könne ihm besser passen. Er habe schon zu Pfingsten für mich und seine Knaben eine Tour in den Teutoburger Wald geplant, nun wolle er an meine Stelle treten, was er im stillen schon gewünscht habe. Gewiß, ich möge mir gerne acht Tage Ferien nehmen.

Da war ich nun gefangen. Ich betrachtete mir Fredegundes Silhouette. In dem schwarzen Papier glaubte ich die Linien eines freundlich-schalkhaften Lächelns zu entdecken. Es war närrisch von mir, daß ich besorgte, vor ihr befangen zu werden, was ich doch nie gewesen!

Also auf nach Eisenach! — Was sie nur an mir fanden, daß sie mich immer wieder an sich zogen? —

Otto empfing mich in dem wohlbekannten Bahnhofe. Durch den dichten Schwarm der Touristen drängten wir uns; dann nahm er meinen Arm, und wir schritten dem mittelalterlichen Thor zu, das in die Stadt führt.

„Du bist doch gerne gekommen?" fragte er plötzlich und sah mich von der Seite an.

„Weshalb meinst Du?" entgegnete ich, etwas betroffen.

„Nun . . . Deine Erlebnisse in Villa Esche waren bisher wenig angenehmer Natur. Und dann, es liegt manches hinter uns, was uns ernster gemacht hat. Uns alle, wie wir da sind. Du weißt noch nicht alles, Julius."

„Was ist denn noch zurück? — Betrifft es — betrifft es die Gräfin Szarvas?"

Lebhaft wandte Otto sich zu mir. „Sprich diesen Namen nicht wieder aus," sagte er eindringlich. Und mit gedämpfter

Stimme fuhr er fort: „Hilde hat kein Recht darauf. Dies haben wir erst seit unserer Ankunft hier erfahren, aus ihrem eignen Munde.“

Erschrocken starrte ich ihn an.

„Es ist so,“ bestätigte Otto. „Nimm die Thatsache hin; jeder Kommentar ist überflüssig. Wir sind übereingekommen, Hildes Verirrung gänzlich zu ignorieren. Glücklicherweise ist der Schauplatz derselben ein fernes Land gewesen; wir dürfen hoffen, daß sie in der Heimat unbekannt bleibt.“

„Und dein Onkel, der Oberst? Wird er schweigen?“

„Ich habe ihn darum gebeten.“

„Was ist aus ihm geworden? Wo ist er?“

„In Gastein. Sein Hausverwalter hat mir auf Anfrage die Adresse mitgeteilt.“

Ich blieb stehen. „Wie aber steht Hilde zu meinem Besuch?“ erkundigte ich mich besorgt. „Sie wird doch vermuten, daß ich unterrichtet bin! Meine Gesellschaft muß ihr peinlich sein.“

Otto zog mich mit sich fort. „Komm' nur mit! — Vor dir hat Hilde keine Furcht. Du wirst sie etwas anders finden, als früher, doch nicht ungesellig. Du giltst ihr als Freund, jetzt mehr als einstmals; sie hat ausgesprochen, daß sie dich herzlich gern sehen würde.“

Und so war es in der That, unverkennbar. Nur bei der ersten Begrüßung zeigte sie noch eine leichte Befangenheit; aber rasch kam Fredegunde ihr zu Hilfe: „Du hast noch Glückwünsche nachzuholen, Hilde. Zuerst zum Doktor und dann zum wohlbestallten Gymnasiallehrer.“

Da stand sie nun leibhaftig neben mir — Fredegunde, und ich konnte ihr ohne die mindeste Scheu ins Gesicht sehen. Sie war gewachsen, ihre Figur stattlicher geworden; die frische Röte der Gesundheit lag auf ihren Wangen. Hilde dagegen — wie schmal und bleich sah sie aus! Mit Schmerz bemerkte ich den feinen Zug des Leidens um ihre Mundwinkel.

Der Abend verlief überraschend gemütlich. Frau von Esche schien sehr zufrieden zu sein, daß sie alle ihre Küchlein wieder um sich hatte. Es gab viel zu erzählen, und auch Hilde beteiligte sich an der Unterhaltung, wobei mir auffiel, daß sie ganz zwanglos über diejenigen italienischen Städte plauderte, die sie mit dem Grafen Szarvas besucht hatte.

Am Morgen des ersten Pfingsttages gingen wir alle zur Kirche. Diesmal saß ich neben Fredegunde. Ihre Nähe stimmte mich fromm. Der Kobold vorwitziger Kritik schwieg in mir, der so gern an der Form herumnagt und sich die Bedeutung des Inhalts entgehen läßt. Ich hörte vom heiligen Geiste. Sein Wehen kannte auch ich; in allen guten Stunden hatte ich es in mir gespürt. Liebe zu allen Menschen, fester Glaube an ein höchstes, väterlich gütiges Wesen — so lautete seine Offenbarung für mich.

Und auch für Fredegunde. Auf dem Rückwege sagte sie es mir. „Heiterkeit ist nur in Gott.“ So lautete ihr Ausspruch. Ich verstand sie, in ihrem Gemüt gab es keine Stürme; in allem Irdischen verlor sie niemals den Ausblick auf das Ewige, auf dessen Grunde alles ruht. Sie war tief religiös von Natur; daher ihre ruhige Sicherheit, daher ihre milde Güte, daher wahrscheinlich auch der Einfluß, den sie auf geistig Unmündige, wie ihren Vetter Ulrich, ausübte.

Es war köstliches Pfingstwetter. Nachmittags stiegen wir zur Wartburg empor. Es fügte sich, daß ich mit Hilde zurückblieb. „Leihen Sie mir Ihren Arm zur Stütze,“ sagte sie nach einer Weile. „Mir ist so zitterig in den Knieen seit jenem Abende in der Campagna; davon werd' ich mich wohl zeitlebens nicht erholen.“

„Sie sind sehr zu bedauern, Fräulein Hilde,“ wagte ich zu bemerken.

„Glauben Sie? — Ich weiß nicht. Mit einer Illusion wenigstens bin ich fertig. Die nächste wird mich besser gerüstet finden.“

Ich sah sie fragend an.

„Die Liebe meine ich,“ erklärte sie, ohne zu zögern. „Sie hält nicht, was sie verspricht. Das übrige wird nicht besser sein. Die lockende Gestalt nennt sich Glück und verschwindet in der Umarmung.“

„Eine traurige Erfahrung. Aber Gott sei Dank: sie ist eine persönliche.“

„Meinen Sie? — Ja, ja; es mag sein. Ihnen wünsche ich eine andere, Herr Doktor. Mir ist nicht mehr zu helfen.“

Ich wußte nicht, wie ich diese seltsame Unterhaltung weiter führen sollte, und schwieg. Plötzlich begann sie wieder: „Auch Sie haben

einst für mich geschwärmt, damals, als Sie hier so lange krank lagen. O, wir können ruhig darüber sprechen; Sie werden längst von einer Neigung genesen sein, die zu romantisch war, um wahr sein zu können. Jetzt bin ich stolz darauf, von Ihnen verehrt worden zu sein; in jener Zeit, wie Sie nur zu gut wissen, hatte ich nur Sinn für die Schatten von Rittern und Helden, die sich aus der Zukunft Ferne grüßend vor mir beugten. Wundern Sie sich nicht über meine Offenheit; ich habe so viel erlebt und erfahren, daß ich mir alt und grau vorkomme und über die nächste Vergangenheit reden kann, als läge sie mehr als ein Menschenalter hinter mir. Auch das ist ein Vorteil. Anstatt mit meinem eignen kleinen Ich fortwährend fieberhaft beschäftigt zu sein, habe ich Muße gewonnen, in Andere zu blicken. Und, was verdienstlicher ist, für andere zu hoffen."

Auf einmal blieb sie stehen und sah mir voll ins Gesicht. „Sind Sie denn noch immer blind, Herr Doktor?" fragte sie im Tone eines Vorwurfs. „Geht Ihr Sinn noch immer auf roten Fingerhut, der giftig von kahlen Hängen lockt? — Wie sind die Menschen doch zuweilen so seltsam hartnäckig in falschem Streben! Das Gute, das ihnen gemäß sein würde, liegt so nahe; die Mitwandelnden sehen es, nur sie selbst nicht. Arme strecken sich aus mit reichen Garben, schwer von goldener Zukunftssaat, und sie gehen daran vorüber, tappend, sie wissen nicht wonach. Und das Leben kann so süß sein im stillen Thal, in heimlicher Enge. Jetzt weiß ich's, da mich's aus stürmischen Höhen niedergeworfen hat."

Sinnend schritt sie weiter; ich aber hatte verstanden, worauf sie zielte. Ja wahrlich, blind war ich gewesen, blind gegen dasjenige, was mir frommte! Die Arme mit den reichen Garben, von denen Hilde gesprochen — ich kannte sie gut genug! — Leise hatten die anderen an mir geschoben und gedrängt, daß ich sie ergreifen möchte; Otto, Frau Lobedanz, meine Mutter — sie alle sahen meine Ergänzung, meine Eva stille wartend mich umschweben; nur ich, ich Thor, ich wartete auf Leidenschaft, wo unscheinbar, unbeachtet von mir, die blaue Blume der echten Liebe längst in meinem Herzen aufgegangen war! — Nun freilich, nun fiel es wie Schuppen von meinen Augen. Wie mit einem Zauberschlage sonderten sich Wahn, und Wirklichkeit, und in sanftem Lichte strahlte Fredegundes Bild vor mir auf — der heilige Geist der Pfingsten war wirksam in mir.

Über uns, an einer Biegung des Weges, stand sie, zurückgeblieben, um uns langsam Steigende anzufeuern.

„Sind Ihnen die Füße in der Ebene so schwer geworden?" rief sie neckisch herab. „Vorwärts, Herr Doktor!"

„Warten Sie ein bischen!" gab ich zurück. „Gleich wollen wir um die Wette steigen."

„Warum nicht gar! — Jeder auf eignem Wege?"

„Nein, zusammen — des Strauchelns wegen."

„Ist es Ihr Ernst?"

„Ei ja — gewiß."

„Gut. Auf der nächsten Bank werde ich Sie erwarten."

Hilde wandte sich lebhaft zu mir: „Wär' es möglich?"

„Der Blinde sieht," erwiderte ich.

„Glückliche Fredegunde!" sagte sie leise vor sich hin. Dann stand sie stille. „Gehen Sie! Ohne mich. Ich werde langsam zurückgehen; ich muß eine Weile allein sein. Es muß einiges in mir zur Ruhe gebracht werden, ehe ich Sie hernach wiedersehe. — Kümmern Sie sich nicht um mich; dort oben ist der Stern, der Ihnen fortan leuchten muß!"

Sie zeigte nach der Gegend, wo Fredegunde verschwunden war. Einige Sekunden später schritt sie abwärts. Nochmals blickte ich nach ihr um, ehe ich, Fredegunde folgend, in den Wald trat. Mit gesenktem Kopfe schlenderte sie hinab zu Thal, als ob sie Verlorenes suchte. . .

Geduldig hatte Fredegunde auf mich gewartet. „Wo ist Hilde?" rief sie mir entgegen.

„Sie war schon müde geworden und ist umgekehrt," erwiderte ich.

Als ich Miene machte, mich zu ihr zu setzen, sah sie mich forschend an. Was ihr mein Gesicht offenbart haben mag, weiß ich nicht; jedenfalls erhob sie sich mit einer Hast, die durch äußere Umstände nicht gerechtfertigt war. „Mama und Otto sind weit voraus," erinnerte sie, von mir abgewandt, und begann, vorwärts zu gehen.

„Wollten wir sie nicht an der Burg empfangen?“ fragte ich, den Verwunderten spielend. „Sehen Sie dort den Kletterpfad? — Wer wird zuerst oben sein?“

Ich bog hinein. Einen Augenblick zögerte sie; dann stand sie neben mir. „Soll es wirklich gelten?“ fragte sie zweifelnd.

Verführerisch war der Weg nicht gerade, der steil vor uns lag. Die rüstige Jugend, abends von der Höhe herabstürmend, hatte ihn durch den Wald gerissen, gewiß sehr zum Ärger der Forstbeamten. Abwärts flog man darauf; aufwärts mußte man kriechen.

Wir begannen nebeneinander. Bald umfing uns die Einsamkeit; fern von uns bewegte sich der Schwarm der Touristen auf und nieder; zuweilen klang ein Stück Volkslied herüber, von einem Trupp taktmäßig ausschreitender Wanderer gesungen. Über uns in den Wipfeln schlugen die Finken; an einem blanken Buchenstamm gerade vor uns lief ein Eichhörnchen hinauf, barg sich in der ersten Gabelung und lugte neugierig hinunter.

Unwillkürlich standen wir still. „Das liebe Tierchen!“ flüsterte Fredegunde. „Eine schwere Zeit hat es jetzt; nichts als alte Buchenkerne zur Nahrung. Und dabei ist es doch immer guter Dinge!“

„Das ist die Macht des Temperaments,“ erwiderte ich. „Es ist als Sanguiniker geboren.“

Wir stiegen weiter. Bei einer schwierigen Stelle eilte ich voraus und reichte meiner Gefährtin die Hand. Als sie sich zu mir emporgeschwungen hatte, ließ ich sie nicht los; schweigend folgten wir der steinigen Spur, Seite an Seite. Doch nicht lange; nach wenigen Minuten schon hielt Fredegunde inne und sah mich lächelnd an.

„Der gerade Weg ist nicht immer der beste,“ sagte sie.

„Deshalb werden wir ihn auch im Leben selten geführt,“ war meine Antwort.

Wir waren beide außer Atem. Eine moosbewachsene Bodenschwellung ganz in der Nähe bot sich uns zum Sitze dar. Ich erklärte, daß uns eine kleine Rast vonnöten sei und zog Fredegunde mit mir. Als ich neben ihr saß, dicht neben ihr, kam es wie ein Taumel über mich. Was ich ihr sagen wollte, drängte sich in tausend Worten auf meine Lippen; aber in dem bunten Getümmel konnte kein einziges dazu kommen, Ton zu gewinnen und sich hinauszuschwingen. Endlich, nach einer Pause befangenen Schweigens, kam mir Fredegundes Ausspruch zurück, der gerade Weg sei nicht immer der beste. Da platzte ich heraus: „Wenn nun Vetter Ulrich doch Recht gehabt hätte, als er mir im vorigen Sommer den Arm zerschlug?“

Ein rascher Blick des lieben Mädchens streifte mich.

„Wenn nun,“ fuhr ich fort, „dieser geistesblöde Mensch kraft eines wunderbaren Instinkts damals richtiger in mir gelesen hätte, als ich selbst noch vermochte? — Kinder und Unmündige besitzen ja häufig eine ganz überraschende Divinationsgabe; sie ahnen den tieferen Strom im Innern, der uns noch nicht zum Bewußtsein gekommen ist. — O, Fräulein Fredegunde, wenn ich zurückdenke: welch ein verblendetes, im Dunkeln tappendes Subjekt war ich doch! Jetzt mein' ich, ich hätt' es gleich von Anfang an wissen müssen — wenigstens, als mir nach dem Fieber der Verstand wiederkam, wohin die Nadel in mir sich zu richten strebte. Aber nein, mein Kompaß hatte Mißweisung, und ich merkte es nicht — ich unerfahrener Schiffer auf dem Meere des Lebens ... Ach, ich rede lauter dummes Zeug,“ unterbrach ich mich, ärgerlich über meine Ungeschicklichkeit, „und Sie verstehen am Ende gar nicht einmal, wo ich hinaus will!“

„Doch,“ sagte Fredegunde leise, und es war mir, als verspürte ich einen leichten, raschen Druck der kleinen Hand, die noch immer in der meinigen ruhte.

Da dachte ich nicht länger mehr darüber nach, welche Worte ich wählen sollte. „Liebe Fredegunde, sind Sie mir wirklich gut?“ fragte ich zitternd und fühlte, daß meine Seligkeit auf Erden von dem Bescheide abhing, den ich bekommen würde.

Sie wandte sich zu mir und sah mir frei in die Augen. „Von Herzen,“ antwortete sie, schlicht und warm.

Und ich — ich hätte sie an mich drücken, ich hätte sie auf den süßen Mund küssen sollen ... Tausend andere in meiner Lage hätten es gethan. Ich konnte es nicht. Daß sie sich mir schenken, daß sie mir angehören wollte — immer und ewig — so ungeheuer groß war dieser Gedanke, daß er mich überwältigte. Zu ihren Füßen sank

ich nieder und barg mein Gesicht in ihren Händen, keines Wortes mächtig.

Wie lange ich so kniete, ich weiß es nicht. Es waren Augenblicke der Weihe, der Erhebung, wie sie uns Sterblichen nur selten gegeben werden. Und Fredegunde empfand wie ich. Sie beugte sich nieder; ihr Atem spielte in meinem Haar. „Du guter, lieber Mann!“ hauchte sie.

Dann — o dieser Ausbruch des Jubels! — Ihr verschwiegenen Bäume am Abhange des Wartburgberges, ihr, nur ihr waret seine Zeugen! Um uns standet ihr, in frühlingsprächtigem Gewande, von Sonnenstrahlen verbrämt und hieltet staunend den Atem an, — staunend über die beiden jungen Menschenkinder, die unter Lachen und Weinen sich nur das Eine zu sagen wußten, daß sie sich lieb hatten! —

„Mama! Otto!“ erinnerte Fredegunde endlich.

Wir mußten zurückkehren — aus dem Himmel auf die Erde.

Vor den beiden erreichten wir die Burg. Sie hatten unterwegs mehrere Male auf uns und Hilde gewartet, nicht begreifend, wo wir blieben. Oben auf dem Hügel, wo die alten Feldschlangen aufgestellt sind, spähten wir nach ihnen aus. Als sie in Sicht kamen, ließen wir, Arm in Arm, unsre Tücher wehen. Otto entdeckte uns zuerst und schien, da er uns so vertraulich dicht nebeneinander sah, gleich zu erraten, was vorgefallen war. Er sprach lebhaft zu seiner Mutter; dann beantworteten beide unser Signal und beschleunigten ihre Schritte.

Wir eilten ihnen entgegen.

„Wird deine Mutter mich auch gern als Sohn aufnehmen?“ fragte ich Fredegunde unterwegs, mit plötzlich erwachender Sorge.

„Habe keine Furcht,“ versetzte sie. „Zurückhaltend, wie sie im allgemeinen ist, hat sie sich doch über dich häufig ausgesprochen. Sie hat dich von Anfang an gut leiden mögen, worüber ich herzlich froh war. Denn du warst mir unglaublich rasch lieb geworden, und eine innere Stimme sagte mir, der Augenblick würde einmal kommen, da du mich von ihr begehren würdest. Dies ist mein stilles, zuversichtliches Hoffen gewesen, das mich in all' dieser Zeit niemals verlassen hat.“

Fredegundes Auskunft lautete ermutigend genug; dennoch trat ich Frau von Esche nicht ohne Herzklopfen entgegen. Ich führte ihre Hand an meine Lippen und stammelte: „Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich um das Herz Ihrer Tochter geworben habe, ohne vorher Ihre Erlaubnis dazu einzuholen; doch —“

Sie unterbrach mich und sagte freundlich: „Es ist nur geschehen, was ich längst voraussah. Wenn ich es nicht gewollt hätte, würde ich Sie haben fern halten müssen. Und Sie wissen ja, daß ich eher das Gegenteil gethan habe. Nein, lieber Herr Doktor, — ein halbes Glied der Familie waren Sie schon; die Veränderung, die jetzt eingetreten, ist nicht groß.“

Und nun begann Otto: „Wenn ihr euch nicht gefunden hättet, dann wäre die ganze Weltordnung nicht viel wert. Denn ihr beide seid auf dieselbe Tonart gestimmt; wie der eine singt, so sekundiert der andere. Voriges Ostern schon war mir's auffällig. Und nicht mir allein.“

„Du spielst auf Vetter Ulrich an,“ erwiderte ich lächelnd.

„Vetter Ulrich!“ fiel Fredegunde ein. „Ja — was machen wir mit dem?“

„Wir schicken ihn nach Amerika,“ schlug Otto vor.

„Aber Otto!“ rief Fredegunde entrüstet. „Ganz anders verfahren wir. Wir laden ihn zu uns ein. Auf sofort. Gleich hier oben schreiben wir ihm eine Karte. Und Julius muß mit unterzeichnen.“

Otto schüttelte den Kopf. „Dann würden wir auch gleich einen Schutzmann in Tagelohn nehmen müssen, der Julius auf Schritt und Tritt begleitet.“

„Du kennst Ulrich nicht,“ erwiderte Fredegunde zuversichtlich. „Er wird sich in das Unabänderliche fügen.“

„Laßt doch den Doktor entscheiden,“ schlug Frau von Esche vor. „Wenn er's wagen will, uns kann's recht sein.“

Ich erklärte mich natürlich mit allem einverstanden, was Fredegunde für zweckmäßig hielt.

Nun erst fiel Hildes Abwesenheit auf. Als ich erläutert hatte, sie sei auf halbem Wege müde geworden und umgekehrt, meinte Frau von Esche mit einem Seufzer: „Es wird ihr nahe gehen, so stark sie auch ist. Solch ein Tollkopf! Hätte sie nicht warten können, anstatt sich und die Familie zu

(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Im Märzenwalde. Nach dem Gemälde von E. von Massei.

kompromittieren? — Nun wird sie ein saures Gesicht ziehen und unsern gemütlichen Kreis stören."

Ich wußte es besser, aber ich ließ mir nichts merken.

11.

Am Dienstag nach Pfingsten, gegen Mittag, machte Vetter Ulrich seine Erscheinung. Ich sah ihn auf der Landstraße herankommen, ein Köfferchen tragend, mit dem nachlässigen, schwingenden Gang, der ihm eigentümlich war. An dem Wege, der zur Villa hinaufführte, stand er still und sah mißtrauisch herüber, als ob er sich die Sache zu guterletzt noch einmal gründlich überlegte. Dann, mit einem plötzlichen Entschluß, setzte er sich wieder in Bewegung und stieg dicht an der Hecke empor, prüfende Blicke auf die Anlagen werfend, die einst seiner Pflege unterstanden hatten.

Es war ganz seine Art, daß er, zu uns hereintretend, sofort seiner Empörung über seine Wahrnehmungen Luft machte.

„Dein Gärtner ist ein Esel, Tante," platzte er heraus. „Wie hat er nur während des Winters die Rosen geschützt gehabt?"

„Ich weiß es nicht, lieber Ulrich," erwiderte Frau von Esche sehr sanft. „Du wirst am besten thun, ihn selbst zu fragen."

Nun erst sah Ulrich im Zimmer umher, wobei sein Blick rasch über mich hinwegglitt. „Guten Tag!" sagte er. „Ihr seid also mal wieder alle zusammen!"

„Nur du hast noch gefehlt," fiel Hilde ein, in dem alten, etwas geringschätzigen Ton, wie sie ihn immer gegen den ihr unsympathischen Verwandten angeschlagen.

„Dir nicht, des bin ich ganz sicher," versetzte Ulrich prompt. „Dein Name fehlt unter der Einladung, die ich erhalten habe."

„Hilde war nicht dabei, als sie geschrieben wurde," entschuldigte Fredegunde. Und ihm näher tretend, streckte sie ihm die Rechte entgegen. „Hast du keinen Händedruck für mich, Ulrich?"

„Für dich alles, was du willst." — Dies mit einem feindseligen Blick auf Hilde, während er Fredegundes Hand nahm und festhielt. Dann kam ihm zum Bewußtsein, daß er von allen Seiten mit einer gewissen Spannung beobachtet wurde. Er richtete seine wasserblauen Augen auf Fredegunde und fragte: „Sind mir vielleicht Hörner gewachsen da oben in Königssee, von denen ich nichts weiß, daß ihr mich alle so anstarrt? — Was habt ihr, Gundel? — Du wirst mir's sagen, damit ich mich danach richten kann."

Sie nahm seinen Arm. „Wir wollen ein bischen im Garten hin und her gehen, wir beide allein. Dabei erzähle ich dir allerlei, was ich nicht schreiben konnte."

Einige Schritte ließ Ulrich sich führen; plötzlich indessen mochte ihm wohl eine Ahnung desjenigen, was ihm bevorstand, durch den Kopf schießen, denn er ließ Fredegunde los und fragte argwöhnisch: „Betrifft es dich?"

„Es betrifft mich — und auch dich, da du mein Freund bist und dich deshalb über alles Gute freuen mußt, das mir widerfährt."

Nun war er seiner Sache sicher. „Ich habe mir's immer gesagt, daß es eines Tages kommen müßte, unfehlbar wie die Rosenblüte," murmelte er vor sich hin. — Und vorwurfsvoll wandte er sich an Fredegunde: „Mußte ich denn hieher bestellt werden, um mich mit eignen Augen von dem Schrecklichen zu überzeugen? — Ich hätt' es ohnedies geglaubt. Schlimme Nachrichten begreift man so schnell!"

Wieder erfaßte Fredegunde seinen Arm. „Nun komm' mit mir, lieber Ulrich; ich muß unter vier Augen mit dir sprechen."

Dieses Mal ließ er sich willig abführen. Wir sahen die beiden im Garten langsam hin und herwandern, eine lange Zeit. Fast fortwährend führte Fredegunde das Wort; demütig, mit gesenktem Haupte, hörte der arme Liebeskranke zu. Was sie ihm alles sagte — ich konnte es mir so gut denken! Und während die übrigen kopfschüttelten und die Citation des „Idioten" aus Königssee als einen Mißgriff verurteilten, wurde ich in meinem Vertrauen in die herzgewinnende Kraft von Fredegundes Beredsamkeit keinen Augenblick schwankend. Leider verbarg mir der breite Rand ihres Strohhuts ihr liebes Angesicht; ich hätte es gar zu gerne beobachtet in diesem Kampfe, den sie für die Rettung eines schuldlos Unglücklichen aus dem Banne gefährlicher Leidenschaft führte.

Endlich sah ich Ulrich mit einer gewissen Hast den Weg zu jenem Pförtchen einschlagen, hinter welchem er einst im Hinterhalte gelegen hatte. Das Paar verlor sich im Walde. Doch nicht auf lange. Als es

wieder in Sicht kam, hantierte Ulrich eifrig mit seinem bunten Taschentuche; er rieb an den Augen herum und schnob mit Getöse die Nase. Verstohlen blickte Fredegunde hinauf zu unsern Fenstern und nickte. Sie hatte gesiegt; mit einem heftigen Thränenstrome, in der Einsamkeit vergossen, war die günstige Krisis eingetreten.

Einige Minuten später stand Ulrich vor mir, geleitet von Fredegunde, die gleichsam ihre Genienflügel über dem Geretteten ausgebreitet hielt. Er bot mir die Hand. „Ich bin ein schlechter Kerl gewesen," bekannte er reumütig. „Aber Gundel hat mir versichert, daß Sie mir nichts nachtragen."

„Das thu' ich auch nicht, Herr von Esche," beteuerte ich. „Ich habe nur den Wunsch, daß auch wir beide recht gute Freunde werden. Für die Nachtwachen bin ich noch immer in Ihrer Schuld . . ."

„Nein, nein," wehrte er verlegen ab und starrte beharrlich auf meinen linken Arm. Endlich fragte er schüchtern: „Ist er wirklich ganz geheilt?"

Lachend schwang ich ihn vor seinen Augen auf und nieder. „Nicht einmal eine Narbe ist geblieben," beruhigte ich den reuigen Sünder.

Das Essen sei aufgetragen, meldete die Magd. Ulrich bekam seinen Platz rechts neben Fredegunde, und, nachdem er die erste Verlegenheit überwunden hatte, machte er den Eindruck eines Menschen, dem eine Last vom Gemüte genommen worden ist, und der nun einer lange entbehrten Freiheit froh wird. Im Laufe des Mahles strahlte auf seinem guten simplen Gesicht eine sonnige Heiterkeit auf, die sich bis zu dem Ausbruch steigerte: „Ich möchte mal mit euch allen anstoßen . . . Auf das Wohl des Brautpaars!"

Nach dieser Anstrengung versank er in Schweigen; stille schmunzelnd saß er und guckte aus fröhlichen Augen vom einen zum andern.

„Ich hätte nimmer gedacht, daß Vetter Ulrich so menschlich sein könnte," raunte Otto mir nach Tisch zu.

„Fredegundes Werk," erwiderte ich stolz und citierte, aus dem Stegreif verändernd: „Wie an einem Zauberfädchen, das sich nicht zerreißen läßt, hält das liebe Engelsmädchen alle wider Willen fest, — müssen in dem Zauberkreise leben nun auf ihre Weise!"

Er schlug mir lachend auf die Schulter: „Welch ein vorzüglicher Ehemann wirst du werden!" —

Als wir im Garten beim Kaffee saßen, wurde uns eine peinliche Überraschung zuteil. Die Magd meldete einen alten Herrn, den sie in das Empfangszimmer geführt habe; auf der Karte, die sie überreichte, stand Georg von Plaggenfeld, Oberst a. D.

Sofort sprang Hilde auf, dunkelrot vor Erregung: „Ich kann ihn nicht sehen! — Was fällt ihm nur ein, hieher zu kommen?"

Unschlüssig drehte Frau von Esche die Karte in der Hand. „Er ist mein Bruder," sagte sie endlich, mit einem leichten Seufzer. „Ich kann ihm den Empfang nicht weigern, so gern ich mir auch diese Zusammenkunft ersparte, worin doch nur vergangene Dinge höchst unnötiger Weise zur Sprache kommen werden."

Sie erhob sich.

Hilde rief, indem sie forteilte: „Ich werde mich in meinem Zimmer eingeriegelt halten, bis dieser Gast das Haus wieder verlassen hat."

„Laß dich durch Hilde nicht irre machen, Mama," bat Otto. „Ohne einen zwingenden Grund würde Onkel Georg hier nicht erscheinen. Bedenke, wir haben keine Veranlassung, ihm zu zürnen. Höre ihn und laß mich rufen, falls du im Laufe der Unterredung dies für nötig hältst."

„Du solltest gleich mitgehen," meinte Frau von Esche zögernd.

„Nicht doch, Mama. Du hast den Ereignissen fern gestanden, ich nicht. Und zunächst gilt Onkels Besuch dir."

Frau von Esche fügte sich der Notwendigkeit und entfernte sich.

Die Begrüßung zwischen den beiden Geschwistern, die sich so lange nicht gesehen hatten, gestaltete sich doch anders, als Frau von Esche erwartete. Als sie dem Obersten zuletzt begegnet war, stand er in der Vollkraft des Mannesalters; jetzt war er ein Greis, dem Ende seiner Lebenstage nahe. „Bist du es wirklich, Georg?" stammelte sie erschrocken. — „Ich bin stark zusammengebröckelt in der letzten Zeit," erwiderte er, indem er sie aufmerksam betrachtete. „Was von mir in meinem Alter noch gefordert worden ist, hat meine Kräfte verzehrt. Nächstens werde ich mich zur Ruhe legen, Marie. Ich wollte dich noch einmal vorher

sehen." — „Sprich nicht so; ich kann es nicht hören." — „Ja, ja," sagte der Greis schmerzlich, „du stehst noch mitten im Leben; du hast Kinder, mit denen du hoffst. Ich bin schon seit Anno 66 im langsamen Absterben. Jetzt — du hast keinen Begriff davon, wie lebensmüde ein Mensch sein kann. Du schiebst noch alle Gedanken an den Tod beiseite; ich aber — lieber heute als morgen."

Frau von Esche wurde weich. In den Zügen des alten Mannes, der mit gebeugtem Nacken neben ihr im Sofa saß, erschienen ihr diejenigen des Knaben, mit dem sie ihre Jugend verlebt hatte.

„Vor vierzig Jahren waren wir glücklicher als heute, Georg," sagte sie, leise seufzend.

„Das weiß der liebe Gott!" versetzte der Oberst. „Junges Blut würde nicht so vergnügt die Sonne aufgehen sehen, wenn es wüßte, durch welche Tage sie ihm noch einmal leuchten wird."

Die beiden Geschwister vertieften sich noch eine Weile in ihre Lebensläufe und wogen gegeneinander das Leid ab, das sie erfahren hatten.

Endlich kam der Oberst auf den eigentlichen Zweck seines Besuchs. „Ich würde dir nicht unter die Augen getreten sein," sagte er, „wenn ich nicht vor einigen Tagen durch deinen Sohn Otto erfahren hätte, daß es nur Hildes Geliebter war, der von meiner Kugel gefallen ist. Ich glaube ihr und dir einen Dienst geleistet zu haben, indem ich ein Verhältnis gewaltsam löste, das keinen Bestand haben konnte und der Familie, sobald es bekannt wurde, schweres Ärgernis bringen mußte. . ."

„Sehr wahr," fiel Frau von Esche ein. „Ich habe alle Ursache, dir dankbar zu sein."

„Es freut mich, daß du dies ohne Rückhalt anerkennst. Ich wage nun, zu hoffen, daß auch Hilde deine Auffassung teilt."

„Ob dies jetzt schon der Fall ist, weiß ich nicht," versetzte Frau von Esche. „Wir hier im Hause reden nicht über die unangenehme Sache. Hilde ist ein eigentümliches Mädchen; es kann ganz gut sein, daß sie im Herzensgrunde über den Ausgang froh ist."

„Das wäre mir sehr lieb," atmete der Oberst auf. „Auch mit ihr möchte ich mich gerne versöhnen, ehe ich die letzte Reise antrete. Dies würde mir gelingen, wenn sie sich bewegen ließe, mich anzuhören. Sie hält mich, nach dem Verlaufe des Duells, wie sie ihn kennt, für einen Mörder. Der bin ich nicht. Der Zufall — oder die Vorsehung, was wohl richtiger ist — hat entschieden, nicht mein Wille. Aug' in Auge wird sie mir glauben. Sie hielt einst viel von mir, Marie, — du wirst es wissen. Und als sie damals zu uns kam — es war, als ob der helle Sonnenschein in unser verdüstertes Leben einbräche! Keine Woche war vergangen, da galt sie mir als mein Kind, als eine mir geschenkte Tochter . . . Wie fest hoffte ich nicht darauf, daß die beiden jungen Leute sich liebgewinnen würden — Hilde und mein armer Arthur! Hätt' es sich so gefügt, es wäre alles anders gekommen. . ."

Der alte Mann ließ sich von seinem Schmerz übermannen. Nach einer Weile sagte er, unwillig über sich selbst: „Du siehst, welch ein nichtsnutziger Krüppel ich geworden bin. Wenn man erst die Thränen nicht mehr an sich halten kann, ist man reif für ein Altweiberspital oder für den Friedhof . . . Thu' mir den Gefallen und gieb mir ein Glas Wein. Und dann schaffe mir Hilde hierher und laß uns allein."

Frau von Esche, die sich ihres geringen Einflusses auf ihre Tochter wohl bewußt war, sandte nach Otto. Es gelang ihm — in der That wider sein Erwarten — Hilde aus ihrem Versteck hervorzulocken und ihrem Oheim zuzuführen.

Sie trat in das Zimmer mit dem Entschlusse, hart zu bleiben und alle Beschönigungsversuche abzuweisen. Als sie indessen des Greises ansichtig wurde, — als sie sah, wie er zusammengefallen war seit jenem Abende in der Campagna, da hielt ihr Entschluß nicht Stand vor dem Mitleid, das ihr Herz ergriff. Er wankte ihr entgegen, beide Hände flehentlich ausgestreckt. Da riß es sie zu ihm; sie umschlang ihn mit beiden Armen, lehnte den Kopf an seine Schulter und brach in heftiges Schluchzen aus.

Der Oberst winkte seiner Schwester zu, sie möge sich entfernen.

„Ich sehe, es bedarf nicht vieler Worte zwischen uns," sagte er, nachdem er sich gefaßt hatte, und wollte sie sanft zu einem Sitze geleiten.

„Laß mich noch," bat Hilde. „O, wie sie mir wohlthun, diese Thränen! Es sind

die ersten, die mir fließen. Wie ein schwerer Druck hat es mir all' diese Zeit auf der Brust gelegen. Jetzt fängt er an, von mir zu weichen, ich fühl' es. Weinen möcht' ich, weinen, bis ich nicht mehr kann."

„Sollst du auch, Kind," beschwichtigte der Oberst. „Thu' dir keinen Zwang an. Die Toten ruhen besser, wenn der Tau der Liebe auf ihr Gedächtnis fällt, sagt man."

Nach einer Weile richtete Hilde sich auf: „Jetzt ist's genug, Onkel. Mir ist viel, viel leichter. Was du mir etwa noch zu sagen hast in Bezug auf — auf das Vergangene: ich kann es hören."

Sie setzte sich nieder; er nahm ihre Hand und hielt sie.

„Ich muß dich im Geiste zurückführen vor die Thore Roms — zu jener Ruine in der Campagna, bei welcher wir uns zum letztenmale sahen."

Forschend blickte er sie an, ob er fortfahren dürfe.

„Weiter!" sagte sie tonlos, ohne sich zu regen.

„So erpicht war ich auf das Leben meines Gegners," berichtete der Oberst, in Erinnerung verloren, „daß ich aller Besonnenheit ermangelte. Abwarten konnte ich's nicht, bis ich zum Schusse kam. Mit jenem zugleich erhob ich die Waffe. Und als er in die Luft schoß — beim ewigen Gotte! — da stutzte ich über das Unerwartete; mein Impuls war, die Pistole zu senken; ehe indessen der Befehl dazu vom Kopfe aus den Nerventelegraphen durchzuckt hatte, war schon der Muskel meines Zeigefingers unwillkürlich thätig gewesen. Der Knall meiner Pistole, unmittelbar dem ersten folgend, erschreckte mich nicht wenig. Doch war ich mir bewußt, nicht gezielt zu haben. Wie mir ward, als sich der Rauch verzog und ich meinen Gegner — deinen Gatten, wie ich meinte — am Boden sah: ich kann es nicht beschreiben, Kind. Mit einem Schlage war die halb wahnsinnige Wut verschwunden, die mich wochenlang hinter ihm hergetrieben; ich ging mit schlotternden Knieen abseits und sank auf ein Trümmerstück nieder, zitternd wie ein Kind, dessen Frevelmut einen ungeheuren Brand entzündet hat. Damals fühlt' ich's gleich: es war vorbei mit mir. Nach dieser That — ich konnte noch eine Zeitlang als Überzähliger mich auf dem Welttheater umherschleppen — mehr nicht. Alle Kraft war von mir gewichen. Die beiden Herren schafften mich in die Stadt und verluden mich und mein Gepäck am Bahnhof; ich ließ mich senden, wohin sie wollten. Unterwegs begriff ich allmählich, daß mein Billet nach Basel lautete. Und dort, in einem kleinen Gasthof versteckt, gewann ich langsam die Herrschaft über mich selbst zurück. Ich mußte leben . . . Ach, Hilde, mein liebes Kind, wie oft habe ich an dich gedacht! Und um dich gebangt — im Geiste sah ich auch dich die finstern Pfade zum Orkus wandeln, — ein zweites, ein unschuldiges Opfer meiner Rachsucht. . ."

„Halt' ein, Onkel," unterbrach ihn Hilde. „Du kannst meinetwegen ruhig sein; ich bin keine von denen, die im Kampf mit dem Leben untergehen; ich will siegen, und ich werde es. Zunächst ist mir der Weg gewiesen. Meine Schwester Fredegunde hat sich verlobt und wird, wie ich mir denke, binnen Jahresfrist das Haus verlassen; Otto kann nur ein seltener Gast sein, jetzt und später. Da ist es meine Pflicht, bei der Mutter auszuharren. Sie kann nicht allein sein."

Der Oberst nickte. „Es ist das Richtige," sagte er. „Noch eins, Kind. Ich habe die Absicht, dich zu meiner Universalerbin einzusetzen: Otto wird mir angeben können, ob dies angängig ist . . ."

„Kein Schmerzensgeld, Onkel!" fiel Hilde ein. „Ich nehm' es nicht an. Keinenfalls. Für mich ist ausreichend gesorgt."

„Es könnten doch Verhältnisse einteten —" begann der Oberst schüchtern.

„Du meinst, ich könnte den Flecken auf meiner Ehre mit Gold zudecken," entgegnete Hilde bitter. „Du hoffst, mir mit deinem Vermögen noch einen Gatten kaufen zu können. Deine gute Absicht erkenne ich dankbar an. Aber denjenigen, der über meinen Fehltritt hinwegsehen könnte, würde ich nicht achten können. Ich muß bleiben, was ich bin — weder Mädchen noch Witwe. Ich hab' es so gewollt und werde niemals darüber klagen." —

Während dieser Unterhaltung verharrten wir im Garten. Mit kindlicher Neugier forschte Vetter Ulrich, was der geheimnisvolle Besuch zu bedeuten habe. Wir mußten ihn abspeisen, so gut es gehen wollte. Frau

von Esche gesellte sich wieder zu uns; dann erschien auch der Oberst mit Otto.

Ich hatte ein Vorurteil gegen den blutdürstigen alten Mann. Ebenso erging es Fredegunde. Als er sich uns näherte, faßte sie ängstlich nach meiner Hand, wie um sich meines Schutzes zu versichern. Wir erkannten beide sehr bald, daß wir einen erloschenen Krater gefürchtet hatten. Aus dem alten Recken mit flammendem Schwerte, den wir erwartet hatten, wurde bei genauerem Zusehen ein gebeugter Greis, der niemandem mehr ein Leid zuzufügen vermochte. Fredegunde zog ihn besonders an. Es sei etwas in ihrer Stimme und in ihrer Art zu sprechen, sagte er, das ihm ungemein wohlthue, — etwas Beruhigendes, Versöhnendes, Friedvolles. „Wenn die Trommeten schweigen und der Kampf aus ist," äußerte er sich, „dann wünscht sich der müde Krieger eine solche Gefährtin." — Immer wieder betrachtete er sie, und nach dem Thee, den auch Hilde mit uns einnahm, rückte er mit der Bitte heraus, daß Fredegunde ihn nach Gastein begleiten und dort seine Pflegerin sein möge.

„Ich bin ein müder Pilger, dem Ende des Weges nahe," erklärte er sich. „Wie sehr ich einer Stütze bedürftig bin, erkenne ich mit jedem Schritte mehr. In guten Tagen war ich ein trotziger Gesell, ein harter Kopf, der sich selbst der ehernen Notwendigkeit blind widersetzte. Ich bin beiseite geworfen worden, ich und mein Geschlecht, wie es nicht anders sein konnte. Zu einem der Opfer bin ich geworden, wie jede große geschichtliche Katastrophe sie fordert. Das kann ich tragen; es lag in meiner Art, daß ich mich der neuen Form der Vaterlandsliebe nicht fügen konnte, die von mir begehrt wurde. Aber ich habe als Vater ungebührlichen Zwang ausgeübt; das Leben meines Sohnes habe ich erst geknickt, in der Folge vernichtet. Das ist es, was ich nicht tragen kann, allein nicht. Ich suche Jemand, vor dem ich mich anklagen kann und von dem ich Trost erwarten darf. Wenn mich nicht alles trügt, so bist du dieser jemand, Nichte Fredegunde. Auch bist du glückliche Braut; in deinem Herzen ist heller Sonnenschein. Den würde ich mitgenießen. Dem Scheidenden erleichtert nichts so sehr die Seele als ein heiterer Geleitsmann bis zu dem Schlagbaum, der nur die Toten durchläßt. Komm mit mir, Fredegunde! Was ich erbitte, ist viel — ein Wunsch, aus Selbstsucht geboren. Aber es gibt Frauen — Gott sei Dank, viele Frauen — die für andere lebhafter empfinden, als für sich selbst; es sind die stillen Engel, die der liebe Gott unter die Menschen verstreut hat, damit sein Geist im Kampf um das Dasein nicht ganz von der Erde verschwindet."

Fredegunde blickte mich an: „Darf ich?"

Ich wußte vorher, wie sie entscheiden würde. Und ich dachte nicht daran, mich zu widersetzen. Ob in Eisenach, in Gastein oder am Kap der guten Hoffnung: mir blieb sie gleich gegenwärtig. Nur zur Hochzeit freilich, da mußte ich sie wiederhaben.

Otto faßte das Ergebnis der Beratung zusammen. Der Oberst blieb bis nach dem Ende meines Urlaubs und nahm dann Fredegunde mit sich — bis auf weiteres. Und in betreff des Vetters Ulrich machte Otto uns den Vorschlag, daß er in sein Gartenhaus baldmöglichst zurückkehren möge. Hilde unterstützte ihn. Und zu Ulrich sagte sie: „Wir wollen künftig in Frieden miteinander leben; ich bin alles Haders satt."

Dem guten Vetter liefen aus Freude die blanken Tropfen aus den Augen. Das Paradies, das er sich bewußt war, verscherzt zu haben, öffnete sich ihm wieder! — Er stürzte zu Frau von Esche und küßte ihre Hand — unbeholfen und ein wenig zu laut, es ist wahr, aber unser Lächeln darüber war ein gutmütiges, das er nicht übelnehmen konnte.

Nur wenig habe ich noch hinzuzufügen. Nachholen will ich zunächst, daß ich gleich nach meiner Verlobung ein Gespräch mit meiner Gönnerin, Frau Lobedanz, hatte. Sie war sehr zufrieden, daß ich endlich die Vortrefflichkeit ihres Lieblings anerkannte; es gewährte ihr förmlich Genugthuung. Aber im ganzen schien sie doch für Fredegunde eine bessere Partie gewünscht zu haben. Sie sprach es nicht geradezu aus, aber ich merkte es doch an der Art, wie sie das „große Glück" hervorhob, das mir widerfahren sei. Gewiß war mir großes Glück widerfahren, aber nicht in dem Sinne, worin sie es meinte.

Ich glaubte, sie zurechtweisen zu müssen. „Meine Braut ist kostbar in dem, was sie ist, nicht in dem, was sie hat," sagte ich.

Sie verstand mich und wurde rot. Genau dasselbe habe sie sagen wollen, behauptete sie, schnell gefaßt. —

Der Oberst starb schon im nächsten Winter in Mentone. Es ergab sich, daß er sein ganzes Vermögen an Fredegunde vermacht hatte; sie indessen, im Einverständnis mit mir, weigerte sich der Annahme und zwang ihre Geschwister, mit ihr zu teilen.

Im Frühjahr feierten wir unsre Hochzeit, ganz in der Stille, in Eisenach. Bei dem kleinen Schmause, welcher folgte, brachte Vetter Ulrich den Trinkspruch aus — diesmal in Versen, an denen er gewiß tagelang gedrechselt hatte. Sie klangen nicht übel; Fredegunde gab ihm einen Kuß dafür, über den er vor Vergnügen hochrot wurde. Und Otto, als er mit ihm anklang, sagte: „Den Toast auf deiner Hochzeit bringe ich aus. Vergiß nur nicht, mich einzuladen!“

Der gute Vetter merkte den Spott nicht. Er drückte Otto die Hand, daß er vor Schmerz die Zähne zusammenbiß, und sagte mit strahlenden Augen: „Das soll ein Wort sein!“

Zwei Nordlandssagen.

Von Frida Schanz.

(Abdruck verboten.)

I. Der Troll.

Es brach in das Gehöft des reichsten Erben
Auf einmal rätselhaftes Unglück ein,
Mißwachs und Seuche, Sterben und Verderben.

Verzaubert schienen Haus und Hof zu sein. —
Kein Glück, kein Ernten mehr, kein Freu'n, kein Frieden!
Kein Werk gedieh, kein Tag ging heiter aus.
Verzweifelt schrie der Mann: „Es ist entschieden,
Es lebt ein böser Geist in meinem Haus!
Das Unheilsgarn liegt in Gespensterhänden,
Unsichtbar waltet hier ein böser Troll!
Ich aber schwör's, ich will den Zauber enden!
Und wenn ich selber dabei enden soll!“

Wild fing er an, die grause Jagd zu führen;
Kühn, ungefüge, heftig wie er war,
Ging er daran, den Unhold aufzuspüren.

Erfolglos aber schwanden Jahr um Jahr. — —
Da, in der Nacht einst, in des Frühmonds Schimmer,
Trat, wie aus einem schattenhaften Spalt,
Zu ihm, dem fiebernd Wachenden, ins Zimmer
Auf einmal eine schreckliche Gestalt.

„Jetzt weh dir, schattenhafter Unheilbringer!“
Und tobend, glühend, wilden Zornes voll,
Warf sich der Mann, der hünenhafte Ringer,
Auf das Gespenst. —
Und er bezwang den Troll.

Er hielt ihn nieder an den starken Lenden,
Er kniete stöhnend auf des Feindes Brust,
Er hielt den blauen Stahl schon in den Händen. — —

Da kam ihm eine ungestüme Lust,
Daß er dem Geist ins wilde Antlitz spähe.
Er bog sich nieder, keuchend, zitternd, dicht,
Und sah — in klarer, grausenhafter Nähe, —
Hohnvoll verzerrt —: sein eignes Angesicht!

Klirrend entfiel das Messer seinen Händen. —

Die Sage, die ich künden will, ist aus.
Und so muß manche dunkle Sage enden!

So haben Manche ihren „Troll" im Haus!

II. Die Fee.

Auf einer Felsenwiese, taugebadet,
Ward einst ein Nordlandssohn in heller Nacht
Von weitem eine Fee zu seh'n begnadet.

Des Überird'schen rätselhafte Macht
Ergriff den Sterblichen. Er starrte lang
Das Lichtbild an, von Lust und Grau'n durchdrungen,
Und lauschte auf den süßesten Gesang,
Der jemals einem Menschenohr erklungen.
Er sah zwei Augen, mild wie er sie nimmer
Geschaut, voll strahlender Erhabenheit,
Auf weißen Zügen lag wie Silberschimmer
Der bleiche Geisterglanz: Unsterblichkeit.
Von hoher Stirn floß süßgeheimes Wissen
Wie Sternenduft.

Dem stillen, schlichten Mann
War seine junge Seele wie zerrissen
Vor Sehnsuchtsqual von dieser Stunde an,
Sein Sinn zerfloß in tiefem, heißem Weh.
Die Welt mit ihren wechselnden Geschicken
Erschien ihm leer. Er sah nur noch die Fee,
Die milde Fee vor seinen trunk'nen Blicken.

Sein Geist war ruh'los und sein Träumen wild.
Er irrte fiebernd auf verlass'nen Steigen
Voll toller Sehnsucht nach dem Geisterbild.

Und wieder einmal durch der Mondnacht Schweigen
Klang ihr Gesang, und fern und wunderbar,
Im Nebelduft auf schroffem Felsenthrone,
Betaute Lilien im gelösten Haar,
Erschien sie abermals dem Menschensohne.

Da stand er nicht mehr fern. Er ging ihr nach,
In Weh und Wonne warb der wilde Freier,
Und seine grenzenlose Sehnsucht brach
Glutvoll durch ihrer Hoheit ernste Schleier.
Es hallten Worte durch die Mondnachtstille,

Halbirre Worte voll so heißem Drang,
Daß, — wer beschreibt es!? — daß ein Menschenwille
Den übermächt'gen Geisterwillen zwang.
Aus dunklen Schluchten stieg der Morgenwind;
Ein Tag erglomm, licht wie von tausend Sonnen.

Es hatte das glückselige Menschenkind
Sich die Unsterbliche zum Weib gewonnen.

Da ward er wieder heimisch auf der Erde
Und fragte nicht mehr nach der Sterne Licht.
Sie wurde sein. — Sie saß an seinem Herde,
Geschäftig, zärtlich, liebevoll und schlicht.
Kein Grau'n umfloß das Glück, das er genoß,
Kein Dunstbild hatte sich zu ihm gewendet,
Der überird'sche Geisterglanz zerfloß,
Der ihm so schmerzhaft seinen Blick geblendet.
Es lag auf ihr wie milder, klarer Tau,
Ihr Anblick war wie Lenz und wie Genesen,
Sie war die schönste, liebste, beste Frau,
Nicht mehr das Rätsel, das sie erst gewesen.
Doch eben dadurch schien ihm mit der Zeit
Der tiefste Reiz von ihr hinweggenommen.
Wie lieblich sie auch war und wie vollkommen,
Es war nur menschliche Vollkommenheit;
Er sehnte sich zurück nach jenem Grau'n,
Nach jenem Himmelsschauer, jenem Weh,
Und er begann, sie fragend anzuschau'n:
Ist sie's denn noch? Ist sie denn eine Fee?
Da sah er all ihr Thun so ohne Fehle,
So lilienweiß wie je ihr Angesicht,
Und doch, — ein Stachel blieb in seiner Seele, —
Die selige Vision, — sie war es nicht.
Sein Herz erschrak. Tiefdunkle Stürme zogen
Durch seine Brust. Sein Jubel war dahin,
Er fühlte sich enttäuscht, erwacht, betrogen,
Er mied, er haßte die Verräterin,
Sein Herz ward wund und weh an ihrer Seite

Heiß mit sich ringend, trug er seine Qual
In stillen Nächten oft hinaus ins Weite;
Nachgrübelnd zog er über Berg und Thal,
Und da geschah's, — da sah er in der Ferne,
Weit drüben überm wilden Hochlandstrom,
Ein anderes Feenbild im Glanz der Sterne,
Ein zweites, endlos schöneres Phantom,
Noch zauberhaftere Gesänge klangen, —
Und wilder noch durchstürmte seine Brust
Als ehmals Liebe, Sehnsucht und Verlangen
Nach unbekannter süßer, süßer Lust.

Sein Schicksal schien ihm dunkler als das Grab, —
Mit *Dieser* hausen, — das wär' Licht und Leben!
Weh, weh, daß das Geschick ihm *Jene* gab

(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Unerwarteter Besuch. Nach dem Gemälde von G. Barison.

Und ihm nicht Dieſe, Dieſe nicht gegeben!
In ihm ſchwoll's auf; all ſein Beſinnen ſchwand
Vor eines nie geahnten Dranges Gluten,
Und jauchzend ſprang er von der Felſenwand
Hernieder in des Stromes wilde Fluten.
Er ſchwamm hindurch; er klomm mit Todesnot
Empor durch Schluchten, wilder ſtets und enger,
Ihr nach, ihr nach, die über ihn gebot.
Die Lichterſcheinung floh vor dem Bedränger,
Unſäglich ſchön in ihrer milden Helle,
Und immer wilder ward ſein Wunſch: ihr nach!
Sie ſchwebte leuchtend über Kluft und Fjälle
An denen ſeine letzte Kraft zerbrach.
Noch immer keine Raſt und kein Erbarmen;
Doch endlich, endlich hielt die Holde ein,
Und endlich hielt er ſie in ſeinen Armen
Und ſchien erlöſt, — und endlich ſchien ſie ſein.

Ein Zittern flog durch ihren ſüßen Leib,
Er hob ihr Antlitz auf. — Voll holder Klage
Sah ſie empor. — Sie war — Sie war — ſein Weib!

So meldet es die alte tiefe Sage.

Paris unter Mazarin.

Von Schmidt-Weißenfels. (Abdruck verboten.)

Als der allmächtige Kardinal Richelieu im Dezember 1642 in ſeinem Palaſt in der Rue St. Honoré geſtorben war, atmete Paris auf. Denn Paris war ſchon damals als die mit etwa 400,000 Menſchen bevölkerte Hauptſtadt von Frankreich das Herz des Reiches. Hier waren die gärenden Elemente, durch welche in jener Zeit das franzöſiſche Staats- und Geſellſchaftsleben ſeine ſchweren Beunruhigungen erlitt und die Richelieu alle mit feſter Hand unter ſeine Staatsraiſon gebändigt, in der auserleſenſten und geſammelten Kraft vorhanden. Da war der Hof, der hohe Adel, ein kriegsluſtiger und ſtolz gewordener Soldatenſtand, ein noch ſehr ſelbſtbewußtes Bürgertum in den Zünften, eine geiſtreiche und lebensluſtige Salongeſellſchaft, und dazu ein buntes Abenteurervolk, welches an den Sumpfſtellen des Pariſer Lebens ſeine Erfolge ſuchte und vielmals auch fand. Dort wurde von Männern wie Frauen am Hofe und in den ariſtokratiſchen Geſellſchaften politiſch wie für perſönlichen Ehrgeiz intrigiert und fort und fort ein geheimer Kampf der verſchiedenen feindlichen und ſich widerſtrebenden Intereſſen geführt, die nur auf die Gelegenheit lauerten, ihn auf der Straße mit Degen und Feuerwaffen auszufechten.

Richelieu hatte den Italiener Mazarini, den er als ſeinen Schüler anſah, dem König Ludwig XIII. zum Nachfolger als leitenden Staatsminiſter empfohlen. Die Pariſer haßten ihn ſchon deswegen und weil er ein Fremder, auch etwas wie eine abenteuerlich emporgekommene und zur Kardinalswürde gelangte Perſönlichkeit war. Für ſie war er Mazarin der Aufdringling, der galante Streber unter der Gunſt der Königin Anna, die als ſpaniſche Prinzeſſin des Zunamens Öſterreich Ludwigs XIII. Gemahlin geworden und nach dreiundzwanzigjähriger Ehe ihm endlich 1638 noch einen Thronerben geſchenkt hatte. Als nun ein Jahr nach Richelieu auch der König ſtarb und Anna von Öſterreich für ihren fünfjährigen Sohn Ludwig XIV. Regentin wurde, da ſchienen die Glückstage Mazarins zu Ende zu ſein. Aber er machte es, beim erſten Erheben der Hof-

Abb. 1. Das Ende einer nächtlichen Rauferei.

partei gegen ihn, seinem Meister nach, setzte den Anführer derselben, den volksbeliebten Herzog von Beaufort, in den Turm von Vincennes, verbannte ein paar Prinzen, beschäftigte die Armee mit Krieg gegen Spanien und Österreich und zeigte sich entschlossen, seine Stellung als Minister mit allen Mitteln weiter zu verteidigen.

Denn Paris begann offenen Krieg gegen ihn mit Witzen, spöttischen Worten und feindlichen Thaten. Das Parlament, das Richelieu ohnmächtig gemacht, richtete sich drohend auf und protestierte gegen die Steuerbedrückungen, die in Mazarins Absichten lagen. Er ließ darauf auch einige der einflußreichsten Mitglieder des Parlaments, hohe Gerichtsbeamte, verhaften. Paris griff nun zu den Waffen, errichtete Barrikaden, sperrte die Straßen mit Ketten gegen die königlichen Gardetruppen. Zu ernsten Kämpfen kam es noch nicht; aber fortan war Paris wie ein Kriegslager, und eine wilde Epoche seiner Geschichte begann.

Nichts war überdem schon gewöhnlicher als eine Rauferei (Abb. 1); zumal des Nachts, in den gewöhnlichen Straßen der Stadt, die damals noch ihre Umwallung an Stelle der heute so belebten, erst von Ludwig XIV. angelegten inneren Boulevards besaß. Wohl gab es schon Laternen in den Straßen, aber ihr fahles Licht störte das nächtliche

Abb. 2. Ein ſchwarzer Musketier von der Leibwache Ludwig XIV.

Treiben mit Dolch und Degen nicht. Die Patrouillen der Polizei und der Musketiere des Königs konnten nicht überall ſein. Dieſe letzteren waren ſelber die ſchlimmſten Raufbolde und unter Richelieu förmlich dazu erzogen worden. Denn der Kardinal hatte ſich eine eigene Leibwache prächtig gekleideter Musketiere gebildet, wie es eine der ſtattlichen ſchwarzen Musketiere des Königs gab (Abb. 2), und zwiſchen beiden herrſchte eine Eiferſucht, die ſowohl der König wie der Kardinal im ſtillen begünſtigte. Jeder rühmte die Haltung und den Mut der ſeinigen, und während beide ſich laut gegen die Zweikämpfe unter ihren Leibwächtern ausſprachen, hetzten ſie leiſe doch dazu an und erzürnten ſich über eine Niederlage, oder freuten ſich über einen Sieg der ihrigen bei ſolchen Händeln; beſtraften ſie bei blutigem oder gar tödlichem Ausgang auch gewöhnlich nur mit kurzem und luſtigem Gefängnis.

Nach Richelieus und Ludwigs XIII. Tode ſpielten dieſe Duelle der nun allein gehaltenen ſchwarzen Königsmusketiere immer noch eine große Rolle. Als Edelleute waren ſie gleich bereit, mit einem politiſchen Gegner, der den Degen trug, ſich auf der Straße in Streit zu ſetzen (Abb. 3). Rückſichtslos, trunken, ſtolz auf ihre ſchon davongetragenen Wunden, fielen die Musketiere in die Schenken und

Abb. 3. Ein Rencontre auf der Straße.

die öffentlichen Spielhäuser, laut schreiend und ihre Bärte in die Höhe streichend, mit ihren Degen klirrend, prahlerisch herausfordernd. Oder sie zogen bei Begegnungen mit Kavalieren sie reizender Art auf der Straße, auf den Promenaden, ihre Waffen unter Austausch der höflichsten Redensarten, wie sie in der feinen Welt von Paris üblich waren, und stießen aus Sportvergnügen ihrem Gegner ein paar Zoll Eisen in den Leib (Abb. 4).

Jugendlicher Übermut trieb sein Spiel ja auch sonst in den Straßen von Paris bei Nacht und selbst die Prinzen und Herren

Abb. 4. „Gilt das mir, mein Herr?"

vom Hofe waren dabei. Der Pont neuf, an dessen Eingang von der Cité her das eherne Reiterbildnis Heinrichs IV. errichtet worden war, bildete einen berüchtigten Tummelplatz mutwilliger Angriffe dieser Kavaliere auf die Personen, welche die Brücke überschreiten mußten. Gern trieben sie hier das Spiel des Mantelziehens, das hieß, den Leuten die Mäntel abzureißen, die sie dann womöglich dem Erzbilde Heinrichs, zu dem sie auf den Sporen desselben emporkletterten, umhingen.

Das Treiben am Tage in der volkreichen Stadt bot, abgesehen von den nun häufig werdenden Aufständen und militärischen Angriffen, dagegen die reichste Mannigfaltigkeit. In vergoldeter Karosse fuhr die Königin-Regentin Anna mit ihrem kleinen Sohn oft durch die Straßen nach der Kathedrale Notre Dame zum Te Deum (Abb. 6), oder hinaus nach dem Lustschloß von St. Germain oder dem von Compiègne. Auch die prächtigen Wagen der Prinzen und Prinzessinnen rollten viel hin und her. Wo Richelieu gewohnt hatte, war jetzt die königliche Residenz; das Palais Kardinal, das er großartig mit inneren Gartenanlagen sich erbaut und dem Könige Ludwig XIII. vermacht hatte, hieß nun Palais royal, und bildete den stets belebten Mittelpunkt der Hauptstadt. Seit 1637 gab es auch Mietskutschen, die Fiacres, welche wie die längst gebräuchlichen Tragsessel viel von den Vornehmen benutzt wurden. Um 1650 erschienen auch die ersten Omnibus auf den Straßen, in denen sich die bürgerlichen Leute, bei schlechtem Wetter zumal, transportieren ließen.

Unweit vom Palais royal stand der Louvre (Abb. 12), wie ihn Franz I. angefangen

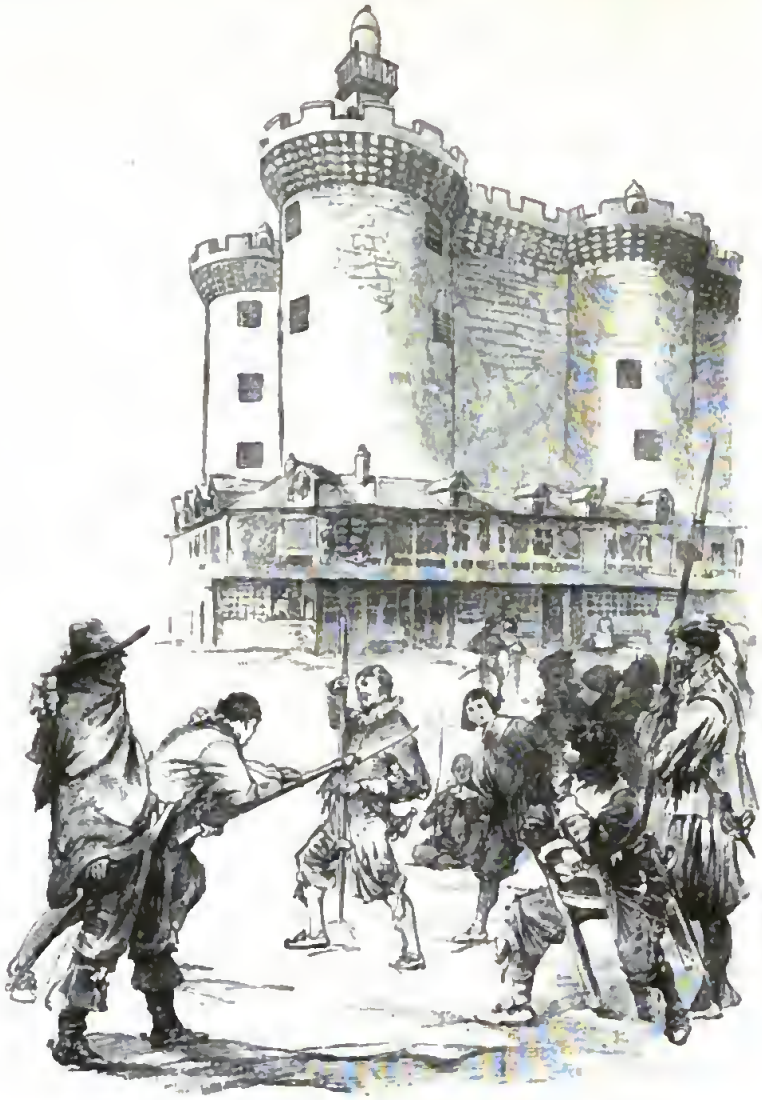


Abb. 5. Schweizergarde mit Hellebardiers fechtend.
Im Hintergrunde die Bastille zur Zeit Ludwig XIV.

und er seitdem immer noch ausgebaut wurde, um, an Stelle der als Residenz aufgegebenen Conciergerie jenseits der Seine auf der Citéinsel, ein glänzendes Königsschloß in Paris ihr gegenüber zu werden. Jetzt war es, wie auch im benachbarten unvollendeten Tuilerienschloß, still in seinen Räumen und auf seinen Bauplätzen. Mazarin hatte kein Geld für Steinmetzen und Maurer. Desto mehr Leben war von früh bis spät um das Stadthaus weiter hinauf am rechten Seineufer. Müßiges und hungerndes Volk hielt sich da den ganzen Tag über auf, und gab es gar eine Hinrichtung auf dem Grève- (Strand-) Platz davor, so hielt Paris hier eine öffentliche Orgie. Oft genug wurde ihm dazu Gelegenheit geboten; köpfen, hängen und verbrennen war der Justiz ein geläufiger Schluß, und manche auch der Vornehmsten mußten ihr Haupt dem Henker unter Richelieu wie Mazarin überlassen.

Man köpfte auch bei St. Paul und zwar hier nur die Gefangenen der Bastille, die dann auf dem Kirchhof von St. Jean eingescharrt wurden. Die Bastille (Abb. 5) mit ihren acht Türmen, gerade am Eingang des eigentlichen Paris im vierzehnten Jahrhundert errichtet, beherrschte mit ihren Kanonen auf den Zinnen die Vorstadt St. Antoine, wo die unruhige Arbeiterbevölkerung wohnte.

Abb. 6. Ein Tedeum in Notre-Dame. Straßentracht zur Zeit Ludwig XIV.

Aber als Gefängnis für vornehme Staatsverbrecher und für willkürlich Verhaftete war sie vor allem ein Schrecken geworden. Richelieu ließ hinter ihren dicken Mauern, welche schweizer Landsknechte bewachten, genug seiner Feinde verschwinden. Der witzige und galante Marschall von Bassompierre mußte zwölf Jahre dort im Kerker verbringen und erhielt seine Freiheit erst nach dem Tode des schrecklichen Kardinals, um dann bald darauf zu sterben. Mazarin bevölkerte die Bastille nicht minder mit seinen Opfern; die vornehmsten jedoch liebte er in den Turm von Vincennes außerhalb von Paris bringen zu lassen. Beaufort ließ er fünf Jahre daselbst.

Viel Leben herrschte stets auf der Seine-Insel, wo die uralte Cité von Paris halb mit dem Palais des Parlaments und des Gerichts, der Polizeiverwaltung und den Gefängnissen der Conciergerie bebaut war, halb mit der Riesenkathedrale Notre Dame. Das Pariser Parlament im „Palais" gewann in seinem erbitterten Kampf gegen Mazarin ja Tag um Tag mehr an Bedeutung. Wagte doch am 13. Januar 1648 der General-Advokat Omer Talon folgende freimütige Worte in einer Parlamentssitzung an die anwesende Königin-Regentin zu richten:

„Seit zehn Jahren ist das Land ruiniert, die Bauern liegen auf Stroh, ihr Gerät ist verkauft, und die Unglücklichen müssen von Hafer- und Gerstenbrot leben. Bedenken Sie, Madame, dieses Elend des Volkes in Ihrem Herzen. Alle Ehre gewonnener Schlachten, aller Ruhm eroberter Landschaften vermag die nicht zu ernähren, welche kein Brot haben und Myrten, Palmen und Lorbern nicht zu den ernährenden Pflanzen der Erde zählen können . . . Eine so despotische Regierung mag für die Scythen und die Barbaren des Nordens passen, welche nur das Antlitz des Menschen tragen; in Frankreich sind wir gewohnt, frei geboren zu werden und als wahre Franzosen zu leben."

Auf dem linken Seineufer aber war Paris von dem Treiben der Studenten erfüllt. Da gab es die Sorbonne, die großen Colléges und den botanischen Garten, welchen Richelieu angelegt hatte, wie er auch (1635) die französische Akademie in diesem Viertel, quartier latin genannt, errichtete. Dazu

als königlicher Palaſt, in dem die Prinzen mit der ariſtokratiſchen Geſellſchaft ihren Hauptverkehr unterhielten, den Luxemburg-Palaſt, den Maria von Medici im erſten Viertel des 17. Jahrhunderts erbauen ließ und deſſen ſchöner, mit Statuen geſchmückter Parkgarten einen Lieblingsſpaziergang für Studenten, Gelehrte und galante Kavaliere bildete (Abb. 12).

Die politiſchen Zerwürfniſſe ſteigerten ſich unter Mazarin und vor allem ſeinetwegen während der 1640er Jahre fort und fort und geſtalteten die Phyſiognomie von Paris

Abb. 7. Das „coucher du roi.“

immer kriegeriſcher. In allen Häuſern gab es Waffen. Mazarin hatte die Oppoſitionspartei des Parlaments und ihren Anhang ſpöttiſcher Weiſe eine Fronde genannt, nach einem Spiel der Pariſer Straßenjungen mit Schleudern. Aber dieſe Frondeurs bildeten eine wachſende Macht, der ſich auch die Prinzen und Großen des Reichs anſchloſſen. Der hochfahrende, in Kriegen und Siegen erfahrene Condé wollte freilich mit dieſen Staatsraiſonneurs, wenn auch nicht dem ihm verhaßten Mazarin zuliebe, aufräumen und mit ſeinem Heere Paris beſetzen, die Straßen desſelben, wenn nötig, in ein Schlachtfeld verwandeln. Infolge davon vereinigten ſich die Bürgervorſteher mit dem Parlament zur Verteidigung der Stadt. Jedes der ſechzehn Stadtviertel ſtellte ein Regiment, an das ſich im Notfall die bewaffneten Handwerker und Taglöhner anſchließen ſollten. Es kam auch zu Gewaltthätigkeiten, die einen blutigen Bürgerkrieg einzuleiten drohten. Die Pariſer eroberten mühelos die Baſtille und nahmen ihre Schweizerbeſatzung gefangen. Unter ſolchen Umſtänden gab der Hof nach, und das Parlament ließ ſich (1649) zu einem Vertrag mit ihm beſtimmen.

Aber der Adel war nicht damit einverſtanden und ihm nach ſchrie das Volk von Paris über Verrat. Es drang in den Juſtizpalaſt und ſtieß gegen das Parlament wilde Drohungen aus, ſogar der Republik wurden Lebehochs gebracht.

„Keinen Mazarin!“ rief man allerorten. „Fort mit allen Mazarinern in die Seine!“

Indeſſen kam es zu keinen ernſten

Abb. 8. Frauen Tracht à la fronde.

Abb. 9. Eine Verschwörung zur Zeit der Fronde.

Kämpfen mit den Waffen. Mazarin gewann durch Bestechung die Oberhand und konnte sogar mit der Königin von Compiégne her einen Triumpheinzug in das wieder beruhigte Paris halten, vom launenhaften Pöbel jetzt mit freudigem Zuruf ebenfalls begrüßt. Diesen Moment überlegener Macht nutzte er durch hinterlistige Verhaftung des ihm gefährlichen Prinzen Condé aus, den er mit seinem Bruder Conti und dem Herzog von Longueville nach Vincennes führen ließ.

Nun brach förmlicher Bürgerkrieg aus. Condés Partei im Adel ging mit gesammelter Heeresmacht den königlichen Truppen zu Leibe und in den Provinzen kam es zu Schlachten. Auch die Hauptstadt rüstete sich zu neuem Aufstand. Da hielt es Mazarin für geraten, den Prinzen Condé und dessen Mitgefangene wieder frei zu geben und sich selbst zeitweilig außer Landes zu begeben. Condés Übermut reizte dann den Hof sowohl wie das Parlament, in dem die Parteien einmal mit dem Degen aufeinander losgingen. Der trotzige Prinz an der Spitze einer Armee versuchte schließlich, Paris in seine Gewalt zu bringen und lieferte deshalb am 2. Juli 1652 eine blutige Schlacht gegen den tapferen Marschall Turenne, die bis in die Straßen der Vorstadt von Paris hinein wütete. Die Thore der inneren Stadt blieben fest gegen die Condéer verschlossen; alle Bürger aber standen in Waffen. Um den Prinzen aus seiner Einschließung in der Vorstadt St. Antoine zu retten, begab sich die Tochter des Herzogs von Orleans, Herzogin von Montpensier, auf die Bastille und befahl

dem Kommandanten, Feuer auf die Königlichen zu geben. Als dieser sich weigerte, wandte sie sich an die Soldaten und soll mit eigener Hand das erste Geschütz losgebrannt haben.

Damit und daß das Thor von St. Antoine nun geöffnet wurde, rettete sie Condé. Er drang mit den Seinen in die Stadt und ließ den Pöbel gegen die königlich gesinnten Ratsherren aufreizen. So wurde ein Sturm auf das Stadthaus bewirkt und dasselbe teilweise in Brand gesteckt. Die Stürmenden fanden im Innern die Bürger und Räte hinter Tischen und Bänken verschanzt, bereit ihr Leben teuer zu verkaufen. Mehr als zweihundert der gedungenen Banditen fanden hier ihren Tod, und als die Ratsherren sich bis Mitternacht verteidigt hatten, war die Wut der Angreifer verraucht und ihre Macht auch gebrochen.

Solche Heimsuchungen wurden Paris unter dem Regiment Mazarins beschieden, der sich ja immer noch der Königin Anna unentbehrlich zu machen wußte und die Zügel des Reichs in der Hand behielt. Der König Ludwig XIV. war freilich inzwischen mit vierzehn Jahren mündig geworden. Aber er wohnte noch immer bei seiner Mutter im Palais royal, wenn ihr der Aufenthalt in Paris nicht unmöglich gemacht war. Die königlichen Ehren waren ihm schon als Kind öffentlich wie im Palast erwiesen worden. Mit sieben Jahren (1645) hatte ihn Mazarin schon ein lit de justice — eine königliche Parlamentssitzung — halten lassen, und er hatte damals den Abgeordneten sagen müssen:

„Meine Herren, ich bin gekommen, mit Ihnen von meinen Angelegenheiten zu sprechen. Mein Kanzler wird Ihnen meine Meinung sagen."

Schlecht genug war seine Erziehung betrieben worden, stolz und herrisch hatte sich sein Charakter entwickelt, und je mehr die

Abb. 10. Hoftracht zur Zeit Ludwig XIV.

Parteikämpfe darauf abzielten, die königliche Macht zu schwächen, desto höhere Meinung gewann er unter der ihm zugeteilten Umgebung von derselben. In Demut harrten die Edelleute des königlichen Dienstes seiner Befehle; Edelknaben geleiteten ihn überallhin auf Schritt und Tritt; sie leuchteten ihm bis in sein Schlafgemach und so feierlich, daß das coucher du roi darnach eine streng beobachtete Ceremonie verblieb, das Kerzenhalten hierbei eine besondere Gnade bedeutete (Abb. 7).

Verwildert waren unter den bürgerlichen Zwistigkeiten während eines Jahrzehnts die Sitten. Die Fronde hatte mit ihrem kriegerischen Charakter auch die Mode

beeinflußt und es gab vornehme Frondenſen, welche ihren herausfordernden Sinn durch eine eigene Tracht, Hut und Handſchuhe à la fronde, amazonenmäßig zum Ausdruck brachten (Abb. 8). Als das Haupt dieſer Frondenſen war die Schweſter des Prinzen Condé, die Herzogin Anne Geniève von Longueville, angeſehen, ein ſchönes, geiſtreiches und kühnes Weib, das während des Aufſtandes im Jahre 1649 ihr Hauptquartier im Pariſer Stadthaus nahm und von hier aus die Verſchwörung gegen Mazarin leitete. Als ſie ihr wildes Kriegsleben 1653 für beendigt erachten mußte, wurde ſie Büßerin im Kloſter.

Auch die galante Marion Delorme gehörte zu dieſen anführenden Frondenſen. Bei den erſten Unruhen gegen Mazarin war ihr Haus der Sammelplatz der Häupter der Fronde, ſo daß der Kardinal ſie nach der Verhaftung der Prinzen ebenfalls feſtnehmen laſſen wollte. Allein ſie kam dem durch ihren plötzlichen Tod, im Alter von 39 Jahren, zuvor.

Verſchwörungen waren überhaupt in jener Zeit an der Tagesordnung für ſolche, welche in dem wechſelnden Spiel der Parteien eine Rolle übernehmen wollten (Abb. 9). Bald hatte der Kardinal Retz Agenten dafür aufgeboten, der deshalb auch von Mazarin 1652 in den Donjon von Vincennes geſchickt wurde; bald der Prinz von Condé, oder der von Conti, ſein Bruder, oder der von Orleans und der ehrgeizige Frondeur Gondi, welcher die Bürger gegen den Hof hetzte.

Das alte Hotel Rambouillet, in dem ſich unter Richelieu die in Bezug auf den Geſchmack tonangebende Geſellſchaft und die eleganteſten, wie geiſtvollſten Damen der Salons verſammelten, exiſtierte nicht mehr. Doch war ein Teil dieſer Geſellſchaft noch immer vorhanden und bot dem entarteten, frivolen Leben in Paris ein Paroli. Wie es eine Menge ſogenannter Levers gab, Morgenempfang großer und auch kleiner vornehmer Herren, um den politiſchen und galanten Klatſch von Paris entgegenzunehmen, ſo auch viele Salons, in denen Herren und Damen zu Geplauder zuſammenkamen.

Abb. 11. Ein ſchwarzer Musketier in der unter Ludwig XIV. veränderten Tracht. Im Hintergrunde der Louvre nach einer zeitgenöſſiſchen Anſicht.

Abb. 12. „Exquisite" im Luxembourggarten zur Zeit des Cardinals Mazarin.

Abb. 13. Eine „précieuse“ spielt, im Bett liegend, mit ihren Besuchern Karte.

Unter ihnen brachte sich der von Scarron bald in großen Ruf. Paul Scarron war der tollste aller Abbés gewesen. Einmal, als er in Mans als Kanonikus in Stellung war, ließ er sich von seinem Diener den ganzen Körper mit Honig bestreichen, wälzte sich dann in einem Daunenfederhaufen, so daß er wie ein Wilder wunderlichster Art erschien. Das that er zu einem Karnevalsspaß und ging so befedert auf die Straßen. Verhöhnt und verfolgt von den Leuten, sprang er in die Sarthe. Durch die Kälte des Wassers trug er eine Lähmung davon, die ihn fortan nötigte, sich eines Rollstuhls zu bedienen. Dabei blieb er der lustigste Mensch, und sein südfranzösischer Witz, seine burlesken Gedichte machten ihn ungemein interessant. In Paris, wohin er übersiedelte, wurde sein bescheidenes Haus das Stelldichein der geistreichsten Gesellschaft. Dort sah man die Damen aus dem früheren Hotel Rambouillet; die berühmte Romanschriftstellerin Scudéry verkehrte daselbst, die reizvolle Marquise von Chevreuse, die alternde Mademoiselle Paulet. Zu den Frondeurs gehörte Scarron auch; seine 1651 herausgegebene „Mazarinade“ war einer der keckſten und witzigſten Angriffe auf den Italiener und machte ganz Paris auf dessen Kosten lachen. Schließlich verheiratete sich Scarron der Krüppel noch mit dem sechzehnjährigen, armen, aber schönen Fräulein d'Aubigné. Nach seinem Tode sollte diese Frau die Königin von Frankreich als Gemahlin Ludwigs XIV. und allmächtig unter dem Namen Frau von Maintenon werden.

Vergessen darf man auch nicht in solcher Skizze des damals sich so charakteristisch ausbildenden Pariser Salonlebens das Haus der Ninon de Lenclos in der Rue de Tournelles im Marais, wo diese alle Männer bezaubernde Aspasia ihren Hof hielt. Die Regentin Anna von Österreich ärgerte sich darüber so sehr, daß sie die lustige Ninon

1656 in das Kloster der Madelonnettes bei Paris einsperren ließ; die Königin Christine von Schweden, welche sie da besuchte, wurde aber so entzückt von ihr, daß sie der Regentin schrieb:

„Alle, die sich auf Geist etwas zu gute thun, begeben sich zu ihr, um ihn zu üben bei dieser Meisterin der feinen Lebensart."

Damals war Ninon 36 Jahre alt. Nachdem sie wieder freigelassen worden, wuchs ihr Ruhm als Fräulein von Lenclos, und ihr Salon in der Rue de Tournelles blieb bis zum Ende des Jahrhunderts der Sammelpunkt ausgezeichneter Fremder, der Gelehrten, Freidenker und Schöngeister. Die Frauen der besten Gesellschaft huldigten ihr; die tugendhaftesten Mütter suchten ihre jungen Söhne in dies Haus zu bringen, um dort eine Schule feinen gesellschaftlichen Umgangstones durchzumachen. Selbst der ernste Condé verkehrte hier gern; Molière las da seine Stücke zuerst vor, und als ein Knabe kam auch Voltaire dahin, um sich zu einem Gedicht auf die greise Ninon von Lenclos zu begeistern.

Paris unter Mazarin verdankte ihm selbst die höchst beliebten feinen Opernabende, die er im Hotel de Bourgogne mit italienischen Sängergesellschaften veranstaltete. Vorher hatte man diese Unterhaltung noch nicht gekannt. Je mehr der italienische Kardinal seine Macht in den ersten Jahren der Regierungszeit seines Zöglings Ludwig XIV. befestigen konnte, desto mehr kam auch ein äußerlich pomphafteres Sittenleben auf. Der Hof ging mit solchem Beispiel voran (Abb. 10). Die Tracht der Damen wie Herren daselbst wurde überreich und bunt in feinstem Stoff und sollte stolzes Selbstgefühl in Verbindung mit koketter, eleganter Ritterlichkeit darstellen, die langhaarige Perücke die Bedeutung der Erscheinung noch erhöhen. Die Leibgarden des Königs, die ehemaligen schwarzen Musketiere, wurden zuerst dieser Umwandlung der Kleidung unterworfen (Abb. 11); die Stutzer überboten sich in der Eitelkeit, in prunkvoller Überladung des Anzuges geschniegelt auf den Promenaden im Luxemburggarten unter den Fenstern der Wohnung der Prinzessinnen zu lustwandeln, wahrhafte „Exquisite" in der feinsten Mode (Abb. 12). Andrerseits verfielen die vornehmen Damen auf den pikanten Geschmack, im Prunkbett liegend ihre Gesellschaften zu empfangen, während sie das Frühstück nahmen; statt der kriegslustigen Frondeusen nun zarte „Precieusen" (Abb. 13). Selbst die sittlich so strenge Marquise von Sévigné, als sie nach dem Tode ihres lüderlichen Mannes wieder nach Paris und an den Hof Ludwigs XIV. kam, beteiligte sich an dieser Modespielerei der Precieusen-Sippschaft und zog sich dadurch viel Spöttereien zu.

Mazarin starb am 9. März 1661, noch nicht sechzig Jahr alt, und Ludwig XIV. übernahm sogleich die Regierung selbst. Eine neue und glänzende Zeit sollte damit für Paris beginnen, wogegen sich die der inneren Unruhen unter Mazarin um so mehr als eine der Umsetzung im Staats- und Gesellschaftsleben, in Sitten und Geschmack charakterisierte.

Das sogenannte Beethovenbildnis von G. v. Kügelgen.

Von Dr. Theodor Frimmel. (Abdruck verboten.)

Im Laufe des vorigen Jahres machte es unter den Freunden des großen Beethoven, deren Zahl Legion ist, einiges Aufsehen, als sich von Bonn her die Kunde verbreitete: wir haben ein bisher gänzlich unbekannt gebliebenes Beethovenbildnis von ungewöhnlicher Schönheit entdeckt. Die Sache klang, so, wie sie gegeben wurde, sehr verlockend. Denn es handelte sich um ein in der That recht artiges Miniaturgemälde, für das man eine scheinbare Beglaubigung vorbrachte. Durch das gütige Entgegenkommen des Vereins „Beethovenhaus" in Bonn wurde ich in die Lage versetzt, den neu entdeckten Beethovenkopf noch vor seiner Publikation in Heliogravure und in vorzüglichem Farbendruck genau zu studieren und mit den beglaubigten sicheren Hilfsmitteln zu vergleichen. Das Ergebnis der Studien war freilich zunächst ein sehr unsicheres und ließ im Zusammenhange mit der (unbewiesenen) Annahme, daß die Miniatur von G. v. Kügelgen gemalt sei und, zusammengehalten mit einer Art Überlieferung, immer-

hin die Möglichkeit zu, daß wir es hier mit einem Jugendbildnis Beethovens zu thun hätten. Die Überlieferung sagte nämlich aus dem Munde des Sängers Herrn Franz Litzinger, des vorletzten Besitzers der Miniatur, aus, daß Fr. Litzingers Vater das Bildchen „vor langer Zeit in Koblenz" und zwar jedenfalls aus dem Nachlasse eines Koblenzer oder Bonner Privaten erworben habe. Dabei wurde angenommen, daß die Miniatur schon vor jener langen Zeit als Bildnis des Tonmeisters gegolten habe, was freilich nicht zu beweisen ist. Bei Vater Litzinger sei nun das Bildchen jahrzehntelang verschlossen aufbewahrt und nur selten gezeigt worden. Im Jahre 1885 wurde dann das Bild an den Sänger Georg Henschel verkauft, durch welchen die Kunde von dem unbekannten Beethovenbildnis zunächst einige Verbreitung fand, um später vom Verein „Beethovenhaus" in Bonn in weitgehender Weise ausgenützt zu werden.

Die Vergleichung mit den sicheren Beethovenbildnissen, die ich im vorigen Jahre anstellte, ergab nun eine sehr starke Abweichung der Nase in der Miniatur von der wirklichen Nase Beethovens, die ja bekanntlich mit dem ganzen Antlitz im Jahre 1812 in Gips abgegossen worden ist. Auf erfolgte Aufforderung schrieb ich das Ergebnis meiner Vergleichung nach Bonn, wo man damals das Beethovenmusikfest und die Beethovenausstellung vorbereitete. Ich riet also zur Vorsicht. Dagegen fand sich eine „berufenste Persönlichkeit" bewogen, die Nase auf der Miniatur für die bestgetroffene Nase Beethovens zu erklären, die bekannt sei. Mein unbequemes Votum wurde beiseite geschoben, um mit dem bequemeren Ausspruch jener „berufensten Persönlichkeit" Lärm zu machen. Im Katalog der Bonner Beethovenausstellung und später in „Über Land und Meer" wurde das neuentdeckte Bildnis und seine wohlgetroffene Nase gepriesen. Ich sah mich dadurch veranlaßt, in einem Artikel der Hamburger „Signale" (redigiert von Hugo Pohle) und in einer Notiz der Lützowschen „Kunstchronik" darauf hinzuweisen, daß sie mit nichten bewiesen sei, die ganze Mitteilung von einem neuentdeckten Beethovenbildnis des Gerh. v. Kügelgen. Weder die Autorschaft Kügelgens noch die Benennung der dargestellten Persönlichkeit sei sicher; man sei voreilig zu Werke gegangen und hätte sich unlogische Schlußfolgerungen erlaubt.

Angebliches Beethovenporträt, fälschlich Gerhard von Kügelgen zugeschrieben.

Bildnis des Dichters Max von Schenkendorff. Nach einer Zeichnung des Grafen Egloffstein.

Zu meiner großen Freude fand mein Mahnruf ein Echo in der Verlagsbuchhandlung von Velhagen & Klasing in Leipzig, die mir kurz nach dem Erscheinen der Notiz in Lützows Kunstchronik die getreue Nachbildung einer Zeichnung übersandte, welche mit dem sogenannten Kügelgenschen sogenannten Beethoven die auffallendste Ähnlichkeit hatte, eine Zeichnung, die aber stets als ein Bildnis des Dichters Max von Schenkendorff gegolten hat. Die genannte Verlagshandlung vermittelte mir gütigst die Provenienzangaben über das

Weinprobe. Nach dem

Verlag der Photographischen Union in München.

Gemälde von E. Grützner

Schenkendorffbildnis, welches als Geſchenk des Grafen Egloffſtein (eines Zeitgenoſſen Schenkendorffs) an den bekannten Litterarhiſtoriker Dr. Robert Koenig übergegangen iſt. Koenig ſchreibt darüber: „Der verſtorbene Graf hat es mir ſelbſt bei Lebzeiten geſchenkt und verſichert, daß es ein gutes Bildnis (Schenkendorffs) ſei, was er beurteilen konnte, da er mit Schenkendorff vor Leipzig 1813 geſtanden und auch ſeitdem viel mit ihm verkehrt hatte.“ Das Bildnis gilt als eine Arbeit des Grafen Egloffſtein ſelbſt. „Daß der alte Graf das Bildnis ſelbſt gezeichnet,“ ſo fährt Koenig fort, „hat mir ſein in Potsdam lebender Schwiegerſohn, Oberſt v. Schmeling, beſtätigt; nur vermochte er nicht zu entſcheiden, ob es eine Originalzeichnung oder eine Nachbildung ſei. Das letztere iſt jedoch das Wahrſcheinlichere, da der alte Herr ſehr viele ſolcher Kopien gefertigt hat.“

Hier haben wir alſo eine volle gute Beglaubigung vor uns, die auf einen Zeitgenoſſen des Dargeſtellten zurückgeht, der in perſönlichem Verkehr mit ihm geſtanden, der ihn genau gekannt hat.

Hier wird nun in Abbildungen hergeſetzt ſowohl die ſogenannte Kügelgenſche Miniatur als auch der beglaubigte Kopf Schenkendorffs, der (wie ich noch weiter bemerken will) auch mit einem andern Bildniſſe des Dichters in Einklang zu bringen iſt, das ihn in etwas ſpäterem Lebensalter darſtellt. — Nun vergleiche man! Nun vergegenwärtige man ſich, was bisher vorgebracht worden iſt! Wer unparteiiſch iſt, muß anerkennen, daß wir in beiden Köpfen nicht nur dieſelbe Perſönlichkeit vor uns haben, ſondern auch, daß vermutlich das eine Bild nach dem andern kopiert worden iſt. Woher käme ſonſt die frappante Ähnlichkeit bis ins Kleinſte, bis zu ganz unweſentlichen Zügen herunter, wie der Bug im Kragen einer iſt, oder wie es die Anordnung der Haarſträhne iſt? Der Mund des Schenkendorff iſt ein wenig ſchmäler als der beim ſogenannten Beethoven. Vermutlich hat Egloffſtein nach der Miniatur kopiert. Wenn man nun aber weiß, daß Egloffſtein kein ſouveräner Beherrſcher von Pinſel und Stift war, ſo wird man neben den zwingenden Beweisgründen, die in allem Übrigen liegen, ſich an dieſer Inkongruenz nicht ſtoßen. Es bleibt alſo entſchieden gar nichts anderes übrig, als die ſogenannte Kügelgenſche Miniatur für ein Bildnis des Dichters Max v. Schenkendorff zu halten. Der Genannte iſt am 11. Dezember 1784 zu Tilſit geboren. Demnach müßte die Miniatur um 1800 gemalt ſein. Vielleicht ſtammt ſie aus der Königsberger Zeit des Dichters. Daß ſie in Koblenz wieder zum Vorſchein gekommen iſt, wird niemanden in Erſtaunen ſetzen, der ſich daran erinnert, daß Schenkendorff 1815 als Regierungsrat nach Koblenz verzog und dort bis zu ſeinem Tode verblieb. Nun klärt es ſich geradewegs auf, warum in der Familie Litzinger erzählt wird, daß die Miniatur aus dem Nachlaſſe eines Koblenzer oder Bonner Privaten ſtamme. Die Zuſchreibung an Kügelgen aber und die Benennung Beethoven wird einfach eine jener unzähligen leichtſinnigen oder auch gewiſſenloſen Streiche ſein, die von Auktionatoren und Tröblern ehemals ausgeführt wurden und noch heute ausgeführt werden. Wer wird ſich durch ſolche Kniffe täuſchen laſſen, auch wenn ſchon etliche Dezennien lang darüber Gras gewachſen ſein ſollte? Es ſind höchſtens ſolche, die wohl auch glauben, daß ſie in dem großen Ölgemälde, das gegenwärtig in der Wiener Grillparzerausſtellung als Beethoven zu ſehen iſt, ein authentiſches Bildnis des großen Tonmeiſters vor ſich haben. Es iſt dies ein Bildnis, das (nebenbei bemerkt) weder einen Schatten von Beglaubigung, noch eine Spur von Ähnlichkeit aufzuweiſen hat. Einſichtige Beethovenfreunde werden weder die ſogenannte Kügelgenſche Miniatur, noch den Beethoven in der Grillparzerausſtellung als wirkliche Beethovenbildniſſe anerkennen.

Ein Genie der That.

Roman von Ernſt Remin. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Ich muß ſchleunigſt nach Haus!“ erklärte Franz. „Aſta vergiftet mich, mein Alter tobt, und Fritzi witzelt den ganzen Tag, die hämiſche, kleine Viper, wenn ich am Morgen-Kaffeetiſch fehle!“

„Franz Graaf, fils de famille,“ er-

widerte feierlich langsam der Dichter, „mir kommt eine Idee, schön wie eine Houri des Paradieses — ich werde aufstehen, ich werde mein Haupt in Morgenrot baden, ich werde Sie begleiten. Gegen die Wirkung des ‚Äthyloxydhydrats‘ auf den menschlichen Körper gibt es nur eins: einen Morgenbummel in den Tiergarten!“

„Bonus — kann man sich bei Ihnen ein bischen waschen?“

Sie machten Toilette — dann gab's einen Kognak.

„Ah,“ sagte Breying, wie der starke Branntwein seine Kehle hinabrann. „Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück neuglühend mir durch Nerv' und Adern rinnen! Bin ich ein Gott? Mir wird so licht! Jetzt erst erkenn' ich, was der Weise spricht: ‚Auf, bade, Schüler, unverdrossen die ird'sche Brust im Morgenrot‘ — Nun aber: Außi, außi, außi!“

Bald darauf wanderten sie selbander den Kanal entlang.

Noch war in dieser bevorzugten Gegend die große Stadt still. Der feine Dampf der beiden Zigarren kräuselte sich in der klaren Morgenluft. Der Frühwagen von Bolle hielt an der Großbeerenbrücke, und eine verschlafene Zofe mit ungemachtem Haar streckte verdrossen ihren Topf hin, während Kutscher und Klingelknabe ihr etwas handgreiflich, aber völlig vergeblich den Hof machten.

Ach, wüßten die Hausfrauen, wie ihre Küchengeister, wie ihre Töpfe aussehen, in denen die Morgenmilch besorgt wird, wenn einmal ‚der Herr‘ früh ausgeht!

Ein Bäckerjunge kam pfeifend die Möckernstraße entlang — dann einige müde Schaffner in großen Pelzen mit Koffer und Laternen.

„Ja, ja!“ sagte in dieser Gegend Franz.

Dann gingen sie weiter.

Die Potsdamerstraße lärmte bereits stark — da zog seit drei Uhr die Lebensmittelkarawane aus den Vororten ein.

„Marenholz war der Dümmere gestern Abend,“ bemerkte hier Breying. „Wäre er nicht gegen 10 Uhr nach Haus gegangen, hätte er vermutlich auch bei mir geendet und entbehrte jetzt nicht des klassischen Anblicks dieser tausend interessanten Vehikel!“

Da Franz nicht lachte, fuhr er fort:

„War wohl eine ungesalzene Bemerkung von mir? Ich vermisse den gewohnten Beifall!“

„Na, Mittelwurf!“ meinte Franz.

„Franz Graaf, fils de famille.“ begann Breying aufs neue, „Sie mokieren sich über mich. Aber ich sage Ihnen — mir ist so eigentümlich zu Mut, just wie dem Kätzlein schmächtig, das an den Feuerleitern streicht; mich drängt es, etwas zu unternehmen, um aus der Katerstimmung zu kommen. Sollen wir 'mal den Nachtrat dadrüben ärgern, der gern nach Haus möchte und sein letztes Viertel abschläft, indem wir hier in den Kanal springen und durchschwimmen?“

„Bitte,“ sagte Franz kühl, „ich werde mich darauf beschränken, Hilfe zu schreien! . . . Alle Donner“, unterbrach er sich plötzlich, „wer ist das da drüben — da an den Vorgärten entlang? Das ist ja unsre schöne Polin von Unter den Linden — —“

„Wo, wo? Wahrhaftig! Kommt etwas spät nach Hause, find' ich!“

„Und allein? Breying, sehen Sie nur, wie die Frau geht, sie schleppt sich nur so; Teufel, was ist das? Jetzt kommt sie über den Damm drüben. Drücken wir uns hinter den Baum! Sie sieht sich um, sie guckt her über den Kanal, sie hat uns gesehen und geht weiter. Breying, ich wette, sie hat etwas vor!“

Die Herren blieben zurück, ließen aber die einsame Dame nicht aus den Augen.

„Was ist das für ein Kerl, der ihr nachschleicht?“

„Das — ist ja Marenholz' Bursche, der Wasserpolack, das gute Hundevieh, in 'ner Drilljacke, taumelnd vor Müdigkeit — Dieu de Dieu! Was hat das zu bedeuten?“

Marenholz' Bursche, der Wasserpolack, das gute Hundevieh, hatte am Abend den Auftrag erhalten, der Dame unauffällig das Geleit zu geben, sie nicht eher zu verlassen, ehe sie nicht in ein Haus ginge, darinnen sie daheim zu sein schiene — Stunde um Stunde war er der unglücklichen Frau gefolgt, die bis an den lichten Morgen in Schmerz und Betäubung die dunklen Kanalufer auf- und abgelaufen war.

Jetzt war man an der Bendlerstraßenbrücke angelangt.

„Ich muß nun hinüber nach Haus,“ sagte Franz gähnend, „die Bendlerstraße schneidet grade durch auf unsre Villa!“

Digitized by Google

„Bleiben Sie noch ein paar Augenblicke," erwiderte ihm der Graf, welcher mit klaren, scharfen Augen der Dame drüben folgte und Rausch, wie Müdigkeit vergessen zu haben schien. „Der moderne Mensch soll keiner ungewöhnlichen Erregung aus dem Wege gehen. Wir werden gleich etwas erleben!"

Das unglückliche Weib stand nun wiederum still und blickte sich um. Ihrem flüchtigen, spähenden Blick erschienen die vornehmen Uferstraßen völlig menschenleer — denn der Bursche, wie auf der anderen Kanalseite die Freunde, hatten Deckung hinter Bäumen gesucht, als die Dame Halt machte. Beide Parteien beobachteten sie.

Sie nahm Papiere aus ihrer Tasche, zerriß dieselben, ließ sie im Morgenwinde flattern und sah ihnen träumerisch nach. Es schienen Visitenkarten und Briefe zu sein.

Dann legte sie die gefalteten Hände dicht unter ihrer schönen Büste zusammen und wendete ihr Antlitz gegen den morgendlich flammenden Himmel, gen Osten, wo die Sonne — ein ungeheurer Feuerball — hinter schweren purpurbrennenden Wolkenschleiern ihr Angesicht zu erheben trachtete.

Wie wunderschön dieses stille Frauenantlitz war; ein leises gramvolles Lächeln, eine tiefe Friedenssehnsucht darauf; voll dem jungen Lichte zugewandt, von wehmütig heiterer Vorahnung endlichen, ewigen Friedens erfüllt!

Mit einemmal trat sie über das niedrige Gitter in das smaragdne Grasbeet des Ufers, zwei rasche Schritte, ein leichtes sekundenlanges Zögern auf der freien Bordschwelle — dann gab es ein Plätschern in dem stillen, morgendlich gekräuselten Wasser — und beide Freunde sowohl, wie drüben der müde Soldat stürzten hastig vorwärts, der Selbstmörderin zu helfen.

— — — — — — — — —

Hätte die Arme gewußt, daß sie nun so daliegen würde auf der kleinen Holzbank am Promenadenweg des Ufers, vielleicht hätte sie es nicht gethan.

Schmal war das Brett — damit die Beine der Leblosen nicht hinunter glitten, hatte man das linke über das rechte gelegt — das schwere nasse Kleid hing von der Seite auf den Kies hinab, ließ ihre herrlichen Glieder plastisch heraustreten, zeigte die feinen Halbschuhe, das kühngeschweifte Spann im olivfarbenen Strumpf, die schöne schwellende Rundung des Unterschenkels.

Sie hatte sich im Wasser gegen ihre Retter gewehrt, dabei war ihr Haar aufgegangen — Franz stand, stützte ihren Oberkörper und den hängenden Kopf mit seinem Bein und mühte sich, die triefende schwere Haarfülle mit den Händen auszudrücken, auf ihren Schultern und ihrem Busen festzulegen, damit es nicht in den Staub streife. Unter den Achseln war ihr Kleid zerrissen, die feste glatte Haut mit ihrem Hauch goldbräunlichen Inkarnats kam da zum Vorschein — ein Schauspiel der gaffenden Leute, die aus den Nachbarhäusern herbeigeeilt waren und um die Bank herumstanden, dienstwillig, aber ungeschickt.

Breying allein war kaltblütig geblieben, schaudernd vor Kühle und Nässe, mit triefenden Kleidern, wie er war.

„Rasch zu 'nem Arzt, Leute!" rief er. „Wer weiß einen in der Nähe? Gut, eilen Sie, ich zahl's Ihnen, so rennen Sie doch, Mann!"

Dann ergriff er den regungslosen schweren Körper um Taille und Oberschenkel, wendete ihn um, daß die Dame auf den Leib zu liegen kam, und hob sie nun mit mehr Kraft, als man seiner schlanken Erscheinung zugetraut hätte, auf — den hängenden Kopf mußte Franz halten. In dieser Stellung klappte der Mund auf, und Wasser begann abzulaufen.

„Wohin nachher mit ihr?" fragte er keuchend Franz.

Diesen, wie er vorher still neben ihr gestanden und nach der Anstrengung des Rettungswerkes Luft geschöpft, hatte ein tiefes Rühren mit der Unglücklichen erfaßt. Gestern noch ein stolzes, begehrenswertes Weib — heute eine Wasserleiche.

„Zu uns, Breying!" sagte er. „Nur die Bendlerstraße entlang. Man trägt sie — ins Gärtnerhäuschen, um die Schwestern nicht zu erschrecken — —"

„Geht nicht! Halt — ich muß einen Augenblick niederlegen — die Polin — es ist die ‚Sarmatin', von der ich gestern sprach. Joseph — Ihre Schwester Asta — Sie sehen, es geht nicht!"

Die Portiersleute des gegenüberliegenden Hauses erboten sich, die Verunglückte aufzunehmen.

„Ich lohne Ihnen zehnfach alle Last,

die Sie haben!" rief Franz, „ich heiße Franz Graaf, Sohn des Kommerzienrates Graaf!"

„Kenne Sie, junger Herr!"

Da kam auch schon ein Arzt, und das Wiederbelebungswerk nahm seinen Anfang.

— — — — — — — —

„Natürlich kommen Sie erst mit zu mir herum, liebster Conte, kleiden sich bei mir um und frühstücken!" sagte Franz, als sie das Haus verließen. „Müssen sich doch erst von dem kalten Frühbade erholen. Sehen Sie, man soll den Teufel nicht an die Wand malen. An der Potsdamerbrücke wollten Sie in den Kanal, um den Wächter der Nacht zu erschrecken!"

„Schön, wenn ich bei Ihnen mich häuten und einen Schnaps genießen könnte — —!"

Sie gingen die Bendlerstraße hinunter.

„Hoffentlich ist Asta nicht am Fenster — sie ist eine Frühaufsteherin!" bemerkte unterwegs Franz.

Allein das Unglück wollte es, daß Asta doch am Fenster war. Sie hörte das Klingeln am Thor, sah die beiden Herren durch den Vorgarten gegen das Haus her kommen, beide in ihren triefenden Kleidern, mit ihren blassen, erregten Gesichtern, Breying ohne Hut — und erschrak heftig.

Die Geschwister wohnten im oberen Stockwerk — als die Herren sich über den Korridor in Franz' Zimmer begeben wollten — sie gingen auf den Fußspitzen — öffnete Asta ihre Thür und fragte mit hastiger, gedämpfter Stimme:

„Graf Breying — Franz — ist ein Unglück passiert?"

Der Graf entschuldigte ihre Toilette — Frühspaziergang am Kanal — Dame ins Wasser gestürzt — beide nachgesprungen — glücklich herausgefischt — in den Händen des Arztes.

„Eine Dame?"

Der zweifelnde Ton des letzten Wortes machte Breying lächeln.

„Der besten Gesellschaft, meine Gnädige!" fügte er hinzu.

„Sie kennen sie?"

„Nicht persönlich, meine Gnädige!"

„Und wer — wer ist's denn? Und warum hat die Unglückliche — —?"

„Asta," fiel Franz ein, „wir zittern vor Nässe und Kälte. Warte doch wenigstens mit deinem Verhör, bis wir uns umgekleidet."

„O Verzeihung — aber Sie nehmen doch den Kaffee mit uns, Herr Graf?" —

„Das wäre ja so weit ganz schön," meinte ärgerlich der todmüde Franz, als sie sich in seinem Zimmer die Kleider vom Körper ziehen ließen. „Aber daß uns meine Schwester obenein in den Weg laufen mußte!"

Breying zuckte die Achseln.

„Es wird ein großer Skandal werden," erwiderte er. „Ihre Schwester würde doch darum erfahren haben!"

„Verdammt ja! Die Zeitungen! Ich muß gleich fort und zu Joseph fahren, damit — —"

Ein bezeichnender Blick Breyings an den Diener schnitt Franz das Wort ab.

Dann saß der Graf und ließ sich frottieren; — „die Zeitungen, die Zeitungen!" murmelte er, und eine seltsame Idee drängte sich seinem Gehirn auf.

4. Kapitel.

„Rege dich doch nicht so auf, Bruder!" bat der Kommerzienrat.

„Ich rege mich ja nicht auf!" widersprach Heinrich Graaf. „Ich rege mich ja nicht auf!" Allein seine Stimme zitterte, nicht in Zorn, sondern in jenem männlichen Grollen, welches dem Organ sich mitteilt, wenn an eines reifen Mannes innerster Eigenart, den verborgenen Grundlagen seines Charakters, gerüttelt wird.

Der Kommerzienrat hatte sich in seinem Wägelchen aus der Tiergartenstraße herrollen lassen, seit Jahren zum erstenmale, um in guter Absicht zu gunsten von Annie und Johannes gegen die spießbürgerlichen Gewohnheiten des Bruders zu intervenieren — und dieser Schritt des Kranken hatte auf den anderen den tiefsten Eindruck gemacht.

Die Treppe hinauf hatte man den alten Herrn samt seinem Stuhl getragen — nun saß er in dem stillen Berliner Zimmer, beschwor seinen Bruder, sich nicht aufzuregen und bedauerte schon, gekommen zu sein.

„Nein, Eberhard! laß mich reden — wir müssen uns endlich einmal auseinandersetzen, in Frieden und brüderlicher Liebe, wie wir immer gelebt, aber ohne die Grenze zu verschütten, die uns trennt. Nenne mich einen Prinzipienreiter" — er hielt inne und sammelte seine ganze geistige Kraft,

das, was er sagen wollte, so gut wie möglich zu sagen, und sein Angesicht nahm dabei einen eigen vergeistigten, tiefen, strahlenden Ausdruck an, während aus der alten Brust eine starke, klangvolle Stimme sich losmachte, „aber ich wiederhole, aus Prinzip lasse ich meine Kinder nicht zu dir kommen, aus Prinzip schließe ich mein Haus gegen die moderne Welt ab, aus Prinzip tyrannisiere ich meine Kinder, die ich liebe, so gut, wie du die deinen. Ich will, sie sollen Bürger bleiben, sie sollen nicht Angehörige der ‚bevorzugten Kasten' werden. Entsinnst du dich, wie wir auf der Schulbank von den reichen römischen Plebejern dachten, die sich besser dünkten, als ihre Standesgenossen, die sich zu den Patriziern hielten, von denen sie wegen ihrer Bildung und ihres Wohlstandes mit offenen Armen aufgenommen wurden? Verräter an ihrem Stande nannten wir sie! Ich bin liberal, aber kein Demokrat; ich will nicht eine Gesellschaft, die wie ein Urbrei, aus lauter gleichberechtigten Individuen, aus den zerschlagenen Resten aller Stände besteht — denn das ist eine Utopie; es gibt eben einen starken Adel in Preußen, der sich aufs neue kräftig organisiert, einen historischen Stand, der sein Existenzrecht hat. Aber so wie das Königtum erstarkt ist, wie die Kirche sich wieder festfügt, wie der Adel, wie die Arbeiter sich zu großen, mächtigen Bünden zusammenschließen, auf den modernen Staat drücken, ihn sich zu Willen zwingen, so soll auch der Bürgerstand, der einzige, der es bisher versäumt hat, wieder ein geschlossener, kräftiger Organismus werden. Man nagt an ihm von oben und von unten; es fehlt ihm an Standesbewußtsein, an politischem Instinkt. Soziale Empfindungen wie die meine begegnen nur dem Mißverständnis und dem Spott; unberufene Führer haben sich uns aufgedrängt, unsere großen Ideen verfälscht und diskreditiert — aber das alles kann mich nicht untreu machen. Manche preußische Könige — nicht die schlechtesten — haben sich gerade auf unsern Stand gestützt; und der gütige Herr, der nach unserm teuren alten Kaiser herrschen wird, wird auch wieder ein gutbürgerlicher König sein, wie sein unvergeßlicher Großvater. Ja, wir trocknen, verhuzelten alten Bürger sind es, die die große vaterländische Begeisterung von 1813 bis zu der von 1870 genährt und getragen haben; wir, die man jetzt altmodisch und komisch findet, sind es, die in den fünfzig Friedensjahren jene große Summe nationaler Arbeit geleistet haben, welche das arme Preußen wieder reich gemacht hat; wir haben in der Stille die Fundamente aller jetzt blühenden deutschen Großindustrien gelegt; die Borsigs, die Krupps, die Grusons, die Siemens und tausend andere gehören zu uns. Nun aber heißt es auch ‚Plebejer' bleiben, bürgerliches Standesbewußtsein bewahren, nicht über unsern Stand hinausstreben! Alle Tage geht auf dem Wege der Heirat und der Erbschaft ein gutbürgerliches Vermögen in adlige Hände über, und der Adel hat politischen Instinkt genug, alle die großen Intelligenzen, die Berühmtheiten, die Reichen, die Erbtöchter des Bürgertums freundlich in seine Reihen aufzunehmen. Die Kraft unsers Standes wird damit nicht erschöpft, die wächst stets von unten herauf nach; und ich meinesteils sehe es sogar nicht ungern, wenn jene Renegaten uns verloren gehen, welche doch nur vermöge ihrer Eitelkeit, vermöge der Geringschätzung, mit der sie durch die modegewordene adlige Brille auf ihren Ursprung, ihre Väter blicken, die Schlichtheit, die wirtschaftliche Tüchtigkeit des Bürgertums, seine „engherzige Moral," ja, unsere gutbürgerliche öffentliche Meinung verfälschen und schwächen würden. Aber ich, mein Bruder, siehst du, ich bleibe bei der Stange, meine Kinder sollen solche Renegaten nicht werden; mein Sohn Johannes und meine Tochter Annie sollen nicht Verkehr über ihren Stand pflegen, sollen all euer modernes Leben nicht kennen lernen, sollen eure Anschauungen nicht in sich aufnehmen, sollen nicht unzufrieden werden!"

„Unzufrieden?" fuhr der Kommerzienrat auf. „Sind meine Kinder unzufrieden? Heinrich, ich habe dich ausreden lassen. Ich muß dir ehrlich sagen: Es war eine stark demokratische Bezirksvereinsrede, die du mir gehalten — —"

„Ich — Demokrat?" rief der andere heftig und schien nicht übel Lust zu haben, sich zu bekreuzen.

„Also Nachbarsekte der Demokratie," sagte Eberhard, dem das Wort Renegat nicht gefallen hatte, „ich bin anderer Ansicht. Gerade in unserer Zeit sollte ein Vater

suchen, das Schicksal seiner Kinder zu sichern, indem er ihnen durch seine Thatkraft und Strebsamkeit einen festen Platz innerhalb der Phalanx der wirtschaftlich und gesellschaftlich bevorzugten Stände — das ist: in der herrschenden Volksklasse — verschafft. Ich bin stolz darauf, dies für meine Kinder geleistet zu haben! Und ich bin überzeugt, sie selber werden es mir danken!"

„Eberhard," sagte feierlich nach einer Pause der andere, „zwischen dir und mir wird dereinst eine fürchterliche Richterin sein: die soziale Revolution!"

„Ach was! Die, wenn sie je eintritt, schwemmt Adel und Bürgertum hinweg. Ja, Euch gilt dann der größere Haß!"

„Fortschwemmen? Nein," der alte Mann im Schlafrock sagte es sinnend und nachdenklich. „Die Entwickelung, welche wir meinen, wird nicht mit Gewalt auftreten, sondern unmerklich — ja — wir sind bereits mitten darinnen!"

Eberhard sah ihn groß an.

„Nun ja," fuhr Heinrich Graaf fort, „schon beginnt das Kapital sich selbst aufzufressen, durch Brachliegen sich selbst zu vernichten, schon jetzt wird ein großer Teil der nationalen Arbeit auf Staatskosten, für Staatsrechnung und zur wirtschaftlichen Erleichterung aller verrichtet, denke an unsere Staatsbahnen, deren Überschuß nicht mehr in die Tasche der Millionäre fließt, sondern etwa unsere gesamte Staatsschuld verzinst — —"

„Wir wollen uns nicht in akademische Erörterungen vertiefen!" unterbrach ihn der Kommerzienrat.

„Das gehört hierher!" erwiderte ruhig Heinrich. „Und diese Entwickelung schreitet stetig vor. Große Volksklassen, die vordem von Renten lebten, müssen bei der Entwertung des Kapitals heutzutage bereits wieder arbeiten. Ihre Rente ist nur noch ein Zuschuß. Wer weiß, ob in zehn, fünfzehn, zwanzig Jahren, in einer Zeit, die unsre Kinder noch erleben werden, auch dein und mein Vermögen (zumal sie in Stücke zerfallen) noch genügen werden, ihnen eine Rentner-Existenz zu sichern. Darum erziehe ich meine Kinder zur Bescheidenheit in der Lebensführung, zur Arbeit. Darum werden sie von einer sozialen Revolution nicht vernichtet werden. Die deinen hingegen — was soll denn dein Sohn Franz thun, wenn er einmal sein Vermögen bei einem wirtschaftlichen Umschwung verliert? He? Gelernt hat er nichts, Ansprüche hat er, wie ein Graf — betteln kann er! Und trifft diese Umwälzung nicht unsre Kinder, sondern unsre Enkel, wohlan, um so mehr muß ich in meiner Familie die Tradition der Arbeit, der Schlichtheit, der Sparsamkeit, des väterlichen Bürgersinns erhalten, in je kleinere Stücke mein Vermögen bis dahin zerfallen sein wird! Darum — schelte mich nur einen Prinzipienreiter — darum werden meine Kinder mit meinem Willen in deinem Hause nicht verkehren, darum werde ich keine Änderung in meiner Lebensführung eintreten lassen, darum will ich in meinen vier Pfählen nichts wissen von Eleganz, vornehmer Geselligkeit, modernem Luxus, adeligem Umgang und desgleichen. Sela!"

„Mit einem Wort," erwiderte ärgerlich der Kommerzienrat, „darum willst du ein Pfahlbürger bleiben! Und wie ist je und je in der Welt der Kulturfortschritt vermittelt worden? Durch das Über-ihren-Stand-hinaus-wachsen einzelner!"

„Gewiß! Aber jeder Fortschritt hat seine Grenzen, seinen Höhenpunkt. Du willst, ich solle meine Kinder den Fortschritt vom arbeitsamen Bürgersohn zum vornehmen Faullenzer machen lassen!"

„Heinrich, Heinrich!" rief heftig Eberhard, der wohl fühlte, daß der Bruder seinen Sohn Franz im Sinne hatte. „Wirtschaftlich sorgst du gut für die Deinen, wenn ich dir alles zugebe, was du gesagt hast. Aber sieh: deine Tochter hat nun einmal Ahnung von dem modernen Leben, das sie umgiebt, ihre Augen sind offen, sie sehnt sich in gefälligere Verhältnisse, als du den Deinen bietest, sie fühlt sich elend in diesem Spießbürgertum, sie vergeht darin, Bruder, dein Kind vergeht darin! Deinem politischen Prinzip ist sie Renegatin — wohl, es sei; aber sie hat eine Menschenseele, die nun einmal aus deiner Art gefallen ist, und sie fordert nichts, als ihr Menschenrecht freier Entwickelung, wenn sie mit allen Fibern aus der nüchternen Existenz herausstrebt, die du ihr aufzwingst. Für dies ihr Recht trete ich ein — ihr natürlicher Vormund, wenn du stirbst!"

„Du? Nein!" rief der alte Herr

bitter. „Du nicht, du, der mir mein Kind rauben willst!“

Der Kommerzienrat zuckte unmutig mit den Augen, allein, wie er die Wirkung seiner letzten Rede auf den Bruder sah, schlug ihm doch das Herz.

Aus weitgeöffneten Lidern starrte Heinrich Graaf voll Schrecken vor sich hin, als träfe ihn unerwartet ein längst gefürchteter Schlag.

„Ist das wahr — ist das wahr?“ fragte er mit leiser, fast furchtsamer Stimme. „Hat sie dir das gesagt? Vergeht in dem Leben, das ich ihr schaffe?“

Dann wandte er sich ab, gegen das Fenster, setzte sich plötzlich nieder, sagte nichts, sondern schüttelte nur leise den Kopf.

„Frag' sie selbst!“ fügte grollend der Kommerzienrat hinzu, in dem noch die Bitterkeit über manche Wahrheit, die ihm der Bruder zu hören gegeben, überwog.

Heinrich sah ihm forschend ins Gesicht: „Ja, ich werde sie selbst fragen!“ antwortete er, mit plötzlichem kräftigem Ruck aufstehend.

Eberhard sah ihm aus unbehaglichen, fast ängstlichen Augen nach. Schon lange ging die Szene weit über die Kräfte des kranken Mannes.

Erleichtert atmete er auf, als Heinrich nach kurzer Pause allein zurückkehrte, fahl im Gesicht, unruhige, dunkel erscheinende Augen, aber doch gefaßter, als vorher.

„Bruder,“ sagte er, „ich — ich habe nicht den Mut, sie so zu fragen. Es wäre, du begreifst es wohl, es wäre ein Stoß in mein innerstes Herz! Hättest du Recht, hätte ich mein Kind verloren. — Es mag ja sein, daß sie bei uns manches vermißt — vielleicht entschließe ich mich doch, einige leichte Änderungen eintreten zu lassen, Umgang mit Freundinnen — andres Mobiliar vielleicht“ — er sah sich im Zimmer um — „obwohl dieses noch gut erhalten ist. Aber, ich verspreche dir, ich will sie beobachten, will suchen, die Wahrheit allmählich herauszubringen, nur nicht mit einem Schlage — es könnte mir zu viel sein, wenn ich so plötzlich sehe, daß meine halbe Lebensarbeit umsonst, daß ich nur noch einen Sohn habe. Ich bin ja selbst unruhig, seit du mir das gesagt hast, Eberhard, ich werde sie schon ausforschen. Gott gebe, du habest *nicht* Recht! Aber hier meine Hand!“

„Du hast mir manches Bittre gesagt, Heinrich!“

„Diese Stunde war für mich bittrer, als für dich, sollt' ich meinen. Aber, never mind! Ich wollte dich nicht kränken! Und da, meine Hand noch einmal, ersehnt sie sich ein andres Leben — dann — dann — ich will nicht, daß sie ‚vergehe‘; Menschenrecht — dies neuerdings so über die Achsel angesehene Wort — auf mich hat es die alte Wirkung nicht verloren — Menschenrecht, das soll man mir nicht vergebens zurufen. Dann — kannst du sie meinetwegen zu dir nehmen — bei dir kann sie ja alles nachholen, findet sie ja alles, was sie in ihrem Vaterhause vermißt!“

„Heinrich, ich wäre nicht gekommen, hätte ich nicht neulich dem Kinde, als sie bei uns war, an den traurigen, fast neidischen Augen abgesehen, daß sie nun einmal eine der Naturen ist, die Glanz und Licht brauchen, die, in engen Verhältnissen festgehalten, einfach *schlecht* werden! Sieh, es war ein saurer Weg für mich, und mein alter Körper wird sich auch wohl für die Anstrengung und Aufregung schwer an mir rächen!“

„Ja, neulich, als sie bei Euch war!“ sagte Heinrich, der in dem Egoismus seiner Erregung auf die persönliche Klage des Bruders nicht achtete, „der Besuch, der heimliche Besuch! Damit hat's angefangen!“

„Laß sie ruhig zu mir kommen, Bruder, sie lernt nichts Schlechtes bei mir. Und vielleicht — diese stille Hoffnung auch führte mich her — wir standen lange Jahre nicht so zueinander, wie ich wohl wünschte — vielleicht, daß auf unsre alten Tage — durch unsre Kinder — alles sich wieder anbahnt?“

„Ja, ja, es wäre mich lieb!“ antwortete der andre zerstreut und in seiner Zerstreutheit mit falschem Akkusativ.

„Nimm doch die Sache nicht tragisch, Heinrich,“ begann noch einmal der Kommerzienrat, „es ist das allgemeine Schicksal in unsern reich gewordenen Bürgerfamilien. Vielleicht hunderttausend Kinder murren in unserem Berlin gegen ihre Väter, die ihnen zu altmodisch geblieben sind oder von dem neuen Zug und Aufschwung der Zeit nur widerstrebend sich ins Schlepptau

nehmen lassen wollen. Eben weil wir gut liberalen Alten ihnen zu unmodern waren, sind unsere heutigen Herren Sekundaner Stutzer geworden, unsere Herren Studenten konservativ!" Er lachte, freilich nur aus dem Bedürfnis, die Stimmung zu verbessern.

„Ja, ja, es ist schon so!" erwiderte Heinrich, auch seinerseits ernsthaft lächelnd, aber in der gleichen Zerstreutheit, wie zuvor.

Es war ein etwas peinlicher Anblick, wie der Kommerzienrat dann die Treppe hinuntergeschafft wurde, und die Gebrechlichkeit seines Bruders verstärkte bei Herrn Graaf den Eindruck der Unterredung noch bedeutend. Lange noch, nachdem die beiden Diener mit dem Wägelchen und dem alten gelähmten Manne fort waren, stand der Alleingebliebene am Fenster, schlug die Schlafrockquasten gegeneinander und blickte in den unsauberen kleinen Hof hinunter.

„Menschenrecht!" murrte er zuletzt: „Menschenrecht, das hieß von jeher: sich nach eigner Idee, eignem Wohlgefallen den Schädel einrennen dürfen. Die verrückte Asta, der Herrgottsbummler Franz, die naseweise, kleine „Fritzi," wie sie sie nennen, die noch mal liederlich werden wird! Und so möchte mein eigen Fleisch und Blut auch gern werden — einfach weil ihm der alte Kammacher von Vater zu gering und zu unmodisch geworden ist! — — Aber wacklig ist der arme Kerl, der Eberhard! Weiß Gott, er wäre ihnen beinahe aus dem Wagen über das Treppengeländer gefallen, als sie ihn auf der engen Treppe hochheben mußten. Hätt' ich da nicht zugegriffen! Ja, Gott sei Dank, meine Muskeln sind noch solid, das macht, ich hab' mein Lebtag gearbeitet und Brühsuppe mit Rindfleisch gegessen, nicht bei Austern und Champagner gefaullenzt und spekuliert!"

5. Kapitel.

Die Zeitungen, die Zeitungen — das hatte den Grafen Breying auf eine Idee gebracht.

Um die gleiche Zeit, zu der die Unterredung der Brüder in der Heiligengeiststraße stattfand, saß er auf dem Redaktionsbüreau seines guten Freundes Adolf von Quast in der Anhaltstraße und arbeitete an einer Notiz für das „Lokale," das genanntem Herrn unterstellt war.

Der Lokalredakteur auch eines großen Blattes ist stets froh, wenn er auf seinem Tische unter dem Material etwas „Geschriebenes" findet, das heißt, nicht etwas Geschriebenes, welches Kopiertinte oder Hektographierstift auf Ölpapier zu stande gebracht, wie das Heer der gleichzeitig an alle Zeitungen gelangenden Reporternotizen oder „Korrespondenzen," welche den ‚Herrn vom Lokalen' mit der nötigen Scheidemünze der gefallenen Droschkenpferde, Omnibuskollisionen, ‚komischen' Gerichtsverhandlungen, Dachbrände und dergleichen versehen; auch nicht sonderlich erfreut ist das Herz des Reichhauptstadtredakteurs über die sehr höflichen Briefe all der Firmen, welche sich wegen irgend eines Jubiläums, eines Wohlthätigkeitsaktes, eines Allerhöchsten Besuches, eines neuen Herbstkataloges, einer neuesten Arbeiterschutzvorrichtung so ohne weiteres oder aber unter Hinweis auf ein ‚beiliegendes Inserat' in den redaktionellen Teil mit einer Notiz schmuggeln möchten; ebensowenig entzücken ihn die geschriebenen Anfragen einer Rückertverehrerin, welche ihm mitteilt: „Eine verehrliche Redaktion hätte sich bei ihrer neulichen Notiz, ‚bei seiner Anwesenheit in Berlin am 15. August 18.. habe der Alte von Neuseß einen schwarzen Frack getragen', geirrt, es sei ein blauer Frack mit gelben Knöpfen gewesen" — nein, all diese geschriebenen Blätter sind dem Vielbeschäftigten nicht eben über die Maßen wertvoll — allein, wenn einmal ein wirklicher Mann der Feder kommt und berichtet, er habe einem heut früh vorgefallenen ‚sensationellen Selbstmord' aus dem ‚High life' selbst angewohnt und möchte für die *** Zeitung einen ‚Original'-Bericht über den Fall schreiben — ja, dann freut sich der Geplagte, rechnet schon am frühen Vormittag mit einem guten Beitrag von ‚40—50 Zeilen Borgis' als eisernem Fonds für das heutige Abendblatt, sucht der ‚wohlunterrichten Quelle' resp. der ‚geschätzten Seite' selbst einen guten Federhalter heraus, legt eigenhändig ‚Streifen' zurecht und nimmt sich vor, bei dem Faustkampf mit dem einordnenden Herren Kollegen, der gegen zwei Uhr nachmittags am Metteurtisch sich um den Raum entspinnt, diesen Beitrag bis auf seinen letzten Blutstropfen zu verteidigen, beziehungsweise ihn mit dreifach unterstrichenem ‚Muß' dicksten, gröbsten Blaustiftkalibers zu bezeichnen.

So also saß Graf Breying in dem kleinen Zimmer des Lokalen. Schauspieler, Reporter, Druckerjungen, Kollegen, Redaktionsbilletschnorrer gingen aus und ein (denn bei der *** Zeitung schwingt der Reichshauptstädtler zugleich das Scepter über das Reich der Kamönen), Breying stilisierte und feilte an seinem Bericht.

Unerfahrene meinen, einen Bericht für das Lokale müsse jeder halbwegs Gebildete nur so herunterschreiben können — auch Breying der Dichter, der Wildenbruch dereinst ersetzen wird, hatte dies in jugendlichem Leichtsinn geglaubt. Er erfuhr aber hier, daß es leichter ist, ein gutes Gedicht zu machen, als eine Reporternotiz, wenn man sie nämlich nicht über den alten, abscheulich dürftigen Leisten schlagen will. Stimmung, Genauigkeit, Kürze bei Angabe aller Einzelheiten, eine Sprache, die den schönem Stoff nicht wie ein Bettlergewand kleidet und doch auch gegen das nachbarliche im Panoptikum unter besondern Umständen gestohlene Portemonnaie nicht zu hochtrabend absticht — und das alles auf ‚höchsteus 40 Zeilen Borgis' — das kann nicht jeder, der sich sonst wohl ein Meister der Feder zu sein dünkt.

Endlich — grade, als der Herr Redakteur einen schlanken vornehmen Mann mit den Worten zur Thür hinausdrängte: „Aber um Himmels willen, Herr Hamsterfeld, den linken Arm dieser armen Tänzerin haben Sie mir ja schon zum viertenmal als gebrochen gemeldet — wer hat Ihnen denn das wieder angehängt?" — da war das Kunstwerk fertig.

Der Blaustiftgewaltige sah an, was Breying geschrieben, sahe, daß es gut war und — auch ihm kam eine Idee.

„Teuerster, haben Sie noch eine Sekunde Zeit? Erlauben Sie — es ist von meinem Frühstückswein — billige Sorte — aber leidlich — hier eine Cigarette, wenn ich bitten darf — haben Sie schon über Ihren Sommer disponiert?"

„Bleibe diesmal bis August hier — wichtige, persönliche Angelegenheiten!"

„Schön, schön. Sagen Sie, macht Ihnen dies bunte Treiben auf so 'nem Taubenschlag, will sagen Redaktion, Spaß?"

„Höchst interessant — werde es gelegentlich schildern."

„Möchten Sie es mal genau studieren? Reizte Sie das, selbst so ein paar Wochen — —?"

Breying stutzte.

„Warum nicht?!"

„Was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen Gelegenheit dazu böte?"

„Ah — —"

„Also kurz und gut: Ich habe noch keinen Vertreter für die Sommerferien. Wollen Sie die Sache die vier Wochen lang für mich machen?"

„Habe aber noch nie — —"

„Das gibt sich. Sie würden mir vierzehn Tage lang vorher assistieren, ich zeige Ihnen alles, es ist keine Hexerei; kurz, wenn Sie wollen, stelle ich Sie meinem Chef vor. Kennt ohnehin Ihre Gedichtsammlung, sprach sich neulich sehr anerkennend darüber aus — —"

Da wurden die Herren unterbrochen, und Breying hatte Zeit zum Überlegen.

Der freie Schriftsteller dünkt sich über den armen Sklaven, den Redakteur, weit erhaben; und doch — jeder lege die Hand aufs Herz — ‚gute Beziehungen zu den großen Zeitungen', namentlich wenn man den schönen Tag des durchschlagenden Erfolges noch nicht erlebt hat, vielleicht ein Pöstchen auf einer Redaktion — das sind Geschenke der Götter, die wenige verachten — haben doch alle Großen des Parnasses irgendwo und irgendwann mit Schere, Blaustift und Kleistertopf ihr Voluntariat abgedient. Zudem — indes, dies muß leise gesagt werden — waren Breyings (des Dichters, der dereinst Wildenbruch ersetzen wird) Einnahmen klein, sehr klein, im Grunde keine — seine Ausgaben, sein Debet dagegen von eigenwilliger Nonchalance und ohne Rücksicht auf das entgegenstehende Konto des Kredit — ein kleiner Ausgleich, wenigstens auf einen Monat, dürfte also schon ohne Murren angenommen werden.

„Ihre Notiz hat mir — ehrlich gestanden — recht sehr gefallen!" wandte der Polytropos von Redakteur sich wieder zu ihm. „Sie haben Zeug zu einem guten Chronisten. Vielleicht, wenn Sie es einmal hier versucht haben, und die Sache gefällt Ihnen, bleiben Sie bei uns?"

Das war mehr, als Breying erwartete und wollte — die Vertretung aber während der Ferien nahm er gern und dankend an,

wurde dem Chef vorgestellt und — sein Name half dabei auch etwas mit — ward acceptiert.

Als er wieder draußen war, wußte er nicht, wie ihm geschehen — wie er die Sache aber bei Licht besah, gefiel sie ihm nicht übel, und er knipste vergnügt mit den Fingern.

„Wie sich die Ereignisse verschlingen," dachte er, „diese Gute mußte ihrer romantischen Grille folgen und sich wegen verratener Liebe umbringen, damit ich Redakteur wurde und endlich in dieser hungrigsten aller Welten zu einem, wenn auch vorerst kleinen, doch festen Posten gelangte!"

Er besah noch einmal das stattliche Verlagshaus von außen mit langem, sonderbaren Blick, der an allen Verzierungen der Fassade entlang kroch.

„Wie sagte Archimedes? (ich meine wenigstens, er war's): Gib mir, wo ich stehe, und ich werde die Erde bewegen."

— — — — — — — — —

Asta, Joseph, Franz und Fritzi saßen auf der weinumrankten Gartenveranda am Kaffeetisch.

Asta hatte den peinlichen Eindruck von heute früh fast vergessen; Franz sah trotz des am Nachmittag nachgeholten Schlummers sehr blaß aus, und Fritzi bemühte sich, sich ihm deswegen ‚unausstehlich' zu machen; Joseph aber, der einen ermüdenden Dienstvormittag gehabt und eben erst gekommen war, war heute von einer sonderbar ernsthaft-weichen Liebenswürdigkeit gegen seine Verlobte; und diese seine Stimmung verfehlte nicht, zwischen ihm und dem feinfühligen Mädchen alsbald einen wortlos-innigen Seelenkontakt herzustellen.

Sie saß und ließ ihre warmen Blicke auf ihm ruhen, wie er eben mit ungewöhnlich sanfter Stimme zu den streitenden Geschwistern sprach.

„Ach, wäre er immer wie heute," dachte sie und atmete tief. „Ist mir doch, als fluteten heute die stummen Regungen meiner Seele ungehemmt in die seine hinüber — die der seinen in meine, bis wir zwei auf den gleichen, sanften, tiefen Grundton gestimmt sind. Ach, dies gerade ist es, was ich so sehr begehre, was mich so glücklich macht. Es war doch gut, daß ich ihm gestern schrieb, einmal ganz so schrieb, wie ich fühle, ihm unverhüllt mein Herz entgegen trug, auf die Gefahr hin, unverstanden zu bleiben, ihm sentimental zu erscheinen. So ein schweres, welchmütiges Empfinden ist in ihm heute! Ganz anders ist er, als sonst — so ganz ist die Grundstimmung seines Gemüts an diesem lieben Tage, wie die meine —" und sie meinte wirklich, nur ihr Brief habe diese Wandlung vollbracht.

„Oh, nachher, wenn wir einen Augenblick allein sein werden — wie will ich da die Arme um ihn schlingen — wie ihm zeigen — —"

Da kam der Diener mit dem Abendblatt der ***Zeitung.

Asta erstaunte, wie hastig Franz dies Blatt an sich nahm.

„Ach ja, die unglückliche Frau", dachte sie, „er wird begierig sein, etwas über sie zu lesen."

„Steht etwas von der Ärmsten drin, Franz?" fragte sie, „die heute morgen — — was hast du, mein lieber Joseph?"

Marenholz war zusammengefahren, wie von einem Kälteschauer überrieselt.

„Heiß geworden im Dienst," brachte er heraus, „bischen erkältet — ängstige dich nicht, Herz, es hat nichts auf sich!"

Fritzi sah, daß Franz mit besonderer Aufmerksamkeit eine längere Notiz im lokalen Teil des Blattes las, blickte ihm über die Schulter und las mit.

„Hört, dies ist ein ganzer Roman!" rief sie plötzlich und begann vorzulesen.

Franz griff heftig zu, ihr das Blatt wieder aus den Händen zu nehmen — die Kleine aber ließ es nicht fahren.

„Ich bin sechzehn Jahre alt und darüber," protestierte sie aufspringend, „gehöre nicht mehr in die Kleinkinderbewahranstalt, bin der nurse und der dry nurse entwachsen! Daß ihr's wißt, ich habe jetzt eben heimlich Gyps „Autour du mariage" gelesen, kann also auch lesen, wenn sich eine überspannte Närrin wegen getäuschter Liebe in den Kanal stürzt. Und noch dazu drei Schritt von uns!"

Franz mußte ihr den Willen lassen — warf aber dabei einen raschen, entschuldigenden Blick auf Marenholz.

Asta sah diesen Blick, folgte ihm, und ihre großen Augen wurden dabei rund und tiefdunkel.

Nun las Fritzi und schenkte den Verlobten keine Silbe.

Hatte Asta recht, daß an diesem Tage die verschwiegenen Regungen in der Seele ihres Verlobten ungehemmt in die ihre hinüber flossen?

Es war eine Geschichte, wie sie in der großen Stadt täglich vorfallen, wie Asta sie fast gleichgültig oft gelesen — und doch regte sich auf ihrem Herzensgrunde etwas wie ein leises Zittern, eine unklare, dumpfe Furcht, eine unheimliche Ahnung, als wolle der Vorfall plötzlich sie selbst mit einem neuen versteinernden Antlitz ansehen.

Ihre Blicke hingen wie gebannt an den Zügen ihres Verlobten — Marenholz hatte die Augen halb geschlossen — wer ihn nicht genau betrachtete, hätte ihm nicht angemerkt, daß besondres in ihm vorgänge, während Fritzi las.

Asta aber sah schärfer; unter der feinen rötlichen Haut seines Antlitzes sah sie sein Blut erstarren, sich sträuben, den gewohnten gleichmäßigen Gang zu nehmen — sie merkte seiner Brust die gewaltige Anstrengung an, ruhig zu atmen — sie fühlte, seine Augen unter den gesenkten Lidern flimmerten vor Erregung, weil ihnen versagt wurde, einen raschen spähenden Blick auf sie — Asta — zu werfen.

Und diese verschwiegene Qual übertrug sich auf sie.

Die feinen Fühlfäden ihrer Seelen bebten und tasteten angstvoll vorwärts, der Verzweiflung, dem stumm drohenden Unheil entgegen, das sie witterten.

„Man mag den Stab brechen über die Arme" schloß der Artikel — „wer das Antlitz gesehen hat, das sie im Augenblick vor ihrer That auf der freien Bordschwelle zu der eben im Osten aufgehenden Sonne erhob, ein Antlitz, still überspielt von einem leisen gramvollen Lächeln, voll tiefer Friedenssehnsucht, von wehmütig-sanfter Vorahnung endlichen, ewigen Friedens fast verklärt — der wird ihr ihre That der Verzweiflung nicht hart vorhalten können, wird dem gequälten Weibe, ihrem gebrochenen Herzen die Ruhe gönnen."

„Soweit der Bericht," fügte die Redaktion hinzu, „den uns ein Augenzeuge eingesendet. Wie wir soeben erfahren, haben die Wiederbelebungsversuche, welche man sofort angestellt hat, in der That zu keinem Resultat geführt, die unglückliche Frau von W..... ist nicht wieder zum Leben erwacht. Ihre Leiche liegt noch in der Portierwohnung des Hauses der Königin-Augustastraße, in welche man dieselbe heute Morgen verbrachte, und dürfte von dort nach dem Obduktionshause überführt werden, da die Tote außer ihrem von ihr geschiedenen Gatten, der augenblicklich zu den großen Rennen in England weilt, keinerlei Angehörige in Berlin besitzt. Sie wohnte hier in einem Privathotel, und in ihrem Zimmer soll sich von Papieren nichts als ein umfangreiches Briefkouvert mit der Adresse eines hiesigen jungen Offiziers, mit dem sie bisweilen gesehen worden sein soll, vorgefunden haben."

„Der Schluß besagt viel!" meinte Fritzi keck.

Aber ihre Bemerkung wurde von niemand aufgenommen.

Eine unbehagliche Pause entstand.

Dann wiederholte Asta mit seltsam vibrierender Stimme die Worte:

„Eines hiesigen jungen Offiziers — —"

Ihr Blick ruhte unverwandt auf Marenholz, der die Lider hartnäckig gesenkt hielt — sie sah, wie er leise zusammenzuckte.

Wieder sprach niemand.

Dann erklärte Asta mit dem gleichen Tone verschwiegener Erregung:

„Ich will die Tote sehen!"

„Um Himmels willen, welcher Einfall!" rief Franz, heftig aufspringend, denn er bemerkte, wie Joseph erblaßte.

Jetzt endlich erhob Marenholz die Lider, blickte Asta in die Augen, die er in brennender Frage auf sich gerichtet sah, und ein harter stählerner Schimmer trat in seinen Blick.

„Warum?" fragte er.

„Ich will sie sehen," gab Asta statt der Antwort zurück. „Bitte, Joseph, führe du mich zu ihr."

Marenholz schnellte in die Höhe.

„Du solltest dir diesen Anblick ersparen, liebe Asta!" sagte er, und seine Stimme war nicht ganz fest, „es ist kein erfreulicher Eindruck!"

„Es ist einer der tollsten Einfälle, die du je gehabt hast!" fügte Franz grob hinzu.

„Die Unglückliche hat einen Mann geliebt, der sie verraten, der ihr das Herz gebrochen hat," erwiderte Asta, jede Regung

in ihres Verlobten Gesicht überwachend. „Sie muß ihn sehr geliebt haben — nun hat sie niemand in Berlin, der ihr die letzte Liebe thut — ihr Schicksal droht jedem Weibe, das einen Mann liebt — ich will Kränze auf ihr Bett legen — ich werde auch sorgen, daß sie ihre Ruhe finde — ich bitte, Joseph, hilf mir dabei!"

„Gern, gern!" brachte er mühevoll heraus.

„Und nun komm!" fuhr Asta fort. „Ich mache mich fertig — laß uns nun einmal zu ihr hinübergehen!"

Marenholz verneigte sich stumm — er konnte nicht widerreden und nicht beistimmen. Franz sah ihn starr vor Bestürzung an — und Asta verließ den Tisch, um sich ihren Hut aufsetzen zu lassen.

— — — — — — — — — —

Es war etwa um die gleiche Tageszeit, als in der Heiligengeiststraße vor Herrn Heinrich Graaf Therese, das Mädchen für Alles, trat, eine Karte in der Hand, mit der Meldung „der Herr ist draußen."

Die Karte trug eine Neunperlenkrone über dem Namen „Leonhard Graf Breying, Herr vom Breyingsreuth und dem Bos'sche."

Herr Heinrich Graaf schmunzelte und las noch einmal: ‚Herr vom Breyingsreuth und dem Bos'sche.'

„Nicht zu Hause!" bemerkte er dann dem Mädchen.

Diese sperrte Mund und Nase auf — so lange sie da war, war ihr das noch nie begegnet.

„Sie sollen sagen, Therese, ich bin nicht zu Haus!"

Therese gestand, daß sie bereits zugegeben, der Herr sei anwesend.

„Gut — ich lasse mich ja auch sonst nicht verleugnen — und man soll weder lügen, noch seine Leute zur Lüge erziehen! Führen Sie also den Herrn herein!"

„Hierher oder vorn?"

Graaf sah sie groß an.

„Hierher! Natürlich!" Man war im Berliner Zimmer.

Nun ward der Herr vom Breyingsreuth eingeführt.

Er war ein wenig erstaunt — der Vater von Annie Graaf empfing ihn im Schlafrock, sehr höflich, mit einem etwas verschmitzten Lächeln, und fragte im Tone eines alten Ladeninhabers:

„Womit kann ich aufwarten?"

Breying geriet nicht aus der Fassung.

„Mit nichts — mein hochverehrter Herr Graaf," sagte er, auch seinerseits schalkhaft lächelnd, „im Gegenteil, ich wollte mir die Ehre geben, Ihnen meine Aufwartung zu machen."

„Ah," dachte Graaf, „eine neumodische Art Geschäftsreisender. Irgend ein großes Haus, welches sich den Luxus erlauben kann, einen gräflichen Kommis-Voyageur zu halten. Jetzt handelt es sich nur darum, den Mann auf eine sehr höfliche Weise hinauszusetzen."

Und mit dem verbindlichsten Lächeln fragte er:

„Für welche Firma, wenn ich mir erlauben darf — —?"

Breying erstaunte, dann verstand er und lachte fröhlich auf:

„Nein, nein! Für gar keine Firma, mein hochverehrter Herr Graaf, vollkommen für meine eigne Firma!"

„Ah!" machte Graaf, „Reisen selber, junger Herr! Sehr anerkennenswert! Sparen viel Geld — haben Sie Ihre Muster bei sich? Denn ansehen werd' ich sie ja wohl müssen, was?"

Breying meinte, dem Scherz nunmehr ein Ende machen zu müssen.

„Nein," sagte er ernsthaft, „ich bin wirklich kein Geschäftsreisender."

„O, da bitte ich tausendmal um Verzeihung. Aber bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen. Sie kommen vielleicht in Armensachen?" Herr Graaf war Waisenrat.

„Nein!"

„In Vormundschaftsangelegenheiten?" Herr Graaf hatte mehrere ihm vom Gericht überwiesene arme Mündel.

„Auch dies nicht!"

„Etwa eine Reklamation wegen der Einkommensteuer?" Herr Graaf war auch Einschätzungskommissar.

„Ebensowenig!"

Jetzt sah Herr Graaf seinen Besuch schon mit ein wenig Mißtrauen an.

„Etwa vom Bezirksverein? Ich danke wirklich, ich nehme kein Mandat an — will mit politischen Händeln nichts zu thun haben. Oder" — er suchte grade, eine hübsche runde Summe in einem Haus anzulegen — „wollten Sie mir ein Haus anstellen? Auch das nicht? Ja, mein

Herr, was, wenn ich fragen darf, führt Sie denn zu mir?"

„Ich wollte mir die Ehre geben, Ihnen meine Aufwartung zu machen!" wiederholte Breying, der nicht genau wußte, ob der alte Herr nicht ein ganz gefährlicher Schlauberger war.

„Gewiß, das hörte ich bereits. Aber ich bin neugierig zu erfahren, zu welchem Zwecke?"

Dabei betrachtete er die perlgrauen, recht hellen Handschuhe, den tadellosen schwarzen Rock und seinen Cylinder Breyings nicht ohne ausgesprochenes Mißtrauen, und eine Ahnung der Wahrheit dämmerte in ihm auf.

„Nur, um den Vorzug zu haben, Sie kennen zu lernen, vielmehr, um die Ehre zu erwerben, von Ihnen gekannt zu werden!" sagte Breying so verbindlich, wie ihm überhaupt möglich war.

„Ah," machte Graaf von neuem und sah mit hellen, erstaunten Augen den Besuch von oben bis unten an.

Breying war innerlich wütend. Diese kleine Gans, die Tochter dieses alten Wilden, die nach Frau von Bellevilles weiblichem Adreßkalender dermaleinst eine runde Million erben würde, hätte ihm, als er sie um die Erlaubnis fragte, bei ihnen Besuch machen zu dürfen, auch irgend eine leise Andeutung geben können, was für ein Mammut und Deinotherion in gesellschaftlicher Beziehung ihr Herr Papa wäre. Der alte Mann hatte die schnurrige Ansicht, daß man immer etwas von ihm wollen müsse, wenn man ihm aufwartete.

„Ich teile die Menschheit in zwei Klassen," begann er mit einer Art Galgenhumor. „Die eine ist an sich nicht interessant; geht man zu ihnen, so hat man Geschäfte mit ihnen oder bedarf ihrer sonst irgendwie. Die andere umfaßt die nicht allzu dicht gesäeten Männer, welche eine Persönlichkeit besitzen, die man um ihrer selbst willen aufsucht und bei denen man es sich zur Ehre schätzt, vorgelassen zu werden. Die erste Klasse ist für mich nur ein notwendiges Übel, in die andre rechne ich — ‚Sie' hatte er sagen wollen, fuhr aber lieber mit kühn abgebrochenem Satze fort: — „nun, mein hochverehrter Herr Graaf, ich hatte soeben die Ehre, Ihnen zu erklären, daß mich kein Geschäft zu Ihnen führt!"

Dieses hochmütige Kompliment beantwortete der alte Kammacher damit, daß er seine Brille aus der Tasche langte, aufsetzte — und dann, über den Rand derselben hinweg, den Besuch mit einem Blick anguckte, der keines Kommentars bedurfte.

„Ich hatte den Vorzug," begann Graf Breying in einiger Verlegenheit aufs neue, „durch meinen Freund Leutnant von Marenholz, den Verlobten ihrer Fräulein Nichte, Ihrem Fräulein Tochter vorgestellt zu werden — —"

Wieder kam ein Blick über den Brillenrand, über den ihm das Wort im Munde stecken blieb.

Doch entschloß sich der Plebejer jetzt zu einer Art Höflichkeit.

„Ah so, meine Tochter? Ganz recht, meine Tochter hatte mir auch — —" Er blickte auf die Karte, die er noch in der Hand hielt. „Würde mich Ihres werten Namens auch erinnert haben, hätten mich die drei Namen da auf Ihrer Karte nicht verwirrt!"

„Breyingsreuth und das Bos'sche sind die Stammgüter meiner Familie!"

Herr Graaf machte sogar eine Verbeugung, eine Verbeugung vor den Stammgütern.

„Sie sind Landwirt, wenn ich fragen darf?"

„Das nicht, ich lebe in der Reichshauptstadt als Privatier!"

„Bewirtschaften also Ihre Güter nicht selbst?"

Dies sehr höflich, aber mit sehr hellen Augen.

Breying lächelte.

„Breyingsreuth und das Bos'sche sind leider schon im vorigen Jahrhundert an einen Seitenzweig gefallen."

Herr Graaf machte eine Bewegung, als wolle er seine Verbeugung vor den Stammgütern wieder zurücknehmen:

„So, so!"

„Und andere Güter besitze ich nicht!" fügte Breying plötzlich mit großartiger Offenherzigkeit hinzu. Er sah ein, er mußte vor diesem Selfmademan ein anderes Register ziehn.

Heinrich Graafs Augen verloren einen Teil ihres mißtrauischen Ausdrucks. Er warf einen raschen Blick auf die Uhr und nahm nun endlich auch einen Stuhl, mit

der Miene: ‚Schön, dieſen Beſuch müſſen wir ja nun wohl über uns ergehen laſſen!‘

„Was auf meiner Karte ſteht, bedeutet keine Anmaßung — es ſind die alten hiſtoriſchen Titel meines Geſchlechts, an denen ich um ſo feſter halte, als ich ſelbſt noch nie verſucht habe, aus ihnen Kapital zu ſchlagen. Ich habe kein Vermögen, kein Amt, keinen Poſten bei der Regierung oder in der Armee — ich bin, da wir nun einmal auf meine perſönlichen Verhältniſſe zu ſprechen gekommen ſind, ein freier Mann, daß heißt, ich lebe vom Ertrage meiner Arbeit!“

Jetzt verneigte ſich Herr Graaf im Ernſt, leicht, aber mit einem freundlichen Lächeln.

„Als Kaufmann?“

„Als Schriftſteller!“

Herr Graaf zog nicht die Augenbrauen in die Höhe. Er achtete jede Art Arbeit.

„In der That, der freieſte Beruf!“ bemerkte er.

„Und, wenn ich fragen darf,“ fuhr er lächelnd fort, „Sie ſind mit Ihrem Berufe zufrieden? Man ſagt, der deutſche Schriftſteller ſei nicht immer auf Roſen gebettet?“

„Ich bin jung und ſtehe im Beginne meiner Laufbahn. Heute habe ich einen erſten Erfolg zu verzeichnen.“ Da Herr Graaf ſtill zuhörte, ſetzte er hinzu. „Auf Grund einer gelegentlichen Arbeit wurde mir eine Stellung an einer Redaktion angeboten!“

„Und daraufhin möchte er heiraten!“ dachte der alte Herr.

„Nun, das freut mich. An einer hieſigen Zeitung?“

„An der *** Zeitung!“

„Nicht meine Richtung,“ bemerkte Graaf kühl. „Doch eins der konſervativen Blätter, das ich wegen ſeiner korrekten Haltung achte!“

„Es freut mich, Herr Graaf, daß Sie das Blatt gelten laſſen — politiſche Gegnerſchaft iſt in Berlin ſo leicht mit perſönlicher Gehäſſigkeit verſetzt.“

Das Geſpräch war nun in weniger ungewöhnliche Bahnen gekommen — es rollte noch einige Minuten leicht hin — dann empfahl ſich Breying mit der Empfindung, einen nicht ungünſtigen Eindruck hinterlaſſen zu haben.

Der alte Herr aber, wie er die Thür hinter jenem geſchloſſen, lachte hart auf.

„Das wäre ja einmal ſo ein moderner Beſuch in aller Form geweſen — ei, ei — Sie wären mir der Rechte für mein Goldfiſchchen, lieber Herr. Ein rechter und echter Junker von Habenichts! Thereſe, merken Sie ſich den Namen, da iſt die Karte. Wenn der Mann wieder kommt, lügen ſollen Sie nicht, einfach: „der Herr iſt nicht zu ſprechen“ oder höflicher: „der Herr iſt ſtark beſchäftigt!“

„Seltſames Ding! Warum zählt dieſer junge Mann in der Welt? Warum hat er das Recht, an meine Thür zu klopfen? Einzig, weil er Graf iſt und ſomit ſogenannte ‚gute Formen‘ beſitzt. Ohne dieſen luftigen Vorzug würde ihn das moderne Leben einfach unter den Tiſch fallen laſſen. Selbſt ich hätte ihn doch geradezu hinausgeſetzt, wie er mir ſo ins Haus ſchneite, wäre er ‚Herr Müller‘ geweſen. Siehſt du, Alter, ſo ſteckt die ganze Welt noch im Mittelalter und du obenein mit. ‚Verſchwindet doch, wir haben aufgeklärt!‘ Und wirklich, der Junge macht daraufhin noch ſeine Karrière. Nur nicht in meinem Hauſe!“

„Wie geſagt, Thereſe,“ brummte er noch einmal in die Küche hinein, „kommt der wieder: ‚nicht zu ſprechen‘!“

— — — — — — — — —

Als Herr Graaf dieſe Ordre gegeben, trat er zu ſeiner Tochter Annie ins Zimmer.

Sie ſaß vor ihrem Nähtiſch am Fenſter mit einer großen Tiſchdecke in ihrem Schoße, an die ſie eine hübſche, ſelbſtgeſtickte Kante mit modernem heraldiſchem Muſter anſetzte.

Doch lag gleichzeitig in ihrem Schoße ein aufgeſchlagenes Buch, welches ſie raſch bedeckte.

Der alte Herr ſah ihre Bewegung wohl; es widerſtrebte ihm zu fragen, was ſie da läſe — doch machte ihm dieſe Heimlichkeit einen ſehr unangenehmen Eindruck.

„Annie,“ begann er (zu dieſer Namensform hatte er ſich auch erſt in den letzten Jahren entſchloſſen, als er gelegentlich ihrer Einſegnung ſah, daß bei allen ihren Freundinnen die Zärtlichkeit der Eltern die Vornamen perſönlicher und anmutiger geſtaltet) „Annie, Onkel Eberhard war heute hier!“

Er hatte eine ganz andere Stimme als vorhin mit dem Grafen, weicher, faſt etwas furchtſam.

„Er sagte mir, du möchtest doch öfter zu ihnen kommen!“

Annie sah auf, wagte aber nicht recht, zu antworten.

„Würdest du gern zu ihnen gehn? Gern oft zu ihnen gehn, Kind?“

Sein Ton klang ihrem Ohre besonders, doch hörte sie nicht die verhaltene leise Angst heraus.

Glückselig schlug sie die Augen zu ihm auf.

„Ach ja!“ sagte sie strahlend.

Er mußte sich den Nagel tiefer in das Herz treiben.

„Wenn ich nun“ — begann er aufs neue, ein wenig leiser, „wenn ich nun einmal wieder um der neuen Elfenbeinmuster willen auf einige Zeit nach London muß — würdest du da unterdes gern ein paar Wochen ganz bei ihnen leben, mit Onkel, Franz, Asta und — Fritzi?“

Der Name Fritzi war ihm am schwersten auszusprechen.

Statt aller Antwort stand sie auf und blickte ihn mit so vollentzücktem Gesicht an, daß sein altes Kinn zu beben begann.

„Er hat Recht — er hat Recht,“ rief es in ihm, „sie vergeht hier!“

Und er klemmte die paar gelben Zähne, die ihm geblieben, fest auf die Unterlippe.

„Es ist wohl sehr schön bei ihnen!“

„Sehr schön, ach herrlich, Papa!“

Dies ‚Sehr schön‘ — so offen, so froh hatte sie zu ihm nie gesprochen, seit ihrer Kinderzeit nie, kaum zu Weihnachten einmal bei Geschenken, die sie besonders freuten!

„Sehr schön,“ sagte sie noch einmal mit Emphase. „Der Garten, der herrliche Gartensaal! So groß, größer als unsre ganze Wohnung, und Marmorsäulen, Palmengruppen darin, so herrliche italienische Landschaften, so wunderschöne orientalische Teppiche — —“

„Ja Marmor“, dachte er, „Palmen, italienische, orientalische Dinge, allen diesen fremdländischen Plunder wendet diese verfluchte moderne Zeit an, uns Alten unsrer Kinder Herz zu entfremden, es die alte schlichte deutsche Art verachten zu lehren. Was unsrer Eltern höchster Prunk war, was wir mit scheuer Liebe lange Jahrzehnte gepflegt und geehrt, das ist ihnen einfach unmodern, geschmacklos — fort damit in die Rumpelkammer, brave, alte Spiegelservanten, brave, alte Tugenden! Als ob euer neumodischer Kram nicht viel schneller sich überleben wird, junges Geschlecht — sorgen dafür doch schon eure loddrig arbeitenden ‚Möbelfabrikanten‘, nein, das ist auch schon überlebt — ‚Dekorateure‘! Es kam ein neuer König auf in Ägypten, der wußte nichts von Joseph. Es wird ein neuer Geißelträger aufkommen, der von eurem Renaissance, Barock und Rokoko nichts wissen wird — gebe Gott, daß es nicht der große Krieg, die große Revolution oder — die Armut sei!“

„Asta ist wohl ein sehr hübsches Mädchen geworden?“ fragte er weiter.

„Hübsch Papa? Schön ist sie, und elegant, und wie sie sich zu kleiden weiß, ich sah fast armselig gegen sie aus — —“

„Armselig?“ brauste er auf.

„Ach, ich meine ja nur — — —! Gewiß, mein Kleiderstoff war so teuer, wie der, den sie trug; aber anders gemacht war der ihre, mit mehr Geschmack, reizend kleidet sie sich!“

Hatte er in der Erziehung seines Kindes etwas versehen? Geschmack? Nach Ausbildung ihres Geschmackes hatte er nie gefragt.

„Geschmack bringt man auf die Welt mit, mein Kind!“ sagte er bitter. „Man hat ihn entweder oder hat ihn nicht!“

Er ward bitter, weil er den ersten leisen Vorwurf sich in seinem alten, selbstgerechten Herzen regen fühlte.

Sie sah ihn bestürzt an.

„Lebte ich jahraus, jahrein in ihrer Umgebung, käme ich wie sie in alle Kunstausstellungen, großen Magazine, diese Ausstellungen des Kunsthandwerks, wo man so reizende Sachen sieht, da würde mein Geschmack sich auch entwickelt haben!“

Das sprach sie nicht aus — aber scharfsinnig, wie er war, las er ihr den Gedanken vom Gesicht — und gab ihr — mit brennendem Schlunde — recht.

(Fortsetzung folgt.)

Von Münchener Künſtlerbällen.

Ein Rendezvous auf dem Meeresgrunde.

(Abdruck verboten.

Von H. E. v. Berlepſch. Mit Illuſtrationen von Hey.

Ein Stück von Jules Verne?

Nein, eher Böcklin, Max Klinger oder ſo was ähnliches.

Und was iſt das Ganze? Eine Geſchichte, am Ende ein Stück der vierten Dimenſion?

Geduld — Geduld! Stellen Sie ſich einmal vor, was für eine bunte Geſellſchaft es abgäbe, wenn alle, die ſeit Hunderten, ſeit Tauſenden von Jahren hinabgezogen wurden von den Geiſtern der Tiefe, ſich z. B. mitten unter den Trümmern der perſiſchen und griechiſchen Flotten, die vor Salamis aufeinander rannten, ein Stelldichein gäben; meinetwegen könnt's auch vor Lepanto ſein oder bei Abukir oder mitten, ganz mitten auf dem Wege zwiſchen Kap Sankt-Vincent und den Inſeln des Golfes von Mexiko — aber wie geſagt, tief unten, am Grunde der Gewäſſer, wo ſeltſame Pflanzen im grünlichen Dunkel der Waſſer ragen und eine Welt der abenteuerlichſten, ungetümlichſten Formen ſich erſchließt, tolles Zeug von Fiſchen mit Buckeln und Stacheln, Köpfen wie Teufelsmenſchen, breitruderigen ſchillernden, Floſſen und fahl

Ein Rendezvous auf dem Meeresgrunde.

goldglänzenden Glotzaugen herumſchwimmt und dabei bloß von Zeit zu Zeit den klaffenden Rachen ſtillſchweigend öffnet; denken Sie ſich, wenn zwiſchen dieſer traumhaft ſonderbaren Welt dann die wirkliche Rieſen-Seeſchlange herumkröche, nicht jene, die der amerikaniſche Kapitän wieder einmal in den Zeitungen aufleben ließ, nachdem er ſie ganz beſtimmt und unzweifelhaft nachts ſah, als er ganz allein auf der Kommandobrücke ſtand, wobei der Steuermann eidlich ausſagt, er habe gerade noch den letzten

Ein Rendezvous auf dem Meeresgrunde.

Viertelszoll der siebenundzwanzigsten Flosse über die Wellenkämme hervorragen und im zweifelhaften Mondlicht schillern sehen. — — Und damit noch lange nicht genug! Die schönsten Meerweiber, die sich im Wirbel der aufsteigenden und quirlenden Wasser wiegen und den Leib wie Fische und Schlangen zu biegen wissen, weiter alte, griesgrämige Meergreise, deren Bärte und Haupthaar ganz mit Algen durchzogen sind, denen weiter an den Ohrläppchen Muscheln oder unförmliche Polypen hängen, während auf den Achseln unverfälschte Austernbänke sich angenistet haben, und dann erst all das andere Volk, was da unten haust, bleichen Angesichts vom vielen verschluckten Wasser, das den ganzen Leib füllt, Erscheinungen, denen man ansieht, daß kein Tropfen roten Blutes mehr in ihren Adern fließt, Phönikier, Numidier, Karthager, Saracenen, Venezianer, Dalmatiner, Korsaren aus aller Herren Ländern, Wilde, Halbwilde und Ganz-Zivilisierte, die in tobender Seeschlacht oder in schwarzer, stürmischer Nacht als Soldaten, Auswanderer, Matrosen, Sklaven, Hochzeitsreisende hinuntergezogen wurden vom Strudel der sinkenden Schiffe und nun eine große submarine Gesellschaft bilden! Zweifeln Sie daran, daß der tollste Hexensabbat dagegen der reinste Pfifferling wäre?

Ach was, Larifari, wer wird in unserer realistischen Zeit an so phantastisches Zeug denken, wo weder der Phonograph noch die Photographencamera mitthun können! Das gehört doch ins Bereich der Dichter und Maler „von gestern!“ Wer wird sich mit solch unsinnigem Stoffe befassen! Närrische Idee! Höchstens Menschen, die nichts im reellen Leben zu handeln haben und in jene Kategorie gehören, welche von den ganz Rationellen auf den Aussterbeetat gesetzt sind, nehmen Sie mir's nicht übel, etwa Künstler und — — — Narren!

Mein Freund Hans Thoma hat nun allerdings einmal behauptet — und er hat Recht — daß in den meisten oder in allen wirklich künstlerisch beanlagten Naturen ein Stück Narrheit stecke, und man deshalb nicht mit dem Maßstabe der Vernunft an sie herantreten könne, wenigstens nicht immer, denn die Kunst bedeute, im Grunde genommen, etwas anderes als bloßes Abhorchen, Abschreiben, Abmalen, Abformen nach der Natur, sonst müßte man den großen Phantasten Arnold Böcklin und viele andere sofort wegen Ketzerei verbrennen. Ja — das sind eben Fragen, wo die Antwort in den Worten liegt:

— — — — — — —

„Ja es einigt sich gar nie,
Das Talent mit dem Genie!
Und im Ziel wie in der Richtung
Gibt es niemals eine Schlichtung!“

Die Verse entstammen einem Texte „derer vom Meeresgrund.“ Es war ein Fest, farbig, freudig, bei dem der Phantasie die Zügel gelassen worden waren, wie man es eben nur bei einem Künstlerfeste gewohnt ist.

Also ein Künstlerfest!

Ja, arrangiert von denen, die an der Akademie zu München lernen sollen, was Kunst ist und „Künstler werden“ heißt. Übrigens schaute aus allem ein Zug heraus, der mit der modernen Farblosigkeit, mit der Liebe am Grauen, Düsteren, Monotonen, mit all dem, was das Leben an häßlichen Kehrseiten bietet, durchaus nichts zu schaffen hatte, nichts zu schaffen haben will.

Was gilt's, die Maler der klobigen Holzschuhe, der blauen Blousen und violetten Weiberjacken, hinter denen oft viel, viel weniger steckt, als man so beim ersten Anblick vermuten möchte, sie wandern mit ihrer Lehre vom einzig wahren Malerischen des Arbeiterstandes ebenso einmal unter's alte Eisen, wie jene, die aus jedem Schwarzwälder- oder Tiroler Bauern eine Romanfigur machten, oder die früheren, bei denen alles sogar über den Leisten der Antike geschlagen sein mußte, gleichviel ob es nun Helden der Ilias, selbstmörderische Hohepriester oder sentimental eisenklirrende Ritterfiguren waren. Was eben wirkliche Künstler sind, werden es immer mit der Kunst halten, und diese ist völlig unabhängig von Zeitrichtung und Schule, am weitesten aber entfernt vom Fexentum, von der reklamesüchtigen Nachtreterei nach berühmten Vorbildern. In dem Feste, von dem ich spreche, lag alles das, was nicht im Rahmen der heutigen Pioniere geschrieben steht, es sah in der übersprudelnden Fülle der Phantasie, die da gebaut, gezimmert, gemalt hatte, aus wie ein Protest gegen die Schwärmerei für die banalen Greifbarkeiten des täglichen Lebens, es war der Ausbruch eines Vulkans von Erfindungsgabe, von Jugendfreude, künstlerischer Tollheit, ja, es war manchmal, wenn man so mitten im Gewühl einiger tausend

Masken mitgerissen wurde, wie eine geniale Raserei; denn, wo man sich nur hinwenden mochte, traf das Auge auf Formen, auf Erscheinungen der geistreich-verrücktesten Art, in der Dekoration sowohl als in den lebenden Figuren, welche durch das Fluthen, das Kommen und Gehen, das Tanzen und Kapriolenschlagen erst jene Bewegung hineinbrachten, die zu einem Maskenfeste gehört. — Das Beschreiben? Unmöglich! Denn Sprache, Rede allein reicht nicht aus, es müßte noch ein anderes Element mitsprechen. Bis nur so ein Satz gelesen, geschweige denn geschrieben ist, ziehen die wechselndsten Bilder in hastender Eile in der Erinnerung vorüber. Vielleicht kann ich eine Skizze davon geben. — Münchens größter Raum ist der Saal der „Münchener Kindl-Brauerei." Wenn bloß Tische und Stühle drinnen stehen, so sieht es, sitzen ein paar Hundert Menschen da, leer und frostig aus; diesmal waren Tausende beisammen; dabei war aber der ganze Saal verbaut, ein wahres Labyrinth von Gängen zwischen ungeheuerlichen Geschichten, die da am Meeresgrund herumlagen und wuchsen, denn der Boden der Wirklichkeit, auf dem man mit seinen Füßen je nach Verhältnissen ging, strampelte oder tanzte (manchmal, wenn gerade ein richtiger Chok kam, schwebte wohl auch der eine oder andere in der Luft), das war der Grund des Meeres; ringsum aber lag, zwischen Riffen und unterseeischen Felskolossen aufgetürmt, was die See seit unvordenklichen Zeiten in ihren grundlosen Schoß hinabsinken sah; darüber hatte der Tiefe seltsame Flora ihre Pflanzenarme geschlagen, und was an Lebendigem da unten haust, das trieb sich inmitten dieser Märchenwelt herum, nur, wie gesagt, differierte die Sache gegenüber den stillen Bewohnern des Meeresgrundes darin, daß hier die Freude jauchzend ihren Umzug hielt. Da lag in einer Ecke, überwuchert von Meertang und anderem Schlingzeug, ein gesunkener Riesentorpedo, in dessen Bauche übrigens keine Explosivstoffe zu finden waren, vielmehr war eine regelrechte Bierwirtschaft innen etabliert; gegenüber aber ragte der gewaltige Rumpf einer Kriegsgaleere aus längst vergangenen Jahrhunderten, samt Takelwerk, hochstämmi-

Ein Rendezvous auf dem Meeresgrunde.

gen Masten und Raaen, sowie dräuenden Geschützrohren, die aus den Lukeu der Schanze hervorblickten. Das war ein künstlerisches Kapitalstück. Oben auf Deck spielte eine Musik, zusammengewürfelt von allen Musikanten, die nur jemals die Fiedel geführt oder ein Blasinstrument malträtiert haben; fischfüßige, in gleißender Schuppenpracht schillernde Meerweiber, die übrigens, ganz im Ernst, von geradezu berückender Schönheit waren (notabene lauter Männer), zappelten umher und luden ein zum Besuche. Inwendig aber produzierten sich echte Mynheers im Trinken, und da, wo das Backbord beim Anrennen gegen ein Riff das Riesenleck bekommen hatte, infolgedessen das Schiff sank, da sah man hinaus in die dunkelnden Gewässer, in denen allerhand Fische und Nixenfiguren auf und ab wogten, Geschichten, die mit einem malerischen Geschick sondergleichen arrangiert waren. Ein Ungetüm ganz eigner Art war der unterseeische Urfrosch, eine Figur mit elektrisch glühenden großen Glotzaugen; in seinem weitbauchigen Leibe hatten ein paar Dutzend Menschen Platz. In monumentaler Größe thronte dieser kolossale Urvater alles Froschhaften auf einem Korallenfelsen, an dessen Kuppen und Vorsprüngen sich die jüngere Brut, immerhin noch Frösche von respektabler, menschlicher Größe, umhertummelten, von Zeit zu Zeit auch ihren musikalischen Gefühlen freien Lauf ließen. Drinnen im Froschleibe übrigens ging's heillos fidel zu, denn da war Seejungfernsoiree, wobei natürlich das tollste Zeug geliefert wurde. Gleich nebenan aber, unter mächtigem Felsvorsprunge, fand sich das „Korallentheater," ein Raum, in dem sich wieder so recht der Humor im breitesten Maßstabe gehen ließ, denn hier wurden alle möglichen Szenen mythologischen Ursprungs aufgeführt, wo zweibeinige Wesen von Fleisch und Blut sich mit feuchten Schönheiten in Liebes- oder wenigstens Sehnsuchtsverhältnisse eingelassen hatten, Geschichten, die, wie bekannt, meist damit endigten, daß der oberirdische Teil des Liebespaares durch einen Sprung ins Wasser sich mit dem unterirdischen, in den Wassern wohnenden zu vereinigen sucht, wie dies beispielsweise im „Fliegenden Holländer" vorkommt. Ganz vorzüglich waren bei diesen Bildern die Verwandlungen einer und derselben Figur, die unter Anwendung allerlei raffiniert erfundener Beleuchtungseffekte, vorgezogener halb durchsichtiger Gazeschleier und anderer Hilfsmittel vor sich ging. Im „versunkenen Pfahldorf," dessen Zugang ein gutmütig mit dem Kopfe wackelndes, hin und wieder den feurigen Rachen öffnendes Ungetüm à la Fafner hütete, gab's natürlich auch manch Köstliches zu sehen und zu — trinken, wobei denn allerlei vorsündflutliche Saurier und andere Erscheinungen dieser Art die Honneurs machten. Doch was gilt solch primitive prähistorische Kultur gegenüber dem, was die Blüte des Hellenentums zu bieten vermag! Hopliten in klirrender, goldglänzender Rüstung mit mächtigem Helmbusch, persische Bogenschützen und „hellenische Schatten" geleiteten den Fremdling nach einem düsteren Winkel, wo die gesunkenen Schlachtschiffe des Themistokles und des Perserkönigs nebeneinander am Meeresgrunde ruhten, gestützt auf die weitaus langenden Ruder, geziert mit archaisch geformten Akroterien und dem charakteristischen Cheniskos, buntbemaltem Rück- und Vordersteven; dort drinnen lagen aufgespeichert die köstlichsten Geschmeide, Bronzen von vorzüglicher Schönheit, bei denen vielfach ein besserer Geschmack als in unserm hochgepriesenen modernen Kunsthandwerk sich geltend machte, und keramische Produkte der reizendsten Art, freilich auch zuweilen in antiker Weise Dinge darstellend, die unsere Zeit entschieden als „shocking" bezeichnen würde. Aber was soll ich lange fortfahren zu beschreiben! Da könnte man weiter machen bis in alle Ewigkeit, denn das Ganze war wie ein Strom, dessen Wellen von Augenblick zu Augenblick in andern Farben aufleuchten und blitzen, es war ganz einfach sinnverwirrend — der tollste Traum kann keinen hastigeren Wechsel der Bilder, der Figuren erzeugen. Unter den letzteren sind natürlich auch manche gewesen, die sicher nie anders mit Salzwasser in Berührung traten, als wenn sie etwa auf der Oktoberfestwiese einen gebratenen Hering verzehrten und dabei zwischen den Zähnen die Melodie mitbrummten, die im Schanklokal von Schottenhamel nebenan eben die „Hauskapelle" gefühlvoll intonierte, wie sich's für solch ein Bierfest ziemt: „Fischerin, du kleine ꝛc."

Wie übrigens die ganze Gesellschaft auf

den Meeresgrund hinabgeraten ist, darüber gab die offizielle Meeresgrundzeitung Aufschluß.

Ein Professor nämlich, der im Leben sonst Maler und Vater einer viel umschwärmten Tochter ist — Trudel heißt sie, malt in der Nähe der Küste, seine Schüler und andere Künstler ebenfalls; da passiert nun, was in etwas anderer Version bereits Schiller besungen. Dem Professor fällt nämlich die Studie, „die beste, die er je gemalt" (woraus zu schließen, daß auch manchmal Professoren schlechte Sachen malen), ins Meer. Er ist untröstlich. Findet sich denn unter den jungen Männern kein Schwimmer, der mir sie wiederbringt? Die Liebe zu Trudel, der schönen Professorstochter, bewegt den einen zum gewagten Sprunge. Lange dauerts, ehe er wiederkehrt, aber endlich taucht eine farbige Leinwand, dann eine Hand, ein Arm auf, zuletzt der ganze Akademiker. Die Studie hat er just einem kunsthändlerischen Meeresungeheuer entrissen und ist dann damit nach oben geschwommen. Trudel entzückt, der Vater beglückt, wollen wissen, wie's da unten aussieht und freuen sich schon des Grusels, das sie bei der Erzählung empfinden werden. Doch, die Sache fällt ganz gegenteilig aus. Der junge Mann hat drunten in der Tiefe Kollegen getroffen, die ein großes Fest aller Bewohner des Meeresgrundes arrangiert haben. Er weiß von den Schönheiten und Wundern, die er da erschaut, nicht genug zu erzählen und fordert alle, die ihm mit Spannung zugehört, nun auf:

Ich denke, es ist schon das beste,
Ihr alle schwimmt runter zum Feste!
Da ergreift der Alte des Jünglings Hand
Und legt sie in die seiner Trudel,
Drauf laufen sie hin zur Felsenwand
Und springen hinein in den Strudel
— — — — — — — — — —
Die Wellen sie rauschen auf und nieder —,
Ganz nüchtern kam kein einz'ger wieder!

Semiramis, die Königin des Festes.

Unter uns Künstlerinnen.

Text und Illustrationen von Frl. Aug. Bock.

Vom Fasching? Der ist ja längst vorüber, Prinz Karneval tot und begraben, und wir sind mitten im strengen Fasten — —!

Macht nichts! Es ist etwas Besonderes, von dem ich erzählen will, etwas, das den verehrten Leser trotz allem, was er vom Karneval schon gesehen hat, als etwas Neues fesseln wird: der Damenball des Münchener Künstlerinnen-Vereins.

Ein Ball von annähernd sechshundert Damen — (man erschrecke nicht, und es greife nicht etwa schnell ein edler Menschenfreund zur Feder, um einen wohlmeinenden Artikel gegen den überhandnehmenden Andrang der Frauen zur Kunst zu schreiben; ein großer Teil der Gäste besteht aus nichtmalenden Damen, aus „Eingeführten", welche das Interesse für das schöne, künstlerisch arrangierte Ganze hergeführt hat, und die mit den Künstlerinnen lustig sein möchten) — kann denn das interessant sein — ohne Herren — nur Damen ganz allein und in so großer Zahl? Wie amüsiert man sich da? — Ich versichere den zweifelnden Leser, daß es nichts Reizenderes geben kann, als diese Damenfeste, bei denen Humor und frohe Laune, mit

Eine von unsern „Madeln."

flinkem Witz verbunden, eine so harmlos fröhliche Stimmung erzeugen, daß selbst der verbittertste Griesgram — gesetzt, er dürfte dabei sein — von seinen Schrullen in kurzer Zeit genesen würde.

In diesem Jahre spielte das Fest in den hängenden Gärten der Semiramis, welche dort Völker aller Nationen zu einer Vereinigung geladen hatte. Semiramis, (Abb. S. 229), eine hohe, königliche Erscheinung, hielt von ihrem Thron, der inmitten von Palmen und Blumengehängen einen feenhaften Anblick bot, umgeben von glänzendem Hofstaat, eine Rede an ihr Volk und begrüßte die Gesandten aller Länder, die in einem langen Zuge gekommen waren, der Fürstin ihre Huldigungen darzubringen.

Da waren Assyrer, Ägypter, Hebräer, Indier und der Himmel weiß, was noch für Landsleute von allen Enden des Orients, die mit großer Kunst und zum Teil nach sehr eingehendem Studium — standen doch den Teilnehmenden die Werke der Kgl. Bibliothek zur Verfügung — sich schön und echt kostümiert hatten. Hübsche Ägypter (Abb. S. 232) und Inder machten sich neben Schlangenbändigern und andern Künstlern besonders bemerkbar durch allerhand Tänze, die sie in steifer Grazie vor der Herrscherin ausübten. Unter den jugendlichen Festteilnehmerinnen gab es viele reizende Erscheinungen, und es zeigte sich bei den bunten Kleidungen, besonders bei der reichen, buntfarbigen Tracht der Orientalinnen, recht augenfällig, wie viel Schönheit durch unsre nüchternen, steifen, oft farbentoten Kleider gedämpft, wenn nicht ganz verdeckt wird. — Ein jüdischer Patriarch von ansehnlicher Länge mit langem, grauem Bart und in malerischem Gewand führte die Kinder seines Volks herbei, zum Teil sehr semitisch gebildete Gesichter. Ägypter brachten eine ganze Nilbarke voll von Geschenken aller Art, und sogar eine ägyptische Prinzessin erschien in einem Tragsessel über den Häuptern ihrer Nubier, um die große Frau von Babylon zu begrüßen.

Da ein großer Teil der Festgenossinnen nicht Künstlerinnen war, so konnte nur ein Teil des Festes streng im Stil der alten Zeit gehalten werden. Die vielen Masken aus allen Zeiten, schön und häßlich gewählt, die nebenbei vertreten waren, durften sich natürlich nicht in den Zug mischen, sondern nur als Zuschauer die Wände bekleiden, bis die, für viele recht eigentliche Hauptsache des Abends, der Tanz, seinen Anfang nahm.

Da drehte sich denn der schwarze Nubier mit der eleganten Empiredame, die später auf dem seidenen Gürtel ihres Kleides unverlöschbare Abdrücke brauner Nubierfinger fand; da schwenkte der freche Schusterbube, die Stiefel über die Achsel geschlagen, die reizende Griechin, die jeder Maler mit Wonne als Modell engagieren würde. Und wie fröhlich, wie harmlos lustig sie alle sind! Dort, jene alte Dame sogar, die sich in das Gewand eines Beduinen gesteckt hat, fühlt sich angeregt, noch einmal der Kunst Terpsichores zu huldigen und fordert mit einem gravitätischen Knicks einen schlanken,

Digitized by Google

veritablen Menſchenfreſſer auf. Dieſer fällt ganz aus ſeiner Rolle, als er mit einer, zu dem ſchreckeneinflößenden Äußern in geringem Einklang ſtehenden, dünnen Stimme ſagt: „Können gnädige Frau vielleicht als Herr tanzen? Ich führ' ſo ſchlecht ....“ Da umfaßt ein Tiroler Bauernburſch ein Mädel in altmünchener Tracht ſchnell von rückwärts und drückt ihr einen herzhaften Kuß auf die Wange. „Ja, woas is denn jetzt dees?“ macht das Mädel in gutem „Münchneriſch.“ — „Kennſt mi net?!“ fragt der „Bua,“ der mit ſeinem flotten Schnurrbärtchen und der ſchlanken Geſtalt ſich ſauber genug ausnimmt. „Ach, du biſt's“ — und nun gibt's eine große Erkennungsſzene und darauf munteres Kritiſieren des gegenſeitigen Exterieurs. Wer mehr Sinn für das Komiſche, Vorliebe für das Groteske hat, erſcheint als „dummer Auguſt“, als Schulbub, Dorfſchulmeiſter, oder gar als Strolch, mit dicker roter Naſe; wer ſich bewundern laſſen möchte, kommt als ſchöne Türkin, Griechin, Italienerin, oder, falls man es vorzieht, der männlichen Hälfte der Geſellſchaft anzugehören, als Salonlöwe in elegantem Schwarz, der den Claque mit unnachahmlicher Grazie zu halten weiß, als Rokokoherrchen oder als Leutnant. In den Abbildungen ſind noch ein paar ſolcher Masken gegeben, wie ſie neben den durch das jeweilige Feſtſpiel vorgeſchriebenen, öfter wieder zu erſcheinen pflegen. Rattenfänger, Trompeter von Säkkingen ꝛc. ſind beliebte Figuren, und Bauernmadeln aller Gegenden, Damen in ſteifen Stuartkragen und ſchwerem Brokat, pflegen ſich ebenfalls immer wieder einzufinden. Natürlich wird nicht nur getanzt, es kommen auch allerhand Abwechſelungen, von denen die Pauſe zum Abendeſſen keine ganz unwichtige iſt, bei all den Kunſtgenüſſen vor. Eine Marktbezieherin erſcheint. Sie führt eine große Tafel mit ſich, auf der eine „Morithat“ dargeſtellt iſt. Der Inhalt thut ſich in einem Liede kund, welches ſie nach einer jener alten, bezaubernden Drehorgelmelodien, die, einmal gehört, ſich nicht wieder aus dem Ohre verbannen laſſen, vorträgt, und ſchließt mit einer auf Künſtlerinnen beſonders zugeſpitzten Moral. Wer kann all die kleinen, luſtigen Epiſoden des Abends im Gedächtnis behalten?

Es verlautet leider, daß für die nächſten Jahre von einem größeren Ballfeſt des Künſtlerinnen-Vereins Abſtand genommen werden ſoll, da man fürchtet, daß die umfaſſenden, vielſeitigen Vorbereitungen, die natürlich faſt allein in den Händen der Künſtlerinnen ruhen, deren Zeit und Kraft zu bedeutend in Anſpruch nehmen. So werden wir vielleicht ein ſo glänzendes Feſt, wie das diesjährige war, ſobald nicht wieder erleben, und der Künſtlerinnen-Humor wird ſeine Faſchingslaune nur in ganz engem Kreiſe walten laſſen dürfen.

Die Rattenfängerin von Hameln.

Möchteſt du, verehrter Leſer, nach dem, was ich dir in kurzen Andeutungen vom Damenfeſte verraten habe, nun wohl auch

Eine altägyptiſche Liebeserklärung.

einmal dabei ſein? Ja, du möchteſt gern, gelt? Und du darfſt auch, — wenn du nämlich eine Leſerin biſt, biſt du aber ein Geſchöpf masc. gen., dann — mußt du leider draußen bleiben; es thut mir aber wirklich leid!

Auf Schneeſchuhen durch Grönland.

Von Otto Preuß. (Abdruck verboten.)

Unter den Forſchungsreiſen der letzten Jahrzehnte nimmt die Durchquerung Grönlands durch den Norweger Dr. Fridtjof Nanſen im Jahre 1888 ein hervorragendes Intereſſe in Anſpruch, trotzdem das Reſultat derſelben uns weder für die Gegenwart noch für die Zukunft einen materiellen Vorteil in Ausſicht ſtellt. Selten hat eine wiſſenſchaftliche Expedition ſo vollkommen ihrem Programm treu bleiben können wie dieſe, ſelten iſt ſie mit ſo außerordentlich geringen Mitteln und mit gleicher Umſicht und Ausdauer ins Werk geſetzt worden. Hinzu kommt, daß Fridtjof Nanſen der erſte war, dem es gelang, das Inlandseis Grönlands nicht nur zu erreichen, ſondern von Oſten nach Weſten zu durchqueren, ſo viele Forſcher auch in den letzten Jahrhunderten den gleichen Verſuch in dieſer oder in der umgekehrten Richtung gemacht hatten. Faſt alle Grönlandreiſenden vor Nanſen zogen in der Überzeugung aus, daß ſie hinter dem Eis- und Schneewall, der den ſchmalen, im Sommer ſchneefreien Küſtenſtrich Grönlands nach dem

Innern abschließt, ein gleichfalls schneefreies Land finden würden, und noch Nordenskjöld, dem es 1884 von der Westküste aus gelungen war, einige Lappen auf eine kurze, von diesen wahrscheinlich sehr übertriebene Strecke in das Innere vorzuschicken, nachdem ihm an der Ostküste zwar die Landung geglückt, aber jeder Versuch, weiter vorzudringen, mißglückt war, gab diesen den Auftrag, ihm von jeder Art Gras oder Blumen, die sie finden würden, wenigstens ein Exemplar mitzubringen. Fridtjof Nansen war schon vor Beginn seiner Reise der gegenteiligen Ansicht; er erwartete, nichts anderes zu finden, als eine vollkommene schneebedeckte Einöde — und er hat nichts anderes gefunden. Von dem Augenblick, wo die Reisenden das Inlandseis an der Ostküste betraten, bis zu dem, wo sie es an der Westküste verließen, war ein Schneesperling das einzige lebende Wesen, das ihre Augen sahen.

Freimachen einer Bahn für das Boot auf dem Wege zur Küste.

Im Sommer 1882 war Fridtjof Nansen vierundzwanzig Tage lang an Bord des norwegischen Seehundsfängers „Viking" in dem der ganzen Ostküste vorgelagerten und die Landung an derselben fast unmöglich machenden Treibeise stecken geblieben. In fast greifbarer Nähe lagen die Berggipfel und Gletscher der Küste vor ihm, und doch unerreichbar, denn Treibeis und Strömungen drohten selbst dem großen Seehundsfänger Gefahr. „Unablässig grübelte ich nach, wie diese Küste zu erreichen sei, die so viele vergebens gesucht haben," erzählt Dr. Fridtjof Nansen in seinem Reisewerk: „Auf Schneeschuhen durch Grönland," (autorisierte deutsche Ausgabe, 2 Bände. Verlag der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. vorm. J. F. Richter, Hamburg) „und ich kam zu dem Resultat, daß sie zu erreichen sei, wenn nicht durch das Eis vermittelst eines Schiffes — wie man das früher versucht hatte — so doch über dasselbe, und zwar, indem man Boote hinter sich herzog. Ich wollte sogar gleich einen Versuch machen und über das Eis an Land spazieren. Dies Vorhaben scheiterte jedoch an dem Kapitän, der es unter den obwaltenden Umständen nicht verantworten zu können glaubte, daß irgend jemand das Schiff auf längere Zeit verließ."

Wenn man später liest, welche Schwierigkeiten das Landen sechs Jahre später Nansen und seinen fünf Reisegefährten machte, so kommt man zu dem Resultat, daß dieser Kapitän ein höchst vernünftiger Mann war, und daß ohne sein Machtwort Grönland bis auf den heutigen Tag undurchquert geblieben wäre. Der Zauber des Geheimnisvollen, mit dem die grönländische Küste den jungen Reisenden gelockt hatte, schwand nicht, auch als der „Viking" aus dem Eise erlöst und die Küste selbst ihm aus dem Gesichtskreis verschwunden war. Er hielt fest an dem Gedanken, den bisher nur von Nordenskjöld mit einem eisernen Dampfer durchbrochenen Gürtel von Treibeis mit Hilfe von Booten zu überschreiten und mit dem Inlandseis Grönlands nähere Bekanntschaft zu machen. So entstand in ihm der Plan einer Durchquerung Grönlands von der Ostküste nach der Westküste, an welcher, falls er sie erreichte, er sicher sein konnte, menschliche Hilfe zu finden, während er auf dem umgekehrten Wege, selbst wenn er ans Ziel gelangt wäre, höchst wahrscheinlich an der unbewohnten Küste den Untergang gefunden hätte. Die bisher

Im Treibeise auf dem Wege zur Küste. Im Hintergrunde Eskimos.

als unüberwindlich geschilderten Schwierigkeiten des Überschreitens des Inlandseises zu verringern, verfiel Nansen auf die Idee, sich der Schneeschuhe zu bedienen, in deren Gebrauch er eine außerordentliche Gewandtheit hatte. In seinem Buche sind die verschiedenen Arten von Schneeschuhen und der in Norwegen wieder allgemein in Aufnahme gekommene Sport des Schneeschuhlaufens mit großer Ausführlichkeit geschildert — dem Leser, dem sie unbekannt sind, mag genügen, daß sie dem in ihrem Gebrauch Geübten das Überschreiten weiter Schneestrecken außerordentlich erleichtern, und daß die Expedition das Gelingen ihres gewagten Unternehmens in der That im wesentlichen ihrem Gebrauch zu danken hatte.

Die Art, wie Nansens Plan aufgenommen wurde, als er mit demselben an die Öffentlichkeit trat, war keineswegs ermutigend für ihn. Die erfahrensten Kenner Grönlands warfen ihm Tollkühnheit und Unbesonnenheit vor und prophezeiten, daß er sein und seiner Reisegefährten Leben nutzlos verlieren werde; ein Gesuch an die norwegische Regierung, die Expedition mit der geringen Summe von fünftausend Kronen zu unterstützen, wurde von derselben abgelehnt, jedenfalls in der Überzeugung, daß die Reisenden niemals an das Ziel gelangen würden. Schon trug sich Dr. Nansen mit der Absicht, die Expedition ganz auf eigene Kosten auszurüsten, als der dänische Staatsrat Gamél, der sich schon wiederholt um die arktische Forschung verdient gemacht hat, sich bereit erklärte, den von der norwegischen Regierung abgelehnten Zuschuß zu zahlen.

Mit der größten Sorgfalt stellte nun Nansen die auf das Allernotwendigste beschränkte Ausrüstung zusammen und wählte seine Reisegefährten. Als sich der Leiter der Expedition am 2. Mai 1888 nach Island einschiffte, von wo ein Seehundsfänger dieselbe abholen und an der Ostküste Grönlands landen sollte, begleiteten ihn der frühere Schiffskapitän Otto Sverdrup, ein erprobter Seemann, der Premierleutnant der norwegischen Infanterie Oluf Dietrichsen, ein norwegischer Bauernsohn Kristian Kristiansen Trana, und zwei Lappen Namens Balto und Ravna. Die letzteren hatte Nansen mitgenommen, weil er ursprünglich die später

als zwecklos wieder aufgegebene Absicht gehegt hatte, sich der Renntiere bei seiner Expedition zu bedienen, und dann glaubte, aus dem, wie allen Naturvölkern so auch den Lappen eignen Ortssinn Nutzen ziehen zu können. Wenn er sich auch hierin geirrt hatte, so bewährten sich die beiden Lappen doch als zuverlässige und ausdauernde Leute, und der erstere, Balto, scheint durch ein liebenswürdiges Temperament und häufig unfreiwilligen Humor nicht wenig dazu beigetragen zu haben, die Reisenden bei guter Laune zu erhalten. Und das war gewiß verdienstlich, denn es schien durchaus kein guter Stern über der Expedition zu schweben. Schon auf Island mußten die Reisenden länger den Seehundsfänger erwarten, als ursprünglich vorgesehen war. Dieser unfreiwillige Aufenthalt wurde zu mancherlei Ausflügen verwandt, die Nansens Aufmerksamkeit auf die fabelhafte Ausdauer und Zuverlässigkeit der kleinen isländischen Pferdchen lenkten. Als der Seehundsfänger endlich anlangte, schiffte er eines derselben mit ein, trotzdem er nur für einen Monat Futter in dem futterarmen Lande für dasselbe erhalten konnte, weil er glaubte, es könne ihm im Beginn der Expedition von Nutzen werden, wenn er sich auch später genötigt sehen mußte, es zu schlachten. Aber dieses unrühmliche Pferdeende wurde dem kleinen Isländer schon an Bord des Seehundsfängers, weil das Futter aufgezehrt war und er sich nur acht Tage lang dazu verstehen wollte, aus der Not eine Tugend zu machen und Fische zu fressen – nur eine Keule brachten die Reisenden von dem hübschen Tier glücklich mit nach Grönlands Küste hinüber, die ihnen als frisches Fleisch allerdings ein Leckerbissen erschien. Nur die beiden Lappen vermochten den Widerwillen gegen Pferdefleisch nicht zu verwinden. — Am Abend des 4. Juni hatte der Seehundsfänger „Jason" mit der Expedition an Bord Island verlassen und den Weg nach Grönlands Ostküste eingeschlagen, die schon nach wenigen Tagen in Sicht kam. Aber das der Küste vorgelagerte Eis reichte so weit ins Meer hinaus, daß es ganz unmöglich schien, sie zu erreichen. Bis zum 17. Juli mußte die Expedition deshalb an Bord des Seehundsfängers bleiben. Da endlich schien der Gürtel von Treib- und Schlampeis nur noch $2\frac{1}{2}$ geographische Meilen breit zu sein, und Nansen glaubte, die Landung wagen zu können. Der Kapitän des „Jason" hatte ihm zu dem Boote der Expedition noch eines seiner Fangboote zur Verfügung gestellt, im Falle eines der beiden Boote von den treibenden Eisschollen zerdrückt werden sollte, und weil zwei Boote sich leichter durch Treibeis zu arbeiten vermögen als eines. In dem Fangboot übernahm Dr. Nansen, in dem Expeditionsboot Kapitän Sverdrup den Oberbefehl, und unter Hurrarufen der Mannschaft und Kanonensalut stießen die beiden Boote ab. Als sie eine Strecke weit in das Eis eingedrungen waren, schickte ihnen der Kapitän noch ein mit zwölf Mann besetztes Boot unter Befehl des zweiten Steuermannes nach, um der Expedition durch das Eis hindurchzuhelfen. Aber Nansen glaubte wenig Nutzen davon zu haben und sandte das Boot zurück. In wenig Stunden hatte er die Küste erreichen zu können gehofft, —

Das Aufsteigen auf das Inlandeis am 17. August.

Aufbruch am Morgen auf dem Inlandeiſe.

nach fünfzehnſtündiger Arbeit fand ſich die Expedition, durch Strömungen aus dem Kurs gedrängt, weiter davon entfernt als vorher, mitten im Eiſe, ein Boot durch eine Eisſcholle ſeeuntüchtig gedrückt. Es blieb nichts übrig, als die Boote auf eine Eisſcholle zu ziehen und an die Reparatur des einen zu gehen. Während der Ausbeſſerung desſelben verdichtete ſich das Eis, der Himmel bedeckte ſich mit Wolken, und der Regen ſtürzte in Strömen herab, alles ringsumher verhüllend. „Da war denn nichts anderes zu machen," berichtet Nanſen lakoniſch, „als das Zelt aufzuſchlagen und zu warten. Wir ſchrieben den 18. Juli, und es war zehn Uhr vormittags. Das beſte, was wir thun konnten, war, in unſere Schlafſäcke zu kriechen und den Schlaf nachzuholen, der uns nach fünfzehnſtündiger, anſtrengender Arbeit im Eiſe nicht unerwünſcht war."

Zwölf Tage lang, bis zum 29. Juli, blieb die Expedition im Treibeis ſtecken, von einer Scholle auf die andere flüchtend, wenn die erſtere nicht mehr ſicher erſchien, in ſteter Gefahr, von den heranſchiebenden Eisſchollen zerdrückt oder mit derjenigen, auf der ſie lagerten, von der Küſte ab und in das offene Meer hinausgetrieben zu werden. Dort war die Brandung ſo ſtark, daß es ſehr zweifelhaft geweſen wäre, ob die beiden Boote ſie hätten überwinden können; je mehr ſie ſich dem offenen Meere näherte, um ſo gefahrvoller wurde alſo die Lage der Expedition. Von den nach dieſer Seite hin gefährlichſten Stunden berichtet Nanſen in ſeinem Tagebuch: „Wir haben jetzt kaum mehr als 300 Meter vor uns. Niemand von uns zweifelt daran, daß wir uns vor Ablauf von wenigen Stunden entweder in ſüdlicher Richtung an dem Eiſe entlang auf dem Meere ſchaukeln oder im Begriff ſind, auf den Grund des Meeres zu verſinken. —— Wir nähern uns der Brandung mit Windeseile. Die See geht ſo hoch, daß wir unten im Wellenthal nichts von dem Eis um uns her erblicken — wir ſehen nur den Himmel über uns, die Eisſchollen prallen gegeneinander an, zerſchellen und zerſtieben rings um uns her, auch unſere Scholle iſt zerborſten. Wenn wir

binnen kurzem das Meer erreichen, werden wir alle unsere Kräfte nötig haben, denn wir müssen voraussichtlich mehrere Tage und Nächte ununterbrochen rudern, um aus dem Bereiche des Eises zu gelangen. Deswegen werden alle Mann zum Schlafen ins Zelt geschickt, das noch nicht in die Böte gepackt wurde. Sverdrup soll als der Erfahrenste und Ruhigste die erste Wache übernehmen und uns im entscheidenden Augenblick wecken. Vergebens spähe ich bei meinen Kameraden nach einem einzigen Zug, der Furcht verraten könnte. Trotz dem Getöse der Brandung liegen wir bald alle in festem Schlaf. Balto, dem das Zelt wohl nicht sicher genug erscheinen mochte, liegt oben auf dem einen Boot; er erwacht nicht einmal, als es von den Wellen beinahe fortgespült wird, so daß Sverdrup seine liebe Mühe hat, es zu halten. Nachdem ich eine Zeitlang geschlafen — wie lange es gewesen, vermag ich nicht zu sagen — erwache ich durch ein brausendes Geräusch dicht neben meinen Ohren an der äußeren Zeltwand. Die Eisscholle wogt fühlbar auf und ab gleich einem Fahrzeug, das sich in starkem Seegang befindet, und die Brandung donnert betäubender denn je gegen uns an. Ich

Das Ziehen auf Indianer-Schneeschuhen.

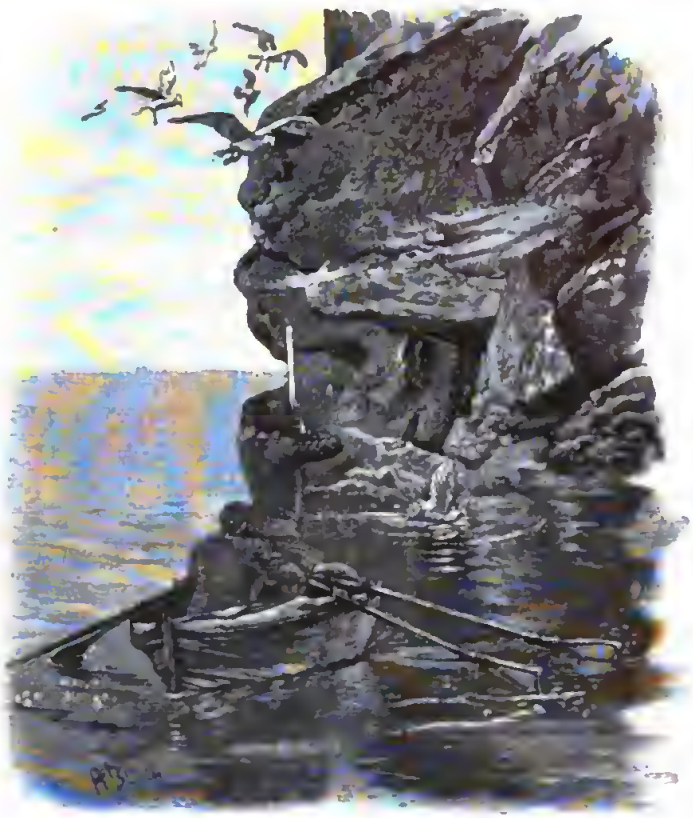
erwartete, jeden Augenblick Sverdrups mahnenden Ruf zu vernehmen, oder das Zelt mit Wasser gefüllt zu sehen, aber nichts von alledem geschah. Deutlich hörte ich seinen wohlbekannten ruhigen Schritt auf der Scholle zwischen dem Zelt und den Böten auf und nieder gehen." Beruhigt schlief Nansen wieder ein; als er am Morgen erwachte, war die Brandung nur noch von ferne zu vernehmen. Sverdrup erzählte später, er sei gerade im Begriff gewesen, die Gefährten zu wecken, als die Eisscholle, die in die stärkste Brandung hineingeraten zu müssen schien, plötzlich ihren Kurs änderte und mit ganz erstaunlicher Schnelligkeit dem Lande zutrieb. Er sagte, „es habe ihm den Eindruck gemacht, als würde sie von unsichtbarer Hand gelenkt."

Ein Abend im Zelt.

Diese „unsichtbare Hand" lenkte die zerbrechliche Eisscholle, auf der die Reisen-

Über unebenes Eis. (23. Sept.)

den sich eingerichtet hatten, endlich so, daß sie zwischen sich und dem Lande freies Wasser hatten und ihre Boote flott machen konnten. Aber da sie durch die Strömung zu weit südwärts getrieben waren, stand ihnen noch eine beschwerliche Küstenfahrt nordwärts bevor. Auf dieser Reise trafen sie mehrfach mit heidnischen Ostgrönländern zusammen, die den Weg nach den Stationen der Südküste machten oder von dort zurückkehrten. Sie machten einen Marktweg, für den sie freilich länger als ein Jahr brauchen, um Tabak zu erhandeln — der einzige Luxus der Civilisation, den der Ostgrönländer kennt, dem er aber auch leidenschaftlich ergeben ist. Am 10. August endlich hatte Nansen den Punkt erreicht, von dem aus er die Durchquerung des Landes versuchen wollte, und nachdem er und Sverdrup am folgenden Tage eine Probepartie auf das Inlandeis gemacht hatten, die beschwerlich genug ausfiel, und die nächsten Tage zum Instandsetzen aller Sachen benutzt waren, wurden die Boote aufs Land gezogen, und am 15. August brach die Expedition, ihre Schlitten hinter sich ziehend, auf. Die Steigung war anfangs steil, auf jedem der vier Schlitten befanden sich ungefähr 100 Kilogramm, so daß es keine Kleinigkeit war, sie vorwärts zu bringen. Bald trat Regen ein, der die Reisenden vollkommen durchnäßte. „Wir hatten auch nicht einen trockenen Faden mehr am Leibe," schreibt Nansen. „Zum Frieren hatten wir freilich keine Veranlassung, obwohl ein ziemlich scharfer Wind blies. Die Arbeit hielt uns warm, da waren zahlreiche Spalten, weshalb wir uns in acht nehmen mußten. Wir konnten uns nicht mit Seilen aneinander festbinden, wir mußten uns damit begnügen, mit den Schlitten vermittelst des starken Ziehtaues verbunden zu sein, das an dem soliden Ziehgurt befestigt war, den wir um den Leib trugen. Wenn wir durch die Schneebrücken über den Rissen fielen, so blieben wir auf diese Weise dort hängen, und so lange der Schlitten nicht mit hinabgerissen wurde, was nicht sehr wahrscheinlich war, da er eine ziemliche Länge hatte, konnten wir ohne Gefahr hängen bleiben, bis einer der anderen uns zu Hilfe kam. Es geschah übrigens nur selten, daß wir versanken und zwar nie weiter als bis an die Arme; brachten wir dann unsern Stock oder die Eisaxt quer über die Spalte an, so konnten wir uns ohne Hilfe aus dieser unangenehmen Lage befreien." Der Regen wurde so stark, daß die Expedition drei Tage hindurch in ihrem Zelte liegen bleiben mußte. Es waren die letzten Tage, an denen die Reisenden Überfluß an Trinkwasser hatten. Später blieb ihnen zum Löschen des Durstes nur der Schnee, den sie morgens und abends über der Spiritusflamme ihres in den kleinsten Dimensionen ausgeführten Kochapparates schmolzen, und das Wasser, das sie gewannen, indem sie ihre Feldflaschen aus Blech mit Schnee füllten und sie am bloßen Leibe trugen; das genügte indessen keineswegs, um ihren brennenden Durst zu löschen. An Nahrungsmitteln hatten sie genügenden Vorrat, aber nur in Form von Kraftkonserven, die in kleinen Quantitäten dem Körper zwar genügend Nahrungsstoff zuführten, aber den



Jagd auf Möven vom Segelboote aus.

Magen nicht füllten, so daß sie auch das Gefühl des Hungers niemals los wurden. Dagegen litten sie von der Kälte verhältnismäßig wenig; ihre praktisch gewählte Kleidung, die beiden Schlafsäcke, in denen sie zu dreien nächtigten, und die körperliche Anstrengung, die das Vorwärtskommen auf dem beschwerlichen Wege erforderte — oft konnten sie an einem Tage noch nicht eine englische Meile zurücklegen — schützten sie dagegen, trotzdem die Kälte über alle Erwartung stieg, je weiter sie sich von der Küste entfernten. Dr. Nansen hatte absichtlich keinerlei Art von Spirituosen mitgenommen, mit Ausnahme des Spiritus für den Kochapparat, den er aber vorsichtshalber durch Denaturieren hatte ungenießbar machen lassen, und auch eine Pfeife Tabak gestattete er nur Sonntags und nach besonders anstrengender Arbeit. Die Hauptnahrung bestand aus Fleischpulverschokolade, der aber leider jeder Fettzusatz fehlte, so daß sich der Männer, denen jede Woche nur $^1/_4$ Kilogramm Butter zugemessen werden konnte, schließlich ein förmlicher Fetthunger bemächtigte. Dieser ging soweit, daß Sverdrup eines Tages fragte, ob er meine, daß es ihm schaden könne, wenn er die Stiefelschmiere austränke, die aus altem gekochten Leinöl bestand. Warme Speisen in Form von Schokolade, Thee oder Erbswurstsuppe wurden nur morgens und abends genossen.

Unendlich langsam kam die Expedition von der Stelle, erst in den letzten Tagen vermochten die Reisenden schneller vorwärts zu kommen, indem sie aus den wasserdichten Schlittenüberzügen Segel machten, die sie bei günstigem Winde den Schlitten aufsetzten. Am 24. September endlich gelangte die Expedition auf das Land der Ostküste, das große Eis- und Schneefeld war überwunden. Aber schwieriger noch als der Aufstieg an der Ostküste war der Abstieg an der Westküste. Spalten von mehreren hundert Metern Tiefe gähnten den Reisenden plötzlich entgegen, lange Eiswände zwangen sie zu Umwegen, die letzte Kraft mußte eingesetzt werden, um die Schlitten vorwärts zu bewegen. Und als sie sich endlich an der Küste sahen, fanden sie sich an einem unbewohnten Fjord, dessen Uferfelsen senkrecht ins Meer fielen, und um zu Menschen zu gelangen, hatten sie nur die Wahl, über das Meer zu gehen oder noch einmal die Berghöhen zu überklimmen. Sie zogen das erstere vor. Nansen und Sverdrup zimmerten ein Boot, das leichteste Fahrzeug wohl, das jemals das Meer durchfurcht hat. Das Gerippe wurde aus den Schlittengestellen gefertigt, die wasserdichten Überzüge, die auch als Segel gedient hatten, mußten die Schiffsplanken ersetzen, und in diesem abenteuerlichen Fahrzeug machten sich die beiden Männer auf den Weg, ihre Ge-

fährten zurücklaſſend und mit der Hilfe vertröſtend, die ſie ihnen aus der nächſten Kolonie ſchicken würden. Man kann hier wohl wieder ſagen, daß das Fahrzeug von „unſichtbarer Hand“ gelenkt wurde. Am 3. Oktober erreichten die beiden Neu-Herrnhut in der Nähe von Godthaab, eine der deutſchen Herrnhut-Miſſionsſtationen an der Weſtküſte; ſie fanden hier den beſten Empfang und in Godthaab die freundlichſte Aufnahme, und ſelbſtverſtändlich wurden auch die vier Reiſegefährten ſo bald als möglich aus ihrer Lage erlöſt. Um nach Europa noch in dieſem Jahre zurückzukehren, wie Nanſen gehofft hatte, war es freilich zu ſpät geworden; die Expedition mußte in Godthaab überwintern. Nanſen fand dadurch Gelegenheit, die Bevölkerung Weſtgrönlands näher kennen zu lernen, und er widmet ihr eine ausführliche und ſehr leſenswerte Schilderung. Bekanntlich rüſtet der Reiſende gegenwärtig zu einer Nordpolexpedition; man lieſt daher die Beſchreibung ſeiner Durchquerung Grönlands, die ſich vor vielen anderen Reiſebüchern durch anſchauliche Darſtellung und die Anſpruchsloſigkeit und Friſche des Tones auszeichnet, mit verdoppeltem Intereſſe.

„Santa Croce“ in Florenz.

(Abdruck verboten.)

Im Florentiner Pantheon, dem hehren Kreuzesheiligtum,
Von Marmorſarkophagen ſtrahlt der großen Florentiner Ruhm,
Die ſich dereinſt hervorgethan in übermächt'ger Geiſteskraft
Und auf Jahrhunderte hinaus geglänzt in Kunſt und Wiſſenſchaft.

Die abgrundreiche Unterwelt, das Land der hoffnungsloſen Qual,
Der Seelenläut'rung trübes Reich, das ſel'ge Paradieſesthal,
Was er erlitten und erlebt, was er verteidigt und bekannt,
Hat Dantes kampfesfrohe Glut im göttlichen Gedicht umſpannt.

Dem großen Michelangelo, Toskanas hochberühmtem Sohn,
Ward hier im ernſt-beredten Bild der Dankbarkeit beſcheid'ner Lohn.
In gleicher Meiſterſchaft beherrſcht' die Farbe er, den Vers, den Stein,
Was er titanenhaft erſann, ward ausgeſtaltet formenrein.

Im Heiligtum der Venus.
(Mit Genehmigung der Photogr.

1128. Von L. Alma Tadema.
graphischen Gesellschaft in Berlin.

Voll hohen Mutes blieb er treu der Freiheit stolzem Ideal,
Da Maechiavelli kühn enthüllt' ein Spiegelbild der Fürstenzahl,
Die in des Cinquecento Glanz und Reichtum nur sich selbst beglückt,
Und grausam, listig und gewandt Italiens Völker unterdrückt.

Die Weisheit des Kopernikus hat Galilei ausgebaut,
Er kündete vom Arnostrand, was er im Geiste ahnend schaut'.
Zwar hat im geistlichen Gericht er sich gebeugt dem Papstesjoch,
Allein noch heute lebt sein Wort „die Erde, sie bewegt sich doch."

Im Florentiner Kreuzesdom, dem hochgewölbten Heiligtum,
Wie wird der Alltagsmensch so klein und sein beredter Mund wie stumm!
Denn ihn bewältigt das Gefühl, wie arm und schwach sein eigner Geist,
Der, schöpferischen Könnens bar, sich stets aus fremden Quellen speist.

Johann Heinrich Burchard.

Im Postwagen.

Von Hermine Villinger.

(Abdruck verboten.)

Es half nichts, das elegante junge Paar mußte im Postwagen Platz nehmen; das einzige Gefährt, welches der Wirt besaß, war vergeben.

„Aber 's ist ein luftiger, offener Wagen, man sitzt bequem wie in einer Chaise," tröstete er das junge Paar, welches sich höchst unwillig in sein Los schickte und mit großer Verstimmung an den Postwagen herantrat. Ein unschieriger, stark rauchender Mensch hatte eben drin Platz genommen, und die feine junge Frau rümpfte beleidigt das Näschen: „Um Gotteswillen, in solcher Gesellschaft, wo bleibt da unsere schöne Stimmung!"

„Suchen wir uns wenigstens die beste Nachbarschaft aus!" meinte der Gatte. Und sie umgingen den Wagen von allen Seiten, Gesicht auf Gesicht musternd, ohne daß ihnen das eine oder das andere im geringsten zugesagt hätte; schließlich nahmen sie resigniert zwei leere Plätze in der letzten Abteilung ein. Der Postillon blies in sein Horn, und der Wagen rasselte davon; er bog von der staubigen Landstraße in einen schmalen Weg, zwischen hohen Felswänden und steilen Abgründen, und das junge Paar, welches über der Brüstung des Fensters lehnte, genoß die Herrlichkeiten, die ihnen der Bregenzerwald in seiner wilden Schönheit bot. Nun geschah's, daß bei jedem Berg, den sie bestaunten, bei jedem sonnenbeschienenen Thal, das sich vor ihnen aufthat, eine Stimme hinter ihnen die Dinge beim Namen nannte, ganz bescheiden, ohne alle Aufdringlichkeit, so daß das vollauf mit Schauen beschäftigte Paar gar nicht auf den Gedanken kam, sich nach dem gefälligen Sprecher umzuwenden. Erst, als sie sich müde geschaut und Platz genommen, fiel ihnen ihr Rückstand für all die freundlich erteilte Auskunft ein, und sie wandten sich mit einem schönen Dank zu ihrem Gegenüber.

Dieses war ein kleines, etwas zusammengeschrumpftes Männchen, dessen großer Hut und langes, glatt gescheiteltes Haar den Geistlichen verrieten.

„Nix zu danken," meinte er, „ich muß Ihnen doch sagen, wie unsere Berg' heißen; schau, Sepherl, das mußt dir merken," wandte er sich an ein blutjunges Mädchen, das in der festeingeschnürten Tracht der Bregenzerinnen zu seiner Rechten saß und unter ihrem weißen Strohhut kaum aufzublicken wagte. — Der junge Herr steckte sich eine Cigarre an und, die Andacht bemerkend,

womit ihm sein Gegenüber zuschaute, bot er diesem mit einem freundlichen Nicken seine Cigarrentasche hin. — Der alte Mann wurde ganz verlegen, zögernd langte er zu, wobei sich seine Wangen mit einem zarten Rot bedeckten. „Stecken Sie sie nur gleich an," ermunterte ihn die junge Frau.

„O bitte," wehrte der Alte, „wenn Sie erlauben, möcht' ich sie mir lieber aufsparen, ich hab's ja jetzt so gar schön da heraußen, da wär's zu viel, auch noch so eine feine Cigarr' zu rauchen; im Winter aber, wissen's, gibt's trübe Tag' bei uns heroben, da will ich sie rauchen, wann's nix dagegen haben. Sie sind wohl recht vornehme Herrschaften?" setzte er fragend hinzu. — „Ich bin Offizier," erwiderte der junge Herr, „und Sie, mein Freund?"

„Ich bin Geistlicher."

„Ich dachte es mir! Darf ich wohl fragen, was trägt nun so eine Pfarre im Gebirge hierzulande ein? Es hat mich schon oft interessiert."

„Es kommt d'rauf an," sagte der Geistliche, „die meine achtundvierzig Gulden im Jahr."

„Aber damit können Sie doch unmöglich auskommen."

„Es ist geradezu entsetzlich!" mischte sich die junge Frau ins Gespräch.

„O nein, meine vornehmen Herrschaften! Hätten Sie eine ganze Million jährlich zum Leben, ich möcht' nit mit Ihnen tauschen, denn wenn in meinem Dorf ein Unglück geschieht, kommen's zu mir und weinen ihren Schmerz in meine Händ'; wird aber abgestochen, gehört das schönste Bratl mein; und wenn's im Dorf sehen, daß meine Schuh' zerrissen sind, steh'n am Morgen ein Paar neue vor meiner Thür' — die Gemeind' sorgt für mich, wie eine Mutter, ich für sie, wie ein Vater; gelt Sepherl, und so helfen wir uns durch?" wandte er sich an das Mädchen, das dunkelrot wurde, worauf ihm ein paar dicke Thränen, die Wangen entlang, in den Schoß herniederstürzten.

„Was fehlt dem Mädchen?" fragte die junge Frau, sich teilnehmend vorbeugend, „was ist mit ihr?"

„Ich hol's," sagte der Geistliche, „'s hat geschrieben, 's stirbt vor Heimweh, da bin ich halt gangen, um's zu holen. Ja, ja, wie's so geht, meine vornehmen Herrschaften, wir haben halt auch harte Köpf' heroben, so wenig Leut' wir sind. Dem Wirt sein Bub hat halt 's Sepherl gern, und 's Sepherl, so brav's ist, hat nix; der Vater ist tot, die Mutter ist die Ärmst' heroben, und all mein Reden und Bitten haben nix geholfen beim Wirt; der Bub darf halt keins ins Haus bringen, das nit eine Aussteuer hat; du lieber Gott, da schaut's bös aus bei uns, gelt, Sepherl? Ich hab' mir überlegt: bringst halt das jung Volk auseinand', dann gibt's vielleicht Ruh'; da hinten wohnt ein Verwandt's von mir, da hab' ichs Mädel hinbracht, in Dienst. Mit dem Buben, hab' ich denkt, will ich schon fertig werden — o mein! alle Tag in der Woch' hab' ich können von vornen anfangen, ihm Vernunft zu predigen, und wie ich gerad' so recht am Verzweifeln bin, schreibt mir 's Sepherl, 's stirbt vor Heimweh, wenn ich's nit hol'. Und jetzt sind wir halt wieder gerad' so weit wie vorher."

Das Mädchen stieß einen leisen Seufzer aus, und der alte Mann schaute verloren vor sich hin; aber schon im nächsten Augenblick erhob er den Zeigefinger: „Ich wüßt' noch eins, aber ich setz' es nit durch — ich hab da einen Kasten, ein uralt's Möbel, noch von meiner Großmutter selig her; weil halt die alten Sachen jetzt so neumodisch sind — wenn ich den verkaufen könnt', 100 Gulden bekäm' ich gewiß dafür, und mit 100 Gulden wär' der Wirt zufrieden."

Jetzt kam Leben in das bisher vor Verlegenheit regungslos dasitzende Mädchen. „Und 's geschieht nit, 's geschieht nit," fuhr's mit aller Bestimmtheit heraus. „Lieber bleib ich ledig, als daß der Kasten fortkommt."

„Da schauen's," wandte sich der Geistliche ganz ärgerlich an das junge Paar, „so redet's, das dumme Ding, und so reden's alle miteinander. Der Kasten hätt' uns schon vielmals aus der Not helfen können, aber glauben's, ich find' einen im Dorf', der ihn mir heruntertragen möcht'? Wettern und schimpfen und toben kann ich, wie ich will, obstinat sind's wie's lieb' Vieh."

„Das ist nit wahr," ereiferte sich das junge Mädchen, „wir wissen halt, daß er nix hat auf der Welt, als den alten Kasten, und daß er ihn freut."

„Gar nit freut er mich," fiel ihr der Geistliche ins Wort, „ärgern thut er mich,

wie nit gescheit, und wenn's ihr nit aufhört, mir zuwider zu sein, hau ich ihn noch zusammen, und dann habt ihr's."

Der alte Mann schwieg, im höchsten Grad verdrossen, und das junge Geschöpf neben ihm nahm wieder seine steifverlegene Haltung an, und nur um den vollen Mund zuckte es manchmal in verhaltenem Weinen.

Wie auf Verabredung trat das junge Paar miteinander an das Fenster, wo ein eifriges Tuscheln stattfand und die herrliche Gegend weiter keines Blickes gewürdigt wurde.

„Sepherl," sagte der Geistliche, seinen Stock bald in die rechte, bald in die linke Hand nehmend, „hast auch deinen Packen? Wir werden doch nix vergessen — ich hab freilich nur einen Stock, aber man kann nit wissen — so ein Dirndl, wenn's heißt: aussteigen — gleich verliert's den Kopf. Hast's Packerl, Sepherl?"

Das junge Geschöpf konnte mit Fug und Recht die Frage bejahen, denn es hielt bereits seit einer Viertelstunde sein Päcklein im Arm, den ängstlichen Blick unausgesetzt auf den zappelnden alten Mann gerichtet.

Da beugte sich die fremde Dame mit eins zu ihr hin: Liebes Kind, hören Sie mich an — ich möchte Ihnen etwas sagen, bevor Sie aussteigen. Wir sind nämlich, mein Mann und ich, ein sehr glückliches Paar; alles ging glatt und eben, niemand hat sich unserer Verbindung widersetzt — und darum — begreifen Sie — möchten wir gern auch andere glücklich wissen — ich bitte, nehmen Sie — es reicht vielleicht zur Aussteuer — und dann segnen wir miteinander den Tag, an dem wir uns im Postwagen getroffen — nicht wahr?"

Das junge Mädchen, dessen zitternde Rechte im nächsten Augenblick zwei Hundertguldenscheine umschlossen, starrte wie im Traum auf diesen Reichtum nieder; der Geistliche riß seinen Hut vom Kopfe und umfaßte die Rechte der Geberin mit seinen beiden Händen.

„Gottes Segen, Gottes Segen," stammelte er mit Augen voller Thränen, „milde, gütige Frau!"

Da blies der Postillon ein heiteres Stücklein, und der Wagen hielt am Fuße eines nicht sehr hohen, aber steil ansteigenden Berges, auf dessen Spitze die Fensterscheiben einer Anzahl Häuslein im Glanze der untergehenden Sonne funkelten.

Unten am Wege aber standen eine Menge Kinder und Weiber — auch ein Bursche war mit dabei —, und sie alle eilten dem geistlichen Herrn mit einem jubelnden: Gelobt sei Jesus Christus! entgegen.

„In Ewigkeit, in Ewigkeit!" rief er, in kopfloser Hast auf sie zurennend, von dem atemlosen Sepherl gefolgt, das ihm Hut und Stock nachtrug.

Das sich weit aus dem Postwagen herauslehnende Paar sah noch, wie sich die segnende Hand des alten Mannes zitternd nach ihnen ausbreitete, es sah, wie der Bursche das dunkelrote Sepherl mit lautem Jubelruf umfaßte, während eine alte ärmlich gekleidete Frau den davonfahrenden Postwagen so lange mit Segenswünschen verfolgte, bis der aufwirbelnde Staub sie in eine Wolke hüllte.

Schul- und Sittenbilder.

Wahrheit ohne Dichtung aus den Erinnerungen eines deutschen Schulmannes.

Von Dr. Ernst von Sommerfeld.

(Abdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Dann saß die Gesellschaft in dumpfem Brüten um den Samowar herum, dessen leise singendes Wasser ein schmerzliches Liedlein erklingen ließ von vereitelter Vermählung mit Arrak und Zucker, — bis dann einer ingrimmig mit einem der kräftigen, malerischen Flüche, an denen die polnische Sprache so überaus reich ist, dem Dinge ein Ende machte und den brodelnden Kessel außer Thätigkeit setzte oder allenfalls zu schalem Thee werden ließ, was hätte kräftiger, würziger Punsch werden sollen.

In der Mehrzahl der Fälle gestaltete sich das Bild nicht so verzweifelt trübselig. Dann war in kurzem alles zu einem üppigen Gelage fertig, der Punsch dampfte in den

Gläsern, und es wurde wacker geschmaust und getrunken. Diente auch oft nur ein Zeitungsblatt als Schüssel für ein derbes Stück Schinken ungefähr in Größe eines Stiefelknechts, von welchem sich jeder nach Belieben herunterschnitt, so schmeckte es deshalb nichtsdestoweniger. Bald erklangen fröhliche Lieder zur Guitarre, denn eine solche fehlt in keiner polnischen Schülerbehausung. Auch wurde wohl von dreien oder vieren ein Kartenspiel, besonders das im Osten beliebte Préférence, veranstaltet. Es ist dies ein recht abwechselungsvolles, teilweise dem Whist, teilweise dem deutschen Skat verwandtes Spiel, das ich später in meiner deutschen Heimat schon oft vermißt hatte, bis es mir in einem Schwarzwaldstädtchen, in welches mich nach vielen Irrfahrten das Geschick als Gymnasiallehrer verschlagen hatte, gelang, eine Gesellschaft für dasselbe zu begeistern, die jetzt dem Fremdling aus dem slawischen Osten ebenso eifrig huldigt, wie dem alten, heimischen Tarok. Nur zu schnell flohen so der zechenden Runde die Stunden dahin. Immer ausgelassener wurde der Gesang, immer toller die Lustbarkeit, falls der begeisternde heiße Trank recht ergiebig quoll. Dann wurde auch von Polens einstiger Macht und Größe und „zweifellos noch mal wiederkehrender" Herrlichkeit in feuriger Rede gesprochen und ein vaterländisches Lied angestimmt, bis entweder die späte Stunde oder das Versiegen des schweren Trankes zum Aufbruch mahnte und dem Treiben ein Ende machte. Längst war dann schon der eine oder andere weniger widerstandsfähige Zecher abgefallen und schnarchte in irgend einer Ecke, unbekümmert, ob andere in toller Laune ihren Schabernack mit ihm trieben. Bei solcher Gelegenheit wurde einmal über einen eingeschlafenen israelitischen Gast alles Ernstes Kriegsrat gehalten, was wohl zur Rettung seiner Seele geschehen könne. Schließlich einigte man sich, ihn schnell in diesem Zustande zu taufen und glaubte damit ein gutes Werk gethan und manche sonst verübte Nichtsnutzigkeit wirksam abgebüßt zu haben.

Ein solches Gelage ward nach dem lateinischen Wort für Trinken eine „Bibe" genannt. War die Bibe recht glänzend verlaufen, dann hockten die Teilnehmer am anderen Morgen mit schweren Köpfen in der Klasse und mußten zuhören, wie Oberlehrer Grabke über die mangelhafte Vorbereitung zu Virgil oder Xenophon seine vergnüglichen Glossen machte.

Bei den wohlhabenderen Schülern verlief die Bibe begreiflicherweise verschwenderischer. Da dampfte Glühwein in den Gläsern oder schwerer, goldfarbener Ungar. Auch hier wurde gesungen, jedoch vertrat ein schönes Pianino die Stelle der Guitarre und ließ manche feurige Mazurka oder Polonaise erklingen. Auch ein Spielchen wurde gemacht, das indes nicht selten weniger harmloser Art war. Sehr gern wurde nämlich „getempelt" und bei diesem Glücksspiel nicht unbeträchtliche Summen verloren und gewonnen. Namentlich war einer meiner Mitschüler aus sehr guter altpolnischer Famitie beim Tempeln Meister und gewann in der Regel bedeutend. Trotz seiner 18 bis 19 Jahre an Gestalt nicht größer wie ein dreizehnjähriger Knabe, erfreute er sich des sonderbaren Spitznamens „das Schnäbelchen". Schnäbelchen war die Seele mancher schönen Bibe und anderer Streiche, ging aber nach mehrjährigem erfolglosen Bemühen, in die Prima zu gelangen, vom Scharfenauer Gymnasium ab. Was später aus ihm geworden, weiß ich nicht.

Sehr beliebt waren auch außer dem Hause gehattene Biben. In Scharfenau hatten nämlich viele Kaufleute, ebenso die Konditoren hinter dem Laden ein oft nur enges Hinterstübchen, in welchem Wein, Glühwein, Punsch, Grog, namentlich aber eine schier unzählbare Menge der verschiedensten Schnäpse und Liköre verabfolgt wurde. Auch einen Imbiß, bestehend in kalten Speisen, besonders Kaviar, Neunaugen und dergleichen konnte man daselbst haben. In einem solchen traulichen Zimmerchen ließ sich nicht selten eine Gymnasiastengesellschaft nieder und hielt ein Gelage ab. Bekanntlich spielt der Branntwein im Osten Europas eine große Rolle. Russen und Polen nennen ihn in sehr bezeichnender Weise „Wudka", d. h. Wässerchen. Ob sie mit diesem Wort die Harmlosigkeit des Getränkes andeuten oder ihren zärtlichen Gefühlen für dasselbe Ausdruck verleihen wollen, möge dahingestellt bleiben. Die Bezeichnung Wudka ist auch in Deutschland überall bekannt geworden, seit russische Heereshaufen in den napoleonischen Kriegen unser Vater-

land durchzogen und das Verlangen nach dem „Wässerchen“ nur zu oft verlauten ließen; nur braucht man bei uns das Wort irrigerweise meist in der Genitivform „Wudki“, die dem französischen Teilungsartikel entspricht. Doch das nur beiläufig! Jedenfalls hat man im Osten Europas eine Unzahl der verschiedensten Schnäpse vom gewöhnlichen Fusel bis zu den feinsten Fruchtlikören. In fröhlicher, vertraulicher Gesellschaft trinkt der Pole sein Schnäpschen aus einem bei der ganzen Runde kreisenden Gläschen, wobei der Älteste den Anfang macht und irgend einem zweiten zutrinkt. Hatte sich im Trinkstübchen eine durstige Gesellschaft versammelt, — und durstig war eigentlich jede Gesellschaft, — dann wurde in der Regel mit Glühwein oder Punsch, selten mit Bier ein Anfang gemacht. Sehr bald aber fiel es einem der zechenden Runde ein, irgend einen neuen Likör mit vielversprechendem Namen zu versuchen. Flugs erschien die Flasche und ein Gläschen; der Besteller schenkte sich ein, hob das volle Glas gegen einen zweiten Zechgenossen und rief: „Zu dir!“ Dann trank er aus und schleuderte mit einer schlenkernden Handbewegung einen etwa im Glase zurückgebliebenen Tropfen zu Boden. Der Zweite, dem in solcher Weise zugetrunken worden war, erhielt jetzt Flasche und Glas und wiederholte, gegen einen dritten gewendet, die ganze Vornahme, bis in dieser Art alle drangekommen waren, und Glas nebst Flasche einstweilen zur Ruhe kamen. Sehr bald aber fiel es dem Durstigsten nach einigem Liebäugeln mit dem süßen „Wässerchen“ ein, nun seinerseits den Anfang zu machen, worauf der Kreislauf von neuem begann, was sich beliebig oft wiederholen konnte, bis die Teilnehmer der Bibe es vorzogen, ein anderes Wirtshaus aufzusuchen und ihre Lustbarkeit da fortzusetzen. Zufällig anwesende anderweitige Gäste wurden mit echt polnischer Gastlichkeit zur Teilnahme eingeladen und zechten dann in aller Vergnüglichkeit mit. Manche sahen es gerade darauf ab und wußten mit seinem Spürsinn die Gelegenheiten auszukundschaften, wo kostenfrei mitgetrunken werden konnte. Namentlich war da z. B. der lahme Musiklehrer Mücke, ein kleines Männchen mit kohlschwarzem Schnurrbart und glühroter Nase. Mücke litt an ewigem Durst, und das Erträgnis seiner paar Musikstunden reichte weitaus nicht hin, denselben zu befriedigen. Zahlte man ihm im Wirtshaus eine „Kuffe“ Bier oder noch besser ein Glas Grog, dann kletterte er, falls es gewünscht wurde, so gut ihm sein lahmes Bein das erlaubte, auf einen Stuhl oder Tisch und dirigierte ohne Orchester der Versammlung unter den drolligsten Geberden irgend ein bekanntes Tonstück; er sang dabei die Melodie und flocht auch Bemerkungen über die Instrumentierung ein, wie etwa: „Hier hat der Baß ein Solo! — Hier setzen die Klarinetten und Fagotte ein!“ und dergl. Mücke wurde nicht selten gehänselt. So polterte wohl eine in tiefer Nacht heimkehrende Schar am Fenster von Mückes Stübchen: „Auf Mücke! Im Gasthof ‚zur Post‘ ist großartige Bibe! Sie sind bestens dazu eingeladen! Lassen Sie sich das nicht entgehen. Es gibt Ananaspunsch und etwas zum Beißen dazu! Auf nach Valenzia!“ Und in der That war Mücke mit einem Satz aus den Federn und mit einem zweiten in den Kleidern. Sehr bald sah ihn die in der Nähe versteckte Gesellschaft in größter Eile davonhumpeln. Im Gasthof zur Post aber war längst alles verschlossen; da quoll kein Ananaspunsch, und Mücke verschwand grollend, nachdem er sich bedauernd von der gänzlichen Haltlosigkeit dieser schönen Hoffnungen überzeugt hatte. Sehr beliebt war in Scharfenau der Haidekrug, eine prächtige, alte Waldkneipe mit schattiger Kegelbahn, die eine halbe Stunde von der Stadt entfernt liegt. Auf sandiger, mit hohen Pappeln besetzter Straße pilgerte man hinaus und fand in den weiten Räumlichkeiten des Haidekruges gastliche Aufnahme und treffliche Bewirtung. Das Haus lag mit seinen Gartenanlagen hart am Rande des Forstes, von wo aus man einen schönen Überblick über Scharfenau genoß, dessen Synagoge mit zwei schönen Kuppeltürmen das Gesamtbild beherrschte. Der Wirt zum Haidekrug machte gute Geschäfte, trank auch sehr gerne selbst mit, wenn eine heitere Gesellschaft sich bei ihm niedergelassen hatte. Auch ihm wurden bei solcher Gelegenheit gern Streiche gespielt. So saß einmal in der Kegelbahn eine fröhliche Runde beisammen und labte sich an tiefrotem, altem Ungarwein. Freund Haidekrugwirt drückte sich in der Nähe herum, bis er zur Teilnahme ein-

geladen wurde. Er hatte auch bereits zu diesem Zweck vorsorglich ein überzähliges Glas mitgebracht und stieß vergnügt schmunzelnd mit den Anwesenden an. Alsbald plagte der Übermut einen Schalk aus dem Kreise. Verstohlen schnitt er von der Seife, die auf einem Nebentischchen zum Waschen der Hände nach dem Kegelspiel bereit lag, ein längliches, dünnes Stückchen ab und beförderte es geschickt und unvermerkt beim Einschenken in des Wirtes Glas. Sehr bald hatte dieser das rätselhafte, schwimmende Ding entdeckt; es glich nur zu sehr einem gelben Würmchen. Ängstlich schielte er in die Runde, ob keiner der Gäste sich in der gleichen Lage befinde und der schöne einträgliche Ungar in Verruf gerate. Nein, glücklicherweise war er allein der Betroffene. Aber was machen? Das Ding herausfischen ging, ohne Aufsehen zu erregen und seinen Ruf als Wirt zu schädigen, nicht an. Also tapfer hinuntergetrunken, sei es, was es wolle. Und so verschwand das rätselhafte Ding mitsamt dem Wein in dem Schlunde, der sonst eifrig bestrebt war, nichts Schlechtes hinabgleiten zu lassen. Durch den Erfolg kühn gemacht, wiederholte unser Schalk den Versuch nochmals mit gleichem Glück und gleichem Erfolge. Aber der Wirt wußte auch dieses Mal, was er dem Rufe seines Hauses schuldig war, und das zweite Seifenwürmchen nahm die Wege des ersten; der geplagte Mann aber verschwand nunmehr sehr schnell aus dem Kreise. Aus der Ferne hörte man ihn im Hause wettern und mit der Wirtschafterin zanken. Als später die Kegelgesellschaft vor dem Heimgange die Wirtschaftsräume betrat, sah man den übelgelaunten Wirt eifrig ein Gläschen Rum nach dem andern vertilgen.

Ich erinnere mich nicht, daß es trotz der im weitesten Umfange betriebenen Kneipereien der älteren Gymnasiasten je zu Bestrafungen seitens der Schule kam. Wahrscheinlich gelangten die einzelnen Fälle gar nicht zur Kenntnis der Lehrerschaft, da man sich hinreichender Vorsicht befleißigte, um vor Entdeckung sicher zu sein.

* * *

Mir verging das erste Jahr in Scharfenau sehr schnell. Als ich nach Obersekunda aufrückte und auf die linke Seite unsres Klassenzimmers übersiedeln durfte, trat einige Wochen später ein Schulereignis ein, wie es sich anderwärts wohl schwerlich schon mal zugetragen haben dürfte. Ein harmloser Lehrerwechsel gab dazu die Veranlassung. Der beliebte Lehrer des Polnischen, Benkowski, wurde in der Sekunda durch den Dr. Warski ersetzt. Letzterer erfreute sich nur geringer Gunst bei den Schülern. Ein Grund hierzu war mir völlig unersichtlich, da Warski ein durchaus achtbarer Mann und, soviel ich es bei den wenigen Stunden, die ich bei ihm hatte, beurteilen kann, ein nicht untüchtiger Lehrer war. Unsere polnischen Sekundaner waren indes von seinem Unterricht im höchsten Grade unbefriedigt. Sie erklärten ihn für unfähig, den Unterricht in polnischer Sprache und Litteratur zu erteilen. Eine nationale Empfindlichkeit hat hierbei nicht mitgespielt, da Warski selbst Pole vom reinsten Wasser war. Die Sekundaner wollten nun einmal von ihm nichts wissen. Sie beratschlagten, was zu thun sei. Schließlich kam man überein, es solle eine Eingabe an den Direktor aufgesetzt und von allen polnischen Schülern der Klasse unterzeichnet werden. Gedacht, gethan! Es ward ein ausführliches Gesuch aufgesetzt, in welchem man des weiteren darlegte, daß Dr. Warski unfähig sei, in einer Sekunda den Unterricht des Polnischen zu übernehmen. Man wünsche Herrn Oberlehrer Benkowski wieder zu erhalten und bat schließlich die Direktion, die betreffende Abänderung der Stundenverteilung vornehmen zu wollen. Diese Eingabe ward in geheimer Versammlung durchberaten, von einem bezahlten Schreiber sauber ins Reine geschrieben und von sämtlichen polnischen Schülern der Sekunda unterzeichnet. Als tags darauf der Direktor in Vertretung eines erkrankten Lehrers die Klasse betrat, fand er das merkwürdige Schriftstück auf dem Pulte liegen. Er beachtete es jedoch nicht, da er schon die verdächtige Natur desselben ahnen mochte. So bequemte man sich denn, die Eingabe durch den Pedell dem Direktor in dessen Kanzlei einhändigen zu lassen. Das Gesuch mag verblüffend genug gewirkt haben. Die erste Folge war, daß wegen alsbald zusammenberufener Lehrerkonferenz der Unterricht zunächst ausfiel; es dauerte einige Zeit, bis die in den Klassen versammelten, anfangs sich selbst überlassenen Schüler nach Hause entlassen wurden. Hielten die Lehrer Beratung, so durften natürlich

auch die aufrührerischen Sekundaner nicht zurückstehen. In der geräumigsten Schülerwohnung, am Ringe, im Hause eines Gastwirtes und Metzgers, fand die Versammlung statt. Es wurde beschlossen, die Rädelsführer nicht zu verraten und einmütig zu der Sache zu stehen. Am nächsten Tage fand im Gymnasialgebäude große Untersuchungskonferenz statt. Nacheinander wurden die Unterzeichner der Bittschrift durch den Pedell einzeln hinauf in den Konferenzsaal berufen, um dort vor versammelter Lehrerschaft Rede und Antwort zu stehen. Ein jeder erklärte sich für mithaftbar, wollte indes von den Anstiftern und Rädelsführern keine Kenntnis haben. Das Schriftstück habe sich eines Morgens im Klassenzimmer vorgefunden, und man habe für gut erachtet, es zu unterzeichnen. Die Untersuchung hatte somit keine greifbaren Ergebnisse. Man stand vor der Wahl, entweder alle Unterzeichner zu entlassen, oder gar keinen. Zu der ersteren Maßregel mochte man sich nicht entschließen, weil man in diesem Falle die Verführten ebenso hart, wie die Anstifter bestraft haben würde. So ward denn zunächst ein Einschüchterungsversuch gemacht und allen denen Straflosigkeit zugesichert, welche in sich gehen und zum Beweise ihrer Reue die Rädelsführer zur Anzeige bringen würden. Wer sich hierzu nicht bereit finden wolle, müsse von der Anstalt entlassen werden. Infolge dieser Entscheidung versammelten sich die Sekundaner abermals zu einer Beratung. Einen Vorsitzenden hatte man nicht. Wer sprechen wollte, erbat sich bei der Versammlung das Wort und begann zu reden, falls genügende Ruhe eingetreten war. Aber die Erregung stieg sehr bald zu solcher Höhe, daß sich niemand mehr verständlich machen konnte. Fünfzehn, zwanzig erbaten gleichzeitig das Wort, und das Ganze glich einem polnischen Reichstage im kleinen, so wogte und tobte das Stimmgewirr durcheinander. Schließlich ging man auseinander, mit dem festen Entschluß, zusammenzuhalten; entweder müsse Dr. Warski weichen, oder die Schüler wollten abgehen; entweder dürfe niemand aus der Klasse entlassen werden, oder gleich alle. Der Entschluß ward in die klassische Losung zusammengefaßt: „Aut Warski, aut nos! Aut nemo, aut omnes!“ Das Ende von diesem Liede war, daß alles beim alten blieb. Die Untersuchung ergab nichts Greifbares, und so wurde denn niemand entlassen. Der Bittschrift freilich wurde auch nicht Folge gegeben. Warski erschien nach wie vor und gab seinen Unterricht, als ob nichts vorgefallen wäre, und die polnischen Sekundaner mit und ohne Schnauzbärte fügten sich grollend in das Unvermeidliche. Übrigens beruhigten sich allmählich die Gemüter, wozu Warski durch sein würdiges Benehmen nicht wenig beitrug. Sehr bald lenkte auch der nur wenig später ausgebrochene polnische Aufstand in Russisch-Polen die Aufmerksamkeit auf andere Dinge und nahm dieselbe binnen kurzem ganz in Anspruch.

* * *

Die ganze Jugend Polens jubelte diesem Aufstand vom Jahre 1863 zu in der freudigen Hoffnung auf die glückliche Wiederherstellung eines freien, unabhängigen Polenreiches. Es ist nicht meine Aufgabe, die Wechselfälle jener unglücklichen Unternehmung zu schildern, die anfangs Erfolg verhieß, aber nur zu bald scheiterte. Da Scharfenau der russischen Grenze sehr nahe liegt, so warf der Aufstand auch dorthin seine Wellen. Von unserm Gymnasium gingen Scharen von Schülern der oberen Klassen ab, um sich den Kämpfern anzuschließen und für Polen zu fechten. Namentlich waren die Regimenter der Sensenmänner beliebt, eine Fußtruppe alter, polnischer Erfindung, deren Hauptwaffe eine an langem Schaft befestigte Sense war; dieselbe stand nicht quer zum Schaft, sondern in dessen Verlängerungslinie, und bildete im Handgemenge eine furchtbare Waffe, ähnlich einem Haubajonett. Von verschiedenen Scharfenauer Primanern und Sekundanern wurde berichtet, daß sie sich dieser Truppe angeschlossen hätten; namentlich hieß es, daß Jambek, ein großer, breitschulteriger Primaner mit schönem, wohlgepflegtem Vollbart, Anführer einer solchen Sensenmännerabteilung sei. Nach Beendigung des Aufstandes kam er übrigens wohlbehalten nach Scharfenau zurück, machte daselbst nach wiederholten vergeblichen Anläufen seine Abgangsprüfung und wirkt jetzt in irgend einem Städtchen der Provinz Posen als wohlbestallter Probst, dessen schon in der Jugend breiter, runder Rücken an Feiste inzwischen schwerlich abgenommen haben dürfte. Von Malinski, einem Sekun-

dauer, wurden Heldenthaten sehr zweifelhafter Art erzählt, die er sich sollte im Aufstandsgebiet haben zu schulden kommen lassen. Er war überhaupt ein Original und hatte bisher den Hanswurst der Klasse gespielt. In den Pausen pflegte er einen Nachbar, Gabert, in der abgeschmacktesten Weise zu necken, bis es zu Raufereien zwischen beiden kam, die sich fast täglich wiederholten. Gewöhnlich fing Malinski, ein magerer, langer, blasser Bursche von etwas schäbiger Tracht und Haltung, damit an, den in einiger Entfernung vor ihm sitzenden Gabert am Ohr zu fassen und dabei in hochtrabend pathetischem Tone einen durch unsinnige Wendungen verdrehten mathematischen Lehrsatz herzusagen. Alsbald flog Gabert empor und hieb, weit ausholend, nach dem Störenfried, der jedoch geschickt auswich und das Spiel nach kurzem wieder begann, bis sich endlich beide in den Haaren lagen. Indes thaten sie einander auch hierbei nicht viel Abbruch. Ganz besonders faul war Malinski bei der Anfertigung deutscher Aufsätze. Gleich vielen anderen Schülern polnischer Abkunft pflegte er sich dieselben von uns Deutschen machen zu lassen. Nachdem er früher schon den einen oder andren belästigt hatte, wandte er sich mit ganz besonderer Zudringlichkeit an mich. Ein oder zweimal willfahrte ich dem Gesellen, um ihn nur los zu werden, kündigte ihm aber schließlich an, daß ich in Zukunft ihm keinen Aufsatz mehr anfertigen werde. Nichtsdestoweniger kam Malinski einige Wochen später, als am folgenden Tage der Aufsatz „Kenntnisse der beste Reichtum“ von uns hätte abgegeben werden sollen, und bat mich um dessen Anfertigung. Meine Weigerung half nichts; den ganzen Tag ließ mir Malinski keine Ruhe. Schließlich riß mir der Geduldsfaden und ich schrieb ihm in einer Anwandlung von grimmiger Laune einen Aufsatz im Stile der „fliegenden Blätter“ und gab ihn dem biederen Malinski. Wohlgefällig lächelte derselbe ob des erzielten Erfolges und schrieb das Meisterstück, voll des hochgradigsten Blödsinnes, unbedenklich ab. Die Szene zu beschreiben, als Oberlehrer Grabke die Aufsätze zurückgab und denjenigen unseres Malinski zum höchsten Heiterkeitsausbruch der Klasse vorlas, muß ich unterlassen. Malinski hat sich von da ab nie mehr an mich wegen der Anfertigung eines Aufsatzes gewendet, und ich war den Quälgeist los. Er soll während des Polenaufstandes, wie damals erzählt wurde, zwei russische Grenzsoldaten, die nach Aufständischen fahndeten, in einer Waldschenke bewirtet und trunken gemacht, dann aber mit Revolverschüssen meuchlings ermordet haben. Ob die Sache auf Wahrheit beruhte, weiß ich nicht; geglaubt wurde sie damals und dem Malinski, der ohnehin als Spieler nicht im besten Geruche stand, auch wohl zugetraut. Übrigens fielen ja während jenes Aufstandes auf seiten beider kämpfender Teile Scheußlichkeiten genug vor.

Eine große Zahl junger Polen dachte trotz aller Großsprecherei nicht daran, dem Aufstande sich anzuschließen. Einzelne erklärten mit wichtiger Miene, sich für den Dienst des neu zu erhoffenden Polenstaates vorbereiten zu müssen. Andere mögen wohl durch die damals streng gehandhabte Grenzbewachung am Übertritt auf russisches Gebiet gehindert worden sein. Diese Grenzbewachung erfolgte, wie bekannt, nach abgeschlossener Übereinkunft auch auf preußischer Seite. So kam auch ein Regiment Infanterie in die Umgegend von Scharfenau, in welches außer einem Bataillon der Stab nebst der Regimentskapelle gelegt wurde. Letztere brachte bald durch ihre regelmäßigen Garten- und Symphoniekonzerte ungewohntes Leben in das Städtchen. Für die Symphoniekonzerte stand nur ein größerer Saal in einem Gasthofe zur Verfügung, — aber die nötigen Stühle fehlten. So wurde denn bekannt gemacht, daß die geehrten Herrschaften sich selbst ihre Stühle mitzubringen hätten, wenn sie nicht stehen wollten. Man sah an jenem Nachmittag und Abend Scharen von Dienstboten mit Stühlen nach dem Gasthof ziehen, damit die Herrschaften einer bequemen Sitzgelegenheit während des Konzertes nicht ermangelten. Eine bunt zusammengewürfelte Ausstellung von Stühlen aller Art kam da zusammen. Das Konzert selbst erfreute sich trotz der Sonderbarkeit der Veranstaltung des reichsten Zuspruches. Sehr beliebt waren auch die Gartenkonzerte, die in einer Wirtschaft vor der Stadt regelmäßig abgehalten wurden. Der Herr Kapellmeister verstand aber auch seine Sache prächtig. Ich war einer seiner eifrigsten Zuhörer. Zweiundzwanzig Jahre später

führte uns das Geschick in das gleiche Schwarzwaldstädtchen. Wie oft haben wir uns da nicht der schönen Zeiten erfreut, die wir vordem in Scharfenau verlebten, und alte Erinnerungen aus der Aufstandszeit aufgefrischt und ausgetauscht. Außer der Grenzbesetzung durch preußische Truppen und einer Fülle von Privatnachrichten aus dem Aufstandsgebiet wurde man damals in Scharfenau auch noch anderweitig daran erinnert, daß jenseit der Grenze wieder einmal in vergeblichem Ringen polnisches Blut in Strömen vergossen werde. Eine Menge neuer Kriegs- und Lagerlieder kam damals auf und wurde allenthalben gesungen. Nach den Haupthelden jener Kämpfe tauften erfinderische Köpfe neue Schnäpse, und so trank man damals mit Begeisterung einen „Langiewicz-Likör“ und „Pustowojtow-Punsch“, benannt zu Ehren des anfangs glücklich kämpfenden Diktators Langiewicz und dessen tapferer Adjutantin, des Fräulein Pustowojtow. Trotz des tapfersten Ringens verlief der Aufstand, wie bekannt, erfolglos, und Langiewicz mußte mit dem Rest seiner Schar auf österreichisches Gebiet übertreten, wo er entwaffnet wurde. Manche tiefe Wunde hat der vergebliche Kampf geschlagen, manche schmerzliche Lücke hat er in zahlreiche polnische Familien gerissen. Auch von meinen Mitschülern, die hoffnungsfreudig ausgezogen waren, kehrten nur wenige wieder. Einen, namens Rymanski, brachte man schwerverwundet, von Kosakensäbeln zerfetzt und Lanzenstichen durchbohrt, auf gefährlichen Schleichwegen glücklich über die Grenze zurück zu seinen Angehörigen. Ein anderer, Karpowski, der einige Säbelhiebe über den Kopf davongetragen hatte, aber wieder geheilt worden war, hielt sich, schwachsinnig geworden, in Scharfenau auf. Die Greuel der Kämpfe und die erlittenen Wunden hatten seinen Geist getrübt. Morgens besuchte er während der Schulmesse die Kirche und betete auf das eifrigste halblaut aus einem riesigen, uralten Gebetbuche, das er irgendwo in einer Rumpelkammer aufgefunden haben mochte. Dieser Zustand dauerte noch lange bei dem Bedauernswerten an, der so um seine ganze Zukunft gebracht worden war. Als mich der Zufall nach etwa Jahresfrist zu einem Mitschüler führte, fand ich dort eine fröhliche Gesellschaft zu vergnügter „Bibe“ versammelt. Auch Karpowski war dabei und folgte mit Teilnahme dem lustigen Treiben. Endlich stahl sich dem Unglücklichen eine Thräne ins Auge, und er murmelte ein über das andere Mal: „Die Burschenzeiten kehren wieder!“ Von da ab besserte sich sein Geisteszustand merklich, ohne jedoch meines Wissens mit völliger Genesung abzuschließen. — Doch lassen wir die Wunden, die jener Aufstand geschlagen; längst sind inzwischen die meisten von der Zeit geheilt worden, und über die Ereignisse jenes Jahres ist Gras gewachsen.

* * *

Zwei Jahre waren mir im Fluge vergangen, ich wurde Primaner. Den meisten Unterricht hatten wir jetzt bei Direktor Roberg und Professor Sabert. Der Direktor war ein ausgezeichneter Lehrer und Erzieher; ich habe wenige kennen gelernt, die sich in dieser Hinsicht mit ihm hätten messen können. Bei den Schülern erfreute er sich daher auch der höchsten Achtung und Verehrung. Ganz anders war Professor Sabert geartet, der erste Lehrer der Anstalt nach dem Direktor. Es war das ein hochgewachsener, steifer, gemessener Mann, dessen schwarzer Bart vorzüglich zu dem eiskalten Wesen paßte, das den Träger erfüllte. Man fürchtete Sabert, aber liebte ihn nicht. Er unterrichtete uns im Deutschen und in der Geschichte und nahm es in allem sehr streng. Er war ein guter Lehrer, aber kein Erzieher, weil ihm das Gemüt zu fehlen schien. Übrigens machte er später noch eine vorzügliche Laufbahn durch, da er bald nach meinem Abgange von Scharfenau Nachfolger des an ein anderes Gymnasium versetzten Direktors und nach wenigen Jahren zum Mitgliede einer höheren Unterrichtsbehörde berufen wurde. Auch Professor von Arnowski unterrichtete uns noch; wir lasen bei ihm die griechischen Prosaiker, während der übrige griechische und der ganze lateinische Unterricht in der Hand des Direktors ruhte.

Das Klassenzimmer der Prima lag im oberen Stockwerk neben einem großen Saal, der als Kanzlei des Direktors und Konferenzzimmer diente. Unsre Primaner hatten übrigens auch noch Albernheiten genug im Kopfe. Im Winter verfielen sie gern Montags früh, wenn noch mancher schwer an den Folgen einer Sonntagsbibe zu leiden hatte, auf eine eigentümliche Vor-

nahme, um sich einen schulfreien Vormittag zu verschaffen. Von einer alten Bank wurde ein als Rückenlehne dienendes, nur lose befestigtes Holzstück abgenommen; mit diesem begannen drei bis vier, die hüben und drüben an den Enden anfaßten, früh morgens vor Beginn des Unterrichts an einer kleinen Stelle einer anderen Bank kräftig zu reiben, bis dicker Qualm emporstieg und das Zimmer erfüllte. War der Erfolg erreicht, dann eilte alles auf den Korridor und wartete, bis der Direktor erschien, der Montags die beiden ersten Stunden in der Prima zu geben hatte. „Was giebt's denn wieder?" lautete sein Gruß, wenn er alle Mann, außen stehend, vorfand. „Herr Direktor! Der Ofen qualmt heute wieder ganz fürchterlich! Das Zimmer ist voller Kohlendunst! Man kann es nicht aushalten!" Direktor Roberg überzeugte sich von der Wahrheit, dann hieß es: „Alle Fenster auf! Gehen sie bis zehn Uhr nach Hause!" Schleunigst verzog sich nun die ganze Schar, teilte sich in einzelne Gruppen und veranstaltete kleine Gelage. Wenn dann um zehn Uhr Professor Sabert kam, um die beiden folgenden Vormittagsstunden abzuhalten, dann war es bitter kalt in der Klasse. Alsbald zog er den Mantel fester unter dem Hals zusammen und rief: „In einer kalten Klasse kann ich nicht unterrichten; gehen Sie nach Hause!" So war der gewünschte Erfolg glänzend erreicht, und alles segnete die alten, kleinen Bänke, die so schönen Qualm hervorlocken ließen.

Für das Französische ward eine neue Lehrkraft nach Scharfenau berufen, der Gymnasiallehrer Morski. Er unterrichtete gut, trank aber noch besser. Ein paarmal kam er auch wohl nachmittags um 2 Uhr in die Prima, wenn es ihm entschieden dienlicher gewesen wäre, im Bette die Wirkungen eines mittäglichen Gelages mit dem an Markttagen zugefahrenen polnischen Landadel auszuschlafen. Er besorgte das auf dem Lehrerpult und ward nach dem Glockenschlag durch einen aus der Klasse geweckt, um irgendwo anders der nötigen Ruhe weiter zu pflegen. Es fand damals niemand in solchen Vorfällen etwas außerordentliches, wenn auch außer Morski kein anderer Lehrer in der Klasse je in solcher Verfassung gesehen wurde. Bei unserer Abiturientenprüfung spielte die Vorliebe Morskis für alten Ungar und gute „Wässerchen" eine nicht unbedeutende Rolle. Doch davon später!

Zu jener Zeit lernte ich verschiedentlich das polnische Landleben kennen, wie es sich auf den Edelgütern entfaltet. Meine Eltern hatten den jüngsten Sohn und die Tochter eines ein paar Meilen entfernt wohnenden Gutsbesitzers polnischer Abkunft in Pflege. Während der Ferien wurden dann ich und meine Schwester zu den Eltern unsrer beiden Zöglinge geladen, und wir leisteten der Einladung willig Folge. Schon die Fahrt nach jenem Edelgute Rakowo war für uns ein Vergnügen, wenn sie auch immerhin auf wenig bequemem Leiterwagen zurückgelegt werden mußte. Um Weihnachten 1863 sahen wir uns zum erstenmale in Rakowo, wo wir von der Familie mit polnischer Gastlichkeit aufgenommen wurden. Meine Schwester fand in den Töchtern des Hauses, ich in den Söhnen desselben fröhliche Gesellschafter. Des Vormittags wurde oft ein Jagdstreifzug unternommen, geritten oder ein Spielchen Préférence gemacht. Abends musizierte und tanzte man im Saale, wo ein alter Flügel mit Trommelpedal seine Aufstellung gefunden hatte. Wenn dasselbe in Thätigkeit gesetzt wurde, so schlug ein hölzerner Klöppel gegen den Boden des Flügels und brachte eine Wirkung hervor, als ob man mit einem Knüppel auf ein mächtiges Faß hämmere. Mit diesem Trommelpedal wurde während des Spieles bei Tänzen der Takt geschlagen; man war damals noch nicht so nervös reizbar, um das rhythmische Gepolter unschön zu finden. Fast jeden Abend hatten wir von den umliegenden Edelhöfen Besuch der jungen Damen und Herren, so daß sich dann meist eine große Gesellschaft zusammenfand. Dann wurden gesellschaftliche Spiele mit Pfändern veranstaltet, und die Anmut der Polinnen, die Lebhaftigkeit aller zauberten sehr bald die fröhlichste Stimmung hervor, die bis nach Mitternacht währte, wo dann ein Wagen nach dem andern die Gäste entführte. Sehr oft fuhren auch wir von Rakowo nach einem der benachbarten Güter und trafen daselbst in der Regel auch andere Besucher. Am Weihnachtsheiligabend ging es besonders hoch her. Einer eigentlichen Bescherung nach deutscher, gemütvoller Art erinnere ich mich aus jener Zeit nicht. Abends war

große Gesellschaft und Abendtafel, bei welcher dem Gebrauche gemäß neun Gänge einander ablösten, sämtlich aus Fisch-, Eier- und Mehlspeisen bestehend und in sehr abwechselungsvoller Art zubereitet. An solchen Fasttagen enthält sich der katholische Pole strenger als andere Völker des Fleischgenusses, wie er überhaupt die äußeren kirchlichen Formen mit größter Genauigkeit befolgt. Vor dem Mahl am Weihnachtsheiligabend bricht jeder der Anwesenden mit allen Übrigen ein Stück Oblate, so daß er nach diesen vielfach wiederholten Teilungen nur noch eine Menge kleiner Splitter in der Hand behält, die er als Sinnbild eines Brudermahles an erster Stelle verzehrt. An zweiter kommt dann, wenigstens für die Herren, ein bei allen Mahlzeiten als Einleitung dienender Schluck irgend eines kräftigen, brennenden Wässerchens, von dem man annimmt, daß es den Magen für die bevorstehende Arbeit der Verdauung kräftige und anrege. Ist der Nachtisch aufgetragen, dann werden zwischen den jüngeren Damen und Herren allerlei kleine Neckereien in Szene gesetzt, unter denen namentlich das verstohlene Werfen mit kleinen Brotkügelchen eine große Rolle spielt. Es ist das ein Gebrauch, dem bei jeder größeren Tafel gehuldigt wird, weil er die allgemeine Stimmung vorzüglich belebt. Nach Tische küßt man stets der Dame vom Hause unter einigen verbindlichen Worten die Hand und thut das begreiflicherweise mit um so mehr Beflissenheit, je schöner diese Hand und ihre Trägerin ist. (Schluß folgt.)

Neues vom Büchertisch.

Von Paul von Szczepański. (Abdruck verboten.)

Mit dem „Realismus" sollte jetzt eigentlich für alle Zeiten gründlich aufgeräumt worden sein; Wilhelm Jordan sollte ihn tot gemacht haben. Als ein kühner Kämpfer teilt er „Deutsche Hiebe" aus, (Frankfurt a. M., W. Jordans Selbstverlag), in rasselnden Versen erklärt er Krieg, „der ungesunden Poesie des Kots der Gassen" und ruft die

„Junge Mannschaft, her zur Fahne!
Jahre zwei und zehnmal sieben
Zählend ficht der Veterane
Euch voran mit deutschen Hieben."

Sicher meint der alte Nibelunge es ehrlich, wenn er seinen flammenden Sang von einunddreißig Seiten gegen Schopenhauer und die Dichter der Schopenhauerschen Weltanschauung richtet. Aber trotzdem möchte ich fürchten, daß die „junge Mannschaft" harthöriger sein wird, als es Wilhelm Jordan lieb ist, und daß sie über seinen Schlachtgesang zur Tagesordnung übergehen wird, wenn nicht etwa — Brochüre gegen Brochüre — einer der Jüngsten, unter denen es auch Versgewaltige gibt, es für angezeigt hält, dem alten Herrn mit dem gleichen Brustton der Überzeugung und aus gleicher Einseitigkeit der Auffassung heraus zu erwidern. Man kann ehrlich sein und doch ungerecht, und ungerecht ist Wilhelm Jordan. Es wird ihm gewiß niemand übel nehmen, daß er sein Leben hindurch das Siegfriedschwert geschwungen hat; er hat es mit Ehren geführt. Aber daß er es nicht geschmiedet hat, das sollte er doch nicht vergessen. Und deshalb sollte er ein wenig Respekt vor den Leuten haben, die nicht nur altes Gold ummünzen, sondern neue Schätze zu heben suchen, auch wenn sie sich vorläufig dabei noch auf Irrwegen befinden. Es hat nicht jeder das Zeug dazu, so weiter zu singen, wie Homer ihn gelehrt hat, zu welcher Aufgabe sich Jordan bekennt; es ist auch nicht jeder vom Glück in eine Zeit gestellt, in der er sich nicht erst selbst zurechtzufinden nötig hat, sondern in der er nur den bequem ausgetretenen Weg nachzugehen braucht. Wir leben in einer Zeit der Gärung, die, kein Wunder, dem Zweiundsiebenzigjährigen fremd und unverständlich genug erscheinen mag. Das gibt ihm noch nicht die Berechtigung, grob zu werden, um so weniger, da er sich offenbar gar nicht die Mühe gegeben hat, die litterarische Bewegung der letzten fünfzehn Jahre in Deutschland eingehender zu verfolgen. Es würde ihm sonst nicht passieren, daß er Sudermann, der ihm einer der Schrecklichsten zu sein scheint, wenn er ihn auch nicht direkt nennt, mit zum jüngsten Deutschland zählt. Mit dem hat Sudermann gar nichts gemein, weder die Talentlosigkeit der einen, noch den Mangel an Gestaltungskraft der andern, noch die marktschreierische Selbstüberschätzung der meisten. Und wenn man unbefangen den Weg mißt, den Sudermann zurückgelegt hat von seinen ersten geschniegelt glatten und französisch lüsternen Novellen, die unter dem Titel „Im Zwielicht" vereinigt erschienen sind, bis zu seinem „Katzensteg" und „Frau Sorge", dann bekommt man Respekt nicht nur vor seinem Können, sondern auch vor seinem Wollen. Diesen Respekt sollte auch der nicht beiseite setzen, der Sudermanns erste dramatische Werke für verfehlt hält; er sollte trotz des überlauten Erfolges seines ersten und des leisen Mißerfolges seines zweiten Dramas sich begnügen, abzuwarten. Das darf ein Werdender beanspruchen.

Toleranter bezeigt sich Konrad Telmann gegen die neue Richtung, indem er in der Widmung seines Romans „Vom Stamm der Ikariden" (4 Bde., Leipzig, Karl Reißner) an Friedrich Spielhagen äußert:

„Auch denk' ich wohl, man kann von dem

madernen Spiel — meint man's ernst mit seiner Kunst nur — lernen." Es ist gewiß aller Ehren wert, wenn ein so bewährter Romanroutinier, der nach Josephs Kürschners in diesem Jahr allerdings recht unzuverlässigen Litteraturkalender bereits achtunddreißig, zum großen Teil mehrbändige Romane, Novellen und Gedichtsammlungen gestartet hat, sich dazu entschließt, seinen Pegasus nach einem neuen Prinzip zu trainieren. Sehr eingreifend sind die Konzessionen allerdings nicht, die Telmann der neuen Zeit macht. Man sieht das schon daraus, daß der modern werden wollende Autor dem modernen Leser die Muße zumutet, einen vierbändigen Roman mit ungeteiltem Interesse zu Ende zu lesen. Wie wenige unter uns verfügen über die dazu notwendige Zeit, solange nicht der achtstündige Arbeitstag eingeführt ist! Wie wenige haben auch die Geduld, einen vierbändigen Roman, der sie nicht innerlich ergreift, zu Ende zu lesen. Nicht als ob es dem Telmannschen an äußerer Spannung fehlte; das bewährte Gute hat der Autor wahlweislich aus der alten in die neue Kunstrichtung mit hinübergenommen. Aber der vierte Band entspricht so ganz den Erwartungen, die der erste erweckt hat, daß man auf dem Wege bis zum Schluß doch mehr als einmal müde wird. Die Ikariden stürzen fast alle und zwar mehr oder weniger unsanft, wie das ihrem mehr oder weniger hohen Fluge entspricht. Ein Sextett von ihnen stellt Telmann im ersten Bande vor, drei Männlein und drei Weiblein. Einen gutmütigen jungen Menschen, der einen reichen Vater hat und der aus seiner sorgenlosen Existenz heraus zu der Überzeugung gelangt ist, daß er auch für irgend etwas Talent haben müsse. Einen anderen, der Offizier war und Schriftsteller werden will, ein Wechsel, der im wirklichen Leben merkwürdig häufig eintritt, und als Numero drei einen jugendlichen Schauspieler, der die deutsche Bühne reformieren will; dazu glaubt er der Millionen eines verstorbenen Onkels zu bedürfen, aber das Testament desselben ist verschwunden, — er sucht also danach, wenn er nicht auf den Brettern steht. Von den Ikarustöchtern führt die eine Pinsel und Palette; sie ist eine getrennt lebende Frau mit brennenden Augen. Die zweite tragiert am Hoftheater, hat noch keine Vergangenheit und verspricht etwas für die Zukunft, wenn die Schule des Lebens ihre ein wenig leichtfertige Naturanlage geläutert haben wird. Die dritte ist stark angealtert und hat weder eine Vergangenheit noch eine Zukunft, aber sie schreibt Novellen unter einem adligen Pseudonym. Am Ende des ersten Bandes ist die Malerin auf dem besten Wege, sich in den Leutnant a. D. zu verlieben, — unglücklich natürlich —, der Leutnant a. D. schwärmt stark für die Schauspielerin, die Schauspielerin überlegt, ob es nicht vernünftig sei, einen nicht dem Stamm der Ikariden entsprossenen Banquier zu heiraten, der Sohn des reichen Vaters weiht einem armen Mädchen aus dem Volke sein Herz und nur der Schauspieler und die Schriftstellerin halten fest an ihren Idealen. Am Schluß des vierten Bandes ist die Malerin tot — ihr Ende ist tragisch und rührend zugleich —; der Leutnant a. D. ist ein berühmter Dichter geworden und findet als solcher die Schauspielerin wieder, die inzwischen sich wirklich für den Banquier entschieden hatte. Aber der hat sie gelehrt, daß Gold nicht glücklich macht, und, nachdem er gestorben ist, hat sie sein Vermögen milden Stiftungen vermacht und ist zur Bühne zurückgekehrt. So geläutert ist sie natürlich eine große Künstlerin geworden, und Dichter und Künstlerin finden sich jetzt zu gemeinschaftlichem Sonnenfluge. Der Sohn des reichen Vaters ist zur Vernunft gekommen und in die Papierfabrik desselben zurückgekehrt — seine Frau hat ihn zur Raison gebracht —, und der Schauspieler hat das Testament gefunden, aber die Millionen nicht geerbt; er verzichtet auf seine Absicht, die deutsche Bühne zu reformieren und zieht sich auf einen kleinen Posten in derselben Papierfabrik zurück. Nur die Schriftstellerin flattert weder aufwärts noch abwärts, sondern schreibt weiter unter ihrem adligen Pseudonym; weshalb sollte sie auch vorwärts kommen oder stürzen, da sie immer nur mit den Flügeln geschlagen hat und niemals geflogen ist. Ein Roman, reich an Handlung, reich an Spannung, wunderschön komponiert, hübsch abgeschlossen, gut geschrieben. Worin Telmanns Konzessionen an die „neue Richtung" bestehen? — Der Roman spielt anfangs in Berlin, das ist alles. Er könnte aber auch ebensogut in München, Wien, Dresden oder sonstwo spielen, ohne daß irgend etwas daran geändert werden müßte. Das läßt mich glauben, daß Telmann sich über die Ziele und Anschauungen der „Jüngeren" im Irrtum befindet. Die glauben nicht, daß nur Berlin den Boden für eine Dichtung gibt, sondern sie meinen, daß ein Roman die Wirklichkeit schildern, daß sich in ihm das Leben spiegeln müsse und nicht Wesen ohne Fleisch und Blut darin ihre Vorstellung geben sollten. Und diese Forderung der „Jüngeren" ist gar keine neue Forderung, sondern eine sehr alte, der jeder wahre Dichter bisher entsprochen hat, in welchem „Styl" er auch gedichtet haben möge. Hübsch wäre es gewesen, wenn Telmann seine Ikaruskinder nicht gar so lange Gespräche hätte führen lassen, trotzdem sie sich im Grunde doch wenig zu sagen haben. Das ist ein Mißverhältnis, unter dem auch die schönste Romankomposition leiden kann.

Mit ganz besonderem Interesse habe ich den Roman „Um die Ehre" von Moritz von Reichenbach (zwei Bde., Leipzig, Karl Reißner) begonnen, — ich habe ihn nicht mit demselben Interesse zu Ende lesen können. Mir scheint, daß der Verfasser darin einen der ausgiebigsten Stoffe nicht nur der Gegenwart aufgegriffen, ihn aber ziemlich flach behandelt hat. Adel und Bürgertum sind sich darin gegenübergestellt, aber, im Anfang wenigstens, in einer durchaus von der herkömmlichen Schablone abweichenden Weise. Frau Welasky ist die Witwe eines schlesischen Großgrundbesitzers, der ein sehr großes Vermögen hinterlassen hat, das er auf durchaus reellem Wege erwarb. Aber Erwerben und Zurücklegen haben ihn Zeit seines Lebens so in Anspruch genommen, daß ihm keine Muße blieb, seine gesellschaftliche Stellung seinem Vermögen

entsprechend aufzubauen. In seiner Witwe aber steckt nicht nur Ehrgeiz, diese Stellung für ihre Person zu erringen, sondern auch so viel Familiensinn, sie für ihre Nachkommen zu sichern. Sie hat den einen Sohn in einem Kavalerieregiment untergebracht, der andere soll die Verwaltungscarriere einschlagen. Jeder Schritt, den sie unternimmt, dient dem vorausbedachten Plane, die Familie Welasky einst in den Kreisen des Hochadels und befestigten Grundbesitzes als eine ebenbürtige anerkannt zu sehen. Sie ist keine Parvenue, d. h. keine Frau, die mit dem Gelde protzt, sondern eine feingebildete Dame, die eine ihrem Besitz entsprechende soziale Stellung zu erringen und für die Familie zu sichern bestrebt ist. Es sind durchaus die großen Züge in dem Charakter dieser Frau Welasky, die den begründenden Ahnherren aber Ahnfrauen solcher Geschlechter eigen sind, die sich Jahrhunderte hindurch in Ansehen und Wohlstand auch ohne besondere Verdienste ihrer Nachkommen erhalten, der Weg, den sie geht, ist derjenige, auf dem ein großer Teil des befestigten Großgrundbesitzes entstanden ist, der Weg der Klugheit. Adelstitel, Majorate und Prärogative hat man in allen Jahrhunderten auch noch mit anderen Mitteln als nur mit dem Schwert erwerben können. Diese Frau ist also eine imponierende Persönlichkeit, die nicht nur für die Gegenwart leben will. Ihr ältester Sohn, der Assessor, hat etwas von dem Charakter der Mutter; er versteht sie und sieht ein, daß es die Familie Welasky dem gesteckten Ziel um einen wesentlichen Schritt näher bringen wird, wenn es ihm gelingt, eine benachbarte Grafentochter zu heiraten. Nicht damit, aber mit der Art, wie diese Ehe zu stande kommt, lenkt der Roman nun meiner Meinung nach in flaches Wasser ein. Besagte Grafentochter wird nämlich das bekannte Romanopfer der derangierten Verhältnisse ihres Herrn Vaters und ihrer leichtsinnigen Herren Brüder. Ich habe für diese blonden Romanopfer, die blaß und stolz zum Traualtar gehen, als ob sie zur Schlachtbank müßten, außerordentlich wenig Sympathie; sie imponieren mir vor allen Dingen gar nicht, und wenn sie versichern, daß sie einzig deshalb sich einem ungeliebten Manne auf legitimem Wege verkaufen, um die seit dreihundert Jahren im Besitz der Familie befindliche Scholle Land nicht in fremde Hände kommen zu lassen, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß sie dieses Opfer doch wohl mehr nach aus Egoismus, als aus Familienbewußtsein bringen, denn es kann kein Vergnügen sein, als angejahrte Kamtesse möblierte Zimmer zu vermieten oder Vorleserin einer schwerhörigen Fürstin zu spielen. Der ganze Roman, glaube ich, wäre in ein anderes Fahrwasser gekommen, wenn Moritz von Reichenbach diesmal darauf verzichtet hätte, als Gegensatz zu der reichen Bürgerfamilie die bekannte leichtlebige Grafenfamilie zu zeichnen, die sich bis ganz nahe an den vollständigen Ruin verwirtschaftet hat. Es gibt ja doch auch solche, die nicht über ihre Verhältnisse leben und die trotzdem recht geachtet sind. Das sympathische Mitleid für durch eigne Schuld verarmende Adelsfamilien ist ja oft von Romanautoren in Anspruch genommen worden, daß der Leser es nicht mehr unter allen Umständen zur Verfügung hat. Auch ist es gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts wirklich nicht ganz unglaublich, daß eine Kamtesse Frankenstedt einen Assessor Welasky aus reiner Liebe heiratet, bezwungen durch seine Persönlichkeit, und es ist besonders dann nicht unglaublich, wenn dieser Assessor der Erbe eines fürstlichen Schlosses und entsprechenden Grundbesitzes ist. Die meisten Grafentöchter sind heute doch so gebildet, daß sie in bürgerlichen Assessoren auch Männer sehen. Diese leichtlebige Grafenfamilie mit der opferfreudigen Kamtesse-Tochter also gefällt mir nicht und noch weniger gefällt mir die Marlitt'sche Ehe, die sie stolz jungfräulich mit ihrem bürgerlichen Manne führt so lange, bis sie diesen lieben gelernt hat. Das Motiv ist so seicht und abgedroschen, daß auch Moritz van Reichenbach ihm keine neue Seite abgewinnen kann. Vor allem aber glaube ich, daß hiermit die Verzeichnung der Heldin des Romans, der impanierendsten und mir wenigstens weitaus sympathischesten Persönlichkeit desselben, beginnt. Das scheint mir nicht wahrscheinlich, daß eine so geschilderte Frau sich ihre Schwiegertochter aus einer Familie wählen wird, die über kurz oder lang aus dem Kreise verschwinden muß, in den Frau Welasky hineinstrebt. Das wäre denkbar, wenn Frau Welasky nur an eine äußerlich glänzende Gegenwart für sich selbst dächte; aber dieser Gedanke liegt ihr ganz fern, — sie arbeitet für die Zukunft, und zwar für eine Zukunft, die sie nach Jahrhunderten zählt. Noch weniger konsequent handelt diese großdenkende Frau ihrem zweiten Sohn gegenüber. Der Husarenleutnant ist Gemütsmensch und verliebt sich in ein ganz gebildetes Försterstöchterlein ohne Vermögen, das für den Zukunftsglanz der Familie Welasky allerdings nichts anderes mitbringen kann, als die Aussicht, eine gute Frau und gute Mutter zu werden. Daß Frau Welasky van einer solchen Neigungsheirat nicht viel hält, ist selbstverständlich. Daß sie das Mädchen zu sich ins Haus nimmt und zu verschüchtern sucht, weil sie annimmt, die landliche Einfalt des Mädchens inmitten einer Gesellschaft von weltgewandten Kamtessen und Baronessen würde ihren Sohn ernüchtern, ist der Schachzug einer klugen Frau, die sich die Liebe ihres Sohnes erhalten und doch um seinetwillen ihre Pläne nicht aufgeben möchte. Daß sie aber diesem Mädchen einen kostbaren Ring in die Kleidertasche steckt und es als Diebin anklagen läßt, als sie sieht, daß ihr Mittel fehlgeschlagen ist, das ist — Sensationsroman. Und ebenso in diese Art der Litteratur schlägt es, wenn sie dann ihren Schwiegersohn vergiftet, der dem Namen Welasky Schande gemacht hat. Sie büßt ihre Verbrechen im Irrenhause. Schade, daß der vielversprechende Roman in dies Fahrwasser gerät, denn Frau Welasky, wie sie anfangs geschildert ist, ist eine Charakterfigur aus dem modernen Leben, sicher und vollendet gezeichnet. Aber Moritz von Reichenbach scheint der Ansicht zu sein, als ob ihr Streben „um die Ehre" der Familie van Anfang an etwas Unberechtigtes habe, als ob ein simpler Welasky

es nicht unternehmen dürfe, sich neben einen Grafen Frankenstedt stellen zu wollen. Darin bin ich anderer Ansicht. Es zehrt manches alte Adelsgeschlecht heute nach von den Verdiensten eines Ahnherrn, die geringer waren als diejenigen sind, die der Verfasser der Frau Welasky zuerkennt. Und wenn Moritz von Reichenbach in der Zeichnung dieser Frau Welasky konsequent gewesen wäre und nach hundert Jahren ein anderer Romanschriftsteller die Fortsetzung dieser Familiengeschichte schriebe, so würde er wahrscheinlich von den Grafen Welasky zu berichten haben und van einem Grafen Frankenstedt höchstens noch als von einem Leutnant in einem Infanterie-Regiment zu erzählen wissen.

„Fern im Süd das schöne Spanien," schildert Hans Parlow in seinem Roman „Carmen." (Verlag von Otto Janke, Bertin.) Die Spanier sallen ja stolz sein, aber die Kubaner sind offenbar noch viel stolzer. Denn als der Kubaner Cartos Guevara im ersten Kapitel van einer kubanischen Banquierstochter Mercedes und ihrem Vater einen Doppelkord bekommt, spricht er das große Wart gelassen aus: „Sie, Sennar, enthalten mir Ihre Tachter vor, weil dieselbe über mir, dem Republikaner, steht — ich verspreche Ihnen, nach Europa zu gehen und mir eine Prinzessin zu eradern!" Der Banquier lachte ab der Theaterphrase; Mercedes lächelte wenigstens. Der Leser hält es nach Beendigung des Ramans nur mit Mercedes, trotzdem Don Carlos Guevara wirklich nach Europa geht und wirklich eine Prinzessin nicht nur erobert, sondern sogar heiratet, eine Prinzessin, die sogar in die I. Abteilung des Gathaischen Hoskalenders gehört, eine leibhaftige Königliche Hoheit, die Infantin Carmen von Bourban und Bourdan. Das Lächeln des Lesers aber gitt nicht einmal dieser Unwahrscheinlichkeit, sandern nur einer hier und da hervorbrechenden Überschwänglichkeit der Schilderung, die dem Temperament, dem Alter oder dem Aufenthalt des Verfassers in Spanien zuzuschreiben sein mag, denn diese Unwahrscheinlichkeit entwickelt sich sa salgerichtig und lagisch, daß sie auf den Leser durchaus nicht mehr den Eindruck der Unmöglichkeit macht. Übrigens sind drei spanische Prinzessinnen in der That nicht standesgemäß vermählt, — Infantin Isabella mit einem Grafen Gurawsky, Infantin Luisa mit dem Herzog von Sessa und Infantin Josefa mit einem Herrn Jasé Güell y Renté, — vielleicht stammt der letztere aus Kuba. Der Weg, den Don Carlas Guevara einschlägt, um eine Prinzessin zu erobern, ist für deutsche Begriffe allerdings originell; er geht nach Madrid und wird — Jaurnalist. Aber wenn man in Betracht zieht, daß in Spanien die Jaurnalisten für ganz anständige Leute gehatten werden — man ladet sie dart sogar zu Hofbällen ein und zwar als Gentlemen, nicht um Berichte zu schreiben — dann ist auch diese Berufswaht nicht geeignet, Don Cartas Guevara geradezu für einen Dummkopf anzusehen. Prinzessin Carmen tiest nun nicht ewa seine Leitartikel, — sie sieht ihn auf der Promenade, und zwar sällt er ihr dadurch auf, daß er als stolzer Republikaner es verschmäht, seinen Hut vor ihr zu ziehen. Das reizt sie, ihn sich näher anzusehen, und, er muß sehr schön gewesen sein, sie liebt ihn, noch ehe sie ihn gesprachen hat. Die Leserinnen werden wissen, ob das möglich ist. Zum Glück für Dan Carlos Guevara will der spanische Premierminister Prinzessin Carmen mit einem portugiesischen Prinzen verheiraten, der einem den Operettenrefrain: „Was, nur ein Prinz?" — unwillkürlich ins Gedächtnis ruft. Wirklich, eine Karikatur von einem Prinzen, wie es hassentlich, im Interesse des monarchischen Prinzips, nirgendwo einen gibt. Carmen aber weiß, sa jung sie auch ist, dach schan, daß das Glück des Weibes die Liebe ist. Auf einem zu Ehren des Portugiesen also gegebenen Hofball defiehlt sie sich den unhöflichen Dan Guevara zum Walzer und macht ihm den Mut, der ihm der Prinzessin gegenüber natürtich sehlt, trotzdem er ein Republitaner ist. Er sieht zwar nach nicht ein, wie die Sache enden soll, aber auch dasür weiß sie Rat. Als der Prinz zu ihr kommt, ihre Hand zu erbitten, hat sie sich Don Guevara in den Palast bestellt, und als der fürstliche Werber in den Saal tritt, findet er die Prinzessin am Halse des schöneren Nebenbuhlers. Das bewegt ihn denn dach abzureisen. Prinzessin Carmen aber, die von ihrem schriftstellernden Geliebten etwas gelernt zu haben scheint, verfaßt einen rassinierten Leitartikel, der am nächsten Morgen in der Oppositionspresse erscheint und in dem ihre Absicht, Don Guevara zu heiraten, aller Welt kund gethan wird. Der Roman spielt zur Zeit der Königin Isabella II., die van ihrer Gutmütigkeit ja zahllase Proben gegeben hat und die auch in bezug auf das Glück des Weibes mit der Ansicht der Infantin Carmen übereinstimmte, — die Tante Königin gibt alsa ihre Zustimmung, denn Guevara wird der Gemahl der Prinzessin und geht als Gesandter ins Ausland. Der Roman ist sehr flott geschrieben und schier einer von denen, die den Unterhaltung suchenden Leser nicht langweilen; auch machen die Schilderungen spanischen Lebens durchaus den Eindruck, ats ab der Verfasser dasselbe aus eigener Anschauung kennte. Aber die Sucht, geistreich zu sein, verführt den Verfasser nicht selten zu Ungereimtheiten, und sein blühender Styt schlägt manchmat ins Phantastisch-Groteske um. Man wird van beidem gleich im Eingang eine Probe finden. Die Szene spielt auf Kuba: „Es war am Ende des Frühtings 186*, die Sanne sank gerade. Die Trapenvegetation stand im Gipfel ihrer Kraft und ihres Saftes; die Mesalliancen des Bekannten und Berühmten mit dem Namenlosen schienen eben jetzt eingesegnet zu werden. Die nacheinander haschenden und einander sesthaltenden Pflanzen glühten auf unter dem Abendstrahl, hatten ihr Grau in Rat verwandelt, als sei das Blut in ihre Wangen geströmt, und als sei diese Stunde nicht mehr das Streben nach Genuß, sondern der Genuß selbst. Wie eine lange schwere Woge rallte die flammende Vegetation den Strand hinab; bis an die Kniee in sie versunken, mitgerissen, aber trotz des ungestümen Schrittes und Zerrens der anderen doch nicht von ihren Träumen lassend, erhod sich hier und da eine Palme." — Man

kann der Meinung sein, daß das Unsinn ist, trotzdem der Verfasser sich jedenfalls etwas dabei gedacht hat. Zu viel Nüchternheit ist schlimm, aber zu wenig ist noch schlimmer, — Hans Parlow wird das sicher mit den Jahren selbst erkennen.

Ernst Wichert, der vor kurzem seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert und zu diesem Tage jedenfalls eine Menge von Glückwünschen erhalten hat, hat sich dafür mit einem Bande neuer Novellen revanchiert, die unter dem Titel „Schule und Leben" bei Karl Reißner, Leipzig, erschienen sind. Die erste, „Alberta Clementina", behandelt das aktuelle Thema von der Regeneration des humanistischen Gymnasiums, in dessen Behandlung Wichert offenbar den vermittelnden Standpunkt vertritt. Der trockene Stoff ist liebenswürdig mundgerecht gemacht und in eine anmutige Form gekleidet. Bedeutender scheinen mir die beiden nächsten Novellen: „Glaube und Liebe" und „Der zureichende Grund." Die erstere spielt im alten Königsberg unter Herzog Albrecht von Preußen, und der in der Geschichte seiner Heimat wohlbewanderte Dichter hat aus den theologischen Streitigkeiten nach Luthers Tode seinen Stoff geschöpft. Die zweite verbindet alle Vorzüge einer spannenden Kriminalgeschichte mit denen einer feinpsychologischen Novelle, und die unerhörte Thatsache, daß arme Leute eine ihnen plötzlich zugefallene reiche Erbschaft ablehnen, weil ihnen dieselbe nur als Stein in ihrem Wege erscheint, ist so ausreichend motiviert, daß niemand an ihr zweifeln wird. Die vierte Novelle „Ein Christkindel" habe ich bisher nicht Zeit gefunden zu lesen.

Ernst Eckstein erzählt eine lustige Musikantengeschichte aus dem alten Rom, „Decius der Flötenspieler" (Leipzig, Karl Reißner), welche beweist, daß schon im Jahre 312 vor Christi Geburt die Musikanten durstige Seelen hatten und sich zu wehren wußten, wenn ihnen jemand zu nahe trat. Als im bewußten Jahre der römische Senat den Musikern die übliche Gasterei auf Staatskosten verweigerte, weil der Krieg mit den Samnitern den Staatssäckel geleert hatte, strikten sie, wanderten nach Tibur aus und entschlossen sich zur Rückkehr erst, nachdem ihnen der Senat nicht nur dieses, sondern auch noch einige andere Trinkgelage im Jahr bewilligt hatte. Welche Führerrolle bei diesem Musikantenstrike Decius der Flötenspieler übernommen hatte, wie er sie durchführte und gleichzeitig die Gelegenheit benutzte, in Tibur eine gute Partie zu machen, darüber mag sich der Leser selbst informieren.

„Aus dem Bürgerhause" nennt Anna Hartenstein zwei Novellen (Dresden und Wien, Verlag des Universum, Alfred Hauschild), von denen die erstere „Im Banne der Pflicht" einen ernsten Grundgedanken zu einer vortrefflichen Erzählung ausspinnt. Ein junges Mädchen hat sich in abhängige Stellung im Hause eines reichen Fabrikherrn begeben, von dem sie glaubt, daß er in großherziger Weise ihren Bruder vor der Schande bewahrt hat. Sie ist ihm außerordentlich wertvoll geworden und hält es für ihre Pflicht, bei ihm auszuharren, bis die Schuld des Bruders getilgt ist, trotzdem sie weiß, daß sie von einem edlen Manne, der ihr eine sorgenfreie Existenz bieten kann, geliebt wird und trotzdem sie diese Liebe erwidert. Da bietet ihr der Fabrikherr selbst seine Hand, und sie schwankt, ob sie die ihrige dem Manne, dem sie und ihre Familie so viel zu schulden glaubt, versagen darf. Aber die Pflicht des Herzens spricht stärker als die der Dankbarkeit, zu ihrem Glücke, denn sie erfährt schließlich, daß der stille Wohlthäter gar nicht der Fabrikherr, sondern jener Mann gewesen ist, dem ihr Herz schon lange gehört. Mit der zweiten Erzählung „Das Super'dentsröschen" habe ich mich weniger befreunden können. Hier scheint mir der Konflikt gar zu künstlich gehalten. Das evangelische Pfarrhaus und die Welt der Bühne sind durch eine so tiefe Kluft getrennt, daß auch der gewandteste fabulierende Erzähler nicht leicht eine Brücke darüber schlagen kann, die der Leser mit Vertrauen betritt. Und wenn die Erzählerin meint, daß ein der Bühne ganz fremd aufgewachsenes junges Mädchen ohne inneren Beruf für die Kunst, bei ihrem ersten Auftreten auf der Bühne die Cordelia in Shakespeares „König Lear" spielen könne, so ist das nur ein Beweis von ihrer naiven Unkenntnis der Anforderungen der Bühne. Übrigens scheint die Verfasserin selbst gefühlt zu haben, daß ihrem Super'dentsröschen der Boden der Wahrscheinlichkeit fehlt, denn sie führt am Schluß sich selbst und ihren Bruder als Mithandelnde ein und läßt den letzteren sich sogar vom Super'dentsröschen einen Korb holen. Das wird, fürchte ich, auch nur auf diejenigen Leser bekräftigend wirken, die der Geschichte auch ohnehin den Glauben nicht versagt hätten.

Als Nachahmer von Wilhelm Busch treten Franz Stuck und ein pseudonymer Erraths auf. Die Buschiade „Haus Schreier, der große Mime" (München, Verlag der Münchener Kunst- und Verlags-Anstalt Dr. E. Albert und Co.), trifft den Ton des leider zu früh verstummten Originals ganz hübsch, die Bilder von Stuck sind sogar meisterhaft nachgeahmt. Der Dichter hat nur eines außer acht gelassen; Wilhelm Busch vermied alles Obscöne, so frei er auch das Natürliche behandelte. Erraths erkennt diese Grenze nicht immer an. Das ist schade, denn man möchte seiner Satire auf ein gewisses Komödiantentum gern weitere Verbreitung wünschen.

Zu unsern Bildern.

Den Osterfesttagen tragen drei Bilder unsers Heftes Rechnung: Benjamin Vautiers andachtverklärter Mädchenkopf, Guido Renis Christus und Johannes als Knaben, und R. Epps Osterwasser, das einen alten Volksbrauch anmutig illustriert. Die Begegnung Friedrichs des Großen mit österreichischen Offizieren im Schlosse zu Lissa am Abend nach der Schlacht von Leuthen ist zwar von der historischen Forschung neuerdings als Mythe erwiesen worden, aber sie paßt so gut zu dem Charakter des großen Friedrich und ist so volkstümlich geworden, daß der Künstler gewiß recht hat, wenn er sich den malerischen Vorwurf nicht von der trockenen Wissenschaft nehmen läßt. G. Barisons „Unerwarteter Besuch," E. Grützners „Weinprobe" und Alma Tademas „Im Heiligtum der Venus" gehören zu jenen reizvollen Genrebildern, bei deren Anschauen jeder mit einiger Phantasie Begabte sich selbst eine kleine Novelle erzählt, von denen der ersten sicher der beliebte glückliche Schluß nicht fehlt, die zweite wahrscheinlich stark humoristisch gewürzt sein wird, und die dritte wohl die Katastrophe tragisch ausklingen lassen dürfte.

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

Baumgarten, Fritz. — Italienische Frühlingstagr. Akad. Verlagsb. von J. C. B. Mohr, Freiburg i/B.

Bund, Ludwig. — Ruhmeshalle. Eine Sammlung auserwählter deutscher Kriegsgedichte. Felix Bagel, Düsseldorf.

Burkhardt, Dr. C. A. H. — Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung 1791—1817. Leopold Voß, Hamburg.

Caritas. — Die weiße Rose von Tichfield. Erzählung aus der englischen Revolution. Julius Fricke, Halle a/S.

Dorn, Hedwig. — Zur Stütze der Hausfrau. 2. Aufl. Illustr. Paul Parey, Berlin.

Eder, Dr. Josef Maria. — Jahrbuch für Photographie und Reproduktionstechnik für das Jahr 1891. 5. Jahrg. Illustr. Wilhelm Knapp, Halle a/S.

Egestorff, Georg. — Freilichtbilder. Wilhelm Friedrich, Leipzig.

Ein Katechismus der Moral und Politik für das deutsche Volk. C. L. Hirschfeld, Leipzig.

Engel, Eduard. — Der Zonentarif. 2. Aufl. Hermann Costenoble, Jena.

Engelmann, Dr. jur. Julius. — Rechtslexikon für Kaufleute und Gewerbetreibende. Lfg. 1, 2. Palm & Enke, Erlangen.

Esmarch, Dr. Friedrich von. — Die erste Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen. 9. Aufl. F. C. W. Vogel, Leipzig.

Fritz, E. — Briefe eines Junggesellen. Stimmungsbilder. 2. Aufl. Carl Reißner, Leipzig.

Gaucher, A. — Praktischer Obstbau. Illustr. Paul Parey, Berlin.

Handtmann, E. — Was auf märkischer Heide sprießt. Märkische Pflanzen-Legenden und Pflanzen-Symbolik. Hans Lüstenöder, Berlin.

Hirschfeld, Ludwig von. — Friedrich Franz II., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin und seine Vorgänger. 2 Bde. Duncker & Humblot, Leipzig.

Hohenfeld, Hans. — Elisabeth von Ungarn. Trauerspiel. Oswald Mutze, Leipzig.

Hübner, Alexander Graf von. — Ein Jahr meines Lebens 1848—1849. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Klein, Dr. Hermann J. — Jahrbuch der Uhranomie und Geophysik. 1. Jahrg. Eduard Heinrich Mayer, Leipzig.

Krause, Emil. — Abriß der Entwickelungsgeschichte der Oper mit litterarischen Hinweisen. Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G., Hamburg.

Leixner, Otto von. — 1888—1891. Soziale Briefe aus Berlin. Mit besonderer Berücksichtigung der sozialdemokratischen Strömungen. 3. Tausend. Friedrich Pfeilstücker, Berlin W.

Lübke, Prof. Dr. W. und **Lützow**, Prof. Dr. C. v. — Denkmäler der Kunst. 6. Aufl. Lfg. 9—24 incl. Paul Neff, Stuttgart.

Müller, Ernst. — Das Rolandslied. Ein altfranzösisches Epos. Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G., Hamburg.

Muret, encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Große Ausg. Teil I. Englisch-Deutsch. Lfg. 1. Langenscheidtsche Verlags-Buchhandlg. (Prof. G. Langenscheidt), Berlin.

Richet, Charles. — Experimentelle Studien auf dem Gebiete der Gedankenübertragung und des sogenannten Hellsehens. Aut. deutsche Ausg. Illustr. Ferdinand Enke, Stuttgart.

Rokitansky, Victor. — Über Sänger und Singen. A. Hartlebens Verlag, Wien.

Sandvoß, Rosalie. — Eichenlaub und Tannengrün. Dichtungen. Alexander Danz, Leipzig.

Sommer, Julius. — Madeleine. Schauspiel aus dem deutsch-französischen Kriege 1870,71. Johannes Elchlepp, Freiburg i/B.

Stein, Armin (H. Nielschmann). — Die liebe Dorel. Lebensbild einer Landesmutter aus dem Hause Hohenzollern, der Herzogin Dorothea Sibylla zu Liegnitz und Brieg. G. Schwetschkeschker Verlag, Halle a/S.

Strecker, Karl. — Familie Knippe. Roman. Wilhelm Friedrich, Leipzig.

Sutermeister, Otto. — Im Abendgold. Neue Dichtungen. J. Hubers Verlag, Frauenfeld.

Theile, Karl. — Bilder aus der Chronik Bacharachs und seiner Thäler. Friedrich Andreas Perthes, Gotha.

Volz, Dr. Berthold. — Emin Paschas Entsatz und Stanleys Zug durch das „dunkelste Afrika." Illustr. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Werner, Julius. — Sozialrevolution oder Sozialreform. G. Schwetschkeschker Verlag, Halle a/S.

Ziegler, C. — Der Hypnotismus. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Band XVI, Heft 1.) Chr. Belserische Verl., Stuttgart.

*) Besprechung einzelner Bücher vorbehalten.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Neuen Monatsheften in Leipzig, Paulstr. 3.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Pittig in Leipzig.

Photographie im Verlag von Gustav Schauer, Berlin

Frühlingstraum. Gemalt von Otto Lingner.

Lith. Anstalt von J. G. Bruhse, Leipzig.

Velhagen & Klasings

Neue Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

Frühlingsheft.

V. Jahrgang 1890/91. Heft 9. Mai 1891.

Schneewittchen.

Frühlingsidylle von Frida Schanz.

(Abdruck verboten.)

Frau Mutter!
Ja, wo ich beginnen soll?
Frau Mutter, ich möchte dir beichten!
Das heiße Herz ist mir übervoll, —
Ich muß es bei dir erleichten!
Frau Mutter, du zogst mich mit Märchen groß,
Mit Mären von Hexen und Zwergen.
Als Bub' schon verliebt ich mich grenzenlos
In Schneewittchen hinter den Bergen.
Ich weinte ihr schmerzliche Thränen nach
Im Hofe unter der Linde,
Ich sehnte mich, daß mir das Herz fast brach,
Nach dem schneeigen Engelskinde.
Und später blieb mir der Märchenzug;
Rings freiten die frohen Gesellen;
Mir war die Schönste nicht schön genug,
Mein Zwergenhaus zu bestellen.
Ja, ja, Frau Mutter, du warst dran schuld
Mit deinen Wundergeschichten!
Nun aber genug deiner Ungeduld:
Nun will ich ein Wunder berichten!

Sag, ist es nicht mehr noch als wunderbar:
Sie, die ich liebte so manches Jahr,
Schneewittchen, die längst ihren Prinzen gefreit,
Die gelebt und gestorben vor grauer Zeit
In dämmernden Nebellanden,
Schneewittchen, die nun wohl ein güldener Sarg
Den neidischen Augen der Welt verbarg, — — —
Schneewittchen ist auferstanden!

Du denkſt, ich ſcherze, du biſt erſtaunt, —
Du zürnſt wohl gar um ein Härchen!?
Frau Mutter, Frau Mutter, ſei gut gelaunt,
Jetzt kommt erſt das wahre Märchen —:

Frau Mutter, ich weiß es, — jetzt leugne nicht! —
Du verzogſt vor'm Jahre das liebe Geſicht,
Als ich ſo weit vor den Thoren
Den Platz zum Haus mir erkoren.
Mir blieb keine Wahl! Es zwang mich, traun,
Es zwang mich mit Raunen und Flüſtern,
Ich mußte hier wohnen, ich mußte hier baun,
Am Fluſſe unter den Rüſtern!
Die Stimmung war hier ſo „märchenhaft“ —:
Dicht vor mir des Neckars Blinken,
Und uralte Gärten als Nachbarſchaft
Gemütlich zur Rechten und Linken;
Die lärmende Stadt ſo fern gerad,
Daß ihre Farben verbleichen,
Und doch auf dem freundlichen Erlenpfad
So angenehm zu erreichen!
Auch die Freunde fanden den Weg nicht ſchwer.
Frau Mutter ſage, was wollt' ich mehr?

Stolz ſaß ich am Herde im eignen Bau
Und habe in heimlichen Wonnen
Den Winter vermalt und verſonnen.

Und als nun die Lüfte vergnügt und lau
Aus der Beete lockeren Tiefen
Die Veilchen zum Lichte riefen,
Als die Rüſtern grünlich und perlengrau
Das lenzige Kleid ſich ſpannen
Und golden die Tage verrannen, —
Da ſchwur ich und ſchwür' es noch hinterdrein,
Das Leben könne nicht ſchöner ſein,
Wenn's nicht, — der Wahrheit die Ehre! —
Noch viel ſchöner geworden wäre!

Ja, ſchöner und reicher mit jedem Tag!
Denn die Tulpenflammen erglühten,
Und ſchmelzend lockte der Droſſel Schlag
Aus flockigen Apfelblüten.
Sie rief aus den Gärten von rechts und links;
Da flogen durch Ulmen und Buchen
Die Blicke infolge des holden Winks
Zuweilen zu Nachbarbeſuchen.
Und da, Frau Mutter, da iſt's geſcheh'n,
— Es war wie in kindiſchen Träumen, —
Und doch, ich hab' es leibhaftig geſeh'n —:
Schneewittchen ſaß unter den Bäumen!

Wie ſoll ich dir ſagen, was ich empfand?
Sie war es, — die Schönſte im ganzen Land!
Sie wurde lebendig, ſie wurde wahr,
Die alte Märchengeſchichte!

Wie ſtand das ebenholzſchwarze Haar
Zu dem weißen Blütengeſichte!
Die Augen ſtrahlten in dunkler Glut,
Durch ſchattige Wimpern gemildert,
Der Mund war ſo rot, wie ein Tröpfchen Blut, —
Genau, wie du mir's geſchildert!

So ſaß ſie im Grünen und träumte lind,
Vielleicht von Glück und von Minne,
Ein holdes herrliches Königskind,
Hoheit und Demut im Sinne,
So fremd und doch ſo bekannt und traut!

Verzaubert hab ich ſie angeſchaut,
Bis ſie lachende Stimmen riefen
Aus des knoſpenden Parkes Tiefen.
So leicht, als ob ſie's von Elfen gelernt,
War da Schneewittchen entſchwunden.
Ich ſtand, noch als ſie ſich längſt entfernt,
Wie durch Zauberketten gebunden.
Allmählich erſt ward meiner Seele klar,
Was Märchen, was köſtliche Wahrheit war;
Zum Hauſe lenkt' ich die Schritte.
Zu lange hatt' ich geſäumt, ich Thor!
Nun raſch den nötigen Plunder hervor
Zur höflichen Nachbarviſite!

Wie arg mir ſolcher Beſuche Laſt
Sonſt in der Tiefe der Seele verhaßt,
Das kannſt du dich ſicher beſinnen.
Nun folgt' ich der löblichen Sitte Gewalt
Mit jubelndem Herzen, denn Mutter, es galt
Schneewittchen mir zu gewinnen!

Es ſtimmte, Frau Mutter, es ſtimmte genau!
Sie war hier hinter dem Berge
Im Dienſte der ſieben Zwerge!

Sieben Kinder lärmten im Nachbarbau;
Sie hatten die Mutter verloren,
Nachdem das Jüngſte geboren.

Die Schweſter des Witwers, faſt ſelbſt ein Kind,
War, als ſie den Jammer vernommen,
Aus ferner Heimat gekommen.
Sie lenkte die Kleinen, geſtreng und lind.

Das war mein Schneewittchen im ſchwarzen Haar,
Im weißen Märchengewande.
Ich ſah ſie inmitten der kleinen Schar,
Die Schönſte im ganzen Lande.
Sie ſtand am Grasplatz am Parkesrand
In blühender Schlehdornwolke
Und warf den Reifen mit ſicherer Hand
Entgegen dem Zwergenvolke.

Daß nun der Nachbar Schneewittchen rief,
Das mochten die Zwerglein nicht hören.
So bat ich und neigte mich ehrfurchtstief,
Sie möge das Spiel nicht ſtören.
Im Eifer nahm ich gleich ſelbſt dran teil.
Von den eigenen Zwergenjahren
War ich zu meinem beſonderen Heil
Noch wohl im Reifſpiel erfahren.

Da haben wir faſt einer Stunde Gold,
Verlacht, verjubelt, verlärmt, vertollt.
Wie ſcheu die ſchneeige Königsmaid
Dem Fremden zuerſt erſchienen,
Bald brach die lieblichſte Fröhlichkeit
Aus ihren himmliſchen Mienen.

Gewiß, weil die Zwerglein mir zugethan,
Sah ſie mich bald ſo vertrauend an,
Voll Ruh, voll Freuden und Frieden. —
Sie gab mir die Hand, als wir ſchieden.
Ihr Bruder ſprach: Gute Nachbarſchaft!
Da nickte ſie, leiſe und märchenhaft.
Meine Pulſe, Frau Mutter, flogen.
Mir war es, als hab ich den Himmel erreicht.

Denn ein bischen, ein bischen ſchon jetzt vielleicht
War mir Schneewittchen gewogen!

Frau Mutter, nun wird mir das Ende ſchwer,
Mein Herz ſchlägt mir gar ſo heftig.
Die Gedanken eilen geſchäftig
Zwiſchen hier und dem Nachbarhaus hin und her.
Vier Wochen ſind kaum vergangen,
Seit die Freundſchaft dort angefangen,
Und heute, — es wird nicht umſonſt geſagt,
Wir wären entſchloſſene Leute! —
So hab' auch ich nicht geſäumt, gezagt;
Was liegt zwiſchen damals und heute!

Ja, mein Herz, o was liegt zwiſchen damals und heut,
Entzückendes Frühlings- und Hoffnungsgeläut,
Glühen, Sehnen und Bangen,
Bis die letzten Knoſpen nun ſprangen.

Wie ich heimiſch wurde im Nachbarhaus,
Wie ich drüben weilte tagein, tagaus,
Von der Gunſt der Zwerglein getragen,
Das möcht' ich dir gern noch ſagen!

Und wie ich Schneewittchen walten geſehn,
Und wie ich, der Märchenbethörte,
Ihr die uralte Liebe mußte geſtehn
Und wie ſie mich zitternd erhörte,
Das möcht' ich dir ſchreiben und kann es nicht,
Das Zimmer blitzt von zu grellem Licht,
Zu blendender Maienſonne,
Zu überirdiſcher Wonne.

Frau Mutter, ich wurde zu ſeßhaft hier,
Du rieſſt mich ſchon lange umſonſt zu dir, —
Nun werd' ich wohl reiſen müſſen!
Erwarte mich, Mutter! Doch nicht allein!
Wir kommen zuſammen, wir kommen zu zwein,
Mein Lieb, mein Märchen, mein Sonnenſchein,
Schneewittchen, möchte dich küſſen!

Frühlingstage in Oberitalien.

Von Bernhardine Schulze-Smidt.

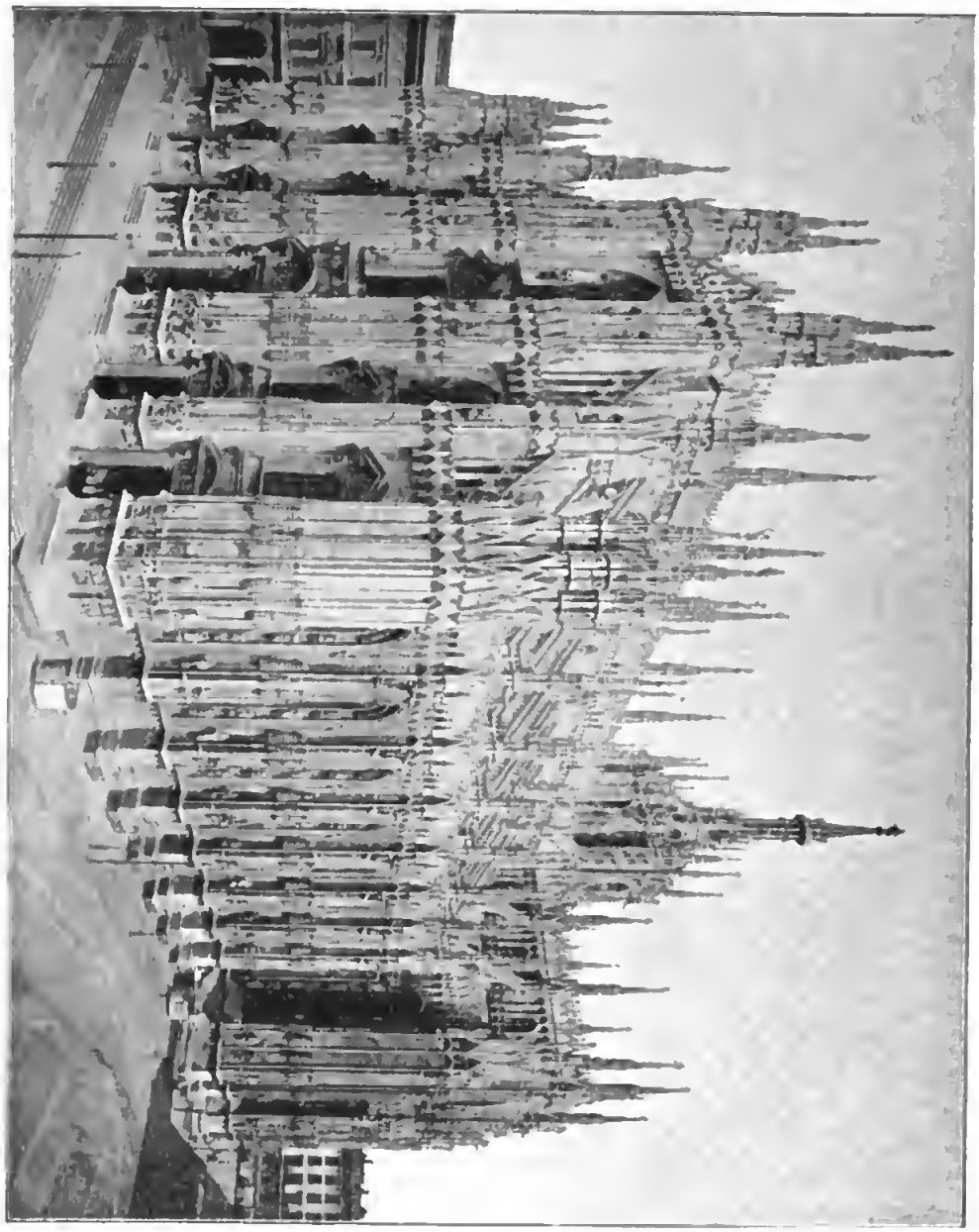
(Abdruck verboten.)

Nur im Fluge sollte Mailand berührt werden. Der Frühlingszauber der oberitalienischen Seen lockte allzugewaltig. Dennoch — am Mailänder Dom, einem der sieben Weltwunder, vorüberfahren, Lionardos Abendmahl links liegen lassen, das wäre mir gegen mein poetisches Gewissen gegangen. Und so fuhren wir ein, gerade während der wiederkehrende Sonnenglanz die rauschenden Ströme des Gewitterregens vergoldete. Daheim hatten wir Schnee und Eis zurückgelassen, hier grüßten uns übermächtig duftende Hyacinthen und Maiglocken, feilgeboten von antiken Huldinnen, die den schönklingenden Namen „Fioraja“ wahrlich nicht verdienten! Trotzdem freuten wir uns über die erste, anmutige „Mantiglia“ auf schwarzen Kraushaaren und rollten unserm Hotel entgegen.

Meine amerikanische Reisegenossin von wenig Stunden bog sich, während wir durch die Via Manin, über die Piazza Cavour und in die endlose Via Alessandro Manzoni fuhren, zum Omnibusfenster hinaus und sagte enttäuscht:

„But, Milan is like everything else!“ Unrecht hatte sie nicht mit ihrer naiven Bemerkung. Mailand zeigt wenig italienische Eigenart. Zwischen den prächtigen Läden der Galleria Vittorio Emanuele wandelnd, kann man sich im Stuttgarter Königsbau oder der Berliner Passage wähnen; die Art der Straßenanordnung, bald raumverschwendend breit, leer, staubig, bald eng und winklig, überall Nebengäßchen als Fühlfäden vom Verkehrswege ausstreckend, gemahnt an München, und die baumbestandenen Bastioni um die Stadt, flankiert von wohlhabigen Häusern und Villen, riefen mir die norddeutsche heimische Mittelstadt zurück. Ich

trennte mich von meinen Amerikanern, die Mailand zu erforschen gedachten, wie der Naturwissenschaftler den Wassertropfen unter dem Mikroskop: geradeswegs vom Hotel eilte ich zur Piazza del Duomo.



Der Dom zu Mailand. Nach einer photographischen Aufnahme von Georg Sommer, Neapel.

Dies weiße Wunder: die Kirche Mariä Nascenti! Ein überwältigender Bau, edelstes Spitzengewebe zu schneeigem Marmor versteinert. Viel wird von den gestrengen Herren Kunstkritikern daran gemäkelt und getüftelt: das große Ganze der fünf Langschiffe und drei Querschiffe unter überreichem Dache sei zu massig bei dem Mangel an hochstrebenden Türmen. Aber die Einzelnheiten, an denen der beschränktere, kritiklosere Geist sich so gern entzückt! Diese Symphonie reizvoller Kleinformen: Reliefs, Kreuzblumen, Krabben, Drachenköpfe und Engelsköpfchen, dies Innere, das den kleinen Sterblichen förmlich zu Boden wirft vor Ehrfurcht!

Digitized by Google

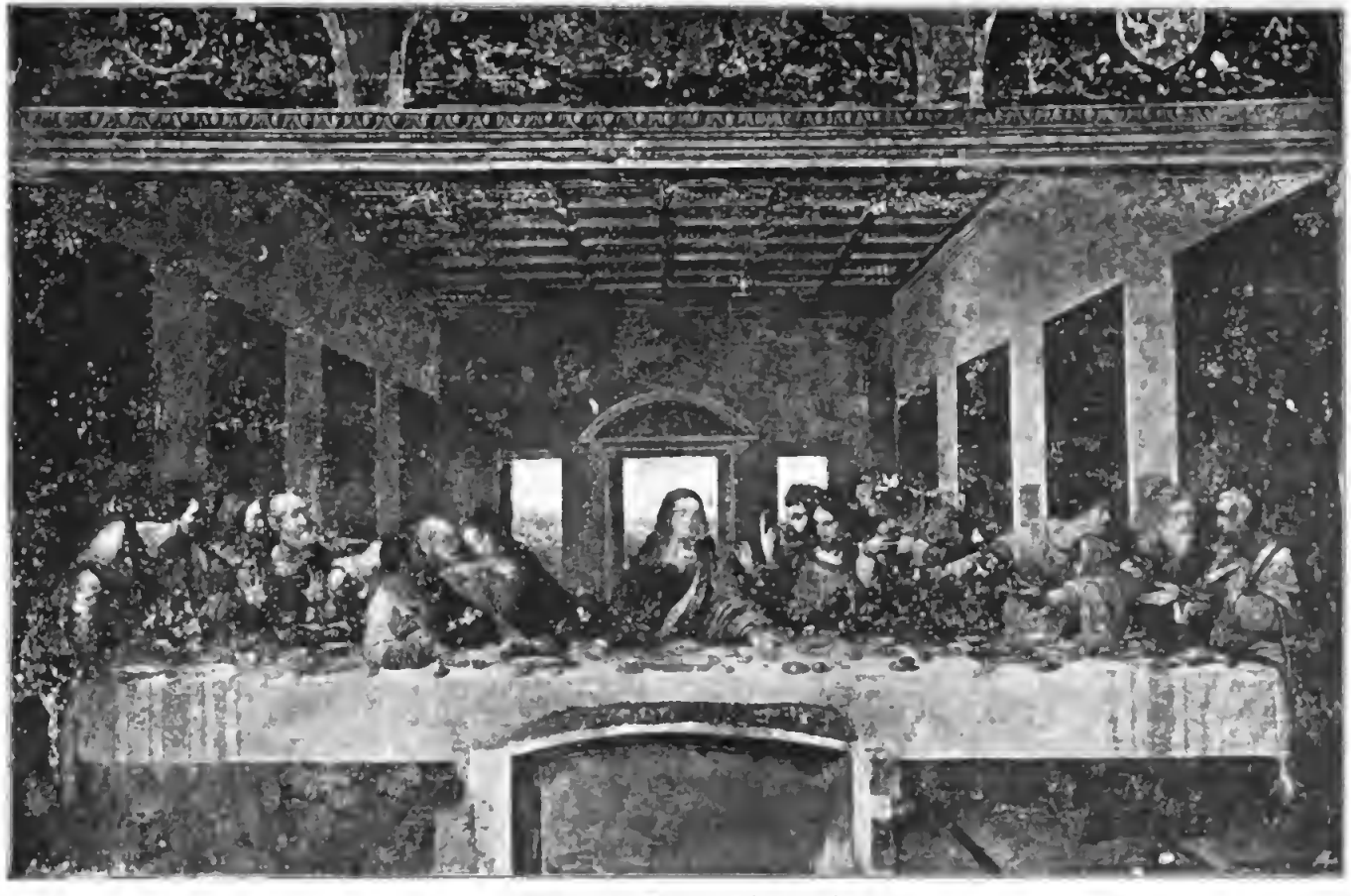
Welche Höhe, welcher Luftraum zwischen den stolz einfachen Säulenkolossen aus den Marmorbrüchen am Lago Maggiore. Die brennenden Lampen, die blendenden Sonnenstrahlen, die als diamantene Lichtflut durch die ungeheuren bunten Fenster des Chors hereinbrechen, spiegeln sich im glatten Marmormosaik des Fußbodens. Von Altar zu Altar, von Grabmal zu Grabmal ging ich, während eine Totenmesse celebriert ward, und scharfe und sanfte Stimmen das „Lux aeterna" sangen, und das malerische Volk hegen. Die Säulen mit kurzem Sockel und trotzigem Kapitäl. Die Sage erzählt, daß der heilige Ambrosius diese Kirche als eine Verkörperung der Keuschheit und Friedensruhe erbaut und geweiht habe. Er ließ auch um 390 den ungestümen Herrscher Theodosius vergeblich vor dem verschlossenen Thore knieen und um Einlaß bitten.

„Deine Füße tragen das Blut der Thessalonicher in mein Heiligtum," beharrte er unerbittlich, aber eine der Gefangenen, die, dem Tode nahe, von den wilden Sie-

Die Kirche S. Ambrogio in Mailand. Nach einer photographischen Aufnahme von Georg Sommer, Neapel.

im Weihrauchdunst am Boden kniete, sich inbrünstig bekreuzend. Lange stand ich lauschend vor Bambajas Tempelweihe Mariä. Wie eilfertig und eifrig steigt das liebliche Kind die Stufen zum Heiligtum empor, noch keine Vorahnung der sieben Schwerter im Herzen.

Ganz anders als der Dom wirkt San Ambrogio, die Kirche, die schon um Vierhundert auf den Überresten eines Venus- oder Bacchostempels erbaut ward. Sehr schlicht, sehr einheitlich im reinen Rundbogenstil, von der Fassade auslaufend luftige Gänge, die den schöngepflasterten Hof eingern mit nach „Mediolanum" geschleift worden war und ihm jammernd die kettenbelasteten Arme entgegenreckte, hob er an seine Brust und trug sie „con cura dulcissima" durch ein Schlupfpförtlein, das „sporteletto", hinein zum „battistero". Dort taufte er die Heidin auf den Namen „Parteuza in Domine," nahm dann Hostie und Chrysam, speiste und salbte sie zum letzten Gange, und als sie verschieden war, rief er vier der Longobarden aus Sporteletto. Die mußten den Leichnam vor ihres Herrschers Füße legen, und Ambrosius hob die Rechte zum Schwur: „So wahr ich dies schuldlose



Lionardo da Vinci's Abendmahl.
Fresko in S. Maria delle Grazie zu Mailand. Nach einer Photographie in seinem jetzigen Zustande.

Leonardo da Vinci's Abendmahl. (Nach einem ergänzenden Stich.)

Denkmal der Familie Cavi-Busti auf dem Friedhofe zu Mailand.
Modelliert von E. Butti.
Nach einer photographischen Aufnahme von Georg Sommer, Neapel.

Blut segne, so wahr sollst du deine Blutthat zuvor sühnen, ehe du in dieser Kirche deinen Gott preisen darfst." — Wie genau paßt die schöne Legende zur schlichten und strengen Vornehmheit von San Ambrogio!

Und nun zu Lionardos Abendmahl, dem „Cenacolo", nach der alten Klosterkirche Santa Maria delle Grazie. Durch eine sehr prosaische Thür mit Reklameaufschrift gelangt man ins ehemalige Refektorium. Ein öder, dumpfer Raum, Stalldunst, wackelnde Bänke, zerfessene Stühle, gleichgültig schwatzende Menschenkinder, denen die mangelhaften Kopien des unsterblichen, verwitternden Originals interessanter schienen, als dies Original an der schmutzigen Wand. Welche Klexereien in allen Formaten! Eine einzige beseelte Materei zwischen diesem Mittelgut. Davor stand ein breitbrustiger Riese mit fanatischen Augen, buschigem Schwarzhaar, Stelzfuß und völlig mädchenhaften Händen und malte mit wahrer Inbrunst.

Trotz der grenzenlosen Vernachlässigung und Verblaßtheit macht dies Abendmahl doch einen überwältigenden Eindruck und um so mehr, je tiefer man sich in seine Betrachtung versenkt. Welche Hoheit und trauervolle Milde im Christus, wie hingebend der Johannes im Gegensatze zu des Judas kaltem Hohne, in dem doch eine instinktive Furcht liegt; wie beredt die übrigen Jüngergestalten, wie sie zeigen, fragen, beteuernde Hände auf die Brust legen: „Herr, bin ich's?" Darin ist eine Fülle von Liebe und Unschuld, Selbstprüfung und Selbstqual enthalten, die jedes fühlende Herz packen muß. Ich meine, jeder könnte in einem dieser Köpfe sein eignes Ich in der Stunde des Kampfes und Zweifels verkörpert sehen. Es ist ein heiliges und echt menschliches Bild zugleich, verklärter Realismus — greifbarer Idealismus.

Der kurze Tag in Mailand, der in seiner Verwendung wirklich etwas Sonntägliches hatte, fand auch einen schönen Schluß. In Gesellschaft eines gottbegnadeten Künstlers, der auf der Bühne das Ideal des weltlichsten Leichtfußes „Don Juan" verkörpert und zum heißen Blute des Südländers das reinste Gold des Gesanges in der Kehle hat, wanderte ich noch zum Friedhofe, dem Campo Santo.

Weit hinaus liegt er, und er war totenstill und mit Frühlingsblumen geschmückt, Grab für Grab. Keine gepflegten Beete, aber im Schatten der Monumente wucherten

die Veilchen, aus dem Grase sprangen Asphodel und wilde Hyacinthe auf, und die Bienen summten, die ersten Schmetterlinge gaukelten. Drunten in der weiten Leichenhalle, die, meines Wissens, auch ein „Crematorium“ zur Feuerbestattung enthält, lagen frische Kränze von Flieder und weißen Camelien aufgestapelt, und ein verirrtes Vögelchen flatterte, fast wie ein Seelchen, das den Ausgang aus dem dumpfen Erdenkerker sucht und nicht finden kann, ängstlich hin und her, die Votivtafeln mit den Flügeln streifend. Droben ein seltsames Gemisch von Thränen und Lachen, erschütterndem Weh und heitrer Hoffnung, allem Tod zum Trotz.

Ich glaube, daß die meisten Fremden aus dem ernsteren Norden sich sehr unangenehm berührt fühlen durch diese südlich-sinnlichen Grabmäler. Niemand möge mir das Wort „sinnlich“ falsch auslegen — es ist nur im Gegensatze zu „übersinnlich“ gedacht. Die Toten der Italiener bleiben sozusagen bei den Lebenden, unvergeßlich in dem, was sie gewesen sind, und die lächelnden Züge, die blickenden Augen — der Marmor hält sie fest, nur daß er sie klarer, reiner, engelhafter gibt.

Da sitzt das Kind auf dem Steine, seine Puppe im Arm, da lehnt die schöne Frau im Spitzengewande an ihrem eignen Gedenkkreuze, und ihr Blick, ihr lieblicher Mund grüßen den Gatten, wenn er sie auf dem stillen Friedhofe besucht — er nimmt ihr geliebtes Bild treu und frisch mit sich zurück in sein verödetes Heim und sucht die Züge der Entrissenen in den Zügen seiner Kinder und liebt diese Kinder vielleicht zwiefach, weil sie der Mutter gleichen. — Mir drängte sich diese Gedankenfolge gewaltsam auf, als ich von einem dieser Lebend-Toten zum anderen schritt. Vier herrliche, ideale, übersinnliche Monumente sonderten sich mir aber dennoch zum Nievergessen aus; jene Gestalt des Schmerzes, hingeworfen über den Stein, und dicht daneben der ernste Friedensengel, der das Kreuz berührt, und dann die zwei anderen: die Mutter, die, ihr Kind an der Brust, mit zartem Finger an die Grabespforte pocht, und der unerbittliche Zeitgott, der sein langbärtiges Greisenhaupt auf starke Arme stützt und finster ins Leere starrt,

Como am Comersee.

während seine gewaltigen Schwingen den Erdboden streifen.

Mein Begleiter legte mir die Hand auf den Arm und blickte das großartige Denkmal an, genau so, wie er als Don Juan den unheimlichen, steinernen Gast anblickt. Die ganze Szene trat mir wieder vor die Seele, und nun erst verstand ich dies seltsame Gemisch von Ernst und Theatralischem im Mailänder Campo Santo.

Langsam wanderten wir heimwärts, plauderten noch ein Weilchen, im „Giardinetto“ sitzend, dem schwebenden Gärtchen des zweiten Hotelstockwerks, das ganz von Schwüle und betäubendem Jonquillen- und Narzissenduft erfüllt war. Der Mond leuchtete zauberisch — nur das Guitarrenständchen fehlte. — Noch einmal schlenderte ich dann, vor Schlafengehen durch die lange, merkwürdig stille Straße zur Piazza del Duomo hinunter und sah das schneeige Wunderwerk vom Mondlicht übergossen in einer Beleuchtung, die der elektrischen Lampen

spottete. Bei diesem märchenhaften Anblicke hätte der schärfste Kritiker stumm werden müssen, und die, welche den Mailänder Dom spöttisch ein Konditorprunkstück nennen, hätten wahrscheinlich vor dem süßen Handwerk ihren Hut gezogen. Wie das himmlische Licht an den Fialen und Arabesken des Daches niederrann und jede feine Meißelwendung des Marmors heraushob, das war einfach unirdisch schön.

So nahm ich ein großartiges Bild aus der lombardischen Hauptstadt mit auf die Weiterreise, trotzdem aber war ich froh, als die Straßen und Plätze hinter mir lagen und als dann, nach heißer Fahrt, der

Bellagio am Comersee.

letzte Lokomotivenpfiff vor Como ertönte. Ein Wirrwarr sondergleichen wälzte sich zu Fuß und zu Wagen gegen den Hafen hin. „Suum cuique!“ stand mit egoistischer Deutlichkeit auf allen Mienen, und die Koffergebirge der edlen Briten türmten sich zu unglaublichen Höhen, das impertinente Phlegma der Kofferbesitzer, die alle als Mylord und Mylady behandelt sein wollten, wirkte auf uns gewöhnlichere Sterbliche empörend. Man dankte Gott, als das Dampfschiff endlich begann, die smaragdenen Wellen des Sees zu durchschneiden. Das Städtchen Como, das sich, um seinen alten Marmordom geschart, am grünen Bergabhange emportreppt, trat weiter und weiter zurück, und ein starker, frischer Wind machte sich auf. Das Verdeck ward leer, Old England stolzierte zum Lunch in die Kajüte, ich genoß ungestört das entzückende Wandelbild. Der Comersee ist von Anmut überschüttet, namentlich in diesen ersten Maitagen, wo es der Sonne noch nicht gelingen will, den Schnee von den Gipfeln der Alpenberge hinwegzuschmelzen während ihre Strahlen an Hängen und Ufern eine unbeschreibliche Blumenpracht aus der Knospe küssen. Über dieser Pracht vergißt man den Waldmangel, und zu ihr stimmt das ruhige Taubengrau der Olivenbäume, das matte Gelb der Felsen. Dorf folgt auf Dorf, Villa reiht sich an Villa, Marmorstufen führen zum Wasser hinunter, und über die Stufen rankt und blüht es in solcher Üppigkeit, daß man des Lenzes Füllhorn selbst zu sehen meint. Die Glycine mit ihren lila Trauben klettert überall, untermischt mit dem schwefelgelben Bankfiaröschen, die wilde Iris bildet blaue Felder, und feurig stehen die Anemonen dazwischen. Alle Häuser hell und heiter, reges Treiben, wohin man blickt. Fast an jeder Station stößt ein Kahn vom Lande ab und schwankt durch hohe Wogen an unser Dampfschiff, um Waren abzuliefern und ländliche Passagiere zu empfangen. Wie lustig und lebhaft die Leutchen! Fra Diavolo im Spitzhut und seine Genossen stoßen und puffen einander, bis eine schwarzäugige Schöne dem Ergrimmtesten unter dem Arme durchschlüpft, sich willig zu unserm Dampfboote empor helfen läßt und sich ihr zappelndes Bambino mit Lachen und Kichern zurückfordert. Fra Diavolo nämlich hält es einstweilen im Arm, und die drolligen Händchen krallen sich in den Banditenbart.

„Ladro! Briccone! Dieb, Schelm!“ schreit die Dirne; denn die Schaufeln des

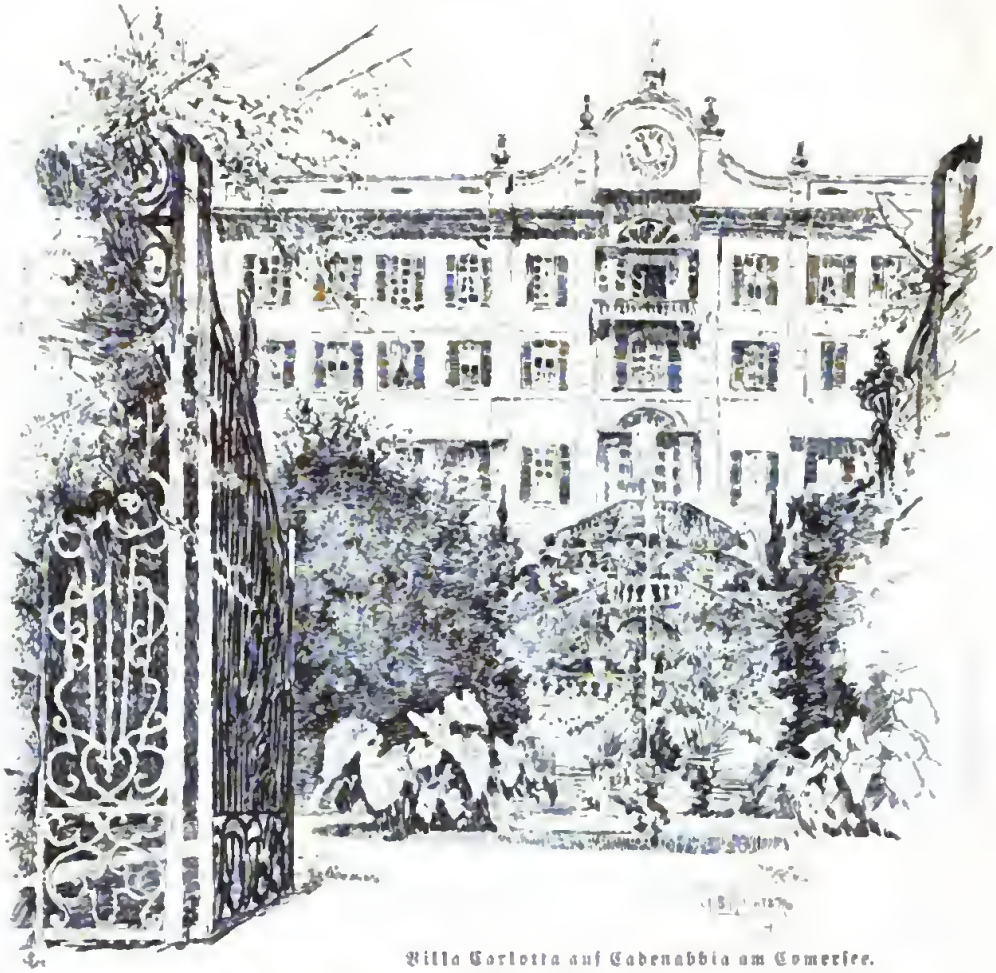
Das Grand Hotel von Bellagio am Comersee.
Nach einer photographischen Aufnahme von Georg Sommer, Neapel.

Dampfers arbeiten schon wieder, und Fra Diavolo wirft ihr das festgewickelte, lebendige Bündelchen empor wie ein Paket. Noch als wir in Bellagio landen, regt sich die Gesellschaft hinten am Kiel über den Fall auf und küßt und bedauert das Bambino mit den sammetschwarzen Augen:

„Poverina! Angelina!" Das arme Engelchen! Als ob der „Ladrone" (vermutlich Klein-Angelinettas Vater) es nicht abwarten könne, bis es in Wahrheit gen Himmel fliege! Und dann verzehrt die junge Mutter es mit ihrer Liebe, und es bekommt eine große Magnolienblüte in sein ungeschicktes Händchen, und mir wird erzählt, daß es Fieber habe und zur Muttergottes von San Martino hinaufgetragen werden solle.

Unterdes drängt sich Großbritanien in vielerlei Gestalt an mir vorüber zur Landungsbrücke. „Bellagio!" Ein Strom von Glück und Dank gegen den Schöpfer alles Schönen durchflutet den Menschen, wenn er dies gesegnete Gelände betritt. Anmut sondergleichen! Das Städtchen setzt seinen Fuß gar zu zierlich in den See hinaus und ist von Platanen überschattet, von Gärten und hellen Fenstern belebt und klimmt mit kühlen Stufengäßchen rückwärts empor zur Villa Serbelloni und in das Geheimnis eines Pinienwaldes, der Weg bis zum Grand Hotel Bellagio von heiteren Kaufläden eingefaßt. Da liegen Blumen in ganzen Haufen, da brennen die schönen Farben der seidenen Streifendecken, der Spezialität Bellagios, und eine unschuldig aussehende Kleine mit blauer Perlenkette um ihr feines Hälschen und blauschwarzen Zöpfen um ihr Gemmengesicht, fordert wahre Liebhaberpreise für das Päckchen alter Goldspitzen, und winkt „no!" mit dem Zeigefinger, als Großbritannien die Hälfte der Summe bietet. Dann kommen die Batelieri in hellen Haufen, die bunten Schärpen fliegen hinter ihnen drein, das Hemd weht von der Brust zurück, hinter dem rechten Ohre stecken Nelke und Rose im Kraushaar.

„Barca, Signora? Barca per la



Villa Carlotta auf Cadenabbia am Comersee.

Melzi — ? Barca per la Carlotto? — Cadenabbia. S'gnora?" Kaum, daß man sich der Gesellschaft erwehren kann.

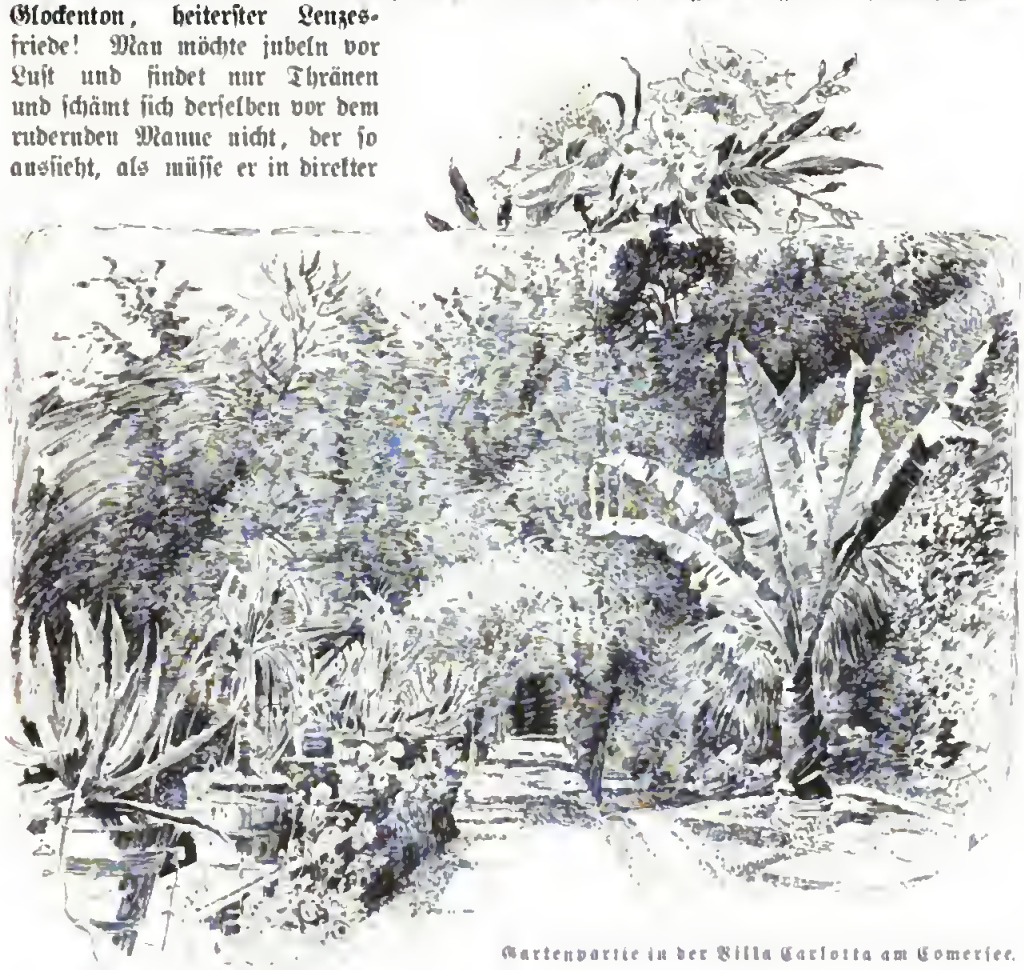
Heute, da das abendliche Dunkel sinkt, widersteht man der Lockung noch mit einiger Mühe — aber am folgenden Tage! —

Ein Maisonntag am Comersee! Wer ihn erlebt hat, wie ich, dem werden bei der Erinnerung die wundervollsten Bilder aufsteigen, und denen, die einen solchen Wonnemond nur ahnen, möchte die Feder, in bunte Farben getaucht, anstatt in prosaische Tinte, malen können, was das entzückte Auge sah.

Es ist noch früh am Tage und still auf der weiten Terrasse des Hotels, deren breite Treppen zum See hinabführen. Ringsum läuten die Glocken feierlich; die Sonne strahlt, und die Nachtigall, die uns gestern Abend in Schlaf gesungen hat, singt und schluchzt noch leise nach und birgt sich vor der beginnenden Hitze zwischen den blanken Blättern der hohen Kamelienbäume, die in voller Blütenpracht stehen. Hinter ihnen klettern die Glycinen an den Wänden empor, und knospenschwere Rosenranken nicken, und der Erdboden, aus dem ein warmer, kräftiger Geruch aufsteigt, ist ein Blumenmeer, Lorbeer und Cypressen stehen dunkel am leuchtendblauen Himmel, und unter ihnen, dem Strande zu, liegen die Batelieri auf dem Bauche, die Köpfe seitwärts gewendet, blinzeln in die Sonne und warten auf guten Fang.

Hinaus auf das klare, grünliche Wasser, hinüber nach den Häusern der Schiffahrt, nach Cadenabbia! Da liegt rechts von den Wohnungen des lieblichen Dorfes ein türkischer Teppich — so scheint's — über die Hügelwelle hingebreitet, scharlachrot, schwefelgelb: der Garten der Villa Carlotta. Gegenüber, spitz und schwarz, die Cypressen, hinter denen die weiße Fassade der Villa Melzi leuchtet,

geradeaus das dunkle Vorgebirge der Villa Balbinello, rückwärts Menaggio und die schönen, sanftgeschwungenen Berge im Kreise, mittelhoch, und hinter ihnen die reinen Schneegipfel der Veltliner und Bergamasker Alpen. Ein Bild von größter Vollkommenheit! Die Luft gleichsam durchzittert von Myriaden flimmernder Atome, weich wie Sammet, duftig, blauend, Vogelzwitschern, Glockenton, heiterster Lenzesfriede! Man möchte jubeln vor Lust und findet nur Thränen und schämt sich derselben vor dem rudernden Manne nicht, der so aussieht, als müsse er in direkter



Gartenpartie in der Villa Carlotta am Comersee.

Linie von Napoleon dem Großen abstammen.

Da landen wir schon vor der Villa Carlotta. Das grünberankte Eisenthor schwingt geräuschlos in seinen Angeln; das Schlößchen mit dem feingeschweiften, urnenbesetzten Dachgesimse liegt still wie ein Märchen. Der Springbrunnen wirft seinen Silberstrahl hoch empor, und leise rieselt das Wasser über Farn- und Schlingpflanzen, an der dunklen Brust des Bronzeknaben hin, in sein Becken zurück. Vielfach gegliederte Treppen führen ins kühle, schweigsame Innere der Villa. Draußen alles grün und blumig, drinnen der wehmütige Zauber der Vergangenheit. — In Klein-Trianon habe ich einst ähnlich empfunden wie hier, als ich den Saal zu ebener Erde betrat, von dessen blaßblauen Wänden sich Thorwaldsens großartiger Alexanderzug als Fries hebt, und die reizende Gruppe Canovas: der vogelleichte, zartbeschwingte Amor, der seine Psyche küßt. Gegenüber — auch von Canova — die schöne Pauline Borghese, Napoleons Schwester — eine verführerische Venus, und im nahen Gartenzimmer der große Napoleon selbst als Konsul, ein äußerst fein empfundenes Relief von Lazzarinis Meißel.

Vom Gartenzimmer hinaus in den Garten, von einem schlanken, munteren Burschen geführt. Ein Wunder, dieser Garten, ein

wahrer Lobgesang auf den holden Frühling! Seine Anlage ist willkürlich und malerisch. Den entzückenden Durchblicken zuliebe ziehen sich zahlreiche verschwiegene Waldpfade zwischen hohen Myrten und schlanken Birken bergauf und bergab. Da wandelt man wie im Traum; zur Seite dunkelt ein Dickicht von Bambusstauden, dem Bilde der strotzenden unverwüstlichen Kraft; der Boden ist überwuchert von buntblätterigen Begonien, und sobald ein Sonnenstrahl Raum findet, sich durchs Gezweig zu stehlen, weckt er ein ganzes Heer von Veilchen im Moosgrunde. Nun treten Myrten und Bambus zurück, Kamelien und Magnolien bilden hohe Wände. Die Kamelien brechen fast zusammen unter ihren königlichen Blüten und schwellenden Knospen, und der höchste Magnolienbaum — beinahe vierzig Meter hoch — ist bis in den Gipfel hinauf von einer enormen Glycine umwunden, wie von einer Boa Konstriktor. Jetzt thut sich eine sonnendurchglühte Lichtung auf. Fächerpalmen spreizen ihre Riesenfinger, der Cykus reckt seine starren Wedel in die blaue Luft, die Musa breitet ihre zartgrünen, ungeheuren Blätter aus und mächtige Baumfarren wiegen ihr zartgefiedertes Laub im weichen, sommerlichen Winde. Da kriechen Schlingpflanzen mit metallisch grünen Blättern und wonnevollen Blüten, noch taufeucht; tief hinein in die Kelche tauchen die Bienen, und schimmernde Schmetterlinge setzen sich flügelschlagend auf die duftenden Zitronenblüten der Pergola.

Ich habe vor meines Führers jugendlichen Augen entschieden Gnade gefunden durch ein halblaut gesungenes italienisches Frühlingsliedchen:

„Ben è ver, quando è giocondo
Ride il mondo — —“

Er überwältigt mich förmlich mit Blumenspenden. So viel Kamelien von der edelsten Art habe ich bisher noch nicht auf einmal in Händen getragen, noch so vollblühende Myrten und Orangenzweige. Und nun biegen wir — den grünschillernden See immer vor uns — in einen neuen Waldpfad, und da liegt eine ganze Unendlichkeit, ein Gewoge leuchtender Farben uns zu Füßen: rot, gelb, violett in den wundervollsten Abstufungen: tausende von Rhododendren und pontischen Azaleen. Das ist der „türkische Teppich,“ den wir, von Bellagio aus, über den Hang des Hügels hingebreitet sahen. — Verstummt ging ich durch dies Eden, für das „heiter“ ein bettelarmes Beiwort wäre. Es ist die Verkörperung jener jauchzenden Lust, der sich so leicht ein scharfer Schmerz zugesellt, als Warnung, daß wir den Himmel nicht auf Erden haben dürfen. Aus ungezählten Nachtigallenkehlen sang wehmutsvoll dieser Schmerz, meinen Tritten folgend, und über den See trugen ihn die sonntäglichen Kirchenglocken in diese kleine Welt von Glanz, Duft und unbeschreiblicher Schönheit hinein.

Von der Villa Carlotta ruderten wir zur Villa Melzi hinüber. Sie ist, meinem Gefühle nach, ernster und vornehmer als die Carlotta: ein Petrarkasches Sonett im Gegensatz zu einer Folge lieblicher Ritornelle, deren letzte Zeile sich auf den Blumennamen der ersten reimt. In der Melzi durfte ich nur die Kapelle betreten, in deren Grabmälern sich Gesicht für Gesicht die adeligsten Familienzüge wiederholen. Wunderschön ist das Denkmal für die Mutter des Duca. Der feine, kluge Matronenkopf bildet Abschluß einer drapierten Herme, von bekränzenden Genien umgeben. In den Fensterbogen des Gartenhauses die Porträtbüsten Lätitia Bonapartes und Josephine Beauharnais'. Lätitias Gesicht zeigt ganz des Sohnes Mund, in dem Josephinens fällt vor allem die klassische Schönheit von Augenlid und Stirn auf. — Der Garten ist weniger blumenreich, dafür aber hat er die vollkommensten Cedern und Cypressen, wahre Riesen von Wellingtonien und Araukarien, und Rasenflächen wie weicher Sammet, und der Blick nach Tremezzo und Menaggio hinüber ist von strahlender Anmut.

Eine große, heitre Gesellschaft fuhren wir nach Menaggio, wo es an Hafen und Bahnhof wieder das tollste und drolligste Gewirr gab. Ein naives Eisenbähnchen vermittelt den Verkehr zwischen dem Comersee und Porlezza am Luganersee. — Eine gemütliche Bummelfahrt im buchstäblichen Sinne. Alle fünf Minuten Aufenthalt an ländlichen Stationen, deren Bahnwärterhütten lustige Kinderscharen umlagern, schmutzig, schöngeäugt, von harmloser Frechheit. Dann hatten wir den Luganersee vor uns, der vom Comersee so grundverschieden ist, daß gar kein Vergleichen in den Sinn kommt. Seine Farbe ein dunkles Pfaublau, das nach den Ufern zu ein

hartes Jaspisgrün wird, seine Umgebung ernst und romantisch. Die Bergformen hoch und schroff, überall schauen Schneehäupter herein. Da und dort uralte Olivenbäume, üppige Agaven, schwarze Pinien, ernster Epheu und graues Gestein, die Ortschaften sehr malerisch, die Gelände schön bebaut. — Lugano selbst in vollster Sommerpracht, blendendhell Häuser und Hotels; dem Städtchen zur Seite steigt der Monte San Salvatore auf, dessen Spitze ein Logierhaus in schwindelnder Felsenlage krönt. Die Männer und Weiber, die am Ufer wandeln und in ihren schaukelnden Kähnen hocken und liegen, wahre Modelle mit ihren grellen Lumpen und verwegenen Hüten. In überraschenden Windungen und Schwenkungen durchmaßen wir die volle Länge des Sees, der mich, seltsamerweise, nicht zum Verweilen anlockte. Ihm fehlt die bezaubernde Lieblichkeit des Comersees, und sein Ernst hat doch nichts von der bannenden Tragik seines schweizer Bruders, des Wallensees. Dennoch verlief die Fahrt ergötzlich genug; der hübsche, verschmitzte Beamte des kleinen Dampfers neckte sich mit mir in grauenvollem Französisch und flottem, lombardischen Italienisch und plombierte mein Gepäck — wahrlich fast bis auf den Bädecker in meinen Händen, — so gründlich, daß ich in Ponte Tresa jeglicher Revision entging.

Der Monte San Salvatore am Luganersee.

Abermals preßte man uns arme Reisende in einen trambahnähnlichen, kleinen Zug zusammen, wie in einen Pferch, und so fuhren wir durch lange, lichtlose Tunnel und eine wunderschöne Schlucht nach Luino. Hochromantisch diese Felsenschlucht; graues Gigantengestein von gelben und feuerroten Blumen überblüht, in der Tiefe ein Bergstrom, klar und lichtgrün wie Beryll, brausend, schäumend und stürzend, in der Enge Wassermühlen, vereinzelte, rosenberankte Häuschen, da und dort tauchte ein vergletscherter Gipfel rasch auf und verschwand ebenso rasch. In Luino am Bahnhof kam die Prosa in Gestalt eines sehr mäßigen Büffets bei Riesenpreisen, und dann in die Poesie zurückgekehrt.

Der Lago Maggiore leuchtend wie Vergißmeinnicht. Mir erscheint er als die Krone dieser drei Seen; ich liebe dies azurblaue Wasser mehr als das grüne. In großen Zügen, dem Auge niedriger erscheinend, weil ferner, umgeben ihn die Riesenhäupter der Hochalpen, und im Vorland Weinterrassen, Olivenhaine, die alten grauen Felsennester der wilden Grafen von Cornnaro, die das schöne Gelände mit Raub und Brand ängstigten, weiß schimmernde Dörfer: das romantische Ghiffa, das liebliche Oggebbio, mit drei Parzen und ebensoviel hochgeschürzten Charitinnen als Staffage, die im blumigen Grase mit zerschlissener Wäsche hantieren und von ein paar lumpigen jungen Faunen genarrt werden. Bei Laveno ragt die Idealform des Sasso del Ferro auf, ein grüner, herrlich gestalteter

Isola dei pescatori (superiore) im Lago Maggiore.

Berg. Und nun, je mehr sich unser Schiff Intra und Pallanza nähert, erscheint die prächtige Monte-Rosa-Gruppe klarer und klarer, die vergletscherten Zacken der Mischabelhörner, das eisige Strahlhorn, die Kette des Simplon.

Mit vollen Händen streut der warme Süden seine Liebesgaben aus. Das grünt und blüht und lächelt in noch verschwenderischerer Üppigkeit, noch entzückenderem Liebreiz als am Comersee. Die Farbe des Wassers verleiht dieser Schönheit das Gepräge des Himmlischen. Man glaubt sich von der Erde und ihren halben Freuden entrückt ins Paradies.

Da ist die Säulenrotunde auf dem Felsvorsprung, da Intra; auf der Landungsbrücke reges Leben. Der Abend sinkt, und die Schneeberge tauchen sich in blendendes Silberlicht, das sich herrlich vom Himmel abhebt. Nun huscht es rosig darüber hin, und das Silber verkehrt sich in tiefes Gold. Bei Intra der letzte Sonnenblick, die Aveglocken läuten, die Farbe des Himmels vertieft sich, die ersten Nebel steigen auf. Das ist Pallanza, gegen seine grünen Hügel geschmiegt, wie eine stolze Schönheit. Die Stadt und das anmutige, benachbarte Suna von völlig italienischem Gepräge, davor gelagert die Isola San Giovanni. Ein Chaos von edlen Bäumen und violetten Clematisranken, deren nickende Gewinde bis zum Wasserspiegel reichen; unten am Inselufer eine Reihe starrer Aloen, deren eine den langen Blütenschaft emportreibt. Hinüber nach Baveno. Dort steigen die letzten Passagiere aus. Ich bleibe allein. Das Schiffsvolk beginnt zu lachen und zu singen, balgt sich mit Gepolter und schreit sein helles Italienisch in lebhaften Sätzen durcheinander. — Der hübsche Capitano macht einer lustigen, dicken Dame, die urplötzlich aus den Tiefen der Kajüte auftaucht, con fuoco den Hof.

Jetzt fahren wir an der Isola dei pescatori, der Fischerinsel, hin. Schattenhaft, ein kleines Venedig, schwimmt sie mit ihren schiefen, äußerst malerischen Häusern auf dem dunkelnden See. Die Gebäude drängen sich aneinander und schieben und schachteln sich ineinander. Da und dort ein Baum und ein mauerumzogenes Gärtchen, Netze, zum Trocknen gespannt, schwanken im Abendwinde, ein starker Duft von Goldlack scheint die ganze kleine Welt der Fischer zu umschweben, und feinblättrige Hängerosen, schlängelnde Kapernranken nicken vom Gemäuer. Alles, jedes Fleckchen der Insel zu Wohnstätten ausgenutzt, kaum daß ein Platz, der Hafenbucht nahe, für Gondeln, Ruder, Netzwerk freigelassen ist.

Ein Friedensbild, so lag das Inselchen gegen den weißlichen Hintergrund der Marmorbrüche von Baveno, aus denen einst die Bausteine zum Mailänder Dom genommen wurden. Vor dem Marmor ein schwarzer Waldzug bis über Stresa hinaus, zwischen den ragenden Baumwipfeln traubliche Villen und Schlößchen, geborgen wie Vogelnester.

Und dazu diese warme Stille der Luft, diese Regungslosigkeit und Klarheit des Sees, diese lieblichen und großartigen

Formen der Gebirge, die ihn umgeben. Das Auge erquickte sich im Anschauen der weiten Wasserfläche, deren wunderschönes Blau trotz der Dämmerung geblieben schien. Die Glocke des spitzgetürmten Kirchleins läutete in tiefem Tone; eine einsame Frau, groß und zart, stand im Bogengange der Osteria am Ufer und winkte mit sehr weicher Armbewegung unserem vorüberrauschenden Dampfschiffe nach. Drüben funkelten die Lichter von Pallanza und Suna, die Sterne blitzten am Himmel, und hinter der Simplonkette ging der Mond auf. Die ganze, köstliche Landschaft in saphirenen Duft gehüllt; eine so eigentümliche und reizende Beleuchtung erinnere ich mich niemals gesehen zu haben. Isola Bella — entzückend! Am Strande, vor dem Hotel Delfino, sang eine Kinderschar in raschem, prickelnden Tempo

Isola Bella im Lago Maggiore.

ein Volkslied, lachte und klatschte unisono in die Hände. Robert Reinicks holdes Märchen von der Nixeninsel kam mir mit Gewalt in den Sinn bei diesem Kichern und Jauchzen der flinken, kleinen Nebelgestalten, und der Refrain ihres Liedes:

„La Marina, Mariellina
Vieni cui! vieni cui!“

klang fast wie ein leises, lockendes Vogelpfeifen oder wie das Tönen der Rohrschalmeien in den Händen der Nixen, die den neugierigen Fischerknaben in ihr Zauberparadies riefen. Zauberisch war auch die Szenerie, deren Staffage die spielenden Kinder bildeten: die aufgetreppten Rokokogärten des Borramäerschlosses, deren Statuen, deren springendes Einhorn kohlschwarz im Duft standen, deren groteske, exotische Baumwipfel ohne Bewegung, wie aus dunklem Erze gegossen, aufragten.

In Stresa blickte ich lange, aus meinem Balkonfenster gelehnt, in diese himmlische Mainacht hinaus. Herzerschütternd schlugen und sangen die Nachtigallen in den Kameliengebüschen — eine Menschenstimme — Gott weiß, woher sie kam — ahmte das wollüstig-süße Flöten nach bis weit über Mitternacht hinaus. Dann erhob sich plötzlich eine wilde Tramontana; die Wolken flogen groß und schwer am Monde vorbei, der See wogte zornig, der Nachtigallenschlag schmetterte drein.

Als ich frühmorgens erwachte, lächelte die Welt wieder aufs berückendste, und meine „Cameriera“ brachte mir mit der Chokolade einen mächtigen, blütenvollen Kamelienzweig, den der starke Nachtwind im Hotelgarten abgerissen hatte. Mehr als ein Dutzend Knospen und ebensoviel offene Blumen, milchweiß, wie von Morgenrot gesprenkelt, zählte ich.

Das Hotel „Aux Iles borromées“ ist ungemein anmutig. Hell, luftig, von vornehmer Ruhe durchzogen, weite Räume, Treppen und Korridore blumengeschmückt, ein lauschiger Garten, und zwischen den feingefiederten Schleppzweigen der riesigen, ausländischen Tanne hindurch, die den Eingang beschirmt, eine wonnige Aussicht. Ich persönlich würde zu längerem Aufenthalte Stresa den Vorzug vor Pallanza geben.

Nur ein langer, unvergeßlicher Tag ist mir am Maggiore vergönnt worden, und ich habe ihn nach besten Kräften ausgenutzt, ganz allein freilich mit seinen schönen Eindrücken.

Zuerst die Morgenfrühe am Ufer, auf gefälltem Pinienstamme. In kurzen, blauen Wellen läuft das bewegte Wasser zum

Strande, Barken tanzen munter darauf, in der Ferne ein grellfarbiges Segel. Nun kommt es näher, und eine ganze Apostelschar sitzt im Kahne zum Fischzug: Petrus, der Brausekopf, und Johannes mit langen Nazarenerlocken und schmachtender „Morbidezza“ in den Augen. Von der Fischerinsel rudert ein zweiter Kahn eilfertig heran, jetzt macht er die scharfe Wendung auf Pallanza und Isola Madre zu, deren roter, verfallender Palazzo frei vor den Baumwipfeln des „englischen Gartens“ steht. Ganz im Vordergrunde, durch die Klarheit der Luft zum Greifen nahe gerückt, ist der barocke Terrassenbau von Isola Bella. Dunkle Steinbogengänge reichen ins Wasser des Sees, hellere wölben sich darüber, üppiges Grün umwuchert die ganze Insel. Die fernen Schneeberge scheinen Licht in die violetten Thäler und Schluchten zu werfen, von meinem Ruheplatze aus zur rechten schieben sich granitene Quais ins Wasser, die Batelieri plaudern und singen in graziöser Faulheit; hohe, zweirädrige Karren, mit braunen Maultieren und falben Ochsen bespannt, rollen vorüber, die Insassen unterhalten sich lebhaft und schreien den beiden allerliebsten Jungen zu, die dicht neben mir im Grase hocken und ein unseliges Huhn mit Käfern und Gewürm und einem kunstvoll geschichteten Neste zum gefälligen Eierlegen zwingen wollen. Jetzt kommt ein niedliches Dirnchen dazu herangetrippelt, die Fibel in braunen Händchen und buchstabiert: „b e l — l-a —: bella!“ Die Hühnermarter sehen und eine ergrimmte Schlägerei mit den Brüdern beginnen, ist eins. Gackernd läuft der Gegenstand der Qual davon, seine Flügel spreizend, und ich stifte mit italienischen Brocken und „Cioccolata“ aus meiner Tasche Frieden. Nun hängt das Kinderkleeblatt an mir mit Klettengewalt und erklärt mir alle Villen und Gärten in der Runde, wo die Sprosser schlagen und die Kamelienbüsche ihre rosa und purpurnen Blüten gegen das Gegitter drängen. Dort neben der Kirche, vor dem Schlößchen der Herzogin von Genua, arbeiten die Gärtner zwischen den hohen, blühenden Fächerpalmen, und dann tönt die Glocke zum Mittagsbrot.

Nach Tisch zur Isola Bella. Mein Schiffer ist ein Achtzehnjähriger, ein frischer, schneidiger Bursch mit häßlichem Gesichte und strahlenden Augen. Sein ganzes, junges Leben, seine frohe Zukunft als „Marinaro“ schildert er mir voll Emphase und dankt mir mit ritterlicher Verbeugung, als ich ihn auffordere, mit mir das Schloß zu besehen, das ihm, dem Einheimischen, noch völlig unbekannt ist. Wir schließen uns einem italienischen „Amoroso“ mit seiner „Carina“ an, die, völlig dem Kultus ihrer Verliebtheit hingegeben, Arm in Arm den Vortrab zur Besichtigung bilden.

Viel verschrieen und doch seltsam anziehend ist dies Schloß mit seinen zahllosen Rokokosälen. Gold und Blaßblau in der Dekoration vorwiegend, Bild an Bild, venezianische Kristallkronen, florentiner Mosaikschränke, spiegelnde Marmorböden in Terrazzo-Manier; überall, durch tiefnischige Bogenfenster, himmlische Ausblicke auf Garten, See und Schneegebirge; im Erdgeschoß Grottengänge aus Muscheln und Tuffstein, in denen einst verliebte Schäferspiele aufgeführt wurden, der Garten voll von der wehmütigen Poesie des Verfalls und des wahrhaft tropischen Verwuchertseins. Dunkle Pergolen, wasserlose Brunnen mit moosigen Becken aus rosso antico, dem roten, schöngeäderten Marmor. Eidechsen huschen hin und wieder, die Blumen der Beete, starkduftend, unbeschnitten, wachsen in die Fußpfade hinein, und jeder Baum zeigt eine neue, fremdartige Blattform. Dazu die Abendsonne über diesem Märchen im azurnen Wasser und das eintönige Schrillen großer Zikaden, das Summen der Bienen und in der Luft jener helle, leuchtende Ton, der das Lächeln des lieblichen Lenzes ist.

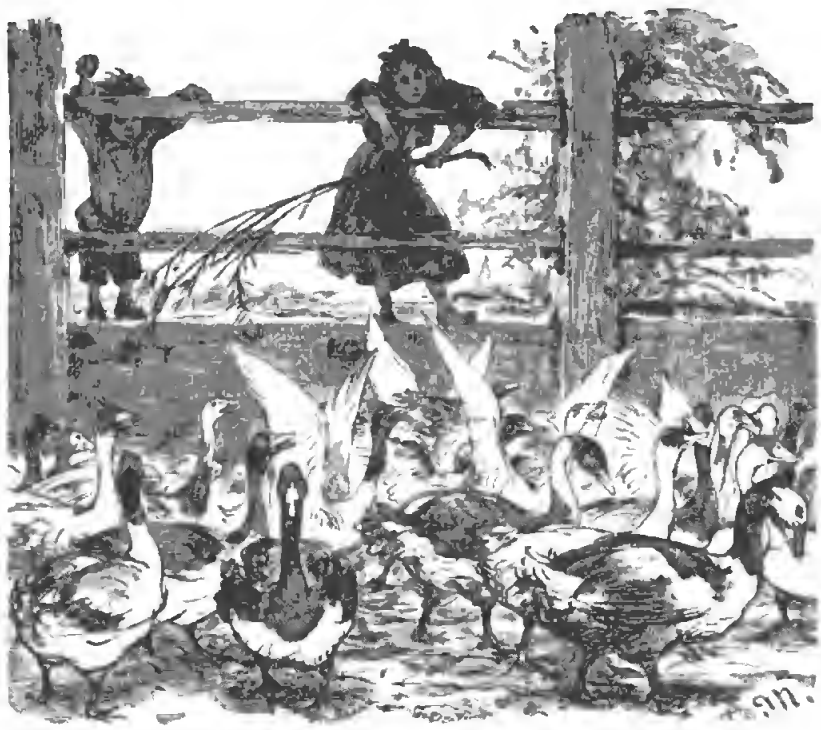
Auch von der Isola Bella trage ich den ganzen Arm voll Blumen hinweg in meine Barke: Tigerlilien und Asphodel, Kamelien und Magnolien, und einen Zweig der schönsten, altmodischen Rosen, der „Hundertblätterigen,“ die wie Rosenöl duften. Mein „Mariano,“ — Andrea heißt er, — steckt sich eine der Blüten hinters Ohr und die zweite vorn ins flatternde Hemd, wo sie sich unter den Atemzügen der nackten, jungen Brust wiegt, die, im Gegensatze zu der Häßlichkeit des Gesichtes, glatt und schön geformt ist, wie belebtes Elfenbein.

Langsam, die Wonne des scheidenden Frühlingstages voll auskostend, gleiten wir

hinüber zur Isola dei Pescatori, und mein krauslockiger Page führt mich durch einen lichtblau ausgemalten Thorbogen und ein schweigsames, enges Gäßchen in die versteckte Fischer-Trattoria: „Zum grünen Zweig“ — „alla rama verde.“ Und nun macht dieser Schifferjunge mir den „Galantuomo“ mit ganz entzückender und naiver Anmut. Er weist mir den schönsten Platz am Steintische an, er bricht mir von der Mauerbrüstung, die mit Netzen überhangen ist, einen Strauß Goldlack, er bestellt eine Flasche des herben, feurigen Landweins (zu dem ich ihn eingeladen habe) und reicht mir das gefüllte Glas mit glänzendem Lächeln und einem guten Wunsche: „Buon viaggio, S'gnora!“ zur Weiterreise. Die Wirtin, das kornblaue Zipfeltuch bis in die Augenbrauen herabgezogen, steht daneben und zeigt mir beim Fortgehen mit Stolz ihre kupferblinkende Küche und ihre derben Zwillinge in der großen Holzwiege.

Dann rudern wir nach Stresa zurück. Am Himmel braut Gewitter, der See ist silbergrau und wirft hohe Wellen im Winde. Und während der langen Nacht, die von neuem sternklar und mondhell über diesem Eden liegt, singen und locken die Nachtigallen wieder so süß, so voll, als wollten sie mir das Scheiden zur rechten Qual machen!

Und war's auch ein widerstrebendes Losreißen von diesem Lenzeszauber im Süden, so trug es doch seinen beglückenden Segen in die zukünftigen Tage hinüber. Denn die Erinnerung an ein solches Paradies schafft in der fühlenden und dankbaren Menschenseele die Liebe zum Leben, und läßt sie's vergessen, daß es Schwarzseher gibt, die Gottes schönen Erdball ein Jammerthal nennen. — Ja! schickt die Pessimisten an diese Wunderflut zwischen Bergen und Blumen, und laßt sie sich bekehren und genesen!



Auf die Frühjahrsweide. Von Ad. Menzel.

Ich komme wieder.

Von Hans Hoffmann.

(Abdruck verboten.)

Laß mich noch ſchweifen ins Weite hinaus,
Haſtig gen Norden und Süden,
Bald doch hörſt du am lieben Haus
Pochen den Wandermüden.
Strahlend dann ſteige du nieder,
Grüßend dann öffne du mir:
Ich komme wieder,
Geliebte,
Ich komme wieder
Zu dir.

Hörſt du die Schwalbe? Ins alte Neſt
Iſt ſie ſingend gezogen,
Sonniger Süd, nicht hielt er ſie feſt,
Den ſie doch ſehnend erflogen.
Fröhliche Grüße und Lieder
Geben dir Kunde von mir:
Ich komme wieder,
Geliebte,
Ich komme wieder
Zu dir.

Wer an einer geliebten Bruſt
Einmal ein Heim gefunden,
Nie auch in ſtürmender Wanderluſt
Iſt ihm die Heimat entſchwunden.
Sehnſucht ſpannt ihr Gefieder,
Sehnſucht ruhet nur hier:
Ich komme wieder,
Geliebte,
Ich komme wieder
Zu dir.

Digitized by Google

Nein!

(Zum 10. Mai 1871—1891.)

Novelle von Alexander Baron von Roberts.

(Abdruck verboten.)

„Nein —“ kam es über ihre Lippen, nur ein flüsternder Hauch.

Sie meinte das Wort laut hallen zu hören durch die Weite des Salons, und nun harrte sie, was darauf folgen werde, innerlich erbebend, während ihr Antlitz starr, ohne eine Spur der Erregung, auf die Flackerglut des Kaminfeuers gerichtet blieb.

Aber das prasselnde Getös dieses Feuers, von den durch den Schlot herabfauchenden Windstößen erregt, hatte das Wort verschlungen; im wütenden Ungestüm prallte der Sturm gegen die breiten Scheibenflächen des Erkervorbaues; irgendwo an der Außenseite girrte etwas Losgerissenes; auf dem Korridor schlug eine Thür donnernd ins Schloß: wie sich für uns mauervergrabene Städter der Frühling anzukündigen pflegt.

„Nein —“ Der Mann, der den Raum in der Länge mit seinen wuchtig aufsetzenden Schritten maß, hatte das Wort nicht vernommen, so sehr der dicke Smyrna die Tritte dämpfte. Aber er wußte, daß es kommen würde, er fürchtete: — bedeutete es nicht wie einen Axthieb, der das Glück ihres Kindes jäh daniederschlagen würde? Denn gegen dieses „Nein,“ gerade gegen dieses, gäbe es keinen Widerstand.

Er war ein Fünfziger, von straff aufrechter Haltung und bestimmt abgegrenzten Bewegungen; Gepräge und Ausdruck seines Gesichts, der gepflegte und energische dunkelgraue Schnurrbart bei sonstiger Wangenglätte, das eigenartig anliegende und uniformsmäßig Zugeknöpfte seines Anzugs konnten auf den Militär schließen lassen; doch diese Augen schienen in dem Lampenschein nächtlicher Aktenarbeit erbleicht, es fehlte ihnen der falkenartige, scharf zufassende Blick, wie ihn beim Soldaten der stete Umgang mit vielen Menschen und die Notwendigkeit schnellen Entschlusses auszubilden pflegen.

Jedesmal, wenn der Wirkliche Geheime und Vortragende Rat von Wussow von dem Erker aus nach dem Kamin zuschritt, aus der wechselnden Tageshelle des stürmischen Aprilnachmittags nach dem durch die roten Huschlichter phantastisch erleuchteten Hintergrund, wobei er gewisse Umwege um einzelne der vielen in dem Raum verteilten Sessel machen mußte, ruhte sein sorgenvoll erwartender Blick auf der Gestalt seines Weibes. Es war wie ein erbarmendes Umhüllen: oh, er hätte ihr das wohl ersparen mögen! Er wußte, was ihr Mutterherz litt und kämpfte in dieser Stunde. Er verstand das „nein,“ das sich immer wieder bis zu ihren Lippen rang, um von neuem unterdrückt zu werden.

Es war die Rasse, die Herkunft, die Leidenschaft, der verhängnißvolle Drang der Umstände, die ihr die Weigerung auspreßten. Vergebens wehrte sich die andre Macht, die Mutterliebe, dagegen. Oh, wohl hätte er ihr den Auskampf dieses Zwiespalts ersparen mögen . . . sie, die geborene Französin, die ihrem Gatten, dem Deutschen, dem von ihrer Nation heiß gehaßten Preußen, in die Ehe gefolgt war, sich selbst verbannend aus ihrem Vaterlande, von den Ihren mit dem Fluch völligen Schweigens belastet, zwanzig Jahre hindurch — sie also sollte ihr Jawort geben, daß ihre Tochter einen preußischen Offizier heiratete! Das war zuviel! Dagegen bäumte sich ihr Franzosenstolz. Nimmermehr! — Vieles hatte sie erduldet, manche geheime Demütigung, um des geliebten Mannes willen. Aber ihr eignes Kind, das Blut ihres Blutes, an einen „prussien“ in Uniform auszuliefern, die Wiederholung ihres eignen Verbrechens . . . . nein, das nicht!

Sie saß auf einem Sessel vor der Mitte des Kamins, ihre Füße, die in ausgeschnittenen Lackschuhen staken, auf das vergoldete Bronzegitter gestemmt, die Arme flach über die Knie gestreckt, mit gefalteten Händen; es war mehr als ein Falten, ein konvulsivisches Ineinanderklammern der länglichen Finger, der Ausdruck ihres innern Kampfes, wie ein Beschwören: man möchte Erbarmen mit ihr haben und ihr das verhängnisvolle „Nein“ ersparen. Aber der Oberkörper ohne Anlehnung, hoch aufrecht, in seiner schlank-stolzen Haltung, die ihr zu eigen war, den Kopf unmerklich zur Seite geneigt, eine leichte und graziös erscheinende Mil-

berung jener etwas an das Unnahbare gemahnenden Haltung. Die Glut flackerte über ihr Antlitz und belebte seine starre Verlorenheit. Es war ein feines Oval mit etwas nervös ausgeprägten Zügen, von einem großen Augenpaar beherrscht, graubraune Pupillen, jetzt unruhig erglänzend von der Erregung, wie von dem Widerschein des Flammenspiels, im Schatten der langen, dichten, aufgebogenen Wimpern; die Lippen, ohnedies schmal und von energischer Zeichnung, fest eingepreßt, mit leicht herabgezogenen Winkeln, wo der Hauch eines für Rassefranzösinnen unerläßlichen Flaums angedeutet war. Ihr mattes, glanzloses Haar war in einem kunstlosen Knoten am Hinterkopf aufgeschlungen, mit einer reizvollen Schwere auf den Nacken herablastend; die in Scheitel geteilten Stirnbanden zeigten einzelne graue Fäden, den Tribut an ihre ungeleugneten Vierzig.

Jetzt blieb der Schreitende in der Mitte des Raumes halten und sagte in sanft gedämpftem Tone: „Du sollst dich frei entschließen, Léonie — deinem Herzen soll keine Gewalt angethan werden —“

Es geschah auf französisch, wie die Gatten oft, besonders in der Intimität häuslicher Sorgen, in dieser Sprache zu verkehren pflegten. Diesmal mochte deren Anwendung überdies noch eine Konzession an die Französin bedeuten: würde das Opfer, das man von ihr verlangte, in rauhe, deutsche Barbarenworte gefaßt (Léonies scherzhafte Bezeichnung!) nicht um so brutaler erscheinen?

Keine Antwort vom Kamin her; nur das wie zornig aufgeregte Prasselgetös der Flammen. Und er fuhr fort, die Stimme zu noch größerer Schonung zwingend: „Ich möchte nur in aller Ruhe rekapitulieren. Du sollst dich entscheiden, wann du willst, wie du willst — wir werden dir nicht grollen — wir begreifen — auch Mariot wird verstehen, wenn auch nicht gleich — sie wird deine Gegengründe langsam, allmählig fassen lernen, obgleich es schwer sein mag für ihr blutjunges Herz —“

Er meinte ein Stöhnen vom Kamin her zu vernehmen — auch nur eine Wirkung der Flammen, als wenn menschliche Stimmen jammerten; hie und da gab es in dem jungen Holz plötzliche Explosionen, wie das Aufpuffen von Schüssen. Sie saß immer noch regungslos, in das Gelodet starrend, nicht ein Wimperschlag; das, was lebte in ihrem Antlitz, war das Lichter- und Schattenspiel des Feuers. Vielleicht hörte sie nicht einmal?

„Léonie — ma chérie —“

Er trat an ihren Sessel heran, die Hand auf die Rückenlehne stützend. Eine plötzliche Dunkelheit versinsterte den Raum, wohl eine mit Schloßen überladene Wolke, die aus Südwest herangejagt war, eine gewitterartig unheimliche Stimmung verbreitend; die Scheine und Lichter des Feuers zuckten und züngelten jetzt über die ganze Zimmerweite hin, die Kanten der Bilder und Möbel anfachend, und die vielen eleganten Sächelchen und Japonerien, welche die Liebhaberei der Französin auf allen Tischen und Konsolen angehäuft, mit glitzernden und funkelnden Reflexen belebend, bis in das kleine originelle Bibelot-Museum des Erkers hinein.

„Machst du mir einen Vorwurf, daß ich ihm überhaupt unser Haus öffnete?“ begann er von neuem, „dem Sohn eines alten, liebwerten Kollegen, in dessen Elternhaus in Königsberg ich so viel Liebes genossen. Hätten wir bei unsrer weitreichenden Gastlichkeit ihm unsre Thür verschließen sollen? Gerade ihm — seiner Uniform, da wir andre bunte Röcke genug an unserm Tische sehen: eine Berliner Geselligkeit ohne zweierlei Tuch, ich bitte dich! Du hattest dich daran gewöhnt, du warst und bist meine tapfere Léonie! Aber gerade ihn auszuschließen, der unter all der schneidigen Buntheit die Elite vorstellt, ein Generalstäbler in seinen Jahren! — Das verstehst du nicht so, aber ich versichere dich, er hat die glänzendste Zukunft, er wird Karrière machen — die alten Tüchtigen treten ab, den jungen Tüchtigen gehört die Bahn —“

„Ich achte ihn, ich ahne und schätze seine Tüchtigkeit —“ erwiderte sie zögernd, mit ihrer von geheimem Weh verschleierten Stimme, ohne den Kopf nach ihrem Gatten aufzuwenden, die Augen wie fasziniert von der Flammenhelle. „Ich habe ihn lieb, er ist mir so sympathisch wie irgend jemand von ihnen allen — ich — ich —“

Sie schüttelte die zusammengefalteten Hände, die sie nicht gelöst hatte, gegen das Feuer hin, daß die Ringe aufblitzten.

„Ah!“ entfuhr es ihr laut und ächzend, wie in einer Verzweiflung.

„Quäle dich nicht —“ beruhigte er. „Ich versichere dich nochmals, wir verstehen! Alle begreifen wir es; niemand, der dir deinen Widerstand als Verbrechen anrechnet, niemand! — Mariot freilich — nein, aber auch sie, auch sie nicht!“

„Mein armes, armes Kind —“ flüsterte sie dumpf. „Jetzt soll sie für das Verbrechen ihrer noch ärmeren Mama büßen — O Gott!“

„Wir wollen es nicht so tragisch nehmen. Das bischen Uniform — sollten wir nicht darüber hinwegkommen? Oder hast du dich verschworen, (er wollte es mit einem leichten Scherzton versuchen) sie, unsre Einzige, nur an einen Spanier, oder an einen Brasilianer, etwas, das möglichst wenig preußisch ist, wegzugeben, wenn dich das Preußentuch so empört —“

„Ich kann nicht! — ich darf nicht! — ich bin es meinem alten Vater schuldig! — genug, daß seine Tochter das Verbrechen — pardon! — das Verbrechen begangen! — und nun seine Enkelin — das ist zuviel! — Ich, ich zähle nicht — aber die Meinen! Ich hoffe auf eine Versöhnung — seit zwanzig Jahren — seit jenem unseligen Frankfurter Frieden harre ich darauf — es hieße diese Hoffnung kurz abschneiden — für immer . . .“

Sie hob die zusammengefalteten Hände gegen das Antlitz und bedeckte die Augen mit den geöffneten Flächen. Abermals entfuhr ihr ein quälender Ächzton.

Er fühlte, daß es grausam wäre, sie jetzt in dieser Stunde mit weiteren Argumenten zu bedrängen. Sie würde sich beruhigen. Dergleichen Krisen kannte er, und er achtete sie. Hätte sie leichtsinniger und banaler das Los ihrer Verbannung tragen sollen, da sie sich doch aus freiem Entschluß in solche begeben? Hätte sie den dünnen Hoffnungsfaden, der sie an die Ihrigen und an ihr Vaterland band, mit einem trotzigherausfordernden Ruck zerreißen sollen? Achtung vor ihrer starken Heimatliebe, der wir Deutschen wohl nacheifern sollten! Pietät vor dem bittern Kampf, den ihr Herz auszufechten im Begriff ist! — Übrigens, keine drohende Lebensfrage, die Liebe einer achtzehnjährigen Geheimratstochter zu einem jungen und stattlichen Hauptmann . . . und er lieh diesem Troste sogar offenen Ausdruck in Form einer Selbstanklage:

„Wir hätten es freilich nicht so weit kommen lassen sollen. Wir waren blind. Ich sage wir — was sehen wir Väter zumal? Aber du, Leonie! Sahst du denn nicht? Musik ist stets gefährlich; auf solchem vierhändigen Wellenspiel vergaukeln sich die Herzen. — Du hast überhaupt wohl nicht mit einem deutschen Mädchenherzen gerechnet. Bei euch gibt es keine sogenannte Mädchenliebe, nach euern Romanciers zu urteilen, ich weiß nicht. Du warst eine hochromantische Ausnahme. Sie ist eben die Tochter ihrer Mutter, sie hat von dir das französische Temperament. — Sie thut mir leid, er ebenso — sie lieben sich, diese leichtsinnigen Herrschaften? Es ist mehr als ein gesellschaftlicher Flirt. Daß ich so blind war, daß du mich nicht warntest! — Welch' eine Überrumpelung, als Herr von Werthern sich vor einer Stunde bei mir anmelden ließ und in seiner famosen Art, die stets weiß, was sie will, um Mariots Hand bat! Keine Spur einer Besorgnis, daß er auf eine Weigerung stoßen könnte — die Siegesgewißheit seines militärischen Erfolges. Die beiden Leutchen sind eben einig —“

„Oh!“ fuhr sie mit einem leisen Ton der Entrüstung auf.

„Bei euch in Frankreich gilt dergleichen als eine Ungeheuerlichkeit. Sie werden sich gestern Abend auf dem Balle ausgesprochen haben; er gestand es selber.“

„Laß mich mit ihm reden, Adolf! Laß mich! Ich werde ihm alles erklären. Er ist loyal. Er wird mich verstehen — er wird — er muß —“

„Und Mariot? — Du kannst versichert sein, daß sie unter Thränen erklären wird, nicht leben zu wollen, wenn wir nicht . . . . Nun, auch das wird sich geben! Aber sei darauf gefaßt, sie hat ganz das Temperament ihrer Mutter. Verschworst du dich nicht auch desgleichen, damals?“

Er schwieg und begann von neuem auf und ab zu schreiten, ihre Gestalt und jede ihrer Bewegungen belauernd. Jetzt öffnete sich die Wolkenschleuse, dichte Schloßenmassen schütteten hernieder, schlugen mit scharfem Trommelgetön gegen die Scheiben; die ganze Luft von einem gewaltigen Rauschen

erfüllt. Es war fast Nacht; das Reich gehörte den Kaminflammen. Doch achteten sie beide nicht des Unwetters. Ihre Arme waren mit gelösten Händen herabgesunken, das sah fast aus wie Ergebung, doch ihr Kopf schien sich um so energischer aufgereckt zu haben und die Augen starrten wieder ins Feuer, ohne einen Wimperschlag. Ein rotglühender Schein übergoß Gestalt und Gesicht, die Umrisse des Kopfes hoben sich, von der Fensterseite gesehen, scharfgezeichnet gegen die Helle ab, ein eigenartig effektvolles Bildnis — hatte er dergleichen nicht schon einmal gesehen? Oh, es lebte in seinem Gedächtnis wie eingebrannt, jenes andre, seltsam Gleiche. Ihre Gestalt wie heute, von dem grellen Flammenschein überloht, dieselbe stolze Haltung, dasselbe Starren der wundervoll großen Augen. Nur, daß jener Schein dem brodelnden Glutrachen einer Lokomotivesse entfachte und daß, statt der Geborgenheit vor den Schloßen da draußen, wirbelnder Schneesturm des Winters von Anno 70 sie umbrandete, während er mit ihr auf der Lokomotive durch die Nacht daherfuhr . . . .

Ein Stück wildpoetischer Romantik in dem gewaltigen, männermordenden Drama des deutsch-französischen Krieges. Es war in jenen letzten Novembertagen, da der Kampf um den Besitz von Orleans tobte, das wichtige, strategische Bollwerk, an dem der Glaube an die Befreiung Frankreichs zäh angeklammert haftete, auch noch nach den Niederlagen von Beaune la Rolande und Loigny, die dem Vormarsch der Loire-Armee unter Aurelle de Paladines zum Entsatz von Paris ein energisches Halt geboten und die zähen Verzweiflungsschlachten um Orleans am 2. und 5. Dezember einleiteten. Es war am Abend des 30. November, als der damalige Reservelieutenant in einem holsteinischen Regiment, von Wussow, den Auftrag erhielt, wichtige und eilige Ordres von seiten seines Korpskommandos nach den Vorposten zu befördern; da die Telegraphenleitungen gekappt waren und nicht spielten, und ein Depeschenritt durch das unsichere, von feindlichen Rächerbanden bedrohte Land nicht ratsam schien, so wurde eine Lokomotive zur Beförderung gewählt. Die Rekognoszierung hatte zwar eine Fahrbarkeit der betreffenden von Eisenbahnabteilungen wiederhergestellten Linie ergeben, doch mußte man auch hier auf rächerische Tücken seitens der Bevölkerung gefaßt sein; die Fahrt war um so mehr nicht ungefährlich, als man sie ohne die Sicherung durch Telegraphen und bei völliger Löschung der Lichtsignale ausführen mußte. Im Begriffe, auf dem Bahnhof von P. mit seiner kleinen Eskorte von Mannschaften das Plateau der Lokomotive zu besteigen, wurde Lieutenant von Wussow von einer dunkel vermummten Dame angesprochen, deren Wunsch, mitzufahren, zuerst in dem scharftönenden Auszischeln des Maschinendampfes nicht sofort verstanden wurde.

„Wieso? — Sie wünschen mitzufahren, mein Fräulein?“ Und seine Überraschung drückte sich noch mehr in dem Blick seiner Augen aus, als in dem Ton der Worte: — welch' ein Augenpaar! Der Pionier, der in seiner rußgeschwärzten Uniform als Heizer waltete, hatte gerade die Eisentür des Feuerraums geöffnet, und der grelle Loderschein überflutete die Gestalt der Dame: — schlank, elegant, jung, ein blasses Gesichtsoval von dem schwarzen spanischen Spitzenshawl umrahmt, und die Augen mit ihrem eigenartigen Mandelschnitt, die ihn aus ihren seltsam weiten Pupillentiefen trafen in ihrer feindlich unnahbaren Kühle; keine Spur einer freundlichen oder bittenden Regung in dem Antlitz, die ihr immerhin gewagtes Ansinnen unterstützt hätte, im Gegenteil, zwischen den Brauen standen zwei kurze, senkrechte Falten eingegraben, die sonst wohl fehlten, die deutliche Signatur des Preußenhasses.

„Mein Herr, ich bin keine Spionin —“ kam es aus dem, wenn er nicht sprach, festgepreßten Mund; eine Stimme von dunklem, altartigem Ton, der unter freundlicheren Bedingungen etwas Herzbezauberndes haben mochte, für solche musikalisch Raffinierte, die sich durch den Sprechklang einer Stimme überhaupt bezaubern lassen können.

„Oh, ich zweifle nicht —“ gab er zur Antwort; nicht ganz seine Überzeugung. „Aber, was kann Sie, mein Fräulein, zu diesem Wunsche veranlassen?“

„Eine Bagatelle für Sie, mein Herr, eine Wichtigkeit für mich, wenigstens für meinen Vater. Ich bin die Tochter des bekannten Schriftstellers S.“ (wir wollen hier die persönlichen Dokumente hinter Buchstaben verstecken.)

„Ah —“ entfuhr es ihm, als ob er den Namen kännte und gar verehrte, doch nichts als eine Anwandlung der Galanterie, von seiner kriegsmäßigen Abenteuerlaune angestachelt: eine junge, schöne, elegante Französin, tapfer und unerschrocken, da sie solches unternimmt . . . was wird er sich weigern?

„Wir sind aus Paris geflüchtet, mein Herr, vor der Einschließung; doch gelang es uns nicht, bis zu unserm Besitz vorzudringen, da mein Vater hier in P. erkrankte. Es wäre uns sehr wichtig gewesen, diesen Besitz zu erreichen, um ihn zu beschützen. Mein Vater ist ein Sammler, Schloß La Mireille birgt die kostbarsten Kunst- und Bücherschätze, es ist berühmt deswegen. Wir glaubten es in diesen Tagen schon in Gefahr —“

„Sie können beruhigt sein, mein Fräulein, es wird kein preußisches Bajonett eines ihrer Bilder zerfetzen, wie es von uns Barbaren heißt, auch pflegen wir nicht mit kostbaren Incunabeln einzuheizen —“ fiel er ein, zur Wahrung seiner Preußenehre.

Und in der unwandelbaren Kühle erwiderte sie mit dem Gemeinplatz: „A la guerre, comme à la guerre! Wir möchten hindern, was zu hindern ist. Da mein Vater nicht transportfähig, meine Brüder bei der Nordarmee fechten, so habe ich es übernommen, unsre Kostbarkeiten zu schützen. Ich sah von unsrer Wohnung aus, wie man sich zu der Fahrt anschickte, und ich habe mich ohne Zaudern auf den Weg gemacht, wider Papas Willen. Gilt es doch ihm Beruhigung zu verschaffen. Übrigens handelt es sich auch um die Bergung höchst wichtiger Familienpapiere.“

„Unsre Fahrt ist nicht ohne Gefahr, mein Fräulein.“

„Ich fürchte mich nicht! — niemand!“ setzte sie hinzu, und diesmal vibrierten die beiden tiefen Fältchen zwischen den Brauen ein wenig.

Ein kurzes, stummes Examen, das sein Blick in ihren Mienen anstellte, dann die halbdrohende Frage: „Es verhält sich so, wie Sie sagen?“

„Monsieur!“ kam es zur Antwort, es klang wie Stahlesklirren.

Auf dies Wort hin seinerseits eine Geste, die sie zum Aufsteigen aufforderte, mit dem abermaligen Versuch der Galanterie: „Eine I. Klasse kann ich Ihnen freilich nicht anbieten. Wir fahren gleich ab, bitte!“

Oben auf dem Plateau, zwischen Tender und Lokomotive wies er ihr einen Sitzplatz auf mitgenommenen Decken zwischen den Kohlen an, den sie ablehnte, indem sie sich in die eine Ecke des Schutzdaches schmiegte. Nachdem die bewaffnete Eskorte eingestiegen, gab er den Pionieren das Zeichen zur Abfahrt.

Anfangs ging die Fahrt mit einiger Geschwindigkeit. Dann als die letzten Lichter der Stadt in der Ferne verschwunden waren, begann die Maschine ihren Lauf zu verlangsamen, denn ringsum, vorwärts, rückwärts nichts als das schwarze Land, die schwarze Nacht des wolkenbedeckten Himmels, ein gleichsam schwarzes, unheilbrütendes, alles umhüllendes Schweigen, alle Signale gelöscht, die Wärterhäuser verlassen, nur der Schein des Feuers, der von Zeit zu Zeit, wenn die Esse geöffnet wurde, über Ackerfurchen und dürre Hecken, gefrorene Wassertümpel, einsame Wegestrecken und schlafende Häuser wie gespenstisch hinhuschte, die übrige Dunkelheit noch um so tiefer verdichtend. Nun begann es zu schneien, ein immer stärkeres Gewirbel, das hier, in der sausenden Fahrt, eine sturmartige Heftigkeit annahm — eine zweite Nacht, die mit ihrem fort und fort niederflatternden Schleier die andre verdeckte; selbst die Flocken nahmen außer dem Bereich der Feuerstreifen, wo sie roten Funken glichen, eine schwarze Färbung an.

Und vorwärts in die Nacht hinein, mit wechselndem Tempo; jetzt war es nur ein Schleichen, ein vorsichtiges Tasten, als wenn die Maschine irgend einen heimtückisch über das Geleise gelegten Stamm, oder eine Ausrenkung der Schienen witterte; ein paar mal, so an den Brücken, wurde gehalten und die Bahn rekognosziert. Dann aber, wie in neu gewonnener Sicherheit ging es in einem tollkühnen Gejage wieder los, als schämte man sich des Zagens; bis auch dieser Ansatz zur Eile wieder erlahmte und das fast schrittweise Vorwärtstasten wieder begann. Die Dunkelheit scheint wie ein körperlich zu überwindendes Hindernis; das langsame Vorwärtsdringen ist wie ein Anstemmen dagegen, und der fort und fort wirbelnde, tobelnde und in peitschenden Streifen anwehende Schnee macht die

Illusion dieses Anstemmens fast zur Wirklichkeit.

Wie lange dauerte solche Fahrt? Ihn, den Lieutenant, dünkte sie viele Stunden lang. Und seltsam, wie er sich ihr Ende nicht einmal herbeiwünschte — wie er fort und fort so weiterzufahren wünschte, ein seltsam thörichtes Gelüste, denn sie, deren rätselhafter Bann ihn zu solchem geheimnisvollen Wunsche stachelte, hatte keinen Blick für ihn, für niemand von den Prüssiens, die in ziemlicher Enge den schmalen Raum besetzt hielten. Zweimal hatte er versucht ein Wort an sie zu richten, eine Frage, ob sie nicht fröre, ob er ihr ein Glas Wein zur Stärkung anbieten dürfe. Nichts, kein Wort, nur ein kühl abweisendes Kopfbeugen. Sie schien unempfindlich gegen die Dunkelheit, gegen den Schnee, vor dem sie unter dem Schutzdach nur teilweise gedeckt war; auch gegen die eigenartige Gefahr — ja diese schien sie zu reizen, und ihm war es, wenn die Maschine zum neuen Vorrasen ausholte, als umspielte ein ganz unmerkliches Zucken der Befriedigung ihren schön geschnittenen Mund. Ihre Augen blieben unverwandt durch das runde Lugfenster nach außen gerichtet, in das unaufhörliche Gewirbel hinein.

Und so war er in ihren Anblick versunken, wie ihn dünkte, stundenlang; stand und sah und staunte und empfand eine seltsame, schmerzlich süße Freude, die Blicke an ihrer geheimnisvollen Schönheit zu weiden, seine Sinne an dem herben Hauch der Tapferkeit zu erquicken, der sie umwehte und ihr Wesen hinaushob über die gebrechliche Koketterie ihres Geschlechts. Er hätte viel darum gegeben, ihr den Ausdruck seiner Bewunderung nur mit einem Worte andeuten zu dürfen — ja nur mit einem Blick — besonders dann, wenn die Lichtflut der geöffneten Esse sie mit dem feurigen Mantel umfloß, und ihre Gestalt wie in einer überirdischen Glorie leuchtete. Auch gegen den blendenden Feuerschein schien sie unempfindlich, nur blieb sie zuletzt nicht mehr ganz so regungslos starr; jetzt begann sie von Zeit zu Zeit den Kopf um die Eisenkante des Schutzschirmes vorzubeugen, des scharfen, eisigen Wehens nicht achtend. Und sie horchte mit gespannteren Augen.

„Herr Lieutenant", sagte sie plötzlich, „ich bitte Sie, in wenigen Minuten halten zu lassen. Es ist hier!"

„Aber wieso?" entfuhr es ihm verwundert. Denn nichts als das Schneegetriebe da draußen.

„Ich höre unsere Hunde. Es ist hier! Bitte!"

Jetzt erst vernahmen die andern durch das Gedröhn und Gerassel und vieltönige Geräusch des eisernen Ungeheuers ein Gekläff und Geläut von Hunden. Jetzt war es, als huschte der Feuerschein, das Gestöber durchdringend, über das steile Dachwerk eines schloßartigen Gebäudes.

„Bitte!"

„Halt!" befahl der Lieutenant. Mit kreischendem Laut stoppte die Lokomotive.

„Ich danke Ihnen! Sie haben mir — uns (verbesserte sie sich) einen großen Dienst erwiesen —" Damit raffte sie die Kleider zusammen und stieg hinab.

„Mein Fräulein —"

Er wollte ihr nach. Er durfte sie doch nicht so in die Nacht hinein ... Als wenn er ihr dennoch etwas zu sagen hätte — mochte sie es hören wollen, oder nicht ... Aber fort! Er stand und sah ihre Gestalt durch das Gestöber dahineilen, immer undeutlicher, bis sie gänzlich in der Nacht verschwand. Nichts als das Gekläff der Hunde, daß jetzt laut durch die Nacht hallte, von der großen dunklen Masse her, die seitwärts des Schienenstranges durch den Schnee dämmerte.

„Befehlen der Herr Lieutenant weiter zu fahren?"

„Los!" rief er — es klang wie ein Ruf der Befreiung von dem hexenhaften Bann, von der sinnbethörenden Vision. „Und geben Sie ein paar tüchtige Sporen!"

Die Maschine nahm einen tollen Anlauf und raste in die Nacht hinein, um bald darauf in einem von Soldaten wimmelnden Bahnhof zu münden, dem Ziel der abenteuerlichen Fahrt.

Los — ja los! Doch das Wort erwies sich als ohnmächtig gegen den Zauber solcher Erinnerung. Immer wieder tauchte das Bildnis ihrer Erscheinung, in den vibrierenden Glutmantel gehüllt, gaukelnd vor seinen Sinnen empor, auf dem Marsche, im Schneeschlamm der grundlosen Wege, im Bivouak, dem schlaf- und feuerlosen, jetzt, während des Gefechts — da schien es erst recht in seinem Element, wo die

Digitized by Google

Hornsignale gellten, die Kugeln zischten, die Erde unter dem Donner der Geschütze erbebte, und der Tod sich seiner reichen Ernte freute unter den stürmenden, vom beißenden Pulverqualm umwogten Kolonnen.

Plötzlich aber war es fort, mit jeder Dämmerung seines Bewußtseins getilgt. Als es dann wiederkehrte, nach einigen Tagen, hatte es die Gestalt eines gespenstischen Phantoms angenommen, das mit feurigen Flügeln vor ihm hereilte, da draußen im stöbernden Schnee, während er mit immer qualvollerer Sehnsucht die Lokomotive zur Eile spornte und das brüllende „Los! Los!" seines Wundfieberwahns ihn zur Verzweiflung der Wärter bis an die Grenze der Erschöpfung brachte. —

Der Schloßensturm hatte sich ausgetobt, und die Tageshelle rückte vom Erker aus wieder gegen den Kamin vor, dessen Glüheffekte dämpfend. Da hallte die Korridorglocke. Erschreckt fuhr Léonie aus ihrem brütenden Schweigen empor: „Ich bin für niemand zu sprechen!" rief sie. „Adolf, willst du dafür sorgen?"

„Es ist Mariot", entgegnete er — „ich kenne ihre Art zu läuten, frisch, resolut wie ihr ganzes Wesen." (Das letztere nicht unabsichtlich.)

„Noch nicht!" rief Léonie, die flach übereinander gelegten Hände in flehender Geberde zu ihrem Gatten erhoben. „Jetzt noch nicht! — ich möchte mich besinnen — ich will mich . . ."

Und sie stockte, die Hände fielen herab, und ihre Augen wandten sich wieder dem Feuer zu, es war ein leidenschaftliches Auflodern darin, und zwischen den Brauen wetterten die kurzen, tiefen Furchen: ein abermaliges Aufbäumen der Französin in ihr. Mehr als das! In diesen Minuten flog mit blitzartigem Zickzack all das vor nun zwanzig Jahren Geschehene an ihr vorüber. Sie wiegte langsam den Kopf, und jetzt schüttelte sie ihn heftig: „Nein, ich kann nicht! Ich bin entschlossen. Ich durfte nicht wanken, auch das war ja schon sündhaft — — nein!"

Diesmal gellte das Wort laut durch den Saal. Es war der Axthieb, der in den jungen Blütenbaum gefahren. Der Geheimrat fühlte, daß es dagegen für ihn keinen Widerstand geben dürfe. Man sollte sie nicht quälen, gerade jetzt nicht, da der Mai heranrückte, der den Frankfurter Frieden gebracht. War es nicht jedesmal um diese Zeit, daß die alten Zweifel und Schmerzen, ja die geheim gährenden Reuegedanken in ihr mit oft erschreckender Gewalt wieder auflebten. Und sie sollte jetzt, gerade jetzt, ihre Zustimmung geben, daß die Enkelin ihres Vaters einen Preußen . . . nein! Es würde schon so bleiben müssen! „Armes Kind!" entfuhr es ihm unhörbar. Und lauter: „Beruhige dich nur, Léonie, ich werde mit Mariot alles besprechen."

Dann saß sie, die Hände an die Augen pressend, wie gelähmt, und horchte auf den Klang seiner Stimme im Nebenraum, die berichtete, entschuldigte, in einen bedauernden, dann zärtlichen Ton fiel und schließlich ganz verstummte. Vergeblich wartete sie auf Mariots Antwort: doch kein Ton ihrer Stimme. Kannte sie ihre Tochter denn nicht? Mußte sie nicht wissen, daß das Mädchen eine solche Nachricht mit stummem Stolze hinnehmen werde — kein weichlicher Ausbruch der Verzweiflung — nicht vor anderen!

„Nein" — würde es unabwendbar, unverrückbar bleiben, dies grausame Wort? Hatte sich damals, vor zwanzig Jahren, nicht ein andres „Nein" dennoch in ein „Ja" verwandelt?

Nein — jenes erste, das die Französin ausstieß gegen die stutzende Erregung, die sich ihrer bemächtigt hatte, da sie an einem Dezembermorgen die in ein Lazarett verwandelten Säle ihres väterlichen Schlosses La Mireille durchschritt und auf einem der Lager, in der Reihe französischer Verwundeter, auf *sein* Antlitz stieß. Sie hatte es wohl erkannt. Wieder, wie in jener Nacht auf der Lokomotive, fühlte sie die Augen des Preußen auf sich gerichtet, jetzt leidensgroß, wie von dem Schreck einer fiebernden Vision geweitet, da auch er sie erkannt haben mußte. Welch ein tückischer Zufallskobold! Welch' eine Brutalität romantischer Verkettung!

Aber wie in einem Zwang willenloser Suggestion erlahmte ihr Zögern, und sie war an das Bett herangetreten und hatte ihn begrüßt; das, was sie ihm wie den andern als Herrin des Hauses schuldig war. Stand sie nicht jetzt im Dienst der Barmherzigkeit, die keine nationalen Stacheldrähte kennt? War sie ihm nicht zu Dankbarkeit ver-

pflichtet? Denn, was wäre aus La Mireille geworden, wenn ihr nicht die Fahrt hierher verstattet worden, und sie dann nicht durch ihre tapfere Haltung die Schätze des Schlosses vor den Vandalismen der barbarischen Soldateska, wie sie meinte, zu schützen vermocht? Heftig hatte der Kampf um La Mireille getobt, sie war nicht von ihrem Posten gewichen, ja ein Brand, der auf dem linken Flügel ausbrach und diesen einäscherte, war nicht am wenigsten durch ihre Energie eingeschränkt worden.

Dieser Begegnung folgten andere, immer häufigere, besonders später, da der Verwundete in der Genesung war und sich im milden Sonnenschein der Touraine auf der Terrasse des Schlosses bewegen konnte. So sehr das „Nein" in ihrer Brust sich sträubte dagegen. Was geschah denn? Ein liebenswürdiger, ein hochgebildeter Mann, der das reichste Verständnis zeigte für die edle Geisteskultur ihres Vaterlandes, und der dessen Sprache in seltener Vollendung sprach — durchaus nichts von einem Barbar! An diesen schien sie erst erinnert zu werden, als er in seiner vollen Montur vor ihr stand, um Abschied zu nehmen. Er hatte sie wiederholt gebeten, mit ihr korrespondieren zu dürfen, jetzt wiederholte er die Bitte, nichts als diese, aber sie fühlten beide die stille Glut verhaltener Leidenschaft, das Weh des Abschieds durch ihre Worte vibrieren. Sie fand abermals nicht die Kraft, das „Nein" über ihre Lippen zu bringen, während doch ihre Augen, wider ihren Willen, so jakräftig erglänzten.

Das verbrecherische Geheimnis eines Briefwechsels zwischen einem Preußen und einer Französin, während gerade die Ihrigen, besonders ihr Vater, in dem Schmerz und der Entrüstung über den schreienden Hohn dieses Frankfurter Friedens patriotisch schwelgten! Oft genug war sie im Begriffe, die geheime Schmach dieser komplottartigen Verbindung mit einer jähen Entsagung abzuthun — vergeblich!

Da tauchte er plötzlich vor ihren erschrockenen Augen leibhaftig wieder auf. Es war zu Spaa, wo sich die Familie S. zur Kur befand. Er war gekommen, um von ihrem Vater nichts Geringeres als ihre Hand zu erbitten. Alles durfte er für diese Werbung in die Wagschale legen: seine stattliche Persönlichkeit, seinen Namen, sein Vermögen, seine bevorzugte Staatsstellung, die zu einer glänzenden Karriere berechtigte — aber auf der gegnerischen Schale nichts als die beiden Worte: „Frankfurter Friede," die der Vater und berühmte Schriftsteller mit einer gewissen theatralischen Entrüstung zur Antwort einsetzte. Hiermit wäre wohl der Schluß dieses so romantisch begonnenen Abenteuers gegeben gewesen, wenn nicht im Winter darauf Herr S. selbst eine unerwartete Lösung herbeigeführt: eine blendende, reiche Partie, die er seiner Tochter, als eine feste Abmachung hinter ihrem Rücken, vorschlug und kraft seiner väterlichen Autorität aufzwingen wollte. Da geschah es, daß ein andres „Nein" sich in ihrem Herzen aufbäumte gegen solche Vergewaltigung. Das heilige Vaterland verzeihe ihr das Verbrechen, wenn sie in dieser grausamen Drängnis wankend wurde und sich dem geliebten Manne nunmehr auslieferte, allen Hassesvorurteilen zum Trotz. So lief also in den Dezembertagen von 1871, da jene Kämpfe um Orleans jährig wurden, eine Notiz durch die Boulevardblätter, die Tochter des Schriftstellers S. habe sich gegen den Willen der Ihrigen mit einem Prussien ehelich verbunden. Welche Blasphemie! Die offenbare Kirchenschändung, begangen an dem Namen eines der patriotischsten Schriftsteller! ꝛc. ꝛc.

Der Schritt bedeutete für sie die Verbannung; sie hatte seitdem die Ihren weder wiedergesehen, noch den Boden ihres Heimatlandes betreten. Zwischen ihr und jenen stand noch immer die Mauer des Frankfurter Friedens aufgerichtet. Und sie hoffte auf ihren Fall, sei es, daß die Revanche sie im kühnen Wagemut eines Tages gewaltsam umstürzte, sei es, daß der Großmut des Siegers sie in reuiger Einkehr von selbst beseitigte, wie sie mit vielen ihrer Landsleute chimärisch beanspruchte. So hoffte und hoffte sie in ererbter französischer Selbstverblendung — „c'est plus fort que moi!" — Man soll und muß ihr verzeihen — auch Mariot! —

Jetzt öffnete sich die Flügelthüre, und Mariot erschien auf der Schwelle. Léonies schlankes, stolzes Ebenbild, doch von liebreizender Frische, mit freien, offenen, hellen Augen, den deutschen Augen ihres Vaters; auch der vollere Mund zeigte nicht die energische und strenge Verschlossenheit, die

Digitized by Google

Blindekuh. Nach einem Aquarell von Friedrich Stahl.

Digitized by Google

den Lippen ihrer Mutter solch herben Ausdruck verlieh. Jetzt war das Oval ihrer Wangen von fahler Blässe überhaucht, und ihre Augen hatten etwas angstvoll Gespanntes, als fürchteten sie, sich in Thränen zu verraten; ihre Lippen, aus denen die sonst blühende Farbe gewichen, atmeten halb geöffnet, in verhaltener Erregung.

Langsam näherte sie sich dem Kamin. Langsam erhob sich Léonie, nicht ohne daß ihre Hand sich tastend auf die Lehne des Sessels stützte. Dann ruhte der Kopf der Tochter stumm, in zitterndem Schweigen an der Schulter der Mutter.

„Wirst Du mir verzeihen, mein Kind, mein armes Kind?"

„Mutter, wie du beschließest, so ist es — so ist es" — (ein kurzes Stocken, dann laut und fest:) „so ist es recht, Mutter!"

Die Mutter hatte die Frage in französischer Sprache gestellt; Mariots Antwort geschah auf deutsch. In Léonies Brust war es wie ein Zurückzucken. Deutsch — jetzt, in solcher Stunde! Wie hart, wie abweisend es klang, wie feindlich, trotz der Bedeutung der Worte! Als wenn sich ein zweiter Friede von Frankfurt plötzlich aufgerichtet zwischen ihrem Herzen und dem ihres Kindes. —

Vierzehn Tage darauf, an einem Spätmorgen, trat der Geheimrath mit einem Zeitungsblatt in der Hand an seine Gattin heran, die auf einer Chaiselongue ruhte, lässig und müde in Journalen stöbernd. Die Balkonthüre stand auf, wohlig warme Luft strömte herein, die Straße lag geblendet im lachenden Frühlingssonnenschein, und der Reflex der goldig-grellen Lichtflut umspielte mit einer gewissen frohen Deutlichkeit die Gegenstände des Zimmers Auf dem Balkon sonnten sich die Stubenpflanzen, die Palmenfächer glänzten in breitem Metallglanz, die Azaleen standen im leuchtenden Flor, helle Knospenpunkte schimmerten im jungen hellgrünen Laub. Doch Léonie hatte keine Freude an diesem Frühlingsweben; es lastete auf ihr wie ein schwüler Alp: nicht die Nähe des unseligen 10. Mai allein, die auch in anderen Jahren eine gewisse krankhafte Krise in ihr hervorrief, nein das dumpf anklagende Schmerzgefühl, daß sie sich ihren Lieben, dem Gatten wie dem Kinde, entfremdet durch ihr trotzig-beharrliches „Nein," daß sie in ihrem eignen Hause eine Fremde geworden, als Französin geduldet unter den Preußen — ja so war es! Das schonende Benehmen täuschte sie nicht darüber hinweg. Oh sie empfand sehr wohl, wie hinter jeder Liebkosung ihres Gatten der geheime Vorwurf lauerte. Hatte sie nicht wie erleichtert aufgeatmet, als Mariot, wie beschlossen wurde, nachdem man die Werbung des Freiherrn von Werthern in aller Form abgewiesen, zu ihrer Tante nach Schlesien abgereist war? Nun hatte sie nicht mehr die Anklage der großen, wie im geheimen Weh erstarrten Mädchenaugen zu bestehen. Hier galt es nicht eine jener flatternden Ballneigungen durch einen Thränenstrom wegzuschwemmen, nein, Wussow hatte recht, ein Blütenbaum war niedergehauen worden, da hilft kein tröstendes Anbinden und Aufrichten . . . .

Wegen einer Uniform! Fast war es zum Lachen. So sind wir von der hohen Civilisation; ein Vorurteil, ein Fetzen alter Tradition, eine Phrase, ein gelltönendes Wort, Revanche, Satisfaktion, Ehre, Standesbewußtsein, dergleichen vermag bestimmend in unser Schicksal einzugreifen; der rote Lappen des Frankfurter Friedens stachelt immer wieder von neuem den Preußenhaß unserer westlichen Nachbarn zum wütenden Koller auf.

Aber durfte sie anders handeln? Durfte sie ihrem alten Vater diese neue Schmach anthun? Ihm, der gerade jetzt, als die Beschickung der Berliner Ausstellung durch französische Künstler im Werk war, seinen chauvinistischen Warnruf in poetischen Trompetenworten à la Victor Hugo hatte erschallen lassen, da ihr älterer Bruder, ein Schlachten- und Revanchemaler von Ruf, als einer der ersten sich zu dem Gang à Berlin weigerte? Jetzt, gerade jetzt! — arme Mariot, deren Glück einer Verkettung politischer Zufälle zum Opfer fallen mußte! — daran klammerte sie sich zum Schutz gegen ihre Selbstanklage. —

„Léonie, ich wollte dich avertieren —" sagte der Geheimrat, „du sollst nicht überrascht werden. In der Zeitung steht eine gewisse Notiz —"

„Gib her!"

„Du darfst nicht erschrecken — es handelt sich um deinen Vater —"

„Wieder einen seiner Ausfälle gegen euch Preußen? Gib!"

„Nicht das. Dein Papa ist krank, er liegt auf Schloß La Mireille darnieder."

„Tot!" schnellte sie auf

„Nicht das, armes Herz! Aber wir wollen auf alles gefaßt sein — komm, laß dich nicht zu sehr alterieren."

Sie entwand sich seinem sanft umfassenden Arm: „So will ich hin! Gleich! Sofort!"

„Oh! Du bist selber leidend. Du willst hin?"

„Er soll nicht sterben, ohne daß er mir verziehen — er darf nicht! Sofort werde ich abreisen!"

Vergebliches Überreden, sie von ihrem Entschluß abzulenken: die alte tapfere Art des Jahres 70 schien in ihr von neuem aufgeweckt. Sie wollte hin, nach Mireille, durch das Verhau von Vorurteil und Haß und Verblendung, das ihr die Heimat feindlich verwehrte, sich einen Weg bahnen zu ihrem sterbenden Vater hin, sich das erlösende Wort der Verzeihung von seinen Lippen erflehen, dann wird alles gut — „auch hier!"

„Wegen uns mache dir doch keine Gedanken —" wehrte er.

„Ich wünsche, daß auch hierin etwas entschieden werde —" sagte sie mit dumpfem Starren. Und das andere nur hingemurmelt: „Ich wünsche zu wissen, wo ich hingehöre..."

Was meinte sie damit? Man muß sie gewähren lassen! Er dachte an ihre That von damals, ein ermutigendes Wort wäre eine Herabwürdigung gewesen; seine Begleitung, die er ihr für ein paar Reisestunden wenigstens, angeboten, lehnte sie ab: es wäre besser, daß sie allein mit ihren Gedanken sei. So half er ihr auf dem Bahnhof in ein Koupé erster Klasse, das die Bezeichnung ‚Berlin-Köln-Paris' trug, (den andern kürzern Weg über Frankfurt hatte er absichtlich ausgeschlossen) stand und winkte, während der Zug in der Wolke selbsterzeugten Dampfes mit steigendem Rasseln hinglitt, nach dem Koupeefenster hin, wo ihre hohe Gestalt aufgerichtet hielt, nur mit einem ganz leisen Neigen ihres fahlblassen, tiefernsten Antlitzes seinen Abschiedsgruß erwiedernd. Immer noch stand er, da der Zug längst entschwunden. Was war das für ein seltsamer Gedanke, der sein Herz wie mit eiskalter Hand umkrampfte? Wenn sie nicht mehr wiederkehrte ... Sie ist gegangen, sich Entscheidung zu holen, wo denn sie hingehört. Unsinn! Für einen Königlichen vortragenden Rat im Finanzministerium ein ganz berufswidriger Gedanke. Wie kam er dazu? Und während er seltsam schnell mit den Augen zwinkerte, als gälte es dort etwas zu unterdrücken, lachte er halblaut auf. —

Am neunten Tage nach diesem stand er abermals auf dem Perron, um sie nach ihrer Rückkehr in Empfang zu nehmen. Er hatte während der ganzen Zeit nur ganz knappe Nachrichten von ihr erhalten, Depeschen, in der Hast hingeworfene Zeilen, Geschäftliches, ihre Rückreise und Ankunft betreffend. Ihr Vater war der heftigen Lungenentzündung erlegen, die Zeitungen brachten Nekrologe und das übliche kritische Résumé seiner literarischen Bedeutung, die Franzosen betrauerten aufrichtig den Verlust eines großen Patrioten. Von ihr war ihm keine Andeutung zugekommen, ob sie ihn noch lebend angetroffen und den Zweck ihrer Reise, seine Verzeihung, erwirkt. Er war sehr erregt, wieder in völlig berufswidriger Weise, als er jetzt ihrer in schwarzen Krepp gehüllten Gestalt aus dem Koupee half und sie dann in stummer Umarmung an seine Brust preßte. Ihren Zügen war die ausgestandene Leidenszeit aufgeprägt; sie schien gealtert und ihre Wangen abgehagert; war es nur eine Täuschung, daß beim Zurückschlagen des langwallenden Schleiers die Scheitelwellen ihres Haares im deutlichen Grau erschimmerten?

Für jetzt nur die wenigen, halbgestammelten Worte, die solchen Empfang zu begleiten pflegen. Doch die eine Frage, die deutlich ihre Seelenverfassung erraten ließ: „Mariot? Ist gute Nachricht von ihr da?" Mit solch vibrierender Bangnis schienen die Worte ausgepreßt.

„Ich danke. Sie scheint wohl — Du findest einen Brief von ihr vor. Lieb wie immer — — Wir wollen den Diener mit deinen Sachen vorausfahren lassen, ist dir's recht, Léonie?"

Erst als sie im Wagen saßen, kam die Antwort auf diese Frage: „Ach ja, Luft! Ich athme auf. Laß uns einen Umweg durchs Grüne machen!"

Er befahl dem Kutscher, einen größeren Umweg durch den Tiergarten zu nehmen. Es war ein wunderschöner Frühlingsabend.

Vor den beiden Kafés am Potsdamer Platz wimmelte es von Gästen, auf den Trottoirs davor war ein lebhafter Begehr nach grellbunten Blumen; die herrlichen Linden der beiden Platzsquares ſtanden in leuchtendem Grün, die antikiſierenden Wachttempel überragend; fernhin verduſtete der Proſpekt der Leipzigerſtraße im roſigen Dunſt, ſelbſt das haſtende, raſſelnde Verkehrsleben ſchien von einer feſtlichen Verklärung überhaucht. Sie fuhren durch die Bellevueſtraße, unter dem dämmernden Schattendach der ſtrotzend belaubten Kaſtanien, an denen die Kandelaberkerzen der weißen und roten Blüten eben aufgeſteckt waren; in den Vorgärten waltete der Wetteifer, welcher den andern in der Pracht ſeines Blumenflors überböte, eine Frühlingsſpezialität dieſer ſtimmungsvollen Avenue.

„Wie ſchön es hier iſt — bei euch —“ entfuhr es flüſternd Léonies Lippen. „Ach die Luft!“

Wiederholt atmete ſie in vollen erquickenden Zügen, als wenn ſie von einem herzbeklemmenden Druck befreit werde.

Und beim Anblick des Tiergartens ein Ruf des Staunens: „Wie grün!“

„War es denn dort noch nicht —“ fragte er zögernd.

Sie wandte den Kopf zur Seite, wo die Siegesallee mit ihren korrekten Lindenbäumchen ſich in die Ferne verengte, von dem in der Abendſonne glühenden Goldkoloß der Siegesgöttin beherrſcht. „Eis ....“ hauchte ſie hervor. Und ein Schauer ſchien ſie zu überrieſeln.

Er verſtand. Doch nicht der üppige Garten der Touraine, wo ſie die Tage geweilt, nein das Eis des Haſſes, auf das ſie geſtoßen: als wäre ihr ganzes Inneres davon erſtarrt bis in den Blick ihrer dunkelumrandeten Augen hinan.

Eine Stille lang, während er das Wort klingen zu hören wähnte, fuhren ſie durch das Waldesdunkel des Parkes. Leiſe taſtete er nach ihrer Hand: „Gut, daß du wieder da biſt, Léonie“ — begann er. „Mir war ſehr bang.“

„Du hatteſt Urſache, du Ärmſter“ flüſterte ſie dumpf. Dann auffahrend, mit einem ſchrillen Ton: „Ah, dieſer Haß! Sie ſind toll! Sie vergiften alles damit! Selbſt die Pietät einer Sterbeſtunde iſt ihnen nicht heilig vor ihrem Haß.“

Dann nach einer abermaligen Stille: „Wie war ich geeilt, nur um ſeine Hand noch einmal zu ergreifen! Es war ein Wunder, daß man mich überhaupt vorließ, bis an das Lager meines armen Vaters. Ihm ſei verziehen, Gott ſei ſeiner Seele gnädig. Wenn er mir auch nicht verziehen — wenn er auch gegangen iſt, ohne mir zu vergeben ....“

Ihre Stimme ſtockte in plötzlicher Erſchütterung.

„Nicht?!“ rief er in voller Empörung.

Sie faßte ſich, reckte ſich empor: „Ich habe mich tapfer gehalten all die Zeit über, mein Stolz gegen den Haß meiner Brüder und Verwandten — ſie waren unerbittlich, von einer beleidigend kühlen Höflichkeit. Aber ich blieb, ich wollte nicht weichen, bis ich an dem Grabe meines Vaters mein Gebet geſprochen —“

„Du traſſt ihn noch bei Beſinnung?“

„Man hatte mich nicht ohne Einſpruch an ſein Sterbelager gelaſſen. Man ſchützte die Aufregung vor. Ich drang dennoch bis zu ihm. Ich hätte ihn kaum wiedererkannt. Er aber mich — o wohl, er mich! Er ſchien wie aus einer Betäubung zu erwachen — ſeine großen Künſtleraugen fragend auf mich gerichtet — taſtend — ein Schimmer der alten Liebe, der darin aufzuleben ſchien. ‚Mein Vater, ich bins,‘ ſchluchzte ich, ‚ich bin gekommen, um dich um Verzeihung zu bitten —‘ Es war ein Beſinnen in dieſen Augen, all ſein Empfinden darin wiedergeſpiegelt — o ich ſah bis auf den Grund ſeiner Seele. Seine Léonie, ſein Liebling von damals, die Freude, die er ſtets an mir hatte — hat er nicht ſeinen Roman „Gabriele“ zu meiner Verherrlichung geſchrieben? Und dann der Schmerz dieſer Trennung, die geheime Sehnſucht, die in der Tiefe ſeines verwaiſten Herzens fort und fort gebangt, wenn auch der Mund meinen Namen nicht ausſprach — ich ſah den Kampf, den ſeine Liebe kämpfte gegen das andere, gegen die Krankheit, das Gift — gegen den Preußenhaß. Ich ſah das Gift die Obmacht gewinnen, ſeinen Blick erſtarren — den Schimmer der alten Liebe ſich in Eis verwandeln — hatte er nicht den Mut, den Andern gegenüber, die hinter mir dieſer Szene beiwohnten? Nicht den Mut, das Wort, den Namen auszuſprechen, der auf ſeinen Lippen ſchwebte —

Gott sei seiner Seele gnädig! — er schloß die Augen. Ich hatte seine Hand ergriffen und jetzt fühlte ich, wie die sich regte, leise, leise — aus der meinen fort — sich zu befreien suchte — zuletzt ein Ruck — es war wie ein Zurückstoßen — ja das! O Gott! Es war das „nein!" das sein Preußenhaß gegen mich, die Abtrünnige, die Verfehmte seines Geschlechtes und seiner Nation, geschleudert. Ich sank mit dem Kopf gegen die Bettstatt, hart hinschlagend — ich glaube ein Schrei entfuhr mir — ich weiß nichts — nichts mehr ganz klar —"

„Mein armes Herz —" und er preßte um so inniger ihre Hand.

„Du fragtest mich vorhin, ob denn dort unten der Frühling nicht .... Auch das weiß ich nicht. Ich habe nichts gesehn. Doch, ich erinnere mich, nicht weit von seinem Grabe, wo ich betend kniete, da ragte ein Blütenbaum, von jenen winzigen japanischen Rosen, die ich so liebe — — Ich werde den Ort wohl nicht wiedersehn —"

„Nun sollst du dich erholen, du Arme — nun darfst du nicht mehr fort und fort daran denken!"

„Ich möchte alles vergessen — bis auf das Grab mit seinem Blütenbaum — mein Vaterland, alles — o Gott, ich wollte, ich dürfte mich einmal ausweinen — mein Herz ist so voll —"

Dann, sich abermals aufraffend: „Wie schön es bei euch ist! — Wie gut ihr seid — — Wie grün das Laub geworden! — Ach, die Luft! Wie das Atmen erquickt! — ich habe lange nicht mehr frei geatmet — und — und —"

Sie riß die Hand aus der seinen und reichte ihm dann in überquellender Bewegung die beiden Hände hin:

„Und ihr verzeiht mir, ihr, du und Mariot! Damals konnte ich nicht anders — jetzt, jetzt erst weiß ich, wo ich hingehöre —"

„Ich wußte es längst, aber du sträubtest dich gegen die Erkenntnis —"

„Du wirst gleich morgen Herrn von Werthern zu mir bitten, ich habe mit ihm zu reden, aber anderes als damals."

„Soll ich auch Mariot kommen lassen?"

„Ach, mein Kind! Schnell, wir wollen ihr telegraphieren!"

In dem Gedanken dieses Wiedersehens saß sie verloren. Galt es nicht eine Mauer einzureißen, die sich zwischen dem Mutter- und dem Kindesherzen aufgerichtet? Aber hinter den Trümmern leuchtet das verheißende Frühlingsgrün.

„Wie schön es ist!" rief sie plötzlich aus, mit einer Geste über den blauenden See weisend.

„Das Laub hat sich mächtig herausgemacht. Ja so ein Berliner Frühling — so ein deutscher Frühling! Den wenigstens sollen sie uns nicht —"

Er stockte. Nicht jetzt davon: ein andermal wollte er seiner Überzeugung Ausdruck geben, daß doch zuletzt die Liebe den Sieg davon trüge über den Haß und daß selbst über der Mauer des Frankfurter Friedens dereinst sich grünende Wipfel von hüben und drüben vereinigen werden. Man muß ihnen nur Zeit lassen zum Wachsen, recht viel Zeit ...

Frühlingsdämmern.

Von Hermann Lingg.

(Abdruck verboten.)

Wie traurig ſcheint das Abendlicht
Durch Nebelduft und Wolkenhänge!
Man ahnte noch den Frühling nicht,
Wenn nicht ſchon hell die Amſel ſänge.
Der Winter hält in hartem Frohn
Die Fluren noch und Wellen,
Nur ſtill beginnt ein Schwellen
In Keim und Knoſpe ſchon.

Verbannt, belächelt als ein Traum,
Entflohn, in weite Ferne ſchauend,
Begeiſt'rung auch und Freimut, kaum
Noch ſich und ihrer Macht vertrauend.
Ach, nicht mehr ſchön erhellt
Von Strahlen edler Geiſter,
Von Tag zu Tag ergreiſter
Und finſtrer ward die Welt.

Verzage nicht, es ſucht ſich nur
Das ewig junge Welterneuen
In Todesreichen Lebensſpur
Und lernt, ſich ſammeln im Zerſtreuen!
Es ſucht zu neuem Streit,
Wie ſehr die Nacht ſich brüſtet,
Die Waffen aus und rüſtet
Für eine beſſ're Zeit.

Indes noch Mondenlicht beglänzt
Der Giebel kalte Marmorwände,
Erglüh'n, vom erſten Licht bekränzt,
Cypreſſen ſchon wie Feuerbrände;
Ich fühle Morgenweh'n,
Ich ſeh' zu ſchönern Tagen
Aus bleichen Sarkophagen
Den Frühling auferſteh'n.

Corso in der Hauptallee.

Frühlingstage im Wiener Prater.

Von Ferdinand Groß. Mit Bildern von W. Gause.

(Abdruck verboten.)

Unter Leopold dem Glorreichen, dem berühmten Fürsten aus dem Babenberger Geschlechte, wurde in Wien alljährlich die Auffindung des ersten Veilchens als Fest gefeiert, als ein Fest nicht etwa nur des Herkommens, sondern als ein dem Volksgemüte entsprossenes, als ein Ereignis gewordenes Herzensfehnen, als ein Fest, das niemand hätte zu verordnen gebraucht: so verstand es sich von selbst für den Niederösterreicher, für den Wiener, dem Anastasius Grün aus der Seele herausgesungen:

„Viel gold'ne Rebgelände breiten
Den weiten Kranz ums Donaubette,
Als ob hier Fluß- und Weingott streiten,
Sich überbietend in die Wette."

Kein eigentliches Weinland ist das Stück Deutsch-Österreich, dessen Herz in Wien schlägt, und die Weinlese fährt uns viel weniger in die Beine als ein Dreitakt von Johann Strauß. Aber doch liegt ein Abglanz der „gold'nen Rebgelände" auf unsrer Stadt, sie ist so daseinsfroh, wie irgend einer der berühmten Flecken am Rhein, wo Frau Sonne so gütig ist, die wunderbaren Tropfen zu brauen.

Wien ist eine Stadt des Frühlings. In solcher Behauptung liegt der Anlauf zu einer Charakteristik, denn nicht jede Stadt entwickelt zur selben Jahreszeit ihre Reize mit gleicher Kraft. Der Sommer mag in Kopenhagen, der Herbst in Neapel, der Winter in St. Petersburg schöner sein, im Frühling braucht Wien keinen Rivalen zu scheuen. Der Frühling ist die Zeit der Hoffnung, im Sommer kommt die heiße Gewährung, der Herbst erinnert sich, und der Winter vergißt. Das Hoffen aber, das bedeutet so recht ein Wiener Geschäft; wohin wären wir Wiener schon gekommen, wenn wir verlernt hätten, immer wieder zu hoffen und über alle Täuschungen hinweg das Rosenpanier der Hoffnung zu schwingen! Kaum war der Winter so unvorsichtig, einen Zoll breit Boden aufzugeben, und schon kommt der fröhliche, ungestüme Geselle, der richtige Lenz mit Stürmen und mit Sonnenschein, der fahrende Ritter, den ein unsterblicher Wiener besungen, indem er in die ewige Leyer griff und sein Saitenspiel mit den Worten begann: „Die Fenster auf! die Herzen auf!" Und die ganze Luft ist voll von Schubertschen Liedern, und alles ringsum klingt und singt, und die Seele von Wien erbebt wie die Braut am Spätabende ihres Hochzeitstages. Wien lächelt, und Freude rieselt durch die Paläste wie durch die Hütten, und wohlanständige Herren und Damen beneiden auf der Straße die Schusterjungen, denen ihre gesellschaftliche Stellung erlaubt, Purzelbäume zu schlagen. Ein Frühlingshoffnungsstrahl gleitet auf die Stätten der Armut, er stiehlt sich in die Stube des Kranken, er dringt durch dichte Mauern bis in die verlassensten und elendesten Winkel. Und Blumen gibt's in Wien, als ob sie aus der Erde wüchsen! Auf Schritt und Tritt begegnet man Blumenmädchen; manche von ihnen sind alte Frauen, aber man kauft ja die Blumen ohne Wurzel, und eine große Zahl der Blumenmädchen sind so wienerisch hübsch, daß man sich fragt, wo die armen Dinger denn im Winter stecken? Lenaus Verse gehen einem durch den Sinn:

„Wie weht die Frühlingsluft so lau, so lind!
Frühveilchen bietet mir ein bettelnd Kind.“

Heute wie ehedem ist das Veilchen die Lieblingsblume der Wiener. In unabsehbarer Menge sprießt sie im Wiener Walde, in Wien selbst gedeiht sie am besten in den Knopflöchern der Bewohner, und zwar besonders nachmittags von drei bis sechs Uhr auf der Ringstraße (zwischen Hofoper und „Gartenbaugesellschaft“) und im Prater (Nobel-Allee).

Junge Wienerinnen in frischen, neuen oder doch wie neu aussehenden Gewändern trippeln daher und summen frohe Weisen, still, recht still, so daß man genau lauschen muß, um etwas davon aufzufangen.

Dann aber ist einem, als flösse das Gezwitscher der geflügelten Sänger und der tiefsängigen

Frühveilchen.

Wohin man horcht, durchzieht ein Tirillieren die Stadt. Wer gegen die Stubenthorbrücke geht, der hört in dem Tannicht, das hart am Gitter des Stadtparks unmittelbar vor der Brücke liegt, hunderte von Vogelstimmen, ein echtes und rechtes Volkskonzert, dessen nicht jede Großstadt sich rühmen kann.

Mädels ineinander, als sänge Wien selber, Wien, die Stadt des Frühlings.

Zu der Väter Zeiten fing der Lenz nicht nach dem Kalender und nicht nach der Witterung an, sondern mit der unverrückbar für den ersten Mai festgesetzten „Praterfahrt,“ damals ein Ereignis, welches Wochen vorher seine Schatten

Die neue Frühjahrstoilette.

warf, und von welchem Wochen nachher das Lokalgespräch seine Existenz fristete. Wie sich das alles geändert hat! Am ersten Mai 1890 fiel es niemandem ein, glänzende Toiletten in glänzenden Karossen zur Schau zu stellen: vom frühen Morgen an marschierten die Arbeiterbataillone nach dem beliebtesten Lustorte der Wiener, die soziale Bewegung hatte sich einmal auch in der Schaffung eines bislang unbekannten Ruhe- und Festtages Luft gemacht, was ging sie der traditionelle 1. Mai an! Aber es hätte dieser Neuerung nicht bedurft, um den 1. Mai von seiner einstigen Höhe zu stürzen. Schon vorher war er ein Entthronter, den königlichen Purpur hatte man ihm von den Schultern gerissen, seinen Herrschersitz ihm entzogen, und nicht Dynamitarden und nicht Petroleusen hatten dabei mitgewirkt, eine Frau mit hochklingendem Namen stand an der Spitze derer, welche ihn verjagten. In den Jahren 1887 und 1888 — und zwar im Juni — fanden die großen Frühlingsfeste statt, welche die nach und nach etwas verblaßte „Praterfahrt" ersetzen sollten; Fürstin Pauline Metternich leitete diese Feste, deren Höhepunkt der nach dem Prater sich

Beim Kaffee in der Meierei Kriau.

bewegende Blumenkorso bildete. Ganz Wien schrie vor Entzücken auf, als das neue Bild sich entrollte. Man hatte etwas Ähnliches bisher nur in Nizza gesehen: von dort war die Grundidee durch Pauline Lucca nach unserm kälteren Himmelsstrich befördert worden. Wien war wie geblendet von dem Anblicke, als die Blumenlawine über die Ringstraße nach dem Prater sich wälzte ... Ehe das dritte Frühlingsfest vorbereitet werden konnte, trat das fürchterliche Ende des Kronprinzen Rudolph ein, alle Freude war wie ausgelöscht, niemand mochte an eine Lustbarkeit denken. Das Jahr darauf wurde der 1. Mai bereits als Arbeiterfeiertag abgehalten, und er wirkte bis in den Sommer nach, so daß von einem Frühlingsfeste keine Rede mehr war. Dieses wird wohl auch kaum mehr reaktiviert werden, und es tritt wieder die programmlose „Praterfahrt" ein, wenn auch nicht diejenige, die, unbeirrt durch des Wetters Ungunst, offiziell am ersten Mai ihren Anfang nahm. Im guten alten Wien gehörte es

zum Herkommen, daß am 1. Mai der Prater mit hochobrigkeitlichem Einverständnisse eingeweiht wurde; jetzt ist man so frei, sonnige Tage abzuwarten, ehe man sich den Gefilden des Praters anvertraut, und schon Jahre bevor das Frühlingsfest als Rettungs- und Wiederbelebungsmittel wirken sollte, hatten die Praterfahrten viel von ihrem ererbten Glanze eingebüßt, nachdem in den Wäldern und Auen des „unteren Werd" den einheimischen Adel und eine kleine Schar ausgezeichneter Fremden sich ergehen und sich ergötzen, wir wissen von Festen und Feuerwerken, aber unsereins darf nicht dabei sein ... Es kommt der große Tag: der 7. April 1766. Von da an ist der Prater freigegeben; man muß nicht von vornehmen Eltern sein, um ihn

Ein Maitag auf einer Praterwiese.

mentlich seitdem 1873 der Prater zu Weltausstellungszwecken — das Wort flog wie ein elektrischer Funken durch die Stadt — „verschönert" worden war ... Denkt man zurück an die sozusagen amtliche „Praterfahrt," so ersteht vor einem in bunten, teils gemütlich liebenswürdigen, teils ostensibel prächtigen Wandelbildern eine Art Kulturgeschichte des Praters. Wir sehen genießen zu dürfen, rasch bürgert sich der Gebrauch ein, den ersten Mai als offiziellen Eröffnungstag des allerdings auch sonst nicht geschlossenen Praters zu betrachten. „Als der Großvater die Großmutter nahm," war die Herrlichkeit eine gewaltige. Der Hof begab sich am ersten Mai zu Wagen und zu Pferde nach dem Prater. Der Geburtsadel hütete sich wohl,

Abseits vom Wege.

vor diesem Datum aufs Land, auf seine Schlösser zu gehen; er erkannte es wie eine Pflicht, sich zu zeigen — die Damen in strahlenden Frühlingstoiletten, wenn möglich in neuen Equipagen, die Diener und die „Läufer," welche den Gefährten keuchend vorausraunten (der letzte solcher „Läufer," allerdings ein pensionierter, ist erst vor einigen Jahren gestorben), neu livriert, die Pferde neu geschirrt — das liebe brave Volk sollte seine Augenweide finden, es hatte darauf ein Recht, das mit dem Menschen geboren wurde, und es durfte von außen auch zusehen, wie im „Kaisergarten" der Monarch inmitten seiner Familie unter freiem Himmel patriarchalisch zu Mittag speiste. Die „Jägerzeile" entlang — so geheißen, weil dort einmal die Hütten der Jäger standen, welche dem Praterrevier zugeteilt waren — und dann zu beiden Seiten der breiten Fahrbahn in der Hauptallee staunten sich die Neugierigen, um die Vorüberfahrenden zu bewundern oder zu bekritteln — vielleicht beides in einem Atem, wie es die richtige Wiener Manier wäre. Und zu bewundern wie zu bekritteln gab es da mehr als genug. Die Damen führten natürlich die letzten Moden spazieren, die Herren huldigten dem Tage, indem sie weiße Leinenhosen trugen . . . Aus der stattlichen Reihe der eleganten Wagen stach prunkvoll die sechsspännige Hofequipage hervor, in welcher der 1878 verstorbene Erzherzog Franz Karl, der Vater Kaiser Franz Josephs, in den Prater fuhr, von jedermann begrüßt und jedermann begrüßend, freundlich wie ein Kind und glücklich wie ein Kind darüber, daß man ihm die Freude nicht genommen, die gewohnte Prunkkarosse benutzen zu dürfen. Ein erster Mai ohne den pompösen, sechsspännigen Hofwagen mit den spanisch gekleideten, von gepuderten Perücken bekrönten Vorreitern wäre undenkbar gewesen. Auch Graf Sándor, der kühne Reitersmann, über dessen Verwegenheit unzählige Anekdoten im Umlaufe waren, gehörte mit zu dem eisernen Bestande des ersten Mai. Was wäre das für eine Praterfahrt gewesen, an welcher er nicht teilgenommen hätte! Er, der einmal über einen hochbeladenen Lastwagen hinwegsprengte, ein anderes Mal eine

steile Treppe hinan bis zum dritten Stockwerke ritt, und, wenn er besonders gut bei Laune war, zu Rosse im Salon einer befreundeten Familie erschien und sein Pferd veranlaßte, die Vorderhufe sorgsam auf den Theetisch zu setzen, um welchen die vornehme Gesellschaft versammelt war!

Erzherzog Franz Karl nimmt an keiner Praterfahrt mehr teil, der freundliche Greis und sein Sechsgespann sind verschwunden, Graf Sándor ist längst gestorben, und seine Tochter, Fürstin Pauline Metternich, veranstaltet Frühlingsfeste. — In früherer Zeit soll der erste Mai im Prater viel wärmer gewesen sein als jetzt. Angeblich konnte man das Barégekleid und den breitkrämpigen Florentiner Strohhut mit lichten Bändern tragen und dabei stundenlang im offenen Wagen ausharren — ja, in der guten alten Zeit war die Wiener Temperatur eben eine mildere und gemäßigtere. Vielleicht bilden sich das nur diejenigen ein, die damals jung gewesen . . . Wir neigen zu dem Verdachte hin, daß man vor dreißig Jahren in Wien ebenso gefroren hat wie in unsern Zeitläuften, nur scheint man sich ein kleines Vergnügen gern teurer und mühseliger erkauft zu haben.

Wie gesagt, der erste Mai ist depossediert, oder vielmehr: er teilt seine Gerechtsame mit einer Menge anderer Tage — wenn man will: ist nie mehr oder ist Wochen und Wochen hindurch erster Mai. In den Frühlingstagen besonders, wenn Wien erwacht und sich noch ein wenig den Winterschlaf aus den Augen reibt, findet jeden Nachmittag die „Praterfahrt“ statt. Und als wolle der Prater die Gäste alle, die zu Wagen und zu Fuße einziehen, herzlich begrüßen, wölbt er ein Blütendach ihnen zu Häupten. Die Kastanienbäume, die im Prater das herrschende Geschlecht seit Jahrhunderten sind, tragen ihre roten und weißen Dolden, wie der Christbaum die leuchtenden Kerzchen, die ihm unerklärlicherweise auf die Äste praktiziert worden sind. Neben der Kastanie blüht die Erle, die Ulme, die Esche, der Ahorn, der Mehlbeer-, der Holzapfel-, der Holzbirnbaum, der Schlehdorn; es blüht von den Bäumen herab und von den Sträuchern hinauf zu den Menschen. Nachmittags, wenn der große Korso sich entwickelt, mag der Mensch nicht genug Sinn haben für all diese Schönheit; das Blühen weithin geschieht für die stilleren Leute, die vormittags sich im Prater ergehen — manche allein, der eine mit einem Buche, der andre mit einer Freundin am Arm, die meisten jung, Frühling im Frühling . . . Auf den Matten gedeiht ein farbenreiches Blühen, schimmert aus den Gräsern ein Teppich hervor, gewoben von der Phantasie eines ewigen Malers. Das Maßliebchen gesellt sich dem Veilchen, der Ehrenpreis steht neben dem Löwenzahn, die Dotterblume liebäugelt mit dem Hahnenfuß, die taube Nessel hört den Geschichten zu, welche die zweiblättrige Meerzwiebel ihr erzählt. Über solchen Teppich schreiten in ihrer graziösen Gangart die „feschen“ Wiener Bürgermädchen, die weidlich beleidigt wären, wenn wir ihren Frühlingsstaat nicht beifällig bemerkten.

Mit den Lenztagen im Prater kommen auch die Frühlingsrennen in der „Freudenau“ an der äußersten Grenze des Praters. Wir schauen wohlgefällig dem feinen Coupé nach, in dem zwei Damen sitzen — Bürgermädchen sind's eben nicht, aber man müßte ein eingefleischter Prinzipienreiter sein, um so reizenden Geschöpfen ihre vornehme Geburt zu verargen. Das Paar entschwindet uns, aber wir werden es wiedersehen: in der Meierei „Krieau.“ Dort — in einem entlegenen malerischen Winkelchen des Praters — kommen die elegantesten Leute zusammen, um vorzüglichen Kaffee zu nehmen. Sogar die Kronprinzessinwitwe Stephanie erscheint nicht selten und verweilt mitten unter dem Publikum. — Wandern wir eine Viertelstunde weit von diesem fashionablen Punkt, und ein gar verschieden geartetes Praterbild umfängt uns, wir stehen vor einer Wiese, auf welcher sich Leute aus dem Volke gelagert haben, Männer und Frauen ohne Sorgen und ohne Ansprüche, glücklich, etwas Grünes unter sich und den lachenden blauen Himmel über sich zu wissen . . .

Der Prater ist groß, wir können uns lange ergehen, und jeden Augenblick haben wir Gelegenheit, mit Faust zu sagen: „Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!“ Hier gleich die allerliebste Gruppe! Ein zierliches Fräulein im Gespräche mit einem Husareneutnant. Die beiden haben sich mit strategischem Geschicke ein entlegenes Plätzchen ausgesucht, sie pflegen offenbar eine Unterredung über Staatsgeheimnisse —

Abenddämmerung.

da wollen wir nicht ſtören und huſchen ſchnell vorüber. Seid unbeſorgt, aufgeſcheuchte Tauben! Wenn man uns fragt: wir haben euch nicht geſehen . . .

Und immer weiter und weiter ſchlendern wir, und langſamen Schrittes zieht das Abenddunkel herauf. Noch äußert die Sonne nicht die ſommerliche Glut, mit der ſie zwei Monate ſpäter den Prater viel länger hinaus warm erhalten wird. Sie gibt nach und zieht ſich ſachte zurück vor den ſchon hörbar rauſchenden Schwingen der Nacht. Fahler wird das Licht, die Linien fangen an, zu verſchwimmen, es iſt hohe Zeit, die Schritte nach Hauſe zu lenken.

Wir ziehen heimwärts, aber da und dort bleibt unſer Blick an manchem noch haften, was zur Phyſiognomie des Praters gehört . . .

Ein alter Herr, Schnee auf dem Haupte, ſcheint ſich nicht trennen zu können von dem Prater, der vor kurzem noch in Gold gebadet war. Iſt's Gegenwart oder Vergangenheit, was ihn ſo feſſelt? Ein Blumenmädchen, weniger geſchickt als ſeine Genoſſinnen, hat noch Vorrat von der duftigen Ware und bietet dem verſpäteten alten Herrn davon an.

Die Kleine ahnt nicht, was ſie darſtellt: den Frühling, der dem Winter Blumen reicht.

Neuer Frühling.

Von Frida Schanz. Illuſtration von Carl Gehrts.

(Abdruck verboten.)

Der edle Herr von der Vogelweid,
Von der fränkiſchen Vogelweiden,
Der mochte in ſeinem fahlen Kleid
Den düſteren Winter nicht leiden.
Er ſang ihm Lieder voll Trutz und Groll,
Lieder voll Sehnen und Trauern,
Oder ſaß ſchweigend und ſchwermutvoll
Zwiſchen den ſchneeigen Mauern.

Doch war es vorbei mit der ſchlimmen Zeit,
Mit der flockenſtillen, der dunkeln,
Da begannen dem Herrn von der Vogelweid
Die blauen Blicke zu funkeln.
Aus dem Thore ſchritt er mit jungem Mut
In der erſten ſonnigen Stunde,
Auf den goldigen Locken den Wanderhut
Und neue Lieder im Munde.

Kein Pfad zu verworren im Waldgebreit,
Im Dickicht der duftenden Zweige, —
Es kannte der Herr von der Vogelweid
Die verſchwiegenſten Stellen und Steige.
Er wußte ſpielend und ohne Mühn
Die ſtillen Plätze zu finden,
Wo die Veilchen ſich duckten im wilden Grün
Unter den uralten Linden.

Die Vögel ſchwirrten ihm keck zur Seit,
Die Finken, Droſſeln und Meiſen.
Sie ſangen dem Herrn von der Vogelweid
Die neuſten Töne und Weiſen.

Hinſchmelzend ſcholl es das Thal entlang,
Ein Locken und ein Erwidern,
Ein fröhlichſchallender Wettgeſang
Von Menſchen- und Vogelliedern.

Da klang durch den Jubel viel zartes Leid.
In den wiegenden Strophen inne
Hielt träumend der Herr von der Vogelweid.
Das that die Minne, die Minne!
Da kam es wieder das teure Weh
Im Dufte, im Lenzestaue — — —
„O du, ſo roſig, ſo weiß wie Schnee,
Ich grüße dich, ferne Fraue!“

Er warf ſich ins Moos; er verſann die Zeit
In Hoffen und in Erinnern,
Der edle Herr von der Vogelweid. —
Leuz war es in ſeinem Innern!
Sein Gram war tot und ſein Herz durchſonnt,
Weil wieder die Vögel ſangen,
Und weil er die Liebſte nun ſchauen konnt, —
Und weil der Winter vergangen!

Der Hydepark zu London.

Zu umſtehendem Bilde von Jan von Chelminski.

(Abdruck verboten.)

Daß London trotz ſeines berüchtigten Nebels zu den geſündeſten Großſtädten der Welt gehört, dankt es ſeinen „Lungen,“ d. h. den öffentlichen Parks und Gärten, die, zweiundvierzig an der Zahl, in der ungeheuren Steinwüſte freundliche Oaſen bilden und insgeſamt einen Flächenraum von mehr als 1800 Hektar einnehmen. Auf den vornehmſten Stadtteil fallen etwa 300 Hektar, und hiervon kommt beinahe die Hälfte auf den berühmten Hydepark. Die Geſchichte desſelben reicht Jahrhunderte zurück. Die Herrſchaft oder das Landgut Hyde, in älterer Zeit auch Hida genannt, war Eigentum des Peterskloſters zu Weſtminſter, bis König Heinrich VIII den Beſitz an ſich nahm und ihn in einen Tiergarten verwandelte, in dem gelegentlich auch Jagden veranſtaltet wurden; auch Königin Eliſabeth hat hier den Hirſch gehetzt. Unter Cromwell wurde der Tierpark aufgelöſt, und der Lord-Protektor hielt auf den weitgeſtreckten Raſenflächen die Schau über ſeine gefürchtete Eiſengarde. Karl II führte dagegen den Park einer ähnlichen Beſtimmung zu, wie er ſie in neuerer Zeit

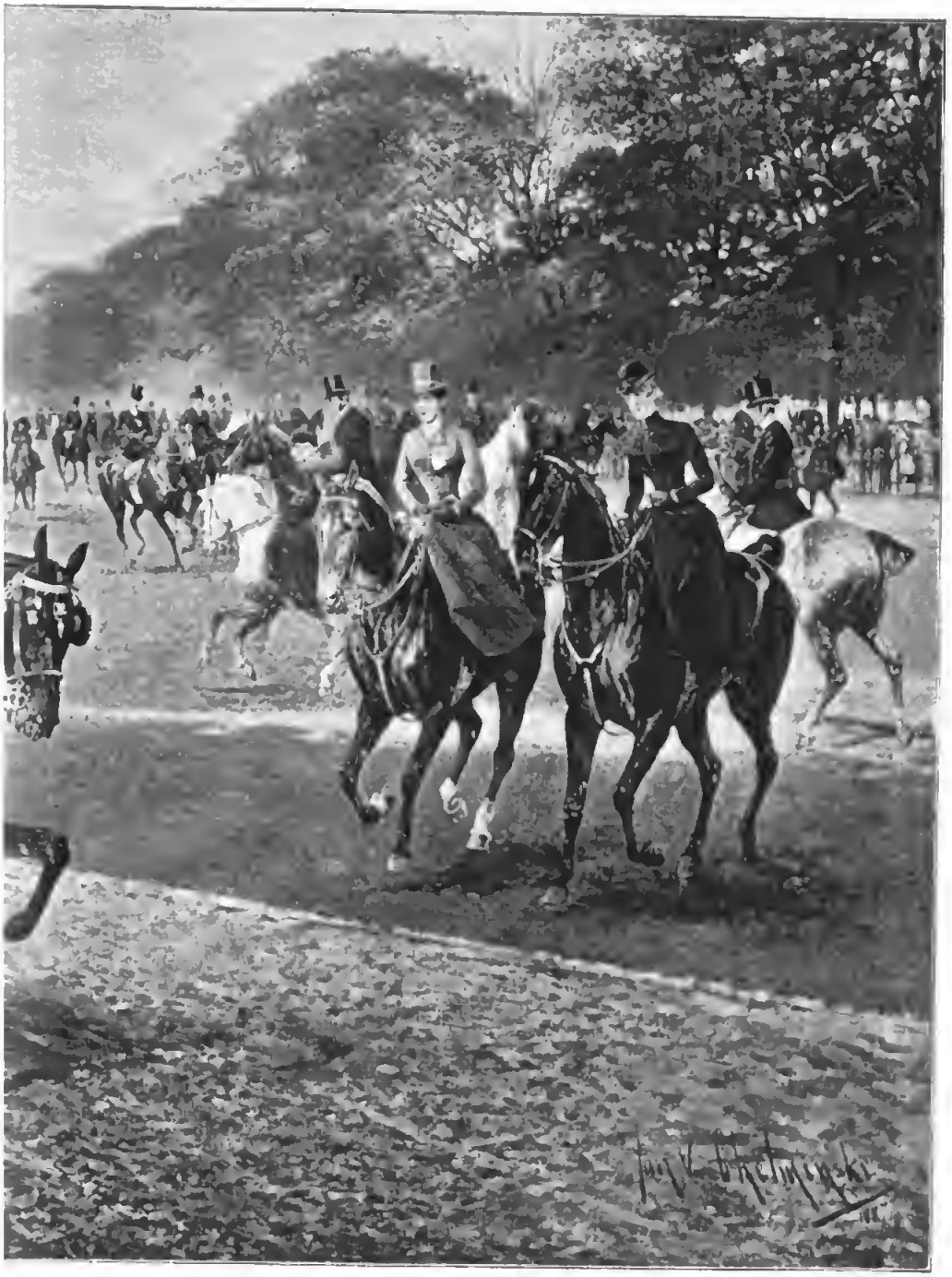
wieder erhielt; er machte ihn zum Sammelplatz der vornehmen Welt und legte den „Ring“ an, einen 300 Meter langen kreisförmigen Korso, dessen Spuren sich noch heute erkennen lassen. Nach dem Tode des galanten Königs vereinsamte der Park jedoch wieder, bis Königin Karoline, Gemahlin Georgs II, sich seiner annahm und ihn mannigfach verschönern ließ. Die bedeutendste Schöpfung ihrer Fürsorge war der Serpentine, ein schlangenartig gekrümmtes Wasserbecken, dem durch ein Pumpwerk aus der Themse täglich frisches Wasser zugeführt wird. Der Königin waren auch die ersten gärtnerischen Anlagen zu danken, deren Mehrheit allerdings erst in neuester Zeit entstanden ist. Auch architektonischen und plastischen Schmuck weist der Park auf: an der Nordseite den „Marble Arch,“ eine Nachbildung des Konstantin-Bogens; dort, wo Hyde- und Greenpark aneinanderstoßen, das Reiterstandbild Wellingtons; ferner die kolossale, aus erbeuteten Kanonen gegossene „Achilles-Statue,“ die gleichfalls dem Andenken des eisernen Herzogs gewidmet ist; endlich das großartige Albert-Memorial, das mit einem Kostenaufwande von beinahe drei Millionen Mark gerade an jener Stelle errichtet wurde, wo im Jahre 1851 der Prinzgemahl Albert die erste Weltausstellung eröffnet hatte.

Abgesehen von zahlreichen Pforten für Fußgänger hat der mit einem hohen Eisengitter umschlossene Park etwa ein Dutzend Eingänge für Wagen und Reiter. Es werden nur Equipagen zugelassen, und diese sehen wir hauptsächlich die „Ladies Mile“ genannte Straße einschlagen, während auf der ihr parallel laufenden „Rotten Row“ (korrumpiert aus Route du Roi) die Reiter und Reiterinnen sich bewegen. Täglich während der Londoner „Season,“ die Sonntage ausgenommen, entwickelt sich auf jeder der beiden Straßen ein glänzender Korso, jedoch derart, daß sie nicht beide zu gleicher Zeit stattfinden. „Ladies Mile“ ist mit den prunkenden Wagen und Gespannen gewöhnlich von fünf bis sieben Uhr belebt, „Rotten Row“ dagegen mit den eleganten Reitern und Reiterinnen von zwölf bis zwei Uhr; natürlich aber fehlt es nicht an kleinen Verschiebungen, und nicht selten sieht man den einen Korso in den andern hinübergreifen.

Zu beiden Seiten der Reit- und Fahrstraßen ziehen sich saubere Fußwege hin, die von Tausenden von Spaziergängern bevölkert sind. Reichlich bieten sich auch Sitzgelegenheiten dar, von denen aus man mit Behagen das bunte Treiben beobachten kann, und besonders beliebt ist eine Stelle im Hydepark-Corner, wo Reit- und Fahrweg einander schneiden. Der Stuhl kostet einen Penny — gewiß ein billiger Preis für ein Schauspiel, wie es ohnegleichen in der Welt dasteht. Nirgend offenbart sich so deutlich wie hier, welche Fülle blendender und anziehender Schönheiten die englische Aristokratie aufweist, und das Auge des Kenners hat seine Freude an den edlen Rossen und herrlichen Gespannen. Dabei ist freilich nicht ausgeschlossen, daß auch mancher Pseudo-Lord sich auf einem bockbeinigen Mietsgaul tummelt, aber solche Erscheinungen sind selten.

Ein ganz anderes Bild bietet der Hydepark am Sonntag. Nun gehört er dem Volke, das schon am frühen Morgen in hellen Haufen durch die Pforten und Thore hereinströmt: in buntem Gemisch Ladendiener und Kellner, Arbeiter, Soldaten und Matrosen, Dienstmädchen und Näherinnen, die natürlich an dem Freikonzert Nachmittags ihre Freude haben. Aber auch manche andere, minder heitere Volksansammlung hat der Park schon gesehen. Gerade zum Trotz der vornehmen Welt verlegen die Führer der radikalen Parteien gern ihre Meetings hierher. Im Jahre 1866 wollte man eine solche Volksversammlung verhindern, indem man den Leuten den Eintritt verwehrte, aber die Menge drückte das eiserne Gehege ein, und wenn auch noch später versucht wurde, den Park vor stürmischen Szenen, wie sie ein Meeting mit sich bringt, zu bewahren, das „souveräne Volk“ hat schließlich doch Recht behalten. So konnte der jüngst verstorbene Bradlaugh seine zornigen Reden halten, und noch vor kurzem war der Park der Ort einer nach Tausenden zählenden Versammlung von Arbeitslosen, die auf ihre Fahnen das Wort „Hunger“ geschrieben hatten. So werden auch in der vornehmen Weltstadt-Oase die scharfen Gegensätze der Weltstadt offenbar: schimmernde Pracht und düsteres Elend.

Ein Nachmittag im Hydepark. Nach d
Mit Genehmigung der Photogra



'm Gemälde von Jan von Chelmonski.
phischen Gesellschaft in Berlin.)

Ein Genie der That.

Roman von Ernst Remin. (Abdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Etwas kleinlaut fuhr Annie fort — sie merkte ihm die beginnende Verstimmung an, aber ihr Herz war nun einmal übervoll: „Und wie sie sich zu benehmen wußte! Während ich neulich da war, kam der griechische Gesandte zu ihnen. Ich sah von weitem, wie sie ihn empfing — und ach, ich war froh," sie sprach plötzlich mit sehr gedämpfter Stimme, „daß ich nicht mit dabei zu sein brauchte beim Empfange der Exeellenz — ich fürchte, ich hätte mich wie ein rechtes Gänschen benommen!"

„Wie ein rechtes Gäuschen!" wiederholte er dumpf und ließ den Kopf sinken, den er sonst nicht gerade hoch, aber wahrlich nicht gesenkt zu tragen pflegte.

Eine Pause entstand.

Annie merkte, daß der Vater mit sonderbar trüben Augen vor sich hin starrte.

„Sei mir nicht böse, Papa," bat sie, „aber du fragtest mich ja."

„Ich bin dir nicht böse, Kind!"

Ja, ja, es war nicht zu leugnen — wie ein rechtes Gänschen würde sein Kind, sein Stolz, sich da benommen haben. Für den Verkehr mit Exeellenzen war sie nicht erzogen. Und für den Verkehr mit Exeellenzen muß doch nun einmal ein Kind dieser Dezennien erzogen sein, sagte er sich; jeder muß sich in dieser neuen Zeit gegen jeden zu behaupten wissen, ohne sich etwas zu vergeben. Ihn selbst hatte mehr als einmal der hochselige König Friedrich Wilhelm III., der schlichte, bürgerfreundliche Herr, im Tiergarten angeredet, — auch der alte Wrangel und der alte Fürst Hohenlohe — er hatte wohl Antwort zu geben gewußt, ohne thörichte Scheu, ohne den leutseligen Monarchen zu verletzen; Kaiser Wilhelm und gar der Kronprinz, da ginge es wohl auch noch — aber das waren andere Männer, Männer aus der alten, aussterbenden Zeit — selbst die Exeellenzen aus ihrem Gefolge waren bereits unnahbarer — da würde es wohl mit ihm selbst schon hapern, käme er jetzt in vornehme Gesellschaft — wie viel mehr erst mit dem Kinde.

Es bröckelten Steine aus seinem System — er wollte ihr antworten: Warum brauchst du zu wissen, wie man sich in vornehmen Kreisen zu bewegen pflegt? Aber er fühlte, dies Prinzip von der Trennung der Stände, sein altes Wort ‚Feuer bleibe bei Feuer, Wasser bei Wasser' würde sie einfach nicht verstanden haben. Und ein Prinzip, das einfach ‚nicht verstanden' wird — ist gerichtet, ist tot. Der Hochmut, diese Tugend des Adels, ist in uns Bürgerpack gefahren, sagte er sich, wir möchten es gern ihnen gleichthun in Beherrschung gefälliger Umgangsform — können wir ihnen das nicht nachmachen, schämen wir uns. Ja, Annie schämte sich und — er konnte es sich nicht leugnen: *er selbst schämte sich auch.* Da war die Bresche!

Und nicht nur da. Er studierte ingrimmig in seiner Tochter Gesicht herum.

So viel schöner ist alles bei ihnen, las er da, so viel freier, so ein ganz andrer großer Zug. Es wird nicht gespart, und es braucht nicht gespart zu werden. Sie wollen es in allem den Großen der Welt gleich thun — und sie können es auch — sie haben in sich selber das Zeug dazu. Ja, niemand lacht darüber, sie sind recipiert. — Wir, ja wir sind die Eulen, die nun einmal in freiwilliger Blindheit die Augen vor dem neuen Tage nicht aufthun wollen — uns findet man einfach schnurrig.

Warum? Nun, er ist doch unleugbar angebrochen, der neue Tag mit Prangen und vollem Licht — Augen zusperren hilft nicht mehr. Dies neue Geschlecht, über dem das Banner von des Reiches Herrlichkeit weht, das Banner von Purpur, Seide und Gold — nicht von Schlafrockfetzen, dies neue Geschlecht lebt nicht in der Enge großväterlicher Verhältnisse, will es nicht und braucht es nicht.

„Es ist Zeit, daß ich sterbe!" sagte der alte Mann plötzlich in unsäglicher Bitterkeit vor sich hin.

„Wie?" fragte Annie, die nicht verstand.

„Ich meine, wenn du so gern zu deinen Verwandten gehn magst, wenn du dich dort so viel wohler fühlst, wohlan, so gehe hin, gehe, so oft du magst, ich will dir nicht im Wege sein!"

Ehe sie noch antworten konnte, drehte er sich kurz um und war zur Thür hinaus.

„Altes, trauriges Huhn", dachte er auf dem Gange, „du stehst am Ufer und kannst die Entlein nicht hüten, sie wollen schwimmen!"

Ihm war, als wankten um ihn die wrasendumpfen Mauern des dunklen Korridors.

6. Kapitel.

Als Marenholz mit Asta das marmorgeschmückte Vestibül des Hauses in der Königin-Augustastraße betreten, wohin Franz sie geleitet, der nun freilich auf Astas Wunsch draußen bleiben mußte, war weder der Portier da, noch seine Frau — ein kleines Mädchen öffnete, wollte sich dem Eindringen der schönen Dame und des Offiziers in ihre niedrige Parterre-Wohnung schüchtern widersetzen, wagte es aber nicht recht und ließ sie zögernd eintreten.

„Wo ist die Dame, die deine Eltern heute morgen bei sich aufgenommen haben?" fragte Asta.

„Drinnen im Zimmer — Mutter hat den Schlüssel abgezogen und aufs Spind gelegt. Vater ist noch mal auf die Polizei. Heute Abend soll der Leichenwagen kommen!"

„Joseph, reichen Sie mir den Schlüssel herunter!" wandte sich Asta zu Marenholz, welcher in unbeschreiblicher Gemütsverfassung dabei stand.

Er sah sie nicht an — sie sprach ebenso, ohne ihm ins Gesicht zu sehen.

Mit fast automatischer Bewegung reckte er den Arm aus, tastete auf dem kiefernen Spind herum und nahm den Schlüssel.

„Da, Kind!" Asta gab der Kleinen einen Thaler. „Für deine Sparkasse. Dein Vater soll uns nicht stören, wenn er inzwischen wieder kommt!"

Wie ihre Stimme klang, so beherrschtbang, so erwartungsvoll-bebend.

Sie traten ein.

Das kleine Zimmer war von den Bäumen des Kanals beschattet und lag in einem grünen Halbdunkel.

Es war eine eigne Stille in demselben. Die tickende Uhr hatte man angehalten. Durch den oberen Halbflügel des Doppelfensters, den man angelehnt hatte, kam über den kleinen Vorgarten her gedämpft ein wenig von dem Straßengeräusch wie aus der Ferne herein — dann und wann das Rollen einer Equipage mit Gummirädern, ein leichtes Schurren von den Steinkohlen, die vor dem Nachbarhause abgeladen wurden, der Schritt eines Passanten, auch wohl der Ruf eines spielenden Kindes und ein wenig Zwitschern der Spatzen. In der Wohnung des hohen Parterres wurde Klavier gespielt. Aber nicht rauschend, sondern eigentümlich weich — ein Kundiger übte an Beethovens Mondscheinsonate und spielte den ersten Satz derselben immer und immer wieder, fast ohne jedes Forte.

Und da — auf dem fichtenen Ausziehtisch mit seinen geöffneten Klappen, da ruhte der schöne Körper — langhingestreckt, wie eine Figur auf einem Sarkophag — ihr eignes Taschentuch mit dem goldgestickten Monogramm war leicht über das Antlitz gebreitet — eine Schlummerrolle hatte man unter das mächtig-volle bläulich-schwarze Haar geschoben; vorn über der Brust war Kleid und Korsett geöffnet gewesen — das Kleid hatte man schlecht wieder geschlossen — die Stangen des nicht wieder eingehakten Korsetts bildeten unter dem feinen Stoff stumpfe Winkel.

Marenholz blieb an der Thür — Asta trat langsam vor.

Immer wieder kam in das stille Zimmer von oben das gedämpfte leise Cis moll — der so edle Schmerz, das wehe sanfte Aufschringen der großen Seele, die an Giulia Guicciardi denkt.

„Armes, armes Weib!" sagte Asta mit einem tiefen, mitleidsvollen Seufzen, als sie an dem Tische stand.

„Armes Weib! Und ich kenne dein Leid — ich weiß, woran du starbst!"

Den Mann an der Thür überlief's.

„Du liebtest!" ging des Mädchens leise Rede weiter, so leise, daß Marenholz sie gerade noch verstand. „Alle, die wir lieben, sind wir Schwestern. Und alle Schwestern sterben wir an unsrer Liebe!"

„Nein!" sagte sie plötzlich in lautem Flüstertone. „Joseph, mein Joseph!" Sie wendete sich hastig zu dem harrenden Manne um und warf beide Arme gegen ihn vor. „Ich will nicht sterben an meiner Liebe zu dir — ich will nicht liegen müssen, wie diese hier — Joseph, komm, nimm meine Hand, schwöre mir, du willst mich nicht töten, wie diese hier getötet worden ist?"

Ihre Augen braunten in einem selt-

samen Feuer tiefer Seelenangst — sie brannten dem Manne bis ins Herz.

Er trat rasch, mit unhörbaren Schritten zu ihr heran — ergriff ihre beiden Hände, drückte sie herzlich, und sie las in seinen voll auf sie gerichteten Augen, daß in ihm in diesem Augenblicke aus Qualen der wahrhafte, leidenschaftliche Wille aufsprang, sie glücklich zu machen, alles auf Erden ihrem Glücke nachzusetzen.

„Schwöre mir, Joe, schwöre mir, du liebst mich — ich soll nicht unglücklich werden, wie diese!"

„Asta," flüsterte er bittend, „teure Asta, errege dich nicht so!"

„Schwöre mir — ich soll nicht unglücklich werden durch deine Liebe, schwöre, du willst alles thun, daß ich nicht unglücklich werde durch dich!"

Sie standen dicht neben dem Körper der Toten, fast streifte Joseph ihr herabhängendes Kleid — wie ein Riß ging plötzlich das Andenken des großen Schmerzes, des großen Edelmutes, den diese Tote da am gestrigen Abend ihm gezeigt, durch ihn, und das Andenken des Schwurs, den er gestern Abend sich selbst geleistet.

„Ich schwöre dir's, Asta, ich schwöre dir's, mein einziges Lieb!" flüsterte er, wollte sie zu sich heranziehen — da warf sie sich ihm bereits aufschluchzend in seine Arme.

„Ach, Joe, ach Joe," raunte sie, „welch fürchterlicher Verdacht hat mich diese letzte Stunde geplagt — ich, ich fürchtete, diese Arme sei um deinetwillen in den Tod gegangen —"

Sie unterbrach sich und richtete sich jäh auf — sie hatte das plötzliche Beben gefühlt, das durch seinen Körper gegangen war.

Sie sah ihm starr in die Augen, bog ihren Oberkörper weiter und weiter von ihm ab — sein Blick bemühte sich, fest zu bleiben — sie aber erkannte dies Bemühen an der Starrheit seiner Lider.

Da riß sie sich plötzlich los und schlug die Hände vor das Gesicht.

Eine Pause entstand, in der man nur ihr hastiges unterdrücktes Atmen hörte, das Zwitschern der kleinen Vögel im Laub draußen und die sanften leisen Triolen des edlen Schmerzensliedes über ihnen.

„Ich will Klarheit haben," sagte da Asta hart und nahm die Hände wieder von ihrem Antlitz, erschrak aber vor dem rücksichtslosen Ton ihrer Stimme und fuhr leiser fort:

„Joseph — wir haben uns verlobt, wie sie alle sich verloben. Jedes von uns beiden wollte sich verheiraten — wir wählten einander. Und ich meine, wir beide haben den üblichen Glücksrausch darüber gehabt, daß unsere Wahl zusammenfiel. Meint doch jedes Gretchen und Lieschen das ganze heilige Mysterium der Liebe zu empfinden, wenn es sich verlobt, und gibt sich wohl selbst noch einen Stoß, wenn es trotzdem merkt, daß es innerlich eigentlich kühl bleibt. Diese allgemeine Heuchelei will ich nicht mitmachen — ich lüge dir nicht, ich habe dich gewählt, weil du das Aussehen einer schönen, stolzen und vornehmen Natur hattest. Dann aber" — sie schlug die Augen in leichter Verwirrung zu Boden, errötete und sah ihn gleich wieder mit einem tiefen, brennenden Blick an, „habe ich dich wirklich lieben gelernt, habe gelernt, eifersüchtig auf dich zu sein, dein Kommen mit Sehnsucht und Herzklopfen zu erwarten, dir zu grollen, sprachst du mit einem andern, nicht mit mir, wenn du bei uns warst; Joseph, *jetzt liebe ich dich* — seit gestern, seit heute — höre, ich liebe dich, merke, was ich damit sage und daß ich nicht das Lieschen und das Gretchen bin! Wenn du mich jetzt täuschtest, wenn du jetzt, da ich all mein Glück nur auf dich gesetzt habe, mich verrietest oder verließest — Joseph, ich weiß nicht, ob ich nicht" — mit einer heftigen Geste wies sie auf die Tote, und ihre großen feuchten Augen hingen in flehentlicher Angst an den seinen.

Er sah, wie ihre Brust von verhaltenem Schluchzen zuckte.

Rasch trat er auf sie zu — rasch, aber auf den Zehenspitzen — und wollte sie in seine Arme schließen.

Sein Gesicht war ehrlich und gut in diesem Augenblick, und eine stolze, innige Rührung schimmerte in seinen Augen.

Allein sie trat hastig zurück und stand jetzt hinter dem Kopfende der Toten.

„Eben nun, wie ich dir gestand, welches Phantom mich seit Nachmittag quält und dir in die Augen dabei sah, da — ach, ich fürchte, ich sehe zu scharf, zu gut, ich —"

Ein Schluchzen trat in ihre Kehle und hinderte sie am Weitersprechen.

Dann mit einemmale ward sie ganz kalt und still. „Nein, Klarheit vor allem! Und es kann ja nicht sein, es zerbräche ja mein ganzes Leben" — sie deckte leise das Taschentuch vom Angesicht der Toten — „Joseph, mein Verlobter, mein Liebster, sieh diese Frau an — kanntest du sie?"

„Ja!" sagte er nach dem Zögern einer Sekunde, fest und ehrlich.

„Liebte sie dich?"

Er verfärbte sich und zuckte die Achseln.

„Was weiß ich?" sagte er dann hart, mit mühsam gefestigter Stimme.

„Sieh sie an!"

Er richtete einen raschen, finstern Blick auf die Züge der Toten und sah dann wieder mit unsichrer Frage seiner Verlobten in die Augen.

„Hast du sie geliebt?" fragte sie weiter, leise und zögernd.

„Asta!" rief er laut und dann: „Nein, nein, nein! — Aber was soll dies ganze Verhör," setzte er hinzu, „du hast mir so ein seliges Geständnis gemacht vorhin — nun höre du auch mich —"

„Nur noch eine Frage!" das kam ängstlich und bittend von ihren Lippen. „Ich bin so ein thörichtes Mädchen, Geliebter, aber mich quält nun einmal diese dumme Vorstellung, und ich fühle deutlich, du — nein, nein, das kann ja nicht sein. Aber doch, willst du allen Spuk mit einem Schlage aus meiner Seele bannen, willst du mich mit einem Worte aus all meiner Angst reißen, mir die volle Sicherheit wieder geben, daß kein Schatten zwischen uns steht, daß ich keine Furcht vor der Zukunft zu haben brauche, daß ich bei dir das Glück, die Liebe, die Treue finden werde — dann versichere mir auf deine Ehre, daß zwischen dir und der Ärmsten hier nichts bestanden habe, was sie zu ihrem traurigen — — du erschrickst, Joseph?"

„Ich erschrecke nicht!" sagte er rasch und heftig.

„Kannst du mir das versichern?"

„Ich versichere dir's!"

„Auf deine Ehre?"

„Ja!"

Da — lag sie in seinen Armen mit einem Ton, der, wenn er laut geworden wäre, ein Jubelschrei gewesen wäre — sie drückte ihr Antlitz vor Freude weinend gegen seine Brust, sie preßte sich so fest und innig an ihn, daß er nahezu am Atmen gehindert war.

Und daneben lag stumm und regungslos die Tote.

— — — — — — — — — — —

Am Spätnachmittag desselben Tages erhielt Asta das Abendblatt der *,* Zeitung, in welchem die erste Nachricht von dem sensationellen Selbstmorde der Frau von W..... veröffentlicht worden war, unter Kreuzband noch in einem andren Exemplare zugesandt.

Dies Exemplar unterschied sich, als Asta es auseinanderfaltete, von dem, aus welchem Fritzi vorgelesen, durch einen kleinen Zusatz.

Neben den Worten: „In ihrem Zimmer soll sich von Papieren nichts vorgefunden haben, als ein umfangreiches Briefkouvert mit der Adresse eines hiesigen jungen Offiziers" hatte jemand das kleine Buchdruckerzeichen, welches man ein Sternchen nennt, geklebt. Das Zeichen war von geübter Hand sauber aus Zeitungsdruck ausgeschnitten, ein gleiches Sternchen war unten am Fuß der Spalte, ebenso sauber anderswo ausgeschnitten und hier aufgeklebt, neben letzterem in gleicher Weise die Buchstaben „J. v. M."

Asta sah befremdet auf diese anonyme Denunciation.

„Das muß ein gewandter Ehrabschneider sein, der auf dies Mittelchen verfällt," dachte sie bei sich. „So kann er sich nie durch seine Handschrift verrathen, wenn sich jemand die Mühe gäbe, ihm nachzuforschen!"

Ein wenig unbehaglich stimmte die Sendung sie doch; dann — sie war in einer ganz besonders glücklichen Stimmung an diesem Spätnachmittag — dann ging sie mit dem Blatt in ihr Schlafzimmer, zündete selbst eine Kerze an und verbrannte es über dem Ofenvorsetzer, trat auch einmal mit dem Fuß in die verfallende Asche.

„Ich habe sein Ehrenwort!" sagte sie sich. „Das ist etwas, wogegen alle Verleumder der ganzen Welt nicht aufkommen, mögen sie nur schreiben und schicken, was sie wollen."

— — — — — —

Marenholz war an diesem Nachmittage nicht lange mehr in der Villa gewesen. Er hatte eine unaufschiebbare Verabredung mit Kameraden vorgeschützt und sich bald entfernt.

In unbeschreiblicher Stimmung schlenderte er durch den Tiergarten nach der Stadt.

„Es war nicht zu vermeiden — war nicht zu vermeiden!“ sagte er sich wieder und wieder, glaubte sich aber selbst nicht.

Er begegnete seinem alten Oberstlieutnant von Ostley, einem Freunde seines Vaters. Seltsam — es war ihm geradezu unangenehm, mit dem biederen Graubart zu gehen, Kameraden zu grüßen, Honneurs anzunehmen — wie er nach Hause kam, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als die Uniform auszuziehen.

Dann stand er lange stumm am Fenster, sah auf die wenigen Passanten der stillen Straße hinunter, bis die Laternen angezündet wurden.

Als er sich wieder ins Zimmer wendete, hatte er ein eigentümlich steinernes Gesicht.

„Ich habe ihrem Glück meine Ehre zum Opfer gebracht!“ sagte er tonlos vor sich hin. „Ich wollte lieber, ich hätte mit ihr gebrochen —, hätte alles gestanden, auf jede Gefahr hin! Nun, es ist gethan! Was nun kommen wird, wer weiß?“

Dann setzte er sich hin und — kam um seinen Abschied ein.

7. Kapitel.

Graf Breying war des Gewinns seiner Wette noch nicht völlig sicher. Vierzehn Tage waren bereits verflossen — noch standen ihm die Thüren seines Schwiegervaters, vielmehr des ahnungslosen Mannes und Hausbesitzers, den er dazu auserkoren, keineswegs offen.

Er war — ohne eine Einladung abzuwarten — wieder dagewesen, an der Thür empfangen und von der biedern Therese mit einem so geläufigen „der Herr ist nicht zu sprechen — ist gerade stark beschäftigt“ abgewiesen worden, daß ihm klar ward, das Mädchen sei so angewiesen.

Klugerweise hatte er da seinen Rückzug vor der Vorderthür angetreten und war durch den Schornstein eingestiegen.

Nicht er persönlich — da möchte Herr Graaf noch erstauntere Augen gemacht haben, als bei dem ‚Antrittsbesuch‘ — er hatte einen geflügelten Genius gesendet, den kleinen, etwas aus der Mode gekommenen, orientalischen Asmodi, dem bekanntlich dieser ungewöhnliche Weg geläufig ist.

Dieser hatte es auch wohl gefügt, daß er bei dem Kommerzienrat Annie zweimal in den vergangenen Wochen getroffen und gesprochen; und beim zweitenmale hatte er die Erlaubnis — nicht gerade erhalten, vielmehr nur mit einem Schein des Rechts an sich gebracht, ihr schreiben zu dürfen.

Und Annie, das Kind der Heiligengeiststraße, das so brav und streng erzogene Mädchen, hatte nun ihren kleinen Roman.

Mit lieblich errötenden Wangen war sie an dem Schalter gewesen, rechts im Hauptpostgebäude, Königstraße, wo die postlagernden Sachen ausgeliefert werden — nicht ohne an der Schwelle dieses verfänglichen Dienstraumes, ihre Musikmappe in der Hand, schüchtern gebangt und gezögert zu haben — und hatte schließlich von dem dienstthuenden Beamten den unter „A. B. C. 225“ eingelaufenen Brief zugeschoben bekommen.

Ihr Herz klopfte — gegen den braven Briefmarkenschwindler an ihrer Seite, der ein Inserat mit eingeforderten Zeugnisabschriften und ‚beigefügter Rückmarke‘ gemacht, hegte sie ein entschiedenes Mißtrauen, ob er nicht etwas wie ein Spion wäre — scheu und eilends verließ sie den Stephanspalast durch den zweiten Ausgang, der Vorsicht halber — und war erstaunt, den Weg der Sünde so bequem und hindernislos zu finden.

Da saß sie nun zu Haus und las den Brief ‚ihres Grafen,‘ als ihr Bruder Johannes unvermutet in das Zimmer trat und, so unbefangen er von Natur war, an ihrem betretenen Wesen, der Eile, womit sie das Schreiben zu verstecken trachtete, alsbald merkte, daß da Verdächtiges vorginge.

Mit brüderlicher Unzartheit nahm ihr dieser ‚Kandidat der Architektur‘ ihren Brief fort — und Asmodi hatte seine Sache schlecht gemacht.

„Mein theures, gnädiges Fräulein!“ las der junge Verletzer des Briefgeheimnisses. „Gnädiges Fräulein ist gut!“ bemerkte er. „Das sollst du wohl sein, Annie?“

Allein sein Ton wurde bald ernster, als er fortfuhr.

„Da ich im Hause Ihrer liebenswürdigen Verwandten nicht Gelegenheit fand, es auszusprechen, was in mir seit jenem Tage, da ich Sie zuerst sah, nachbebt, und da ich diese tiefe machtvolle Empfindung nicht vermag, verschlossen und stumm in meinem Herzen bei mir zu tragen, so muß ich sie

niederschreiben, für Sie niederschreiben, damit Sie darum wissen sollen und über den Gang meines Lebens entscheiden.

So rein und schön in Ihrer Jugendblüte schritten Sie an jenem glückseligen Tage an meiner Seite — beide wir mächtig durchpulst, gleich erregt von dem Rauschen und Brausen des Genius der Poesie — meiner Poesie — die anderen konnten uns nicht folgen, Leidenschaft, reine Leidenschaft für das Schöne und Wahre beflügelten unsere Füße. Da kam es über meine Lippen, ich weiß nicht, wie ich den Mut dazu gewann und wußte erst darum, als ich's gesprochen: Fairy Queen Annie, wollen wir immer so voranschreiten, weit allen anderen voraus, in Sturm und Begeisterung, ein ganzes seliges, stolzes Leben hindurch, den höchsten Zielen entgegen, geflügelt, stark, unaufhaltsam? — Ich fühlte Ihren weichen Arm in dem meinen beben — ich sah Ihre schönen Augen feurig aufleuchten zu mir — ich verschweige das süße einsilbige Wort, das Sie freudig und bewußt mir erwiderten. Dann — war der herrlichste, berauschendste Augenblick meines Lebens vorüber. Aber nein, nicht vorüber — seine mächtige Nachwirkung lebt in mir wie Feuer und Drang jungen Weins — sie wird in gleicher begeisternder Kraft in mir leben, solange ich atme — nie werde ich dieses stolze, starke Vorwärtsstürmen an Ihrem Arm vergessen — es soll das Symbol meines ganzen Lebens sein, da es denn eine der großen und echten Empfindungen meiner Seele gewesen ist!

Und nun? Glauben Sie, daß solch ein Augenblick ohne Folgen für unser beider Leben bleiben kann?

Nein! In mein Leben ist an jenem Tage ein schöner, guter und reiner Engel eingetreten; all mein Sehnen und Streben geht seitdem dahin, diesen festzuhalten, dauernd an meine Seite zu ziehen, zu besitzen!

Meine Lippen sind nicht beredt — zumal ein Wort, das aus meinem Herzen kommt, will mir nur schwer und ungelenk über die Zunge — ich bin ein Mann der Feder und ein wenig Poet — so mußte ich Ihnen dies schon mit jener meiner Zunge, der Feder, sagen:

Fairy Queen Annie — ich liebe Sie!"

Dann kam die volle Namensunterschrift: Leonhard Graf Breying. —

„Was ist denn das?" rief Johannes Graaf über alle Maßen erstaunt, als er diesen Brief gelesen, erst laut in der Absicht, ihn ins Komische zu ziehen, dann leiser, ernster, zuletzt ganz für sich — und reichte unwillkürlich Annie das Papier wieder hin.

Annie antwortete nicht, ließ den Kopf sinken — ihre Augen fielen von selbst wiederum auf Breyings Zeilen, ihre Hände entfalteten von selbst wiederum den kleinen weißen Bogen — sie begann zu lesen — schien des Bruders Gegenwart zu vergessen — wendete sich, als sie zu Ende gelesen, stille wieder zu ihm um und sagte leise, aber mit heißen Wangen vor sich hin:

„Was dies ist, Johannes? Das ist — die Liebe!"

„Aber Annie!" sagte er mit offenem Munde. „Kind, was fällt dir ein? Welcher Unsinn!"

Herr Johannes Graaf war ein junger Mann von wenig Worten. Er hatte seines Vaters tüchtige Art geerbt, liebte es aber nicht, sich auszusprechen und war auch etwas zu schwerfällig dazu. Und zumal, wenn ihn etwas erregte, pflegten sich seine Lippen gänzlich zu schließen — das, was vom Grunde des Herzens heraufquoll, auszusprechen, erschien ihm als eine Art Unkeuschheit, wie junge Männer zu sein pflegen, welche feste Ideale haben und dereinst im Leben etwas leisten werden.

Um so mehr war ihm Annies Äußerung befremdend und peinlich.

Er legte die Hände auf dem Rücken ineinander und ging im Zimmer auf und ab.

„Wo wohnt dieser Graf Breying?" fragte er nach einer Pause.

„Das weiß ich nicht!" bekannte Annie.

Er sah sie scharf an — „dieses Schäfchen — sie weiß es wirklich nicht, weiß nicht einmal, wo er wohnt!"

„Es ist gut!" erklärte er und ging. — „Ich habe den Kopf voller Examenarbeiten," fügte er barsch hinzu, als sie ihm in sein Zimmer folgen wollte, um das Gespräch fortzusetzen. „Kann mich jetzt um deine Dummheiten nicht kümmern!"

Als umsichtiger Mann hatte er sich aber die Chiffre und den Poststempel, die auf dem Briefumschlage standen, gemerkt und notierte sie auf — in der Eile am Rande

des großen Reißbrettes, auf dem er eben zeichnete – um sie später mit Bleigummi wieder wegzunehmen und in sein Notizbuch zu übertragen.

Am nächsten Morgen erhielt Graf Breying ein kurzes, sehr höfliches, aber sehr bestimmtes Schreiben, worin der Bruder seiner Angebeteten sich jede weitere Korrespondenz mit seiner minorennen Schwester verbat.

Breying empfing dies Schreiben auf seiner Redaktion, wo er zur Zeit gerade seine auf vierzehn Tage zusammengeschrumpften Lehrjahre abmachte.

„Welch ein positiver junger Herr!“ dachte er und ersuchte Herrn Graaf junior in einem sehr höflichen Antwortschreiben, ihn nicht unter die Klasse der dunklen Ehrenmänner zu zählen, welche mit jungen Damen hinter dem Rücken derer Anverwandten Korrespondenzen anknüpfen. Seine Empfindungen für Fräulein Annie Graaf wären derart, daß er niemandem erlauben dürfte, dieselben in Zweifel zu ziehen. Nur der Eigenart ihres Papas sei es zuzuschreiben, daß er genötigt gewesen sei, dem Glücke seines Lebens auf einem Wege nachzugehen, den eben nur die ganz besonderen Umstände, welche hier vorlägen, rechtfertigen oder wenigstens in den Augen größer und freier Denkender entschuldigen könnten. Er verpfände ihm sein Ehrenwort, daß u. s. w. Zuletzt bat er den jungen Herrn Graaf dringend, ihm ein Zusammentreffen, z. B. im Hause des Herrn Kommerzienrats, zu ermöglichen.

Johannes Graaf antwortete ihm noch einmal. Er dürfe in dieser Angelegenheit auch nicht durch sein Schweigen eine Verantwortung irgend welcher Art übernehmen und müsse den Herrn Grafen Breying, an dessen Ehre er appelliere, dringend und endgültig ersuchen, jeden Briefwechsel mit seiner Schwester einzustellen.

Der junge Architekt glaubte damit die Sache erledigt. Doch kam es anders.

Friedlich und ahnungslos saß er am Abend nach dem letzten Briefe im Pfungstädterbräu, einen Krug Bock-Ale vor sich, das er je und je für die Krone aller Biere erklärte. Er hatte einen Tag redlicher Arbeit am Brett hinter sich und pflog nun im Behagen des besten Gewissens der Ruhe.

Der Kellner hatte ihm eine Zeitung gebracht, allein Herr Johannes ließ diese achtlos neben sich liegen. Er liebte es nicht, viele Zeitungen zu lesen – daheim die ‚Vossische‘, die der Papa hielt, sonst keine – und seine Augen waren infolgedessen besser, seine Überzeugungen stätiger, als die der meisten seiner Altersgenossen.

Nach und nach füllte sich der Saal.

Da setzte sich ein junger, sehr eleganter Herr an seinen Tisch, ein Mann von vielleicht sechs- bis siebenundzwanzig Jahren, wohlfrisiert, einen blonden, schön aufgewirbelten Schnurrbart auf der Oberlippe, mit tadelloser leichter Verbeugung, die Züge weich, voll, rosig, der Mund rund, etwas sinnlich, das Kinn blank und energisch.

Johannes Graaf konnte nicht sagen, daß die Art des Fremden ihm mißfiel — ja, wie es in seiner ruhigen Natur lag, beobachtete er denselben.

Dieser mochte wohl Johannes' Blick auf sich fühlen — zwei-, dreimal sah er rasch auf, und ihre Augen begegneten sich, bis der junge Architekt die Empfindung hatte, er müsse nun entweder aufstehen oder aber ein leichtes Gespräch beginnen — denn er fühlte sich ein wenig im Unrecht.

Dem anderen schien es ebenso zu gehen — er kam ihm zuvor.

Eine höfliche Frage — eine ebensolche Antwort; und mit einemmale saßen Johannes Graaf und Leonhard Breying plaudernd beim Kruge Bier einander gegenüber, zunächst ohne sich zu kennen, wie es schien.

Das Gespräch geriet — trotz aller Vorsicht — auf das politische Gebiet. Wo jemand in Deutschland den Deckel des zweiten Schoppens unvorsichtig einmal offen stehen läßt, entsteigt sicher dem braunen Naß unmerklich das Gespenst politischer Diskussion.

Breying schlug mit Kraft und gutem Bedacht den schönen vollen Akkord „deutschnational“ an, und es zeigte sich, daß sein Tischgenosse dabei bald warm wurde.

Und das Gespräch steigerte sich und steigerte sich — vielmehr that Breying sein Bestes, es in die Höhe zu führen; er war sich bald bewußt geworden, daß er diesen jungen tüchtigen Menschen sich nur zum Bundesgenossen um den Preis aller großen Worte kaufen könne, die er je von Besseren über jenes Thema sich angeeignet.

„Unsere ganze deutsche Welt hat mit einemmale durch dies starke vaterländische

Empfinden einen neuen Lebensinhalt, eine neue Liebe, eine neue Religion erhalten. Die verdorrenden Adern haben sich mit jungem, schäumendem Blut gefüllt. Ich habe es an Tausenden meines Standes beobachtet, die früher nichts kannten, als Pferde, Hunde, Weiber, die keiner Begeisterung mehr fähig schienen — die sind plötzlich andere Menschen geworden, setzen ihr Leben, ihre Arbeit, alles freudig ein für die neue Geliebte: Vaterland. Wie matt schlichen die Pulse unseres Volkes vor dem großen Gewitter — und wie voll und warm jetzt! Die Stimmen, welche uns eine altgewordene Nation nannten und meinten, unsere Rasse sei am Ausblühen — die sind verstummt; denn jeder *mußte* fühlen, daß wir noch ein manneskräftiges Volk seien, das seine großen Tage erst erleben wird. Es ist auch kein Wiederaufflackern, wie es selbst das kaiserliche Rom noch einigemal gehabt, denn zu mächtig und mühelos, zu gesund und besonnen sind alle diese Regungen unserer Volksseele, welche wir miterleben, welche in uns als das Beste, was uns erfüllt, mitvibrieren!"

„Eine neue Religion', sagten Sie?" unterbrach ihn Johannes. „Sollte dieser Ausdruck mehr bedeuten, als eine glückliche Redewendung?"

Breying sah ihn einen Augenblick verständnislos an. Dann fiel ihm ein Gedanke ein, den er von einem der überzeugtesten Träger des nationalen Gedankens, einem Berliner Zeitungsherausgeber, gehört und in seiner Schatzkammer aufgespeichert:

„Gewiß," erwiderte er, „es sollte keine Phrase sein! Sehen Sie, alles, was erstens den Menschen in eine enge Gemütsbeziehung zu etwas Übersinnlichem setzt, ihn zweitens zu Thaten freudiger Selbstaufopferung bringt, kann man eine Religion nennen. In diesem Sinne gibt es für hunderttausend Deutsche, die den Kirchenglauben verloren, heute eine neue Religion — die Religion der Liebe zum Vaterlande: die Idee ‚Deutschland über alles' füllt sie, die sonst vielleicht *keine* bessere Regung haben und hätten, ganz aus, läutert und erhebt sie in reiner Begeisterung, führt sie zu fruchtbringender Arbeit, ja zum Tode für die Ehre unserer Flagge, die sie gerne über allen Inseln der Ferne als Kulturträgerin erhöhen möchten."

Herr Johannes saß stumm und blickte aus klaren Augen forschend auf den anderen.

„Eine merkwürdige Begegnung", dachte er. „Wir sitzen hier seit einer knappen Stunde, und der Fremde spricht zu mir von Dingen, die ihn — wie mich — tief und ernsthaft bewegen, wie zu einem Freunde!"

Er selbst hätte das nicht gethan! Wurde er auch leicht innerlich warm, zumal wenn die Seite Deutschland erklang, so verschloß er das doch stille in sich — so war es Sitte zu Haus.

Gerade deswegen aber hatte er jedesmal, wenn ein anderer zu ihm aus begeistertem Herzen sprach, die Empfindung, als trete ihm da eine edlere und freiere Natur entgegen.

Was ihm Breying sagte, war gut vorgetragen — die Erziehung auf edle Darstellung seiner selbst ist ein Teil vornehmer Erziehung, deren der Graf nicht ermangelte und die ihm, sobald er *wollte*, zu Gebote stand. So sah Annies Bruder eine warme, edle Natur vor sich, die ihm einen bedeutenden Eindruck machte, da alles, was sie vorbrachte, aus den besten fremden Gärten gepflückte Blumen waren. Bescheiden ordnete er sich dem Fremden innerlich unter. Eine leise Stimme der Kritik war in ihm — allein diese brachte er mit gutem Worte zur Ruhe:

„Er ist eben nicht du — man muß auch fremde Art gelten lassen können!"

Als sie aufbrechen wollten, versicherte Breying, ihre Unterhaltung sei ihm eine große Freude gewesen, und nannte seinen Namen.

Johannes trat einen Schritt zurück und fragte betreten lächelnd:

„Herr Graf Leonhard Breying? Ich heiße Johannes Graaf — habe ich nicht — —?"

Auf Breyings Zügen malte sich ein Staunen, gemischt mit dem Ausdrucke eines leisen Bedauerns. Er las dem andern den Gedanken vom Gesicht ab, den dieser nicht aussprechen mochte.

„O," beeilte er sich zu sagen, „wie sehr ich sonst gewünscht hätte, Sie kennen zu lernen — jetzt muß ich beinahe dem freundlichen Zufalle grollen, der unsre Bekanntschaft vermittelt hat. Denn nun werden Sie vielleicht glauben, ich hätte — nun

Tiroler Knabe. Von F. von Defregger.
(Verlag der Photographischen Union in München.)

wohl, ich hätte dies Zusammentreffen herbeigeführt!"

Johannes, nicht gewöhnt, höflich zu lügen, sagte nichts, sondern lächelte nur einigermaßen gezwungen.

„Mein verehrter Herr Graaf!" fuhr da Breying fort, ein wenig kühl und den Oberkörper leicht zurücklehnend, „ich bitte, thun Sie mir nicht Unrecht! Ich versichere Sie auf meine Ehre, ich habe in keiner Weise — —, es ist mir ungemein peinlich, daß Sie annehmen, unser Zusammentreffen sei vorbereitet gewesen!"

‚Auf meine Ehre' — Graf Breying, versicherte ‚auf seine Ehre' ‚er habe in keiner Weise — — und ‚es sei ihm peinlich.' Das letztere war zweifellos richtig. Es war ihm peinlich. Und das erstere ‚er hätte in keiner Weise — —' das war eine geschickte Apokope — damit hatte er auf seine Ehre gar nichts versichert, und der andere konnte doch glauben, es sei etwas versichert worden.

Für den gut studentisch gewöhnten jungen Architekten war eine Streitfrage ebenso endgültig geklärt, wenn ein Ehrenwort abgegeben war, wie wenn das Reichsgericht sie entschieden — gegen ein Ehrenwort gab es für ihn kein ‚anulken.'

In dem Augenblicke, da Breying mit diesem heiligen Beweismittel auf den Plan trat, war Johannes, der ein guter Architekt, aber kein guter Dialektiker war, davon überzeugt, der Zufall spiele bisweilen besonders, ganz besonders.

Ja, mehr noch. Er war ein schlichtes, fast frommes Gemüt. Griff einmal in sein Leben ein recht sonderbarer Zufall ein, entwickelten sich die Dinge einmal recht außerhalb des gewöhnlichen Geleises, so überschlich ihn die Empfindung, hier liege nicht Zufall, sondern Fügung vor. Der Zufall, diese Verkrüppelung des Weltenplans, dieser unordentliche Kobold und Affe des Lenkers aller Geschicke, hatte in seinem ordentlichen Innern keinen Platz. Fast sagte er sich in diesem Augenblicke:

„Siehe da, sollte ich also diesem Manne vielleicht begegnen? Etwa weil ich ihm Unrecht gethan mit einem Urteil aus der Ferne?"

„Herr Graaf!" begann Breying aufs neue, „ich bitte Sie herzlich, lassen Sie es mich nicht entgelten, was ein guter Zufall, eine Fügung gethan hat — nun wir einer des andern Namen kennen, dürfen wir uns noch nicht trennen!"

„Gerade jetzt müssen wir uns trennen!" erwiderte Johannes mit der Sicherheit des überlegenen Charakters. „Ich bin fest überzeugt, Sie werden nicht wünschen, mich in Beziehungen zu versetzen, welche ich meinem Vater verheimlichen müßte — welche mein Vater nicht billigen würde."

„Aber Sie sind doch mündig!" sagte Breying heftig. „Haben einen weiteren Gesichtskreis, als Ihr Herr Vater und werden nicht das Lebensglück zweier Menschen unberechtigten Vorurteilen zum Opfer bringen wollen!"

„Herr Graf," gab Johannes ruhig zurück, „freilich teile ich manche Anschauungen meines Vaters nicht — —"

„Also!" unterbrach ihn Breying rasch und streckte ihm mit seinem gewinnendsten Lächeln die Hand entgegen.

„Doch habe ich oft," fuhr Johannes fort, ohne die Hand anzunehmen, „sehr oft, wo ich mich gegen meines Papas Entschlüsse innerlich auflehnte, die Wahrnehmung machen müssen, daß zu allerletzt seine gereifte Erfahrung schärfer gesehen hatte. Ich habe großen Respekt vor meines Vaters Scharfblick in allen Dingen des praktischen Lebens bekommen und mich freiwillig gewöhnt, mein Urteil dem seinen, auch wenn sie stark auseinandergehen, unterzuordnen!"

Fischblut! schimpfte Breying im stillen den exemplarischen Sohn.

„Aber um Gottes willen!" rief er dann, ‚sind das Sachen des praktischen Lebens, zweier jungen Herzen Liebe? Gewiß, Ihr Herr Vater mag ein untrügliches Judicium besitzen, wenn es sich um Finanzen und kaufmännische Maßnahmen handelt — aber hier!"

„Auch wenn es sich um Charaktereigenschaften handelt!" fügte Johannes ruhig hinzu. „Er ist ein Menschenkenner!"

Breyings Augen blitzten auf, er warf den Kopf hoch.

„Bitte, ich wollte in keiner Weise Ihnen zu nahe treten!" versicherte Johannes artig, aber mit einem gewissen Ausdruck von Schärfe in den Augen, der deutlich sagte: „Fühlen Sie sich doch beleidigt, so sprechen Sie es, bitte, aus — vielleicht erledigt sich die Sache am besten auf der Mensur!"

„Ich sprach völlig objektiv!“ setzte er hinzu.

Breying wollte um alles vermeiden, daß die Unterhaltung auf Abwege geriet.

„Kommen wir also zu einem Ende,“ erwiderte er mit einem Seufzer. „Sie sind gegen mich voreingenommen. Ihr Blut fließt gesetzter und ordentlicher, als das meine. Aber ich bin gewiß, die gute Fügung, welche unsere Bekanntschaft heute vermittelt hat, wird mir ferner zur Seite stehen. Ich fühle es, ich bin dessen gewiß, es wird sich etwas ereignen, das alles höher und besser hinausführt, als wir ahnen. Was? Ich weiß es nicht! Aber der Gott, der mir nun einmal diese Liebe ins Herz gelegt hat, kann mich damit nicht blos haben höhnen wollen!“

Das war ein schönes Wort, warm kam es ihm von den Lippen, wieder eine der Regungen, die sein Gegenüber um alles nicht ausgesprochen hätte, die Johannes' Augenbrauen sich unbehaglich zusammenziehen machten und die ihn sich als die geringere Natur fühlen ließen.

„Ich bitte Sie herzlich,“ schloß Breying, „geben Sie mir trotz allem Ihre Hand — Seien Sie wenigstens nicht mein Gegner — vorhin, als wir von Deutschland, von Deutschland sprachen —“ seine Wangen röteten sich, seine Augen glänzten, er reckte sich höher — „da verstanden wir uns doch ganz, da ging doch ein magnetischer Strom gemeinsamen Fühlens von meinem Herzen in das Ihre — hätten Sie mir da auch so pointiert gesagt: Ihr Vater sei ein Charakterkenner?“

Johannes reichte ihm halb wider seinen Willen die Hand.

„Fremde Art!“ dachte er wiederum, — „mir nicht sympathisch, vielleicht besser als ich, vielleicht nur begabter und gewandter — doch wollen wir uns hüten, zu richten, ehe wir ihn an Herz und Nieren geprüft haben!“

Er gab den Händedruck Breyings mit Anstand zurück — und sie trennten sich.

„Verfluchte Rasse!“ brummte Breying draußen vor sich und schlug ärgerlich sein Stöckchen an die Stiefel. „Pack! Aus Stein und Eisen! Lasse ich das Weib nicht lieber fahren?“

„Nein, nein, nein!“ brauste es in ihm auf. „Nun gerade nicht. Und nun soll sich etwas ereignen, das ‚alles besser und höher hinausführt!‘“

Er zermarterte sich sein Gehirn und prüfte alle seine Fähigkeiten. Gelernt hatte er nichts, außer der Kunst, sich fremde Gedanken anzueignen — damit ging's bei diesen Graafs Vater und Sohn nicht! — turnen, reiten, fechten, schießen — alles brotlose Künste in deren Augen, in seinen eleganten Sitz zu Pferde würde sich Papa Graaf nicht verlieben und karakolierte er täglich zum Halsbrechen vor dem Fenster der Geliebten in der Heiligengeiststraße! — Schwimmen? — Ja schwimmen, das war ihm neulich im Kanal gut zu statten gekommen, als er die tolle Frau von W..... herauszog, leider zu spät. — Ha! — Ein diabolischer Gedanke phosphoreszierte in seinem suchenden Gehirn auf — wenn er Annie Graaf so dem Alten wiederbringen könnte — triefend, von ihm gerettet, aber natürlich nicht tot, wie Frau von W.....! Das müßte eine Szene sein, nach welcher diese Graafs, der Junge wie der Papa, ihn nicht mehr ablehnen könnten. „Aber da müßte die Fairy Queen Annie erst irgendwo im Wasser liegen — —“

Er setzte sich zu Bauer, recht in das bunte Treiben — da brütete er am leichtesten eine gute Idee aus, denn da empfand er die Atmosphäre gleichsam wie geladen von Elektrizität, Licht, flimmernden Toiletten, internationalen Lauten, Abenteuern, Wiener Witzblättern, fremden Schönen, Spiel und Wetten — und da kam ihm auch der rettende Einfall.

Zunächst galt es jetzt Franz aufzutreiben, der die Sache arrangieren mußte!

8. Kapitel.

Der unbedeutendste Ärger wird auf die Dauer der schwerste. Wie der solideste Haß der zwischen verschiedengearteten Nachbarn ist, so ist der unerträglichste Ärger der, den einem Wirt ein unangenehmer Mieter verursacht, der — einen ‚langen‘ Kontrakt hat.

In Herrn Heinrich Graafs Haus war der Keller an einen Butterhändler vermietet. Vor drei Jahren, als das alte Viktualiengeschäft, das in dem Keller gewesen, seinen Besitzer zum Rentier gemacht und aufgegeben wurde, war ein netter, gewandter Herr zu Herrn Graaf gekommen und hatte ihm den Keller bei sehr gutem

Zins auf fünf Jahre abgemietet — zu einer Butterhandlung.

Herr Guthmann erklärte beim Abschlusse des Vertrages, er führe nur Butter, keinen Käse. Aber selbstredend wurde diese seine Erklärung nicht mit zu Papier gebracht. Käse — wer einmal über einem Käsehändler gewohnt, zur Sommerszeit zumal, der weiß, was das zu besagen hat.

Kaum zwei Wochen waren ins Land gegangen, da rümpfte eines Morgens Annie sehr lebhaft die Nase — seltsame Gerüche, so schön wie stark, drangen aus allen Poren der Kellerwohnung in Straße, Haus und Hof; entrüstet eilte Herr Graaf — als guter Hauswirt der alten Zeit im Schlafrock und mit der langen Morgenpfeife hinunter zu Herrn Guthmann und stellte ihn zur Rede.

„Ach Gott, entschuldigen Sie man, Herr Graaf," antwortete der Schuldige, „ich habe gerade einen guten, billigen Einkauf gemacht, da dachte ich, es würde Sie nicht inkommodieren — sehen Sie, unsereins riecht das gar nicht mehr — hat sogar seine Freude daran, wenn die Ware so recht schön duftet — aber es ist ja bald ausverkauft!"

Papa Graaf gönnte dem Manne im Keller den Vorteil und wollte ihn in seinem Geschäft nicht stören.

„Meinetwegen, verkaufen Sie diesen Posten — daß Sie mir aber keinen neuen ins Haus bringen!"

„Wie heißt, bringen Sie mir keinen neuen ins Haus?" war die entrüstete Gegenfrage des kleinen Mannes. „S'is doch mein Geschäft!"

„Zur Butterhandlung haben Sie den Laden gemietet, nicht zur Käsehandlung!" bemerkte sehr ernsthaft der Wirt.

„Zur Butterhandlung, gewiß!" war die Antwort. „Das heißt: ich darf in diesem Lokal Butter, Käse, Sardinen, Pumpernickel, Sardellen, kurz alles, was in Berlin in jedem Buttergeschäft geführt wird, verkaufen!"

„Das dürfen Sie nicht, denn " rief Graaf.

„Das darf ich wohl!" rief Guthmann dazwischen. „Ich brauche nicht um jeden Artikel, der in einem Geschäft meiner Branche geführt wird, einzeln zu Ihnen zu kommen und um Erlaubnis zu bitten! Wollen Sie mich chikanieren?"

„Ich chikanieren?" eiferte Herr Graaf. „Ich chikaniere keinen Menschen, stehe mit allen meinen Mietern auf dem besten Fuß — aber das sag' ich Ihnen — Käse dulde ich nicht im Haus. Sie haben mir selber gesagt, als Sie mieteten, Sie führten keinen Käse!"

„Was hab' ich gesagt?" fuhr Herr Guthmann auf. „Ich führe keinen Käs'? Herr, wem wollen Sie das weiß machen? Kein Richter glaubt Ihnen das! Ich bin ein gutmütiger Mann, aber in der Weise in meinen Geschäftsbetrieb dreinreden, das lasse ich mir nicht!"

„So, wollen Sie das ableugnen?! — Ich werde Ihnen den Eid darüber zuschieben, daß Sie das gesagt!"

„Und den Eid werde ich ruhig schwören!" lachte Herr Guthmann höhnisch. „Der Richter geht übrigens bloß nach dem, was im Kontrakte steht. Das gilt! Daneben kann man viel reden. Sie haben mir nun 'mal zum Buttergeschäft den feuchten Keller, wo mir alle Ware verdirbt, teuer genug, um ein Heidengeld, vermietet, und zur Butter gehört Käse!"

„Das werden wir sehen!" mit dieser Erklärung verließ Herr Graaf, hochrot im Gesicht, den Keller. „Da hab' ich ja einen netten Schwindler ins Haus genommen! Einen Meineid will der Kerl schwören? Ich werd's ihm besorgen!"

Herr Graaf, der sich stets auf seine Menschenkenntnis viel zu gut that, hatte dem Manne den Keller vermietet, ohne sich bei früheren Wirten nach demselben zu erkundigen. Der bescheidene, gewandte und hübsche kleine Mann hatte ihm gefallen — so war er einmal von seiner Regel abgewichen. Zu seinem Schaden — denn er hätte Wunderdinge gehört, was für ein Kerlchen Herr Guthmann eigentlich war.

Käse! Ja, einen Käsehändler hätte er nie in sein Haus genommen!

Von dieser verhängnisvollen Unterredung an tobte in seinem Hause der Krieg zwischen Keller und ‚Bel-Etage.' Es half nichts, naserümpfend bei Herrn Guthmann vorbeizugehen, auf frische Luft in der Wohnung zu verzichten, alle Fenster hermetisch verschlossen zu halten — der Geruch drang durch, war in seinem Wohn- und seinem Schlafzimmer, begrüßte ihn auf seinem Hofe und unter seinem Dache, denn dort in seinen

Bodenverschlag pflegte Herr Guthmann aus Bosheit seine leeren Käsekisten hinaufschaffen zu lassen, um den Hausherrn auch von oben herab zu erquicken. Und eine Abhilfe gab es nicht.

Herr Graaf strengte einen Prozeß an und verlor denselben. Der Richter entschied nach dem Kontrakt, daß Herr Guthmann das Recht hätte, einen Butterhandel im Graafschen Hause zu betreiben — zu einem solchen gehöre als Nebenartikel Käse, wie der geladene Sachverständige bestätigen mußte.

Herr Graaf schob dem renitenten Mieter den Eid darüber zu, daß er beim Vertragschlusse versichert habe, den leidigen Nebenartikel nicht führen zu wollen — Herr Guthmann schwor diesen Eid.

Herr Graaf ließ sich im Zorne hinreißen, den andern meineidig zu nennen — jener klagte auf Beleidigung, und nur den energischen Vergleichsversuchen des Richters gelang es, Herrn Guthmann im Termin zur Verzichtleistung auf die Bestrafung seines Wirts zu bewegen — aber Herr Graaf mußte eine namhafte Summe für die Armen zahlen und die fatale ‚Ehrenerklärung' in der Vossischen Zeitung veröffentlichen.

Herr Graaf, der über seinen Prozessen völlig nervös geworden war, marterte sein Hirn lange Wochen ab, aus dem so strengen gedruckten Mietsvertrag einen Exmissionsgrund herauszuklauben — dem pünktlich zahlenden Teufelsmieter war nicht beizukommen. Er versuchte zu bauen, um den Unheilstifter zu vertreiben. — Jener bewirkte einen richterlichen Befehl, den Bau einzustellen, da er in seinem Geschäftsbetriebe gestört werde — und Herr Graaf mußte den Bau aufgeben. Er versuchte, sich „daran" zu gewöhnen — allein keiner seiner gutmeinenden Freunde versäumte, ihn auf eine neue Desinfektionsmethode oder sonst ein Mittel aufmerksam zu machen, wie unliebsamen Gerüchen abzuhelfen sei. Und ach, ein Nasen-Antiphon ist leider noch nicht erfunden!

Er hätte sein Haus verkauft, allein das litt der Dämon nicht, der allmählich während des langen Kriegs in ihn gefahren, der Dämon der Hartnäckigkeit: er wollte sich nicht von dem Gegner aus dem eignen Hause vertreiben lassen — die fünf Jahre mußten ja schließlich auch einmal zu Ende gehen.

Am Schluß des dritten Jahres, ungefähr vier Wochen vor Annies erstem Besuch bei dem Onkel Kommerzienrat, geschah nun etwas, was Herrn Graafs Herz sehr zu erleichtern geeignet ‚schien.'

Mittelst eingeschriebenen Briefes teilte der Geruchsfabrikant seinem Wirt mit, er mache von dem ihm nach § 7 a des Mietvertrages zustehenden Recht Gebrauch und trete sein Geschäft, samt dem Vertrage selbst, an Fräulein Martha Koch ab. Die Sache ‚schien' in der Ordnung — Fräulein Koch war die Buttermamsell Guthmanns, ein anscheinend ganz braves, nicht eben häßliches Mädchen — und jenes Recht stand dem Mieter zu.

Allein nun kam eine andere, schlimmere Serie von Unannehmlichkeiten.

Am Tage, nachdem Herr Guthmann ausgezogen und sein Wirt einigemal drei Kreuze, nach guter alter Berliner Sitte, hinter ihm gemacht, erschien der Gerichtsvollzieher — nein, erschienen fünf dieser ehrenwerten Beamten nacheinander, dazwischen gegen zwanzig andre Herren mit betrübten Gesichtern und Anfragen, wo Herr Guthmann geblieben, sie hätten Forderungen an ihn. Ein Gutsbesitzerssohn vom Lande kam, sein Papa habe nach und nach für zirka 800 Mark Käse geliefert — Bezahlung, die früher so prompt gewesen, sei ausgeblieben — „können Sie mir nicht angeben, wohin der Mann verzogen?"

„Er hat sich nach außerhalb abmelden lassen!"

Der junge Herr schien beinahe Herrn Graaf für des Durchgebrannten Helfershelfer zu halten.

Mehrere Handwerker der Nachbarschaft stellten sich ein; sie waren um allerlei große und kleine Forderungen betrogen und ‚hatten das Nachsehen.' Darunter auch ein blutarmer Schuster, der eine Mark und dreißig Pfennige zu bekommen hatte und so jämmerlich ‚barmte,' daß Herr Graaf in seine eigene Tasche griff und den Mann bezahlte.

Die Nachfrage nach dem verflossenen Mieter war so stark und blieb auch am nächsten und dritten Tage so stark, daß Herr Graaf an seiner Thür ein Plakat anheftete, auf dem er sich jede ‚Belästigung in Sachen Guthmann' verbat und mitteilte, derselbe sei nach außerhalb verzogen.

Nichtsdestoweniger klingelte es weiter — die Leute entschuldigten sich sehr höflich, wenn ihnen geöffnet ward und — fragten.

Dabei roch es von unten her nach wie vor mit gleicher Stärke und Feine.

Kurz, Herr Graaf überlegte, was er denn in seinem Leben an seinen Mietern gesündigt, daß er so gestraft würde!

Fräulein Koch wurde nun vernommen und räumte ein, daß sie Herrn Guthmann auf das Geschäft vorläufig nur einhundert Mark — ihre Ersparnisse — angezahlt hätte. Den Rest der Kaufsumme würde sie nach dem vorgelegten Vertrage in monatlichen Raten von je einhundert zahlen. Woher sie diese Raten nehmen würde? Aus dem Reingewinn des Geschäfts.

Die Gläubiger legten sofort Beschlag auf diese Teilzahlungen.

Allein es sollte anders kommen.

Ein Herr Lapinsky, ein flotter, junger Mann, auch ‚Butterhändler', erschien auf dem Plan und wies einen Kaufkontrakt vor, wonach er die sämtlichen Forderungen des Herrn Guthmann an Fräulein Koch für einmalige Zahlung von fünfhundert Mark erworben hätte. Dieser Vertrag war unanfechtbar und datierte vom Tage des Geschäftsverkaufs — der zu spät gekommmene Arrest der Gläubiger mußte wieder aufgehoben werden.

Herr Graaf, der ein paar Tage darauf Herrn Guthmann und Herrn Lapinsky Arm in Arm über den Damm auf sein Haus zukommen sah, durchschaute die ‚Schiebung'; damit war aber niemand zu seinem Gelde geholfen.

Nun begann ein eignes nächtliches Treiben in seinem Hause.

Vor dem Keller hielt — immer um die Zeit, wenn der Wächter noch nicht in Funktion getreten und die Straße doch schon menschenleer war, ein Wägelchen, von dem Waren abgeladen und in die ‚Butterhandlung' geschafft wurden. Das waren die Waren, welche Fräulein Kochs Lager immer wieder ergänzten. Woher sie kamen? „Ich kaufe sie von Herrn Lapinsky und verrechne sie mit ihm allwöchentlich," war der Mamsell ehrliche Antwort, als Herr Graaf sie einmal zur Rede stellte.

‚Von Herrn Lapinsky' — das war unanfechtbar, wie es schien — allein ein Kriminalbeamter, der Herrn Graaf in Sachen Guthmann eines Tages besuchte, um zu recherchieren, belehrte ihn eines besseren.

Herr Guthmann wohnte jetzt in der Welt herum, bald im äußersten Osten, bald Königstraße, bald in Moabit. Er hatte immer ein Zimmer vom Hauswirt auf ein Jahr gemietet, machte sich überall so unleidlich, daß ihn die Wirte gern wieder ziehen ließen, meldete sich überall polizeilich zu spät an, jedesmal ‚von außerhalb', und meldete sich ebenso jedesmal ‚nach außerhalb' wieder ab, so daß seine Fährte stets unterbrochen und einfach unauffindbar war. Dabei aber bezog er beständig von den vertrauensseligen Gutsbesitzern in der Provinz, welche froh waren, ihre Waren abzusetzen, und die er durch schöne Briefbogen mit dem Vermerk: Girokonto Deutsche Bank — Buttergroßhandlung — 1. Geschäft: Arcona-Platz; 2. Geschäft: Magdeburgerstraße Nr. 57; 3. Geschäft: Turmstraße Nr. 8 c u. s. w. blendete, — von diesen guten Leuten bezog er in unaufhörlichen Sendungen Butter und Käse. Die Ware war, noch ehe sie auf den Berliner Güterbahnhöfen ankam, bereits laut Vertrag Herrn Lapinskys Eigentum, auf ‚Verrechnung' natürlich. Herr Lapinsky schaffte sie auf der Stelle noch abends spät nach der Heiligengeiststraße zu Fräulein Koch und verkaufte sie ‚auf Verrechnung' an diese. Diese aber war nun im stande, stets mit bester und natürlich ‚sehr billiger' Ware aufzuwarten und die Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen. Das Geld, welches sie erlöste, diente dazu, Herrn Lapinsky und seinen Hintermann zu befriedigen — der es den guten Seelen dahinten in der Provinz ehrlich schuldig blieb, resp. ihnen davon einmal dann und wann eine Abschlagszahlung zukommen ließ. Die Vertrauensseligen unter den ländlichen Gutsbesitzern mußte man sich natürlich aussuchen — mit den anderen brach man eine etwa angeknüpfte Geschäftsverbindung sofort wieder ab. Und die ‚Vertrauensseligen' in Preußen, Pommern, Posen sterben ja nicht aus.

Herr Graaf mußte dies ganze Spitzbubentreiben in seinem Hause dulden — er kam gerade in dieser Zeit langsam dahinter, es beschäftigte ihn sehr und färbte seine Galle sehr dunkel. Allein er war ohnmächtig.

Ja sogar, er mußte, wenn er abends aus dem Fenster guckte, wie er es gern that, sich ein paarmal den Gruß von Herrn Guthmann gefallen lassen, welcher ungeniert unten in den Laden ging, wie Herr Graaf ganz gut wußte, um Kasse zu machen. Das alles war ja Scheinverkauf und Schiebung — Herrn Guthmann gehörte nach wie vor das Geschäft, und er hatte sich das Ganze nur erdacht, um die Ware, welche er bezog, nicht mehr bezahlen zu brauchen, um ‚billig' einzukaufen und demgemäß auch, der lästigen Konkurrenz zu Trotz, billig verkaufen zu können. Die Mamsell gehörte ihm mit Leib und Seele — Herrn Lapinsky aber gebrauchte er dazwischen als den, der allen Ansprüchen an vorhandene Waren oder vorhandene Tageskasse jeden Augenblick mit unantastbaren Kaufverträgen gegenübertreten könnte, was auch regelmäßig geschah.

Herr Heinrich Graaf hatte eine von den ‚schwarzen Banden' des Berliner Butterhandels in seinem Hause und verging vor Grimm, daß er sie erst in zwei Jahren loswerden würde.

Beständig kamen nachts Waren — immer, wenn der Wächter um die Ecke war oder noch nicht im Dienst — Kisten, welche die Herkunft hätten verraten können, wurden zerschlagen, Emballagen von Käse verbrannt, was zum Himmel roch — Leute schlichen in der Straße herum und gaben sich Signale durch leise Pfiffe, denn mit unredlichen Hausdienern schienen die Herren Guthmann und Lapinsky auch zu arbeiten — kurz, dem ehrlichen Bürger und Hausbesitzer Heinrich Graaf trat eine dunkle Welt nahe, welche ihm den tiefsten moralischen Ekel einflößte; und deren gestohlener Käse ihm obenein das ganze Haus parfümierte!

Wie sehr ihm aber die werte Firma Guthmann-Lapinsky noch gefährlich werden sollte — das ahnte er auch in seinen schwärzesten Träumen nicht . . . . .

9. Kapitel.

Es war am Tage nach Breyings Unterredung mit Johannes Graaf.

Die jungen Leute im Garten des Kommerzienrats waren sehr heiter: Asta, Fritzi, Franz, Annie Graaf und Breying; selbst Joseph, der in den letzten vierzehn Tagen einen merkwürdigen Ernst gezeigt, ging, um nicht zu stören, auf die Stimmung der andern ein.

„Warum bist du jetzt immer so still, Joe?" hatte ihn Asta heute gefragt und Miene gemacht, eine gründliche Besprechung seiner Stimmungen zu beginnen.

„Ich habe seit einiger Zeit einen fatalen, einseitigen Kopfschmerz, der mich rein rasen macht!" war Josephs rasche Antwort gewesen — von einem halb finsteren, halb ängstlichen Blick begleitet.

Diese nervöse Ablehnung hatte Asta betroffen gemacht — und Joseph wiederum bewogen, von da ab einen nicht ganz echten Entrain an den Tag zu legen.

Es war dies für seine Verlobte eine neue Saite, die da an ihm erklang — im stillen grübelte sie, was das zu bedeuten habe. Aber doch steckte auch sie seine nervöse Lustigkeit an, wie die ganze kleine Gesellschaft heut dieser Stimmung nachgab.

Eine ähnliche Fiber vibrierte zwischen Breying und Annie. Gezwungen unbefangen beide — und doch beide wiederum immer wieder verstohlene, heiße Blicke aufsaugend und tauschend.

Fritzi, welche beider Paare besondere Stimmung bemerkte und mitempfand, verspürte ihren üblichen Kitzel, Feuer unter geheizte Kessel zu machen.

Und Franz — da brauchte nur jemand lustig zu sein — Franz, der gute Junge, war immer mit lustig.

„Franz, heute müssen wir was Besonderes unternehmen, was?" nahm ihn Breying beiseit.

„Bin dabei! Aber was?" Er hatte die mageren Beine, die noch dazu so eng wie möglich bekleidet waren, weit von sich auf einen zweiten Stuhl gelegt, balancierte sich auf den Hinterfüßen des seinen, die Hände in den Taschen, eine unmöglich lange Papyros von Stroh im Mundwinkel.

„Schlag doch mal eine Spazierfahrt in den Tiergarten vor, nach den Zelten!"

„Schön und dort?"

„Veranstalten wir auf den drei besten Booten des Papa Jordan eine boatrace oder so was!"

Wettrudern? das war eine Idee — trotz seiner weichlichen Muskeln schwärmte er für jede Art Sport.

„Ich bitt' ums Wort!" begann Franz nun zu der Gesellschaft. „Löbliche edle

Kumpaneia — Asta, runzele nicht so deine schöne Stirn, das gibt Falten vor der Zeit! Als geborener Vergnügungskommissar proponiere ich folgendes: Wir alle sind jung und zu Extravaganzen geneigt — wer etwa nicht jung ist, möge sich melden! — also machen wir eine!"

„Bravo!" rief Fritzi.

Es wurde unter Scherzen beschlossen, eine Extravaganz zu machen. Franz stellte das Programm auf.

„Kein Programm!" rief Breying. — „Eine Extravaganz muß extemporiert sein."

„Und mit Diner bei Hiller schließen!" fügte Marenholz hinzu.

„Wer extemporiert?"

„Fahren wir in den Tiergarten — da wird einem von sechs erleuchteten Geistern schon etwas einfallen!"

„Ladies and gentlemen!" begann Franz wieder. „Ach Breying, lassen Sie mich doch Ihre famose Idee ans Licht bringen! Ich schätze jedes Vergnügen gering, bei dem nicht etwas für Kräftigung und Stählung der Muskeln unseres verzärtelten Geschlechts herausschaut."

„Sehr weise!"

„Der Redner spricht zu stark pro domo!"

„Aus Prinzip spiele ich Tennis und huldige dem Sport in jeder Gestalt. Ich würde, selbst wenn ich ein Engländer wäre — ich meine damit: Erbpächter jeder Excentrizität — nichts Schöneres vorschlagen können, als eine boatrace auf der Spree. Da kenne ich drei liebliche Nußschalen, scharf und schlank gebaut, Anna, Maria und Hedwig — in denen muß sich himmlisch rennen lassen. Die Damen steuern. Publikum ‚ist' um die Zeit nicht. Bahn bis zur Stadtbahnbrücke — dem Sieger werden die anwesenden Damen nachher unter den Linden dasjenige Stück aus den Auslagefenstern der Läden dedicieren, was er sich ausbitten wird!"

„Boatrace acceptiert — die Belohnung des Siegers ist lange nicht excentrisch genug — ich schlage vor, sie wird erst unterwegs festgesetzt!"

Asta erhob Einspruch:

„Wettrudern auf der Spree vor möglichem Publikum?"

„Das ist die Excentrizität!" sagte Franz.

„Meinetwegen — kümmert mich im Grunde wenig, zumal da um die Zeit sonst niemand geht! Aber die Spree hat dort starke Strömung, ein Versehen könnte gefährlich werden!"

„Das ist für mich die Excentrizität!" warf Marenholz ein, einen blitzenden, herausfordernden Blick auf Asta richtend. „Ohne Gefahr keine echte Lust!"

Asta warf den Kopf auf und gab den Blick zurück.

„Wohlan! Und Annie?"

„O, ich fahre so gern Boot!" sagte diese selig.

Die Sache ward beschlossen und sogleich ausgeführt.

Die vergnügte Bande brach auf — der Weg durch den kühlen Wald war für andere Spaziergänger erquickend — diese erhitzten sich unterwegs noch mehr mit allerlei übermütigem Wortgefecht.

An der Bootstelle wählte Franz die Boote.

„Asta und Joseph" — kommandierte er, „Annie und Breying, — Fritzi kommt schlecht weg!"

Asta und Annie hatten keine Ahnung vom Steuern.

Das Wasser war frei — ein Dampfer heulte in der Ferne stromab — ein paar Steinkähne trieben weit unten langsam fort — man übte und kreuzte ein wenig — dann langten unter vieler Mühe die Boote einigermaßen kunstgerecht am Start an — Franz kommandierte, und die Fahrt begann.

„Halten Sie das Steuer, bitte, ganz gerade und ganz fest," bat Breying, „lenken Sie gar nicht!"

Dann legte er sich mit voller Kraft in die Ruder.

Ein eigner Ausdruck von rücksichtsloser Energie prägte sich in seinen Mienen aus — Annie schaute ihn mit Bewunderung an. Breyings Gedanken wirbelten wild durcheinander: Jetzt sollen Sie mich schätzen lernen. Sie wollen mich alle übersehen. Ich bin aber doch ein Genie — ein Genie der That. Ihr Vater will mich nicht, ihr Bruder will mich nicht — ich aber will ‚sie,' und ich werde es höher hinaus führen, werde mit einem kühnen Satze ihnen über all ihre Zäune springen. Ein brillanter, ein noch nie dagewesener Schachzug allein gewinnt die Partie — mir ist er eingefallen.

„Verzeihen Sie mir," rief er, „mir wird heiß!"

Blitzschnell stand er auf und warf den Rock ab. Er hatte schon einen kleinen Vorsprung gehabt — bei diesem Aufenthalt aber verlor er ihn.

„Erst siegen in diesem Knabenspiel — dann — —!“ dachte er heftig und setzte wieder ein mit seinen langen, eleganten und so kräftigen Zügen, daß er Franz und Joseph rasch wieder zurückzulassen begann.

Annie jauchzte innerlich vor Lust über den Wettkampf und vor Vergnügen, daß Breying Terrain gewann. Sie schwieg zwar, aber ihr ganzes Gesicht strahlte; wenn der Graf einen flüchtigen Blick auf sie warf, war's ihm in der Erregung dieser Augenblicke, als entzündeten die heißen, glücklichen Augen, mit denen sie gespannt seine gewandten und gefälligen Bewegungen verfolgte, als entzündete ihr belebtes, hübsches Antlitz in der That in ihm eine Leidenschaft für dieses Mädchen. Indes, es war nur das Aufschäumen seines ganzen Wesens zur That.

„Fairy qneen Annie“ flüsterte er zwischen den Schlägen stoßweis und doch etwas außer Atem, denn Joseph, der zuerst zurückgehalten, kam jetzt mächtig auf, während Franz zweifellos dritter blieb „— Fairy queen Annie — wieder wir voran — allen anderen weit voraus — in Sturm und Leidenschaft —“

Ein scharfes Rennen Bord an Bord begann — Joseph suchte ihm ein Ruder abzustreifen —

„Weit voraus — unaufhaltsam —“ jetzt waren sie dicht am Ziel — die Brücke schneidet den Fluß schräg, und Breying hatte schon beim Start rechts gehalten, wo die Bahn demgemäß um einige Meter kürzer war. Aber auch so — mit der letzten heftigen Anstrengung schob er sein Boot um eine halbe Länge vor Marenholz ans Ziel — „Sieger“ rief er laut und sprang ungestüm auf — da stieß aber auch das schlanke Boot so stark gegen den Brückenpfeiler, daß es auf der Stelle umschlug. Und es war kaum nötig gewesen, daß Breying — beim Aufspringen — den Fuß stark auf den Bord setzte ....

Im nächsten Augenblick hatte die Strömung das Mädchen, die beim Umschlagen rücklings ins Wasser gestürzt war, erfaßt und trug sie zwischen den Pfeilern hindurch. Ebenso schnell aber war der Graf hinterdrein — zwei starke Stöße, und er hielt sie an den Kleidern, zog sie mit Aufbietung aller Kraft schräg gegen das flache Moabiter Ufer heran — noch nicht zwei Minuten nach dem Unfall hatte er sie bereits auf der kleinen sandigen Halbinsel gelandet, welche sich dort zwischen Spree und Wolwelanke spitz in das Wasser streckt.

Annie hatte sich tapfer benommen — ohne einen Schrei, lautlos war sie in den Strudel getaucht — mit festgeschlossenem Munde, so daß sie nur wenig Wasser geschluckt hatte.

Ein Schrei des Entsetzens war über das Wasser gehallt, als das Unglück geschah. Asta und Fritzi standen rufend und gestikulierend in ihren Booten, die sie beinahe zum Kentern brachten. Ein Passant auf der Bellevueseite stand ebenso am Ufer, schrie um Hilfe und schwang in nutzloser Erregung Arme und Schirm in der Luft.

(Fortsetzung folgt.)

Der grüne Klee.

Von J. Trojan.

(Abdruck verboten.)

Es gibt roten und weißen Klee, das ist allbekannt, und der Botaniker kennt auch gelben; aber in unserer alten Sprache und Dichtung spielt die Blumenfarbe des Kleekrautes keine Rolle, sie weiß nur von seinem Laube zu sagen. Ihr ist der Klee das Grünende und Grüne, grün im besondern ist ihr neben dem Gras der Klee. „Grün wie der Klee“ wird gesagt, wie gesagt wird „weiß wie Schnee“ und „rot wie Blut.“ Im alten Tragemuntliede wird gefragt:

„Was ist grüner als der Klee?
Was ist weißer denn der Schnee,
Was ist schwärzer als die Kohl'?“

Die Antwort lautet: die Elster. Noch bekannter ist das Rätsel:

„Erst weiß wie Schnee,
Dann grün wie Klee,
Dann rot wie Blut.“

Grün ist die Farbe des Frühlings, nach dem Weiß und Dunkel des Winters. „Grün ist ein Anfang,“ heißt es in einem Liede

Digitized by Google

Im Klostergärtchen. Nach dem Gemälde von Philipp Franck.

der Clara Hätzlerin. Es ist die Farbe der Hoffnung, es wird die Farbe der Liebenden genannt in Shakespeares „Leid und Lust."

Das Grün des Frühlings wird zu nicht geringem Teil durch den Klee hervorgebracht. „As jungen Klee bläugen," blühen wie junger Klee, wird in Pommern von Leuten gesagt, die recht wohl aussehen. Die Vergleichung des grünenden Klees mit dem hoffenden Herzen ist hübsch ausgeführt in einem Liede Christians von Hameln. Derselbe bittet den Anger, auf dem seine Geliebte Blumen bricht — „Herr Anger" redet er ihn an — sich bei derselben für ihn zu verwenden. Zum Dank dafür, sagt er, wenn das geschieht und Erfolg hat:

„Wünsch' ich, daß sie mit bloßen Füßen
Sich heuer noch auf euch ergeh',
Dann schadet nimmer euch der Schnee:
Wird mir von ihr ein lieblich Grüßen,
So grünt mein Herz wie euer Klee."

Mir gefällt das noch besser, als das kleine Gedicht Ewalds von Kleist, in welchem der Dichter wünscht, der Klee auf dem Anger zu sein, um von der Geliebten berührt zu werden.

Unsere alten Minnelieder haben gewöhnlich einen naturbildlichen Eingang. Der einziehende Sommer wird begrüßt in den meisten, in einer kleineren Zahl das Scheiden des Sommers beklagt. Es waltet darin eine große Einförmigkeit, und doch liegt in diesen beständigen Wiederholungen etwas, das bewegend auf unser Gemüt wirkt. In der zweiten Strophe pflegt dann der Sänger sich an die Geliebte zu wenden, manchmal auch schon am Schluß der ersten spricht er zu ihr.

In den naturbildlichen Eingängen der Minnelieder nun spielt der Klee eine große Rolle, unter Klee aber wird verstanden nicht die Kleepflanze im besondern, vielmehr das junge lachende Grün des Frühlings überhaupt — wie auch nicht gar selten in neueren Dichtungen noch in demselben Sinne vom Klee gesprochen wird.

In häufiger Wiederkehr derselben formelhaften Wendungen heißt es in diesen alten Liedereingängen: Der Klee vertreibt den Schnee, tauige Rosen thun sich aus den Knospen auf gegen die Sonne, der Sommer kleidet Wald und Au, schneidet Berg und Thal ein grünes Gewand, man sieht die Blumen entspringen und durch das Gras dringen, der Anger steht wohl geblümt, die Heide lacht, das grüne Gras thut den Augen sanft, es grünt die breite Linde, die Heide gebiert Rosen, Violen und Klee streut der Frühling, der viel lieben Nachtigall Gesang erklingt, und über der Heide singt die Lerche.

In andern Liedern wird die Klage erhoben um den scheidenden Sommer, um den grünen Klee, der vergehen muß. Der Wald hat sich entkleidet, die Heide steht bar der wonniglichen Blumen und der roten Rosen, die Linde ist fahl geworden, der Klee ist bezwungen vom Winter, vor den saueren und kalten Winden sind die Blumen zergangen, Reif und Schnee machen viele Pein den Vögeln, die kleinen Vöglein weinen und schmiegen sich ängstlich in das Gestein.

Immer wieder erscheint in diesen Liedern der Klee. So singt Neidhard von Reuenthal:

„Auf dem Berge und in dem Thal
Hebt sich wieder der Vögel Schall,
Heuer wie eh
Grüner Klee.
Winter entweiche, du thust weh!"

Derselbe sagt in einem anderen Liede:

„Es maiet heuer wieder wie eh.
Von dem Taue
Sprach eine Fraue
Springen Blumen auf und Klee.
Die Nachtigall singt auf der Linde
Ihren süßen Sang."

An ein Kinderspiel erinnert Walther von der Vogelweide, wenn er in einem Liede sagt:

„Du bist kurzer, ich bin langer,
Also streiten auf dem Anger
Blumen unde Klee."

Dasselbe Bild wiederholt er in einem andern Liede, in dem es heißt:

„Es that der Reif den kleinen Vögeln weh,
Daß sie nicht sungen,
Nun hör' ich's wieder wonniglich wie eh,
Nun ist die Heide entsprungen,
Da sah ich Blumen streiten wider den Klee,
Wer ihrer länger wäre."

Blumen und Klee werden unzählige Male zusammen genannt, ebenso wie Gras und Blumen. Durch das Gras dringen die Blumen und durch den Klee im Mai. Klee und Blumen, wie Gras und Blumen, macht der Winter verschwinden. Gras wie Klee ist das junge Grün im Gegensatz zu den Blumen.

Neuere Dichter haben mitunter die alten Minnesänger nachgeahmt, wie Gottfried Kinkel z. B. in den bekannten Versen:

„Grünt der Wald und rötet sich die Heide,
Winter floh mit seinem Flimmerkleide,

An der Halde schmolz der Schnee.
Wo die wilden Vöglein lockend schlagen,
Geht des Königs Kind mit leisen Klagen:
Blaue Blumen, roter Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz ist allzu weh!"

Das Erröten der Heide hat der neue Dichter auch von dem alten, welcher sagt, daß die Heide rot wird vor Scham, wenn sie sieht, wie herrlich der Wald schon mit lichtem Grün sich geschmückt hat. Beim Rotwerden der Heide ist aber nicht, wie es manche Leser des Kinkelschen Liedes thun, an das Heidekraut zu denken; denn das blüht ja erst im hohen Sommer. Eher könnte man denken an die Kuckucksnelke, die im Frühling ganze Wiesenflächen mit sanftem Rot übergießt. Aber auch das träfe nicht zu. Wovon der alte Dichter die Heide rot werden sieht, das sind einzig die wilden Rosen mit ihren Blüten. Mit denen hat freilich unsre moderne Kultur so stark aufgeräumt, daß sie nur an wenigen Stellen noch zahlreich genug sind, um einmal im Jahr der Landschaft Farbe zu geben.

Wenn dann Kinkel vom roten Klee spricht, ist das ganz modern, weil die alte Dichtung nur grünen Klee kennt. Sonst aber ist sein Lied ganz im Sinne der alten Dichter gemacht, von denen manch einer sagt: Blumen und Klee und der Vöglein Singen halte er für nichts, da sein Lieb ihm nicht hold sei. Wie auch umgekehrt ein Minnedichter, der Tannhäuser, singt, indem er die Worte einem Mägdlein in den Mund legt:

„Mich dünten Winter und Schnee
Schöne Blumen und Klee,
Wenn ich ihn umfangen hab!"

Die große Wertschätzung des Klees ist in Zeugnissen alter Zeit ausgedrückt auf verschiedene Weise. „Vom Klee singen," hieß singen und dichten überhaupt, und ein altes Sprichwort „etwas über den grünen Klee loben" ist noch jetzt im Gange. Jakob Grimm erinnert im deutschen Wörterbuch an eine alte Klangverbindung: „Klee und Kleinod."

In Konrads von Würzburg Lobgesang auf die Jungfrau Maria heißt es:

„Du rechter Keusche ein blanker Schnee,
Der Reinheit eine Traube,
Der wahren Minne ein grüner Klee,
Der Gnade ein grundloser See,
Der Treu' eine Turteltaube!"

Ähnlich wie in diesem Liede der Klee wird von dem Dichter Frauenlob einmal das Veilchen gebraucht, wenn er singt:

„Weib, Wurzel aller Seligkeit,
Weib, aller Güte ein Veilchen!"

In andern Gedichten wird die Geliebte mit dem Klee verglichen. In Albrechts von Halberstadt Bearbeitung des Ovid redet der Riese Polyphem die schöne Galatea, in die er verliebt ist, ohne Gegenliebe zu finden, mit den Worten an:

„Mägdlein, grüner als der Klee,
Klarer als der wilde See,
Lichter als ein Spiegelglas,
Schöner als ein Wiesengras,
Süßer als Frau Nachtigall,
Weißer als ein Schwan blank,
Wie eine Gerte rank und schwank,
Grader als eine Tanne:
Ach, nimm mich zu einem Manne!"

Seines Herzens Klee nennt der unbekannte Dichter eines kleinen Liedes aus dem Mittelalter seine Geliebte. Das Liedchen lautet:

„Sie ist schöner denn Frau Dido war,
Sie ist schöner denn Frau Helena,
Sie ist schöner denn Frau Pallas,
Sie ist schöner denn Frau Hetuba,
Sie ist minniglicher denn Frau Isabel
Und fröhlicher denn Gandile;
Meines Herzens Klee
Ist an Tugenden reicher denn Baldine."

Von den Frauen, mit welchen der Dichter der obigen Verse seine Liebste vergleicht, sind nicht alle mehr historisch sicher zu ermitteln, es läßt sich aber annehmen, daß sie alle um die Zeit, da er seines Herzens Klee fand, für sehr berühmt gegolten haben.

Auch noch wird von dem grünen Klee gesungen, aber nicht so viel mehr wie in alten Tagen. Im ganzen wird jetzt der Klee mehr vom prosaischen und praktischen Standpunkt aus als Futterpflanze betrachtet und geschätzt, wie es ja auch unsrer vorzugsweise auf das Nutzbringende gerichteten Zeit entspricht. Etwas poetischer Reiz aber ist noch hängen geblieben an dem vierblätterigen grünen Klee, der Glück bringt, wenn man ihn findet, ohne ihn gesucht zu haben. In den Besitz des Glück bringenden „Vierklebers" zu gelangen, ist freilich so leicht nicht. Man muß schon Glück haben, um das Glück zu finden. Immerhin ist die günstigste Gelegenheit dazu jetzt wieder gekommen, und keiner sollte es versäumen, um diese Jahreszeit auf den Anger und die Wiese hinauszugehen, da, wie unser alemannischer Dichter sagt:

„Grüner Klee und Dolden schießen."

„Der Frühling isch do!“

Von Hermine Villinger.

(Abdruck verboten.)

Hart und lang lag die Winterkälte über den Landen, und wie erdrückt ſtanden die kleinen Schwarzwalddörfer unter der Laſt ihrer Schneemaſſen. In einer der Ortſchaften droben im Gebirg' ſah man nicht einmal Kinder in den Gaſſen, denn die Maſern wüteten im Ort, die Schule war geſchloſſen, und nur einzelne Kirchgänger wanderten des Sonntagmorgens zu dem einige hundert Schritte oberhalb des Dorfes gelegenen Kirchlein. Noch etwas höher, auf einem Vorſprung des dahinter liegenden Berges, thronte das Häuschen der Witwe Imle; ſie ſaß den ganzen Tag am Fenſter und wartete auf den Frühling.

Die robuſte kräftige Frau war ebenfalls von den Maſern heimgeſucht worden und hatte ſich während der Krankheit nicht geſchont, und nun ſchmerzten ſie die Glieder, daß ſie ſich kaum rühren konnte und nur ſchwer von einem Fleck zum andern zu bewegen vermochte. Infolgedeſſen war ſie da oben von aller Welt abgeſchnitten und trug ihr Leid wie jemand, der nie krank geweſen und ſich deshalb in den neuen Stand der Dinge nicht zu finden weiß.

Jede zweite Woche ſchickte ſie ihren Buben, den Bläſi, in das eine Stunde von der Ortſchaft entfernte Städtchen, damit er dem Doktor den Zuſtand der Mutter fein ausführlich, mit allen Schmerzen und Nebenumſtänden ans Herz lege. Und wenn dann der Doktor weiter nichts ſagen ließ, als: es ſei nicht gefährlich, und ſie möge nur geduldig den Frühling abwarten, der mache alles wieder gut —, dann hob die gute Frau ſtets ein Geklage und Gejammer an über die Hartherzigkeit des Doktors, der ihr nicht einmal eine Flaſche Medizin gönne, und über die Saumſeligkeit des lieben Herrgotts, der mit dem Frühling ſo lange mache und doch genau wiſſe, wie's ihr in den Gliedern ſitze.

Des Sonntags drückte ſie ihre Naſe faſt flach an der Fenſterſcheibe, um zu ſehen, wer im Dorfe noch geſund genug war, den Weg zur Kirche zu unternehmen, denn es war ihr einziges Vergnügen, den Bekannten und Befreundeten ein „Grüß Gott“ von ihrer Höhe herunter zu rufen. Wehe aber, wenn eins oder das andere ausblieb!

„Herr Jeſis im Himmel,“ hieß es an eben ſolch einem Sonntag, „i ſeh' jo s' alt Dortel nit — etzt hat ſie's bigot au packt! De Maſere, de laſſe mi no ganz allei uf dere Welt; z'erſcht iſch's Roſel weg bliebe, dann 's Marei, der Peter iſch g'ſtorbe und der Hanne ihr Büble, und etzt bleibt au no 's Dortel weg: du lieber Herrgott, was iſch des nit mit dem Winter, der bringt uns no alle unter der Bode!“

Und als der Bläsi aus der Kirche kam, wo er das Amt des Meßdienens verwaltete und zugleich das des erkrankten Küsters, wartete die Mutter wie allemal mit einem halben Dutzend Aufträge auf ihn. „Iß, Büble, iß, und dann gehsch geh frage nach'm Dortel, 's isch nit in der Kirch g'si, und i hab kei Ruh, wenn i nit weiß, ob nit ebbes mit'm isch; und dann gehsch zum Rosel und zum Marei, und vergißsch mer kei's, und i bind der's uf d' Seel', bring mer kei schlechti Nochricht heim, wie sel mol, wo der Peter g'storbe isch — i kann's nimme vertrage, 's laßt mi nit schlofe, wann i immer denke muß, daß i au nit helfe kann, und bi keim Begräbnis mit heule, und do obe hock wie a'g'nagelt.“

Der Bläsi, dessen zwölfjähriger Appetit in diesem Wirrsal von Jammer und Not nichts zu wünschen übrig ließ, wischte sich den Mund, stülpte die gestrickte Mütze über die Ohren — einen Mantel hatte er nicht, nur eine verwachsene Jacke, aus der seine Handgelenke hochrot herausleuchteten — und verließ die Stube. Draußen legte er sich auf seinen kleinen Handschlitten, streckte die Füße gen Himmel, schrie wie besessen vor Lust und sauste blitzschnell von der kleinen Anhöhe ins Thal hinab. Dann trabte er, die Fäuste in den Taschen, von Haus zu Haus.

Zur Zeit nämlich war der Bläsi eine der unentbehrlichsten Persönlichkeiten im Dorfe; er hatte zwar auch die Masern gehabt, aber es war von niemandem bemerkt worden, nicht einmal von ihm. Sein Aussehen veranlaßte vielmehr jedermann, so oft er sich sehen ließ, seine Hilfe in Anspruch zu nehmen.

„Schau, Bläsi, du bisch so g'sund, du thusch mer g'wiß den G'falle!“ hieß es allenthalben, und so war er immer im Schuß und nie verdrossen, denn alles kam ihm schöner vor als das Schulsitzen, und darum war er im Innersten seiner Seele recht erbaut über die Masern, deren Folgen er freilich nicht anschlug.

Es war Nacht, als er, blau vor Kälte, bei der Mutter eintrat. Sie holte sofort den Kaffee aus dem Ofen, der gehörig spuckte, und setzte den Laib Brot dazu. „He nu,“ fuhr sie auf, da der Bläsi nicht sprach, „so red, i wart'!“

„Jo, Muetter, mußich mer's aber nit übel nemme, denn i kann g'wiß nix defor,“ meinte er in seinen Kaffee hinein, „aber s'isch gester g'storbe, 's Dortel —“

„Jesis im Himmel,“ fuhr die Bäuerin auf, „hab' i der nit g'sagt, bring' mer kei schlechti Nochricht heim!“

„Freili,“ nickte Bläsi, mit beiden Backen kauend, „aber was soll i denn mache, wenn's halt doch g'storbe isch? und e schöne Gruß und morge um elfi isch d' Leich —“

„So, so, morge um elfi, daß Gott erbarm, und im Dortel der ewig Friede schenk, Ame! Und sunst, Bläsi, wie schaut's sunst drunte aus, lebt no ebber?“

„Freili, s' sind grad no g'nüeg do, und bim Marei hän se bigot e Klei's kriegt — i hab gli müsse in d' Stadt und der Doktor hole, und, was meinsch, Muetter, mit fohre hab i derfe — sel isch emol luschtig g'si!“

Und der Bläsi schnalzte mit den Fingern.

„Hesch'm doch g'sagt, er soll rufkomme?“ fragte die Mutter.

„Nei.“

„Jo, was häner denn g'redt?“

„Nix.“

Die Bäuerin schlug die Hände zusammen: „Etzt hockt der Kerli e g'schlogene halbe Stund mit em Doktor z'samme und sagt em nix von mi'm Zustand! I hab gute Luscht und schick di morge früh wieder in d' Stadt —“

„Morge früh hab i kei Zeit,“ fiel ihr der Bläsi ins Wort, „i muß ins Holz, 's sind sechse von der Schul krank, do hän mer usg'macht, mir G'sunde, mer sorge for's Holz, 's isch überall usgange.“

„So, das isch recht,“ sagte die Witwe, „helfet einand; i g'hör nit zu de Ärmste, aber der Winter setzt mer hart g'nüeg zu, etzt ersch de arme Lütt —“

„Jo, 'm Schorschle si Muetter hät g'sagt, sie verfriere fascht, etzt kriegt se morge 's Holz, und übermorge 's Mayerle's und hernoch 's Busche; Hunger hän se aber alle, soll i der sage —“

„I thu was i kann,“ versprach die Mutter, half dem schlaftrunkenen Bläsi beim Ausziehen und deckte ihn bis über die Ohren zu.

„Halt, halt,“ schrie sie ihn an, „nur nit gli g'schlofe, z'ersch wird bet' — —“

„Vadder unser,“ fing er an, seufzte tief auf und kam nicht weiter.

„Lieber Herrgott, nimm's em nit übel,

er isch halt müed,“ entschuldigte ihn die Mutter und betete das Vaterunser an seiner Statt zu Ende.

Als der Bläsi am andern Morgen ins Holz ging, gab ihm die Mutter 's Neunebrot für seine sämtlichen Kamerädli mit; sie selber brachte ihre Zeit damit zu, für das neugeborene Enkelkind der Marei ein Kittelchen und ein paar Windeln hervorzusuchen, und als es zum Begräbnis der Dortel läutete, kniete sie auf den Stuhl am Fenster und sparte nicht mit ihren Beileidsthränen.

Des Nachmittags erlebte sie die Freude, Marei, mit einem Stock bewaffnet, den glatten Pfad zum Häuschen heraufklimmen zu sehen. Sie setzte sofort den Kessel mit Wasser aufs Feuer, so daß die Kameradin schon auf halbem Weg den Rauch aus dem Schornstein der Witwe steigen sah, und die Aussicht auf den guten Kaffee, der ihretwegen frisch gekocht wurde, erleichterte ihr das langsame Vorwärtskommen um ein Großes.

Droben in Gesellschaft der dampfenden Schüsseln ging's alsdann an ein weidliches Aussprechen; erst mußte der böse Winter herhalten, der kein Ende nehmen wollte; dann kamen die eigenen Leiden, an die sich die des ganzen Dorfes reihten, und nachdem man selbander über die Todesfälle geheult, erkundigte sich Frau Imle nach dem Enkelkind der Marei und holte Kittelchen und Windeln herbei.

„Herr Jesus im Himmel, i dank' der viel mol, du guti Seel', du guti, wann's nur au devo kommt,“ seufzte die Marei, „'s isch gar so e klei's zart's G'schöpfli; der Doktor sagt: d' Sonn', d' Sonn' wird's kräftig mache — aber wo isch se denn? Us eimol verlischt's, und mer häu's g'sehne.“

„Häner's scho täuft?“ fragte die Imle.

„He jo, gli, nit daß's ebber stirbt und nit in Himmel kommt —“

„Wie häner's g'heiße?“

„Des kann i nit emol gli us der erscht Augeblick sage — halte, jo, etzt hab i's — Entewardele heißt's —“

„Was,“ wunderte sich Frau Imle, „der Name hab' i aber no nie g'hört, wie siner denn us den komme?“

„He, em Lehrer si Großer heißt eso, und des hät mer allewil so guet g'falle —“

„Selbiger heißt aber Edewardele,“ mischte sich der fleißig Kaffee trinkende Bläsi in die Unterhaltung.

„Jo, jo, i sag's jo,“ stimmte die Marei bei, „'s isch schon so, Entewardele heißt er, und unser Herrgott schenk' uns endli der Frühling, daß mer alle g'sund wäre und uslebe.“

„Ame, ame,“ seufzte die Imle.

Er kam aber nicht; jeden Morgen stand die Witwe an ihrem Fenster und schüttelte den Kopf über die starren Schneemassen in den Rinnen der Berge, und wenn auch zuweilen über Mittag die Sonne auf ein paar Stunden über den Schneeschichten brütete, daß sie feucht erglänzten, der Abend machte alles wieder knirschend hart.

„Im Dörfle isch's bald wie im Grab,“ seufzte die Witwe, „nit emol e Hündle sieht mer meh uf der Gass', nur der Bläsi isch allwil um der Weg —“

Eines Tages berichtete er: „Muetter, etzt sind mer nur no drei im Holz —“

Ein paar Tage später hieß es: „Etzt nur no zwei, Muetter —“

„Und etzt sind alle krank,“ hieß es zuletzt, „und i hab müsse alles Neunebrot allei esse und alles Holz allei suche —“

„Such' du nur weiter, Bläsi,“ sagte die Mutter, „des schriebe sie dir im Himmel us, wenn sie au mi vergesse hänt, mit mine Schmerze —“

Des Nachmittags holte sie den letzten Sack Dürrobst herbei und händigte ihn dem Bläsi ein: „Etzt gehsch geh dine Kamerädli b'süche und gibsch jedem e Händli voll, und dann frogsch au gli wie's im Entewardele geht, und daß d' mer's weisch, bring jo kei schlechti Nochricht desmol mit heim, sunst kannsch di us e Ohrfige g'faßt mache —“

Der Bläsi schaute sich vor draußen seinen Sack voll Dürrobst an und stopfte sich schleunigst alle Taschen damit voll und auch noch vornen die Weste, daß er wie gepolstert aussah. Alsdann trat er, den halbgeleerten Sack auf dem Rücken, den Rundgang bei seinen Kameraden an.

Die Mutter saß am Fenster und wartete auf seine Rückkehr; sie warf von Zeit zu Zeit einen zornigen Blick auf die Berge, und ihre Lippen murmelten: „Dort drobe regt sich nix und regt sich nix! So lang isch mer d' Zit no nie worde im Lebe — wann nur der Bub heimkäm, daß i wiedder

was z'höre krieg, denn i weiß jo bigot nimme, was i au denke soll “

Als der Bub endlich kam, sah er so wenig vergnügt aus, daß ihm die Mutter voller Entsetzen entgegen schrie:

„I will der's nit rote, daß wiedder ebber g'storbe isch —“

„He nei,“ gab er zur Antwort, „aber i hab nit ei Bireschnitzle selber g'esse, und des kränkt mi —“

„Jo, worum bisch so ei'sältig g'si,“ sagte die Mutter, „besch se jo alle uf em Buckel g'habt —“

„He jo,“ gab der Bläsi zu, „aber wie i zum Gustävle komm, hät er mi so duert, daß er in so 'me lumpige Bettle g'lege isch, daß i em zwei Händli voll Bireschnitz gebe hab; dann bin i bim Johann g'si, und der hät so Hunger g'habt, daß i em halt au zwei Händli voll gebe hab; und wie i zum Meyerle komm, liege se bigot alle uf der Nose, und do hab i halt in Gottsname gli 's ganz' Säckli dort g'lasse; bi der Marei aber isch hinterm Ose, ganz im Duschtere, 's Edewardele g'lege, mit eme Köpfli, so klei, daß mi's halt fürchtig duert hät — und uf eimol wie i 'rauslomm', hab i nit e eizigs Bireschnitzle meh, und drum kränk' i mi —“

„Schau, Bläsi,“ tröstete ihn die Mutter, „Bireschnitzle gibt's wiedder, aber wenn des Kind fort müßt von sine Eltere, so ebbes laßt sich nit verschmerze. I fürcht', i fürcht', for mi und's Entewardele kommt d' Sonn in dem Johr z' spät, und i erleb's, daß mer uns im Himmel treffe —“

„He nei,“ wehrte der Bläsi, „sie hät jo heut scho e weng g'schiene —“

„Des isch nix,“ belehrte ihn die Mutter, „wann's nit rieselt und kracht aus alle Ecke und Ende und nit dünstet und seufzt aus'm Erdbode 'raus, daß mer meine sollt, s' wollt einer, der begrabe isch, wiedder ufstehe und lebendig werde; wann's nit durch d' Lüfte zwitschert und thut, als hätte alle Vögeli bigot e Räuschle trunke über Nacht, do isch 's no nix mit 'em Frühling, do hät er si Inzug als no nit g'halte —“

Und der Bläsi versprach:

„Weisch was, Muetter, morge isch Sonntig, do will i 's emol unserm Herrgott sage —“

Er machte sich besonders früh am andern Tag auf den Weg, seine kirchlichen Pflichten mit großer Gewissenhaftigkeit ins Werk setzend; da mußte zuerst das Meßgewand aus dem Schrank in der Sakristei geholt und fein sorglich für den Herrn Pfarrer über den Stuhl gelegt werden; die alte Ursel, die Pfarrköchin, kam schlaftrunken angeschlürft und brachte den Wein und das Wasser für die zinnenen Meßkrüglein, die der Bläsi mit Vorsicht füllte, und in das linke Altareck stellte. Dann hatte er das Läuten zu besorgen und in sein eigenes Chorgewand zu schlupfen, dem er im Laufe der Jahre derart entwachsen war, daß er wie mit Storchenbeinen in seinem kurzen Röcklein daher trabte.

An diesem Morgen lehnte der Bläsi, nachdem er seine Geschäfte erledigt hatte, schon fix und fertig angethan, unter der Kirchenthüre und starrte pfeifend in den Tag hinein. Drunten im Dörflein rührte sich noch nichts, droben bei der Mutter auch nicht. Er hatte sie von hier aus schon oft mit seiner hellen Stimme aus dem Schlaf geweckt, aber so wie die Sachen standen, ließ er's lieber bleiben.

„Bis es nit aus de Rinne runter rieselt, und aus 'm Erdbode dunstet, hät sie doch kei Freud am Ufwache,“ meinte er vor sich hin.

Mit eins riß er die Augen weit auf — war er denn taub, war er denn blind?. Kam's nicht von allen Bergen geschossen in tosenden wilden Bächen, glänzte nicht allenthalben die goldene Morgensonne in den hinschwindenden Schneemassen, sie verzehrend und versengend? Und aus dem Erdboden, dünstete es da nicht quellend auf, feuchte Nebel in die Höhen sendend, daß es knisterte und stöhnte aus allen Ecken und Enden wie tausendfaches Leben! Aus den kahlen Ästen aber — und das nahm dem staunenden Bläsi die letzten Zweifel — zwitscherten, schrieen und kreischten die Vögel in solch betäubender Weise, als hätten sie in der That sich in der Nacht ein Räuschlein getrunken.

„Herrgott, und alles schloft,“ alterierte sich der Bub, „und niemet weiß, was g'schehne isch!“

Wo um des Himmels willen sollte er zuerst hin, zur Mutter hinauf, oder ins Dorf hinunter? Nein, alle mit einander, mit einem Schlag sollten sie's erfahren, welch' Wunder über Nacht geschehen.

Und der Bläſi eilte in die Sakriſtei, hing ſich mit aller Macht an's Seil und fing an zu läuten, als ob es brenne. Noch war's nicht Zeit zum Läuten, deshalb das Erſtaunen der Dörfler kein geringes. Die Laden flogen auf, die Leute eilten auf die Gaſſen.

„Was iſch g'ſchehe," hieß es, „'s läutet Sturm bigot nuf, nuf zum Kirchle — Herr Jeſis, was üch g'ſchehe?"

Der Bläſi aber ſchwang ſich an ſeinem Seil auf das Geſimſe der Sakriſtei und ſtieß das Fenſter auf; über ihm brummte die Glocke, von allen Seiten kamen die Leute herbeigeſtürmt, aus dem Häuschen droben lehnte die Mutter, und alles ſchrie den Buben an:

„Bläſi, Bläſi, wo brennt's?"

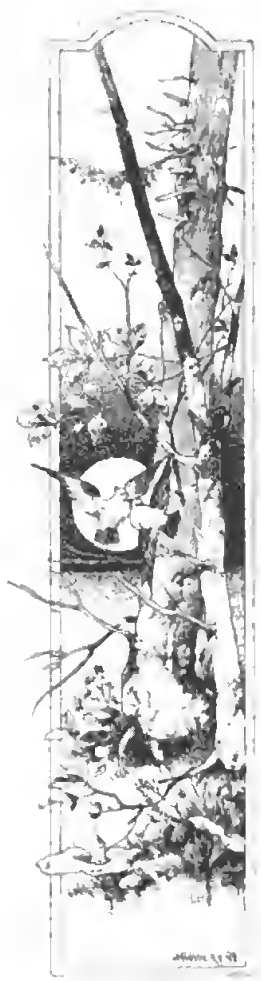
Der ſtreckte ſein vor Eifer glühendes Geſicht weit aus dem Bogenfenſter, deutete mit der Rechten in die zu Bächen gewordenen Schneemaſſen und jubelte es laut in die Welt hinaus:

„Er iſch do! er iſch do! der Frühling iſch do!"

Abſchied.

Von Ernſt Behrend.

(Abdruck verboten.)



Wohlauf, nun mag der Morgenwind
Mich in die Ferne fegen!
Ade, herzallerliebſtes Kind,
Reich' mir den roten Mund geſchwind
Um einen Reiſeſegen.

Und bin ich ſieben Meilen weit,
Will ich zur Raſt mich legen:
Der Wind, der weht zur rechten Zeit,
Rauſcht mir im Wald und auf der Heid'
Ein' echten Schlummerſegen.

Und bin ich dann vom Schlaf erwacht,
So treibt's mich allerwegen
Zurück zu dir noch vor der Nacht.
Ich glaube gar, Feinslieb, das macht —
Das macht dein ſüßer Segen.

Aus den Theatern Berlins.

Januar—April 1891.

Von Hanns von Zobeltitz (Hanns von Spielberg).

Abdruck verboten.

Wie leicht es doch ist, abzuurteilen, wenn Vaterchen Usus und Mutter Schema dem gestrengen Richter willfahrig zur Seite stehen.

Ob der gestreuge Richter aber auch immer ein gerechter Richter ist?

„Der Neue Herr" von Ernst von Wildenbruch hat vor den Augen der Berliner Kritik wenig Gnade gefunden — aber bei jeder Wiederholung des Schauspiels ist unser altes, noch vor kurzem halbvergessenes Schauspielhaus bis zum letzten Platz gefüllt und jubelnder Beifall schallt, so recht und ungeschminkt vom Herzen kommend, von allen Rangen.

Ich weiß sehr wohl, das will nicht alles besagen: aber es will meiner ernsten Meinung nach doch recht viel bedeuten. Patriotische Empfindung, klangvolle Worte und eine wackere Aufführung vermögen bei unseren guten Berlinern gewiß manches, aber so ganz bethören läßt sich ihr skeptischer Geist nicht. Es ist ein Unterschied zwischen dem Beifall, welchen das Publikum

spendet, wenn es künstlich eingefangen wird, und seinem Jubel, wenn es sich im Herzen gepackt, wenn es sich gewaltig fortgerissen fühlt. Und nur ein Blinder und Tauber vermag das eine von dem anderen nicht zu unterscheiden.

Wer nach gelehrten Regeln die kritische Sonde an „den Neuen Herrn" anlegt, mag das Schauspiel verurteilen. Seine Gründe sind wohlfeil wie Brombeeren. Das neueste Schauspiel Wildenbruchs zeigt fast alle die Fehler der Quitzows, und es läßt sich ihrer vielleicht noch eine artige Reihe weiterer in ihm auffinden, wenn man sich rechte Mühe gibt. Lose aus einzelnen „Vorgängen" — der Dichter hat gewiß absichtlich die Einteilung in Akte vermieden — zusammengefügt, schwach in der Charakteristik mancher Hauptgestalten, zumal der weiblichen, mit der viel gepriesenen historischen Wahrheit arg umspringend, wirkt es durch bald lärmende, bald rührselige Patriotismusphrasen! Das wäre so ungefähr eine Blumenlese aus all den Vorwürfen, die Wildenbruch gemacht worden sind, und es hat, ganz offen zugestanden, jeder einzelne derselben ein Korn Berechtigung. Ich wollte aber nur, ein jeder der Herren Kritiker ginge, nachdem er seiner Pflicht genügt und mit dem Brustton der Überzeugung der eine, mit billigem Witz der andere den Verfasser und sein Stück abgethan hat, stille in sein Kämmerlein und blätterte ein Stündchen in Brauns: Schiller und Goethe im Urteil ihrer Zeitgenossen.

Dem großen Zug, der durch den Neuen Herrn geht, der gewaltigen, hinreißenden Wucht der Dichtung sind wenige gerecht geworden! Und noch wenigere haben sie als eine That in unserer, an Ideolen so armen Zeit begrüßt. Wir leben und zehren von den stolzen Erinnerungen der großen Tage, in denen Deutschland unter dem Hohenzollernaar sich einte: wo aber blieb der Dichter, der diesen Empfindungen gerecht wurde? Wo blieb die nationale dramatische Produktion, welche an die Heldenthaten unserer Siegesepoche hätte anknüpfen müssen, die auf ihrem Boden erwachsen sollte? Zwei Jahrzehnte haben wir vergebens geharrt und gewartet. Von unsern zeitgenössischen Dramatikern gab uns der eine verwässerten Ibsen, der zweite überzuckerte Ehebruchsdramen noch französischem Muster, der dritte und vierte Nichtse voll tötender Langeweile; aus Spanien holte sich dieser seinen Stoff, jener aus der französischen Geschichte, ein andrer suchte aus der Abgrundtiefe des modernen Großstadtjammers zu schöpfen. Niemand kann ihnen deshalb einen Vorwurf machen, aber vaterländisches Empfinden im höheren dichterischen Sinne blieb ihren Schöpfungen (mit verschwindenden Ausnahmen) versagt. Dem Werdeprozeß Brandenburg-Preußens, auf den sich Deutschland aufbaut, gerecht zu werden, hat kaum einer von ihnen auch nur den Versuch gemacht. Und daß er dies wagte, bleibt Wildenbruchs Verdienst! Ganz richtig, mit angeborenem dramatischen Gefühl erkannte er auch, daß mit kleinen Mitteln nichts zu erreichen, daß eine starke Wirkung nur dann zu erzielen sei, wenn er gewaltige historische Persönlichkeiten in den Mittelpunkt seiner Dramen stellte, wenn er Leser und Zuschauer in ihren innersten nationalen Instinkten packte. Er dichtete nicht für einen kleinen Kreis Hochgebildeter, für ein Publikum, welches nach hergebrachten dramatischen Lehrsätzen urteilt; er klügelte nicht nach der Zustimmung derer, die mit Druckerschwärze die Berechtigung eines Erfolges beeinträchtigen zu können meinen. Für das deutsche Volk, so meine ich, hat er seine Dichtungen bestimmt, und ich wünschte nur, wir hätten in jeder Provinz mindestens einige Bühnen, die jene vor einem Tausende fassenden Hause zur Aufführung bringen könnten. Wer wollte es leugnen, daß die nur zu oft schlummernden vaterländischen Gefühle der Massen gerade jetzt geweckt werden müssen, wo es nur immer angeht!

In den „Quitzows" führte Wildenbruch uns in die Zeit, in welcher das Hohenzollerngeschlecht Einkehr in die Mark Brandenburg hielt und mit starker Hand den übermütigen Adel sich unterwarf; der „Neue Herr" zeigt uns den Großen Kurfürsten bei seinem Regierungsantritt.

Fern dem Vaterlande, weilt der Kurprinz Friedrich Wilhelm in den Niederlanden, umschwärmt von den Frauen, seiner Kusine Prinzeß Hollandine und der schönen Klaudine zumal, des brandenburgischen Obersten von Rochow Schwester; umstrickt durch heitres Genußleben, aus dem er sich doch aus tiefster Seele fortsehnt nach der Heimat, nach Thaten und Pflichterfüllung. Mit einem frischen, lebenswarmen Auftakt hebt so die Handlung an: Kloudine von Rochow und die befreundete Prinzeß rüsten neckend im Garten des Schlosses zu Rheno den Koffer für die Heimreise; der Kurprinz tritt hinzu, von ernsteren Gedanken umfangen:

„Ich habe nicht Zeit, mich zu Blumen zu bücken,
Am Wege zu stehen und Früchte zu pflücken,
Der Weg, der vor mir liegt, ist weit.
Für mich ist jetzt noch nicht Erntezeit" —

so entgegnet er auf die Scherzworte der Prinzeß. Auch Rochow, der Kommandant von Spandau, gesellt sich zu ihnen. Mächtig fühlt der jugendliche Prinz sich zu dem Feuerkopf hingezogen:

„Seht ihr Frauen allhier
Einen brandenburgischen Offizier!
Sag mir, deine Kameraden
Sind sie dir gleich?
Mit solchem Pulver wie du geladen?"

Und Rochow darauf, sich von vornherein als die überschäumende, rücksichtslose Soldatennatur gebend:

„Gnädiger Herr, das versich're ich Euch:
So werdet Ihr alle finden.
Sie haben es satt, das feige Kneifen,
Das erbärmliche Wedel-Schweifen,
Das vom einen zum andern Schwanken,
Das Kriechen und Winden,
Daran wir schier zwanzig Jahre nun kranken!
Wir woll'n in der großen Völkerhatz
Als Soldaten nehmen unseren Platz,
Den woll'n wir behaupten, da woll'n wir steh'n."

Prächtig ist so der Moritz Augustus von Rochow vom ersten Auftreten an gezeichnet: der echte Landsknecht, in dessen Adern glutheißes Blut rollt und der den Frauen und dem Kurprinzen ohne Genieren die Tirne, die er aus

dem Hause ihres Vaters, eines Berliner Gastwirtes, entführte, als seinen Pagen vorstellt; ein echtes Edelmannskind seiner Zeit, der den Bürger, „dies ganze Seifensiederpack“ haßt und verachtet, und nur das Feldlager als seine Heimat anerkennt — aber doch ein Mann von hinreißendem Zauber:

„Den Sand der Mark
Hat man dürr mir und dürftig beschrieben,
Solch' einen Sprudel- und Strudelquell
Hat der märkische Boden getrieben?
Moritz Augustus,
Scheinst mir keiner von den Frommen,
Aber die Stürme werden stark,
Die aus den wilden Quellen kommen:
Ströme ins Leben — ich muß dich lieben.“ —

Nach Berlin, in des allmächtigen Schwarzenberg Haus führt uns der zweite Vorgang. Der Statthalter hat mit dem kaiserlichen General Gallas paktiert, er befiehlt, daß die Vorstadt Cölln, in deren Häusern die Schweden sich bei einer Berennung Berlins festsetzen könnten, dem Erdboden gleich gemacht werde. Vergebens erheben die Abgeordneten der Stadt dagegen Einspruch. Und mehr: die Obersten der neu gewordenen brandenburgischen Regimenter werden für den Kaiser in Eid und Pflicht genommen; alle, selbst Rochow, stimmen willig, ohne Bedenken zu (s. Bild S. 333). Der alte Burgsdorf allein zögert, in ihm nur lebt noch das Gefühl der Pflicht gegen das Vaterland — aber auch er schlägt schließlich ein: mit einem Hoch auf den Kaiser und des Kaisers Heer schließt der Vorgang, der uns ein lebhaftes, scharfgezeichnetes Bild der politischen Lage gibt.

In dem dritten Vorgang sind wir in dem Wirtshause des Jakob Blechschmidt in Berlin, dessen Tochter der „tolle“ Rochow entführte. Wie in den Quitzows, so läßt auch hier der Dichter seine Gestalten in unverfälschter Berliner Mundart sprechen, und der wohlbekannte Köhne Finke hat in dem Gesellen des Wirts, Nickel Wollkopp, einen unmittelbaren — wie mir aber scheint, nicht gleich humorvollen — Nachfolger gefunden. Wurden im zweiten Vorgang die politischen Verhältnisse des Landes charakterisiert, so gilt der dritte der traurigen Lage der Bürger; Schönbrunn, einer der Kommerer der Stadt, versucht dem alten Blechschmidt vorsichtig beizubringen, daß auch sein Haus auf des Statthalters Befehl niedergerissen werden müsse, und jammernd klagt der Greis zum Himmel: „Und also ist niemand auf der Welt, Wo ein armer Mann sein Recht erhält!? . . . An die Luft! Auf die Straße! Da will ich mir die Ecke besehn, Wo ich morgen als ein Bettler — Mit der Almosenbüchse werde steh'n!“ Draußen ziehen die neu geworbenen Soldaten mit Trommelklang vorüber, ein wüster Haufe stürmt in die Schenke, an seiner Spitze Fritze Storch, der ehedem lange Zeit bei Blechschmidt als Geselle war, nun aber wild und frech Wein von seinem vieljährigen Brotherrn fordert. Ein heftiger Wortwechsel entspinnt sich, es kommt zu Thätlichkeiten; Soldatendirnen gesellen sich hinzu, deren Anwesenheit der Alte in seinem Hause nicht dulden will. Da wirft ihm Fritze Storch seine Schande, sein Herzeleid vor: „Seine eigne Tochter, müßt ihr wissen, hat ihms Brot vor die Füße geschmissen! Durch die Lappen is sie gegangen, hot sich dem Rochow angehongen!“ Der Greis verliert die Überlegung, außer sich vor Wut reißt er dem Frechen den Degen aus der Scheide und rennt ihm die Klinge durch den Leib. Die Soldaten schleppen den Unglücklichen zur Wache. Die Szene ist von außerordentlicher, von wuchtiger Wirkung. Mit breiten Strichen aufgetragen und von scharfem Lokalkolorit, trefflich bis zum Schluß gesteigert reißt sie gewaltsam mit sich fort. Empfindsame Seelen werden sich vielleicht hier oder dort von der Derbheit des Ausdrucks peinlich berührt fühlen, für mich hatte er weder auf der Bühne, noch bei der Lektüre etwas Abstoßendes: er paßt gar zu vortrefflich in den Ton des Ganzen hinein.

Der vierte Aufzug bringt den Höhepunkt der Dichtung. Der Kurprinz kommt, auf der Durchreise zu seinem in Königsberg todkrank darniederliegenden Vater begriffen, noch Berlin. Er freut sich des fürstlichen Empfanges, den ihm Schwarzenberg bereitet; er freut sich der zahlreichen Soldaten, die bei seinem Einzug Spalier gebildet. In des Statthalters Palast steigt er ab. Um ihm eine Unterhaltung zu bereiten, ist Meister Schönbrunn, der einzige Besitzer einer Laterna magica in Berlin, in das Schloß bestellt worden. Mit Staunen hört der Kurprinz, als das Bild Gustav Adolfs an der Wand erscheint, aus dem Unwillen der Offiziere heraus, daß das bisherige Bündnis mit den Schweden aufgehoben sei; er erfährt von der Tötung des Soldaten durch Blechschmidt und ist erschreckt, daß fast Rochow nicht Fürsprache für den Vater seiner Geliebten einlegt: er fühlt, auf wie unsicherem Boden er steht. Da erscheint ein Kurier aus Königsberg, der ihm den Tod des Kurfürsten meldet. Draußen erklingen die Glocken, vor dem Palast sammelt sich die Menge, ihren jungen Fürsten zu begrüßen. Der alte Burgsdorf bringt ein Hoch auf den Kurfürsten aus — zögernd nur stimmen die übrigen Obersten ein, so widerwillig, daß der Kurfürst es bemerken muß:

„Jeglichem das, was jeder schenkt —
Redlichen Dank, wer redlich denkt.“

Und nun mahnen ihn die Offiziere an die Vollziehung des Todesurteils gegen Blechschmidt; es fällt das Wort, daß der Erstochene „des *Kaisers* Soldat“ war. Aus seiner Ergriffenheit rafft Friedrich Wilhelm sich empor: der Herrscher erwacht in ihm! Er verläßt sofort das Palais des Statthalters:

„Dank für die Sorgfalt des Herren Grafen —
Ich will auf *brandenburgschem* Boden
schlafen . . . .
All diese Herren hier
Halten sich morgen fertig
Meines Befehls gewärtig,
Sobald er Euch zu mir bescheidet.
Wir wollen ans große Tagewerk
Gemeinsam geh'n;
Darum müssen wir uns versteh'n!
Zwischen uns soll kein Dunkel sein,
Nichts verhohlen und nichts verstohlen —

klares Licht und Tagesschein!
Drum bis auf Morgen — Gott befohlen!"

Die Aussprache mit Schwarzenberg bildet den Hauptinhalt des fünften Vorgangs. Der jugendliche, von seiner hohen Aufgabe begeisterte Fürst tritt dem greisen Staatsmann gegenüber, der Brandenburg mit gebundenen Händen an den Kaiser ausliefern wollte; er zerreißt die Vollmachten des Vaters, er paktiert aufs neue mit den Schweden, er demütigt den Statthalter auf das Tiefste. Die — vielleicht etwas lang ausgesponnene — Szene ist von gewaltiger Leidenschaft erfüllt, Für- und Widerrede geben sich voller Kraft und Energie, die wunderbare Sprache Wildenbruchs feiert hier einen herrlichen Triumph.

„Die Armee, die mich empfing,
War ein erlogenes Lügending,
War nicht mein Heer!
Ich habe keine Soldaten mehr,
Keine Männer, keine Kraft,
Unter den Füßen, hinterm Rücken
Ward mir das alles entrafft,
Und das thatet Ihr!
Und nun stehe ich hier,
Noch bevor ich zu leben begann,
Ein gebrochener Mann!
Ich möchte der Fürst meines Landes sein,
Möchte schaffen, möchte wirken,
Leben wecken in allen Bezirken,
Die Verhungerten nähren,
Ihnen Hoffnung gewähren,
Neues Leben, neues Gedeih'n —
Kann ich's? Kann ich's? Nein!
Euch war die Obhut gegeben
Über mein unmündiges Leben,
Hinter mir seid Ihr geschritten,
Habt mir rücklings die Sehnen durchschnitten,
Habt meine Zukunft mir totgeschlagen!"

Die Wucht der Vorwürfe erschüttert den Statthalter, die Kraft des jungen Herrschers läßt ihn bereuen; er erkennt in ihm „den ersten Fürsten, den ich fand," und will sühnen, was er verbrochen. Vor allem aber gilt es die Obersten zu gewinnen, und gerade sie versagen sich dem Kurfürsten: Rochow allen voran. Das schmerzt den Herrscher am tiefsten und umsonst sucht er wieder und wieder in des Trotzigen Brust edlere Gefühle zu erwecken; ein Landsknecht sei Moritz Augustus, aber kein Soldat:

„. . . des Soldaten Hand
Dient nicht der eigenen Person,
Nicht schnödem Gewinn und Lohn,
Sondern einer heiligen Sache:
Dem Vaterland.
Dir sind Bürger und Bauern Schmutz,
Hohnlachend ihrer Not
Trittst du sie in den Kot —
Der Soldat sei des Bürgers Schutz;
Denn der Mensch ward nicht für die Waffen,
Die Waffe ward für den Menschen geschaffen. —
Rochow, du bist doch ein Sohn der Mark:
Deine Seele so heiß, deine Glieder so stark,
Deine Heimat hat dir das alles gegeben —
Ist's denn zu viel verlangt,
Deinem Vaterlande zu leben?
Es braucht dich — es ruft nach dir —
Moritz Augustus, bleib' hier —"

Vergebens! Der tolle Rochow versteht die neue Zeit nicht, die da kommen wird; er begreift nicht, daß der Soldat des Vaterlandes Verteidiger sein soll, er hat kein Vaterland. Mittelst eines hinterlistigen Streiches aber sucht er den Kurfürsten gewaltsam in seine Bahnen zu zwingen, er bestimmt seine Kameraden, durch einen Überfall die Schweden, mit denen Friedrich Wilhelm soeben Friedensverhandlungen eingeleitet, zum Kampf zu reizen. „Die Schweden sollen Berlin berennen — Noch diese Nacht. — Der da (der Kurfürst), in eigner Person — Soll mit ihnen zusammenrennen — Daß es kracht. — So ist dem Frieden der Garaus gemacht. — Er lerne seine Freunde kennen, — Vielleicht, daß dann in seinem Leibe — die Soldatenseele erwacht." Umsonst widersetzt sich Schwarzenberg dem teuflischen Plan, er stirbt, seine Leiche schleppen Dragoner in den bereitstehenden Wagen, der bestimmt war, den Lebenden nach Spandau zu führen.

In den beiden letzten Vorgängen löst sich die Verwickelung. Der wackere Burgsdorf vereitelt Rochows Anschlag, dessen Verschwörung Klaudine dem geliebten Fürsten verrät. Noch einmal führt uns der Dichter in Schwarzenbergs Palast, in dem Friedrich Wilhelm die dort harrenden Obersten selbst aufsucht. Seine Ruhe, sein Mut, sein Herrscherwort zwingen selbst den trotzigen Kracht zum Gehorsam, nur Rochow widerstrebt — widerstrebt selbst dem innigsten Freundeswort.

„Moritz Augustus —
Hörst du, wie sie sich draußen sammeln?
Hörst du die Stimmen? die Schritte?
Der Kurfürst steht draußen in ihrer Mitte;
Daß er die Schwelle überschreite,
Rochow, erwarte es nicht!
Denn es kommt in seinem Geleite
Jene, die Freund und Feind nicht kennt,
Die blinde, die taube Pflicht!
Daß ich dich vor dem Kurfürsten rette,
Mach' es mir möglich, sprich —
Rochow — ich bitte dich —
Nur ein Wort zu deinem Freunde."

Umsonst! Burgsdorf stürmt herein und fordert Rochow auf sich zu ergeben — er weigert sich, stürzt mit gezücktem Schwert auf jenen zu und fällt von der Kugel eines Dragoners durchbohrt.

Der nun folgende Schluß: die Befreiung des alten Blechschmidt aus dem Kerker, die Vereinigung fast aller Personen des Stückes auf der Bühne und ihre Huldigung hat meines Erachtens etwas Gekünsteltes, Theatralisches an sich. Mit dem Tode Rochows ist das Schauspiel eigentlich zu Ende:

„Einst mir so nah — nun so weit —
Moritz August —
Brausender Strom der Männlichkeit,
Wie so verloren gehst du hinab
Ruhmlos ins unfruchtbare Grab."

Ein gewaltiger, handlungsreicher Stoff in der That und eine bewundernswerte, von großer dichterischer Kraft zeugende Ausgestaltung desselben, gegen welche die schon in meinen Einleitungsworten angeführten Bedenken füglich zu-

rücktreten können. Es ist wohl wahr, die einzelnen Vorgänge stehen nur in einem losen Zusammenhang — aber die Wucht der rasch fortschreitenden Handlung reißt die Seelen der Zuschauer über jenen hinweg; es ist wohl richtig, die Frauenfiguren des Schauspiels sind nur dürftig angedeutet und mangelhaft eingefügt — aber die machtvollen Gestalten des Kurfürsten und Rochows entschädigen uns überreich: es ist wohl wahr, Wildenbruch hat es mit der historischen Wahrheit nicht ängstlich genau genommen — seit wann aber verlangt man das von einem dramatischen Dichter? und was wiegt der Wert dürrer historischer Thatsachen gegen die lebendige Kraft solchen Schauspiels! Es ist wohl wahr, das Drama ist reich an lärmenden Szenen und seine patriotische Tendenz tritt überall in den Vordergrund — aber jene Szenen sind von hinreißender Wirkung und: aus der Tendenz seiner Hohenzollerndramen hat Wildenbruch nimmer ein Hehl gemacht. Sie *sollen* im vaterländischen Sinne wirken, sie *sollen* die Gestalten unserer nationalen Helden dem Volksbewußtsein nahe bringen! Wer darf mit dem Dichter rechten, wenn er zu diesem Zweck solche Mittel wählt, deren Wirksamkeit er erprobt hat, die sich immer aufs neue bewähren. Wildenbruch ist nun einmal eine scharf ausgesprochene dichterische Individualität, deren Können wesentlich auf dem Gebiet der frohen Augenblicksbegeisterung liegt, seine Kraft ruht in der momentanen Gewalt, welche er über den Zuschauer übt: er ist der berufene Sprecher unserer Zeit mit all ihren Stärken und all ihren Schwächen!

Die Aufführung war meisterhaft. Seit vielen Jahren habe ich in unserem alten, guten Schauspielhaus keine auch nur annähernd gleich vollendete Leistung der Regie, keine gleich treffliche Darstellung gesehen. Die Tönung des Zeitkolorits, welche durch die ganzen Anordnungen ging; die Lebendigkeit der bewegten Volksszenen; die feine Leitung des Zusammenspiels: Alles zeigte nicht nur den gewandten Bühnentechniker, es verriet überall den Geist eines hochgebildeten Bühnenleiters. Wir haben an unserem Schauspielhaus im letzten Jahrzehnt zwei grundverschiedene Perioden durchgemacht: in der ersten, unter Herrn Amo, herrschte die Routine, in der zweiten, unter Herrn Devrient, überwucherte die Theorie; das Resultat war Einseitigkeit und Zerfahrenheit. Täuscht nicht alles, so gehen wir endlich einer besseren Zeit entgegen. Ich hege wenigstens nach den Proben, welche Herr Grube bisher als Oberregisseur gegeben, das feste Vertrauen, daß er der rechte Mann auf dem rechten Platz ist.

Auch die Einzelleistungen entsprachen durchweg der Würde des Schauspiels, wie dem Ansehen, welches ich der königlichen Bühne wünsche. Herr Arndt als Kurfürst war gleich vortrefflich in der würdevollen Repräsentation wie in der lodernden Begeisterung; Herr Matkowski sprudelte von Übermut und Kraft: ich vermag mir keinen besseren Rochow zu denken, als er ihn darstellte mit all dem bunten Gemisch von jugendlichem Feuer und brutaler Rücksichtslosigkeit, von Leichtsinn und Herzlosigkeit, von Liebenswürdigkeit, Heldenmut und Verblendung. Als Schwarzenberg gab Herr Grube ein fein umschriebenes Charakterbild, und auch alle übrigen Darsteller: die Damen Lindner und Pappe als Klaudine und Prinzeß Hollandine; Herr Oberländer als Kämmerer Schönbrunn, Herr Vollmer als der in der Walle gewaschene Berliner Nikel Wallkopp, standen völlig auf der Höhe ihrer Aufgaben. Es thut wirklich wohl, einmal solch unbedingte, rückhaltslose Anerkennung aussprechen zu dürfen! —

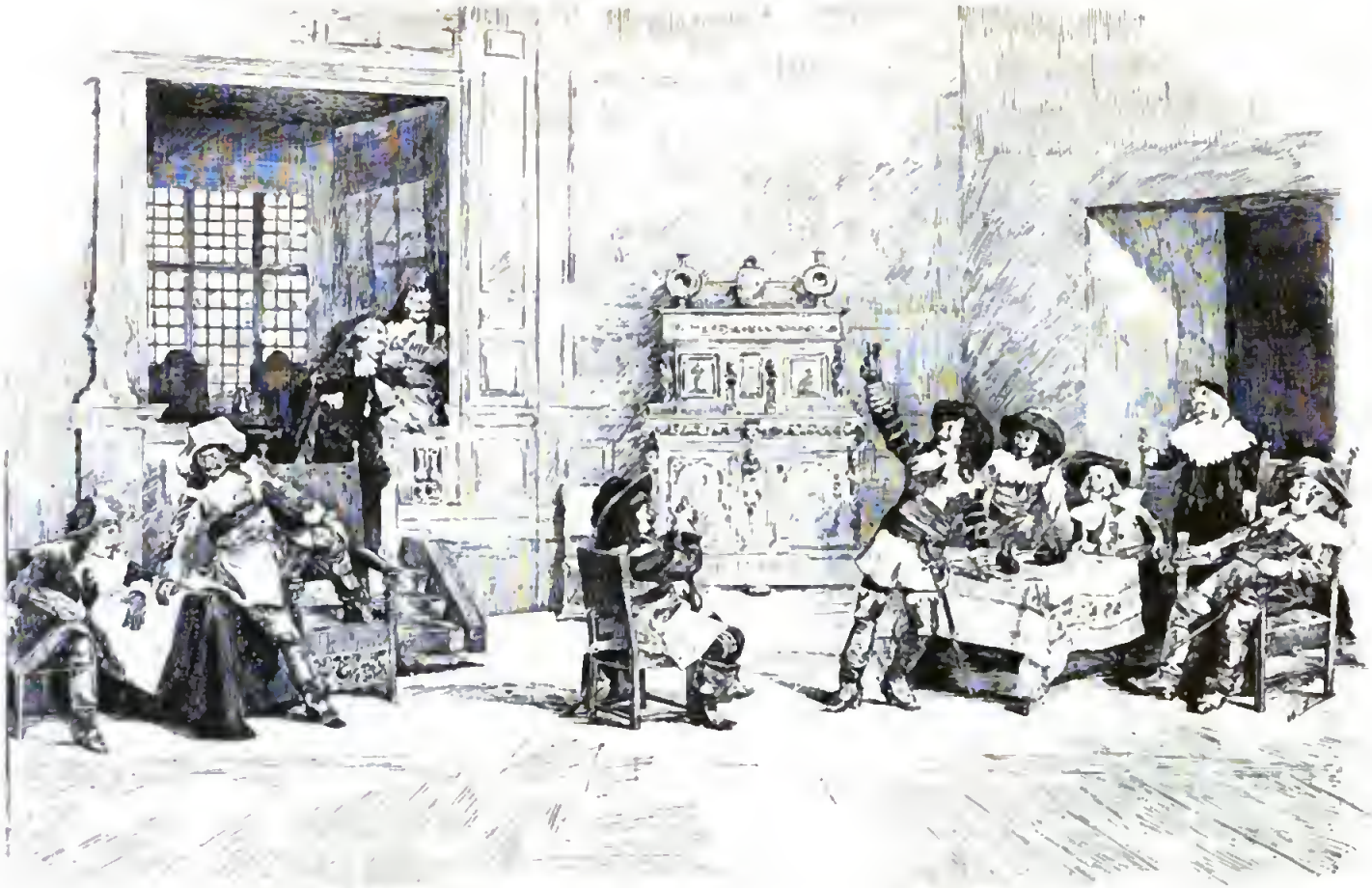
Vor dem Interesse, welches den Aufführungen des Neuen Herrn entgegengebracht wurde, traten in den letzten Monaten die übrigen neuen Erscheinungen am Berliner Theaterharizont wesentlich zurück. Ich vermag nur weniges hervorzuheben.

Das liebenswürdige Schauspiel „In der Mark" von Hans Hopfen, welches das *Berliner Theater* brachte, war nicht eigentlich eine Navität; es hat sich schon vor zwei Jahrzehnten auf der Bühne des Schauspielhauses Bürgerrecht erobert und bewährte sich auch diesmal in seiner Frische und Anmut. Des weiteren verschaffte uns Herr Barnay die weniger angenehme Bekanntschaft mit einem aus dem Englischen übertragenen Rührstück „Arbeit", das die alte Geschichte von ausgezeichneten und grundschlechten Menschen im allgemeinen und vom Erfinderleid im besonderen variiert; die Schauer- und Trauertragödie mit selbstverständlich glücklichem Ausgang soll in London zweihundert Aufführungen erlebt haben — ob wir in Berlin schon ganz für einen gleichen Erfolg reif sind, weiß ich nicht. Übrigens ist die Moral des Schauspiels untadelhaft.

Nicht das Gleiche kann man von den Repertoirstücken des *Wallner-* und des *Residenztheaters* sagen. Beide tischen uns natürlich recht französische Kost auf, die ja scharf gewürzt ist, wie nur irgend möglich.

Das Residenztheater brachte „den seligen Herrn Toupinel" von Alexander Brissan. Der brave Verstorbene hat außer einer legitimen Gattin in Paris noch eine illegitime in einer Provinzstadt sein zu nennen für erforderlich gehalten, auch die letztere aber als sein angetrautes Weib ausgegeben. Nach seinem Tode zieht die solide gewordene Dame aus Toulouse nach Paris und der Zufall will, daß sie in demselben Hause Wohnung nimmt, in welchem die Legitime die erste Etage bewohnt. Beide haben sich inzwischen wieder verehelicht und es entwickelt sich nun dadurch eine Fülle höchst drolliger Situationen, daß der zweite Gatte der Legitimen von den früheren Verhältnissen der Frau Toupinel aus Toulouse erfährt, diese aber für des Seligen legitime Witwe hält und glaubt, eine leichtsinnige Person heimgeführt zu haben. Es ist ein toller, aber außerordentlich wirksamer Schwank im Genre der bekannten Madame Benivard.

Der Inhalt des Vaudevilles „Miß Helyett" von Maxime Boucheron, Musik von Andran, mit welchem das Wallnertheater seine Kassen füllte, ist so frivol und lüstern, daß ich ihn nicht erzählen, sondern höchstens andeuten kann. Eine junge, sehr prüde erzogene Amerikanerin kommt



Statthalter Graf Schwarzenberg.
(Herr Grube.)

Oberſt von Rochow.
(Herr Matkowski.)

Aus: „Der Neue Herr" von Ernſt von Wildenbruch (Vorgang II). Nach einer Original Aufnahme von Pflaum & Cie. im Kgl. Schauſpielhauſe zu Berlin.

auf einem Spaziergang in einem Pyrenäenbad in Lebensgefahr; sie gleitet an einem Berghang aus, verwickelt sich mit ihren Kleidern in einen Strauch und wird aus dieser höchst peinlichen Situation, in welcher — hm! — ihre Taillette sehr stark in Unordnung geriet, von einem Maler gerettet. In ihrer erklärlichen Verlegenheit hat sie sich die Kapuze über das Gesicht gezogen, der Maler ist taktvoll genug, nach dem Rettungsakt sofort zu verschwinden. Nun fühlt sich Miß Helyett aber doch derart geniert und „bloßgestellt," daß sie glaubt, ihre Ehre nur durch eine Heirat mit ihrem unbekannten Retter wiederherstellen zu können, der denn auch nach langer vergeblicher Jagd dadurch ermittelt wird, daß er die junge Dame in ihrer — hm — eigenartigen Situation am Bergeshang schnell seinem Skizzenbuch einverleibt hatte. So frivol das Stück ist (weit weniger in dem, was auf der Bühne vorgeht, als in seinen lüsternen, der Phantasie weitesten Spielraum lassenden Andeutungen) — so sprudelnd lustig ist es. Wem diese Mischung zusagt, der mag sich über die drallige, reizende Miß des Fräulein Glöckner amüsieren; sich über derartige Stücke zu echauffieren, lohnt nicht. Ich wenigstens halte den Federkampf gegen ihre Tollheit für ebenso vergeblich, wie gegen die Albernheiten der Dichterware des Adoph Ernsttheaters. Es sei nur konstatiert, daß auch dieses Kunstinstitut mit seiner neuen Posse „Adam und Eva" wiederum einen glänzenden Erfolg davongetragen hat. Der Wahrheit die Ehre!

Entschiedenen Protest indessen lege ich grundsätzlich gegen Schöpfungen ein, welche beanspruchen ernst genommen zu werden, aber an Unsittlichkeit mit jenen Kindern der leichtgeschürzten Muse rivalisieren, sie an Roheit der Empfindung weit übertreffen. Ich zähle zu dieser Kategorie „Das alte Lied", Schauspiel von F. Philippi, welches das deutsche Theater zur Aufführung brachte.

Der Ruhm Sudermanns hat Herrn Philippi, der übrigens schon früher einmal im Schauspielhause mit einer „Daniela" debütierte, nicht schlafen lassen: auch er hat einen Griff ins volle Menschenleben — der Großstadt natürlich — thun wollen, sich dabei aber gründlich vergriffen. Es ist eben ein Unterschied, ob ein wahrhafter Dichter sich einem heiklen Stoff zuwendet, um ihn mit schöpferischer Kraft zu veredeln, oder ob ein Stückefabrikant mit sichtbarem Behagen und in der augenscheinlichen Spekulation auf die überreizten Nerven des Publikums solch einen Stoff zu einigen Knalleffekten verarbeitet. Ich kann Herrn Felix Philippi den bitteren Vorwurf nicht ersparen, seine unleugbare Begabung für das Bühnenwirksame nach dieser Richtung hin mißbraucht zu haben.

„Das alte Lied" behandelt die sattsam erörterte alte Geschichte vom Ehebruch. Die junge und schöne, von ihrem wackeren Manne innig geliebte Frau des Rechtsanwaltes Cornelius gibt sich mit ihrem Cicisbeo, dem fragwürdigen Banquier Rahden, Rendezvous in einem Berliner Chambregarni unterster Ordnung: ist die Wahl dieses Ortes zu einem zärtlichen Tete-a-tete schon an sich höchst wunderlich, so wird sie noch unglaublicher dadurch, daß die gute Stube, in der die Zusammenkünfte sich abspielen, das Durchgangszimmer für alle Chambregarnisten bildet und daß — just Herr Cornelius, wie seiner ehrsamen Gattin bekannt, der Vormund der beiden Töchter der gefälligen Wirtin und Gelegenheitsmacherin ist. Kaum ist das Rendezvous denn auch beendet, so findet sich der Rechtsanwalt ein, gerade rechtzeitig genug, um Herrn Rahden noch zu treffen. Er muß Verdacht schöpfen, daß eines seiner Mündel mit dem Manne ein Verhältnis hat: Hedwig, ein natürlich mitten im Sumpf unverdorben gebliebenes Mädchen, welches ein braver Mann, Dr. Nicolai, zum Weibe begehrt. Sein Verdacht steigert sich, da das gute Kind sich weigert, die Wahrheit einzugestehen. Was sie verschweigt, liest Cornelius endlich aus den verlegenen Gesichtern, aus den frechen Andeutungen der alten Kupplerin heraus. Sein vergöttertes Weib ist die Geliebte eines anderen — noch an demselben Abend (doch wohl etwas viel für einen Tag) hat sie ein zweites Stelldichein mit Rahden in einem fashionablen Restaurant unter den Linden verabredet. Er bricht zusammen: Tableau, der Vorhang fällt.

Im dritten und letzten Akt lernen wir ein Chambre séparée dieses Restaurants und das Leben in ihm, mit schmutzigen Tinten nach der Natur gezeichnet, kennen: eine wüste Gesellschaft, ein Paar Jobber letzter Klasse, ein Artist der Reichshallen und einige Ratten vom Ballet feiern dort ein kleines Fest, räumen aber noch rechtzeitig das Feld, um Herrn Rahden und Frau Leanie Cornelius Platz zu machen. Einige nichtssagende Phrasen zwischen dem Pärchen, dann erscheint der Gatte! Der kühne Ritter verduftet, die Eheleute sind allein. Cornelius hält seiner Frau eine lange Auseinandersetzung über ihre sittliche Verkommenheit, er fragt sie schließlich, ob sie den Verführer wirklich liebe? „Ach nein!" meint das liebenswürdige Weib, und nun — wohlverstanden, nach einer etwa halbstündigen Zwiesprache, nicht etwa in der natürlichen ersten Erregung — ergreift der betrogene Ehemann ein zufällig herumliegendes Messer und ersticht sein Weib: ein Kunststück beiläufig bemerkt, welches ihm so leicht niemand mit einem der üblichen Restaurationsmesser nachmachen wird.

Das Schauspiel soll am ersten Abend einen rauschenden Erfolg davongetragen haben; ich war in der zweiten Aufführung und bemerkte mit wirklicher Freude, daß das Publikum es ziemlich richtig auf seinen Unwert beurteilte. Es ist eine Sammlung von Knalleffekten und Unmöglichkeiten, roh im Aufbau, brutal in der Durchführung. Geradezu widerwärtig sind die Szenen in dem Chambregarnie, ist der völlig unmativiert hineingezogene erste Teil des letzten Aktes mit seiner schmutzigen Schilderung des Treibens in dem Lindenrestaurant. Von einer psychalagischen Entwickelung des Charakters der jungen Frau ist kaum eine Andeutung vorhanden. Die Verzweiflungsthat des betrogenen Ehemannes erscheint, so wie sie sich gibt, nur als ein leerer Theaterkaup. Schade wahrlich um die Mühe,

welche die Darsteller auf das Stück verwenden: ganz besonders machte Fräulein Reisenhofer aus der koketten Leonie, was aus der häßlichen Rolle zu machen war, und auch Herr Pohl war als Cornelius vortrefflich. Schade aber vor allem um die Würde des deutschen Theaters, wenn es zu derartigen Machwerken herabsteigt!

Aus dem Repertoire des Lessingtheaters ragten zwei Schauspiele bedeutsam hervor, ohne doch das lebhaftere, dauernde Interesse fesseln zu können: Ibsens vielbesprochene „Hedda Gabler" und Sardous „Thermidor."

Wie hoch ich den Dichter Ibsen schätze, wissen meine Leser. Ihm bis zum Abgrund seiner Bizarrerien zu folgen, wie es die gehorsame Berliner Ibsengemeinde thut, bin ich aber nicht im stande. Und Hedda Gabler ist wohl das seltsamste Schauspiel, welches der große Norweger uns geschenkt hat: unverständlich in seinen Voraussetzungen, schwerfällig in seiner Durchführung, wunderlich in seinem Abschluß — unbefriedigend und krankhaft durch und durch. Eine „Teufelei," soll Ibsen gesagt haben, wolle er schreiben; was ich aus Hedda Gabler herausempfinden kann, sind keine großartigen dämonischen Züge, sondern Probleme, die in die Sprechstunde eines Nervenarztes, aber nicht auf die Bühne gehören.

Hedda Gabler ist die Waise eines höheren Offiziers. Das junge Mädchen hatte vor Jahren eine Art von Freundschaftsbund mit einem genialen, aber wüsten Mann, Eilert Lövberg, geschlossen, der jedoch mehr und mehr auf die abschüssige Bahn der Liederlichkeit geriet; als wir sie kennen lernen, ist sie bereits Frau Tesman geworden, die Gattin eines braven, aber beschränkten Kleinkrämers der Gelehrsamkeit: sie hat ihn genommen, weil just kein anderer kam, und schnell mit ihrem Eheglück abgewirtschaftet; sie liebt Tesman nicht, sie achtet ihn nicht — er vermag ja kaum ihre äußeren Ansprüche an das Leben zu befriedigen. Das junge Paar ist soeben von der Hochzeitsreise zurückgekehrt, da erfährt Hedda, daß Eilert Lövberg wieder aufgetaucht sei, aber nicht mehr als der hoffnungslose Geselle von früher, sondern als ein tüchtiger Gelehrter. Die Veränderung seines Wesens verdankt er der Einwirkung einer jungen Frau, Thea Elvstedt, die in Lövberg einen Geistesfreund gefunden hat: ihre Reinheit, die Tiefe ihres Empfindens gab ihm den verlorenen moralischen Halt zurück. Sie richtete ihn auf, unter ihrem Einfluß ist bereits ein epochemachendes Werk seines reichen Geistes entstanden und mit großem Erfolg veröffentlicht worden, das Manuskript eines zweiten ist vollendet. Das stille Glück der beiden Leute im Gegensatz zu ihrem eigenen sich Unbefriedigtfühlen macht Hedda rasend. Voll unklarer Eifersucht auf Frau Elvstedt vergiftet sie ihre ganze Umgebung mit ihrer Herzlosigkeit, mit ihrer tyrannischen Herrschsucht — worauf sie eigentlich hinaus will, weiß sie selbst noch nicht. Da weist ein Zufall ihr den Weg. Tesman war mit Lövberg auf einem Gelage, bei welchem letzterer sein neues Werk vorlas. Auf dem Heimweg hat Eilert das Manuskript verloren, jener hat es gefunden und händigt es jetzt ohne Bedenken seiner Frau aus.

Lövberg, der sich nach seiner Trennung von Tesman noch in zweifelhafter Gesellschaft herumtrieb, glaubt, daß sein Werk ihm bei dieser Gelegenheit entwendet sei, daß er es rettungslos verloren habe. Er scheut sich vor seiner geistigen Mitarbeiterin und giebt vor, die Hefte selbst zerrissen zu haben — sein und Frau Elvstedt's „Kind." Hedda ist bei dieser verzweifelten Auseinandersetzung gegenwärtig, aber sie spricht das Wort nicht aus, welches das ganze Wirrnis lösen könnte; im Gegenteil, in ihr ist bereits eine teuflische Idee aufgetaucht — teuflisch oder krankhaft, gleichviel — sie will das unersetzbare Manuskript vernichten. Und nicht genug damit: als Eilert endlich ganz verzweifelt scheidet, drückt sie ihn ganz zu Boden. Sie übergiebt ihm eine Pistole, die eine von zweien, welche ihr Vater ihr vererbte. Einst vor Jahren hat sie dieselbe halb im Scherz, halb im Ernst, um den wüsten Gesellen abzuwehren, auf ihn gerichtet — jetzt reicht sie ihm die Waffe mit den Worten: „Ein Andenken an mich sollen Sie doch mitnehmen."

Lövberg: Das da? Ist dies ein Andenken?

Hedda: Erkennen Sie es wieder?

Lövberg: Sie hätten es damals gebrauchen sollen.

Hedda: Da, nehmen Sie! Gebrauchen Sie es nun.

Lövberg: Dank!

Hedda: Und enden Sie ‚in Schönheit,' Eilert Lövberg. Versprechen Sie mir das, ja!

Lövberg: Leb wohl, Hedda Gabler.

Er geht, sie aber wirft nach kurzem Zögern das Manuskript in den Ofen. „Jetzt verbrenne ich dein Kind, Thea! Dein und Eilert Lövbergs Kind. Jetzt verbrenne — jetzt verbrenne ich das Kind." — Der Vorhang fällt.

Es ist da ein Gerichtsrat Brack, der sich bedenklich um Frau Tesmans Gunst bemüht. Von ihm erfährt sie im letzten Akt, daß Eilert Lövberg sich wirklich erschossen hat. Aber er ist nicht „in Schönheit" gestorben, im Hause einer Dirne tötete er sich. Dort ist auch das Pistol gefunden worden, und der Gerichtsrat hat die Waffe als Heddas Eigentum erkannt. In seiner Hand liegt es, sie in einen Skandalprozeß zu verwickeln — sie fühlt, daß sie in seiner Gewalt ist. Mit mühsam verhehlter Erregung eilt sie in das Nebenzimmer, und während Tesman und Frau Elvsted sich bemühen, aus einzelnen noch erhaltenen Zetteln das große Werk Eilerts wieder zusammenzustellen, fällt ein Schuß.

Tesman: Oh, jetzt hantiert sie wieder mit ihren Pistolen.

(Er schlägt die Vorhänge zur Seite. Hedda liegt ausgestreckt leblos auf dem Sopha.)

Tesman: Sich getroffen! Durch die Schläfe getroffen!

Brack: Um Himmels willen! So was thut man doch nicht! —

Damit ist das Stück zu Ende — eins der krausesten Schauspiele, die mir je vorgekommen sind. Den unbedingten Verehrern Ibsens mag es möglich sein, in dasselbe Schönheiten hineinzudichten; sie aus ihm herauszulesen, vermag

wenigstens ich nicht. Ich kann mir aus dieser Hedda Tesman, rund herausgesagt, keinen Vers machen: sie erscheint mir als ein Zwittergeschöpf voller Unklarheiten. Keine große Leidenschaft beseelt sie, kein starker, gewaltiger Zug reißt sie dazu fort, Verderben zu säen und selbst ins Verderben zu gehen, ich für mein Teil kann nur einen krankhaften Trieb, Unheil anzurichten, in ihr erkennen. Und ob solch Ausnahmezustand der Seele auf die Bühne gehört, das ist denn doch mehr als zweifelhaft. Daß in Ibsens Schauspielen die Atmosphäre eine trübe ist, wissen wir alle, und wir haben uns um der dichterischen Schönheiten seiner Schöpfungen halber gewöhnt, jene in den Kauf zu nehmen. So ohne Reiz und ohne Lichtblick, so geschraubt düster, wie diese Hedda, hat der Dichter aber keines seiner übrigen Werke gestaltet. Allzuviel ist ungesund, sagt ein triviales, aber treffendes Wort; ich fürchte, es geht manchem, der sich recht ernstlich bemüht, den tiefen Sinn des Schauspiels zu ergründen, wie mir: er entdeckt, daß es beim besten Willen und bei allem Respekt vor Ibsen schwer ist, manche Wendung in Hedda Gabler nicht — lächerlich zu finden.

Die Darstellung war recht befriedigend. Fräulein Haverland, die ich mit Freude wieder einmal auf einer Berliner Bühne sah, gab sich zwar vielleicht etwas schwer, aber sie suchte doch nach Kräften, uns die Gestalt der Titelheldin menschlich näher zu bringen — soweit dies überhaupt möglich ist. Frau Petri war eine schlichte, anmutende Frau Elvsted, ohne indessen die Rolle wirklich zu vertiefen; mich dünkt, die so hochtalentierte Schauspielerin ist uns seit recht langer Zeit eine Leistung aus dem Vollen schuldig geblieben und läuft Gefahr, in die Schablone zu verfallen. Es wäre das wahrhaftig sehr betrübend, ist aber die kaum zu vermeidende Folge einer Thätigkeit, welche Frau Petri fast allabendlich auf die Bretter führt. Über die Darsteller der Männerrollen habe ich nichts zu sagen: sie fielen weder nach der einen, noch nach der anderen Seite hin auf. —

Die zweite Novität des Lessingtheaters hat die an sie geknüpften, hochgespannten Erwartungen gründlich getäuscht. Wenn man weiß, welchen Lärm „Thermidor“ in Paris erregte, welche Fässer von Druckerschwärze ob seines Verbots verbraucht wurden, wie dann Sardou feierlichst gegen die Aufführung in Berlin Einspruch erhob, ehe jenes Verbot nicht aufgehoben sei — und dann das Spektakelstück selbst kennen lernt, kann man nur erstaunt fragen: wie war das alles möglich?

„Thermidor“ ist zweifellos das schwächste Schauspiel Sardous. Es ist ein in bühnengerechte Form gebrachter Abschnitt aus der Geschichte der französischen Revolution, langweilig trotz allen melodramatischen Brimboriums und aller Theatertricks, ohne Wucht und Schwung, ohne alle Poesie. Vier Akte reihen sich, ganz lose durch eine sich hinschleppende Handlung zusammengehalten, aneinander und geben einem geschickten Regisseur reiche Gelegenheit, seine Künste zu zeigen — dann endet das Schauspiel in der denkbar abgeschmacktesten Weise.

Der Inhalt ist durch die Pariser Szene und die sich daran knüpfenden Artikel der Tagespresse so bekannt geworden, daß ich mich darauf beschränken kann, ihn ganz kurz zu skizzieren.

Der Schauspieler Labussière von der comédie française hat während der Schreckensherrschaft eine Stellung als Kanzlist im Wahlfahrtsausschuß erhalten und seine Thätigkeit dazu benutzt, eine große Anzahl Anklageakte zu vernichten, vulgo den betreffenden Verdächtigen das Leben zu retten. Die Akten selbst pflegte er zu zerreißen, die Papierschnitzel in aller Frühe in die Seine zu werfen. Bei dieser lobesamen Beschäftigung trifft er eines Tages seinen alten Freund, den Kapitän Martial Hugon, wieder; derselbe sucht unter den Wäscherinnen, die am Ufer ihrer Thätigkeit obliegen, ein junges Mädchen, das er liebt, dessen Spur er indessen verloren: Fabienne Lecaulteux. Sie wird gefunden und von den beiden Freunden den rohen Händen ihrer Kalleginnen, welche die verkappte Aristokratin in ihr wittern, entrissen: rührender Schluß des ersten Aktes.

Labussière bringt Fabienne Lecaulteux bei einer befreundeten Familie unter: der Kapitän soll noch an demselben Abend mit ihr zur Armee abreisen, in Brüssel wird sich das Paar trauen lassen, nur so erscheint das Leben der Verdächtigen gesichert. Aber Fabienne hat Martial für tot gehalten, sie legte inzwischen in aller Heimlichkeit das Klostergelübde ab und weigert sich jetzt, trotz aller Liebe ihm zu folgen. Es gelingt ihm zwar, sie zu überreden; da ziehen unten auf der Straße unter frommem Gesang ihre lieben verhafteten Klosterschwestern vorüber, tiefe Reue ergreift Fabienne, sie liefert sich den eindringenden Häschern willig aus: rührender Schluß des zweiten Aktes.

Großes Entsetzen ob dieses Vorfalls bei Labussière und Martial; es gilt, die Geliebte zu retten, der Kanzleibeamte soll sein so oft geübtes Kunststück des Aktenvernichtens anwenden. Die Umstände verhindern dies, aber es wäre vielleicht möglich, die Akten einer anderen aergessenen Gefangenen gleichen Namens unterzuschieben, die dann freilich rettungslos dem Tode verfällt. Seelenkampf Labussières, da stürmt jubelnd ein Haufe Beamter und Volk in das Zimmer — Robespierre ist gestürzt, die Schreckenherrschaft hat ein Ende: lärmender Schluß des dritten Aktes.

Martial und Labussière eilen zur Conciergerie, um Fabienne ihre Rettung zu künden: mit dem Sturz der Schreckensherrschaft muß ja auch die Herrschaft der Guillotine zu Ende sein. Aber nein: trotz aller Vorgänge im Konvent ist Fabienne zum Tode verurteilt, der Karren, der sie zum Schaffot führen soll, steht schon bereit; der öffentliche Ankläger, der blutige Fouquier-Tinville, kennt kein Erbarmen. Ja, ein Mittel gäbe es noch, die Unglückliche zu retten: wenn sie erklärt, daß sie sich Mutter fühle, würde ihr ein Aufschub bewilligt werden, und dieser Aufschub bedeutete gerade heute völlige Rettung. Fabienne aber in ihrer antiken Tugend weist nach einer albernen Liebesszene dieses Mittel weit von sich und schreitet zum Schaffot, Martial wird von

Im wunderschönen Monat Mai. Gemalt von A. Weiss.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

der Wache, der er ſich verzweifelt entgegenwirft, erſchoſſen: ſchauerlich rührender Schluß des Stückes.

Nehmen wir hinzu, daß reichlich ein Drittel des Schauſpiels durch lange geſchichtliche Vorträge Martials und Ladouſſières über die Republik im allgemeinen und die Schreckensherrſchaft im beſonderen, ein Sechſtel durch das jahlende Gebrüll der verdrehten Wäſcherinnen und der fanatiſchen Beamten des Wohlfahrtsausſchuſſes, durch die Lärmphraſen der Hyänen der Conciergerie, ein zweites Sechſtel durch Epiſoden, welche mit der Handlung gar nichts zu thun haben, ausgefüllt wird — ſo bleibt herzlich wenig übrig. Meinem unmaßgeblichen Ermeſſen nach gehört „Thermidor“ nicht in das Leſſing-, ſondern in das Viktoriatheater: es iſt ein famoſes lyriſch-epiſch-dramatiſches Spektakelſtück.

Die Aufführung kann ich nicht gerade als glanzvoll bezeichnen. Die Regie des Herrn Anno bewährte zwar wieder ihre alte Fertigkeit, und Herr Klein bot meiner Anſicht nach in der dankbaren Rolle des Ladouſſière eine Muſterleiſtung. Für die Geliebte vom Martial Hugan des Herrn Ranzenberg hätte ich mich an Stelle von Fräulein Fabienne aber auch nicht erklären laſſen, und Frau Lilli Petri ſah in ihrem Charlotte Corday-Koſtüm als Tugendmärtyrerin zwar entzückend aus, ſpielte dafür aber ja intereſſelos und langweilig, wie nur möglich. Ich kann, was ich oben bereits über die von mir ſehr verehrte Künſtlerin ſagte, nur wiederholen: ſie läßt neuerdings jede Rückſicht auf ihr ſo reiches, ſchönes Talent außer Augen.

Victorien Sardou und Ernſt von Wildenbruch — der „Neue Herr“ und „Thermidor“. Der Vergleich liegt wirklich nahe: Beide Dichter haben ihre neueſten Schöpfungen auf breitem, geſchichtlichen Boden aufgebaut, beide glaubten, mit einem lebhaften nationalen Empfinden rechnen zu dürfen, beide verſchmähten es nicht, mit breiten Strichen zu malen und ſatte Farben aufzutragen. Welch ein Unterſchied aber, wenn man näher zuſieht. Dort im „Thermidor“ eine ſchleppende Handlung, kein großer Charakter in ihrem Mittelpunkt, die geſchichtlich bedeutenden Perſönlichkeiten hinter der Szene; geſchraubte Motive, geſuchte Effekte, eine — wenigſtens in der Überſetzung — langatmige Sprache, in der nur zu oft die Phraſe die Mängel tieferer Empfindung verdecken muß. Hier im „Neuen Herrn“ ein gewaltiges Vorwärtsſchreiten der Handlung, im Mittelpunkt menſchlich wahre, kraftſtrotzende Heldengeſtalten, eine große, ſchöpferiſche Gewalt, die den Zuſchauer feſthält, bis der Vorhang zum letztenmale niederrauſcht; ein wirkliches, kein geſuchtes, patriotiſches Empfinden, eine wunderbare, hinreißende, dem Stoffgebiet trefflich angepaßte Sprache!

Wahrlich, der Schluß kann nicht zweifelhaft ſein: ich bitte Herrn von Wildenbruch um Entſchuldigung, daß ich den Vergleich auch nur zu ziehen wagte.

Mein beſter Sonnenſchein.

Von Emil Rittershaus. (Nachdruck verboten.)

Wenn in der Nacht ich ſchlaflos liege,
Dann trag' ich ſchwer des Lebens Los,
Dann wird mein Hirn des Kummers Wiege
Und nur Geſpenſter zieh' ich groß.

Umlagert fühl' ich mich von Sorgen,
Von Seelenqualen mich bedrängt —
Und danke Gott, wenn mich am Morgen
Noch einmal ſanft der Schlaf umfängt!

Doch darf ich dann geſtärkt erwachen,
Vergeſſen ſchnell iſt Gram und Pein —
Seh' meine Lieben froh ich lachen,
Das iſt mein beſter Sonnenſchein!

Schönheitsmittel alter Zeit.

Von Julius Stinde.

(Abdruck verboten.)

„Meigendowe ſol alſo bereit und geſammelt werden. Das beſt teil und zeit ſeiner jammlung und bereitung iſt, daß man mitten in dem meyen, ſo der mon wachſen iſt, daß man nehm, und gang an eim hellen liechten tag des morgens vor uffgang der ſonnen ſo es des abens und die nacht nit geregnet hat, ein ſchön weißen ſchleyer oder leilach und ziehe und ſchlürffe das über ein reine wiſen oder matten, da vil edler blumen ſtond, darnach trucke das aus in ein glaß. Das thun als offt bis man ſein geniegen hat, dann ſo ſeihe es durch einen wullen Sack, als man pfleget claret und lauter trank zu machen und deſtilliren es in balneo marie darnach ſetzen es in die ſonneu uff XXX tag.“ —

Alſo lautet die Vorſchrift zur Gewinnung des Maientaus, deſſen man benötigte, um Schönheitswaſſer anzuſetzen, „das angeſicht weiß, elar, lauter und ſchön zu machen.“ Der Meiſter, der ſie aufgezeichnet hat, heißt Hieronimus Brunſwyg, deſſen „Kunſt der Deſtillierung, ſeliglich getruckt und geendigt in der keiſſerlichen fryen ſtat Straßburg uff ſant Mathis abeut in dem Jar 1507.“

Der dickleibige, in Schweinsleder gebundene Foliant enthält ſo ziemlich alle Rezepte der damals gebräuchlichen zuſammengeſetzten Arzneimittel auf 680 Seiten und gewährt dem ſorgſam Suchenden einen Einblick in die Heilkunde damaliger Zeit, die ſo glücklich war, für alle möglichen Leiden Heilmittel zu wiſſen, während im Laufe der Jahrhunderte der Arzneiſchatz weſentlich kleiner ward, und der Glaube an die Unfehlbarkeit der geprieſenſten Mittel immer mehr ins Wanken und Schwanken geriet.

Maientau und Märzenſchneewaſſer ſind ſeit langer Zeit in den Apotheken nicht mehr zu finden, wohl aber kennen ältere Leute die geheime Kraft ſelbiger für „die Zierenheit“ des Antlitzes. Sie beide machen die Haut weiß und geben reine Farbe.

Und wenn jemand fragen wollte, wie kann Tau oder das Schneewaſſer eine andere Wirkung haben, als gewöhnliches Waſſer und die belächeln, die den ertauten Schnee als Köſtliches in Flaſchen aufbewahren, dem wäre zu antworten, daß im Tau und Schnee ein beſonderes Etwas ſtecke, das allerdings im ſtande iſt, blitzſaubere Haut zu machen. Was das iſt, das ſoll zum Schluſſe erörtert werden, denn erſt kommt das Alte und dann das erklärende Neue.

Der Maientau, der im Frühjahr aus angeſchnittenen Weinreben tröpfelnde Saft, und das Waſſer, das ſich in den becherartigen Blattachſeln der Kardendiſtel anſammelt, waren in alter Zeit Hauptbeſtandteile der

Schönheitswässer, aber es kam noch mancherlei hinzu, die Kraft der Wässer zu erhöhen, dazumal meist teuere, kostbare Dinge, die schwer zu beschaffen waren, weil es die billig machenden Eisenbahnfrachten noch nicht gab. Von diesen will ich nur die nennen, denen eine Wirkung nicht abzusprechen ist und die auch noch heute in der Toilettenchemie durch nichts Besseres ersetzt sind.

Zunächst kam ein wenig „Boras den die goldschmied brauchen" dazu. Der Borax ward aus Italien gebracht; den besten, gereinigten lieferte Venedig und später Holland, wo das aus Asien stammende Rohmaterial raffiniert ward. Borax hat die Eigenschaft einer milden Seife. Er macht das Wasser weich und daher kommt es, daß Seife in einem Wasser, dem ein wenig Borax zugefügt wurde, kräftiger schäumt als in hartem Wasser, ohne Borax. Da weiches Wasser die Seife besser zur Ausnutzung bringt als hartes — besser abnimmt, wie man zu sagen pflegt — so erklärt sich die Wirkungsweise dieses Schönheitsmittels gar leicht. Es reinigt die Haut, indem es selbst seifenartig Unreinigkeiten auflöst und bei Anwendung von Seife diese unterstützt. Wer auf hartes Wasser angewiesen ist, wird im Borax in kurzer Zeit eine treffliche Gabe für den Toilettentisch erkennen und zu der Ansicht kommen, daß die Alten recht gut beobachtet hatten, als sie dies milde ungiftige Salz zur Pflege der Haut erwählten. Auch ist zu beachten, daß Borax antiseptische Eigenschaften besitzt. Mit reinem Zuckersafte oder mit Rosenhonig vermischt wendet man ihn erfolgreich gegen den Soor (Mundpilz) kleiner Kinder an.

Zum andern that man Kampher in die Schönheitswässer. Es war eine „fürstinn und hertzogin von östreich," die ein Wasser gebraucht, ein hübsch Angesicht zu machen, Runzeln zu vertreiben und eine junge Haut zu gewinnen, das neben Maienblumen-, Bohnenblüt-, Weißlilienwasser Kampher und Eiweiß enthielt und auf dem Gesichte trocknen mußte. Auch war es notwendig, bei dem Gebrauche dieses Schönheitsmittels Luft und Sonnenschein zu meiden.

Alle ätherischen Öle wirken mehr oder minder antiseptisch und üben auf die Haut in verdünnter Anwendung einen schwachen Reiz aus, der die Lebensthätigkeit der Haut erhöht. Namentlich gilt dies aber von dem Kampher, der, ein echtes Nervenmittel, stark anregt. Je thätiger die Haut ist, je normaler sie ausscheidet und aufnimmt, je gesunder sie sich befindet, um so schöner ist sie. Die von freier Luft fern gehaltene Haut, der die Verbrennungsdünste des Gaslichtes zusetzen, die unter dem sogenannten Kulturleben viel zu leiden hat, weil der ganze Mensch von der Kultur gesundheitlich mitgenommen wird, bedarf der Anregung und deshalb sind die vielen stark parfümierten Toiletteneſſenzen dem Bedürfnisse entsprechende notwendige Übel, deren jährlicher Umsatz nach Millionen berechnet werden kann. Alle übertrifft an Wirkung der Kampher, wenn er auch nicht den lieblichen Duft der Waren besitzt, die mehrere Wohlgerüche vereinigen und mit aller Kunst gebraut wurden. Keinen Erdteil gibt es, der nicht Wohlgerüche für den Toilettentisch spenden müßte, überall wußte man Blüten, Balsame und Harze auszuspüren und auszunutzen. Selbst Mißgerüche werden verwendet, denn oft erhöht eine Spur unangenehmen Geruches die liebliche Art eines Duftes, die für sich allein nicht eigenartig genug hervortritt. So ist, wie bekannt, der übelriechende Moschus unentbehrlich, da er Wohlgerüche bindet und harmonisch vereinigt.

Der Kampher ist billiger als die köstlichen Öle der Orchideen und anderer Gewächse. Es kostet das Kilo gegen sechs Mark. Dagegen kostet ein Kilo Ylang-Ylangöl 500 Mark, türkisches bestes Rosenöl 600 Mark, deutsches Rosenöl, weil es noch feiner ist, 1250 Mark. Ebensoviel kostet das Öl der Veilchenwurzel (Florentiner Iris). Das Öl der einheimischen Kamille, das merkwürdigerweise dunkelblau ist, kostet 300 Mark, das Öl der Arnikablumen aber 2000. Nur sehr geringe Ausbeute an ätherischem Öl geben die Blüten des heilkräftigen Wohlverleih, wie der Volksmund die Arnika nennt, und deshalb ist es teurer als selbst das Rosenöl.

Die ätherischen Öle, welche in ihrer chemischen Zusammensetzung dem Terpentinöle ähnlich sind, haben die Eigenschaft, den Sauerstoff der Luft in Ozon umzuwandeln und da Ozon bleichend wirkt, kann man sie als Bleichmittel betrachten. Als Toilettemittel dem reinen Wasser zugesetzt, ist ihre Wirkungsweise eine dreifache. Erstens er-

freuen sie den Sinn des Geruches durch ihren Duft, zweitens erregen sie durch die schwache Reizung der Haut das Gefühl der Erfrischung, das sich beim Verdunsten des Wassers von der Haut noch erhöht, und drittens bleichen sie die Haut ein ganz wenig, indem sie Ozon erzeugen. So wenig bleichen sie, daß man es nach dem einzelnen Male Waschen gar nicht wahrzunehmen vermag; mit der Zeit aber merkt man es, wie an einem Stücke Leinwand, das auch erst nach Wochen sorgfältiger Rasenbleiche seine graue Farbe in blendendes Weiß verwandelt.

Wer sich überzeugen will, wie merkbar die bleichende Kraft ätherischer Öle ist, der nehme den Kork einer längere Zeit im Gebrauche befindlichen Kölner-Wasserflasche, lasse ihn trocknen und betrachte ihn genau. Da zeigt sich denn, daß überall, wo das Kölnische Wasser ihn berührte, der gelbbraune Kork weißlich gebleicht ward. Korke von Terpentinölflaschen werden von dem Ozon nicht nur hellgelb gebleicht, sondern sogar zerfressen.

Am auffallendsten wird der Bleichvorgang, wenn das Tageslicht mithelfen kann. Selbstverständlich erleiden die ätherischen Öle, welche in Weingeist gelöst die Hauptsache der Riechwässer sind, eine Veränderung, indem sie auf den Sauerstoff umwandelnd einwirken. Das gibt sich an dem veränderten Geruche kund. Sie verlieren ihre Feinheit und riechen terpentinartig, harzig. Deshalb ist es ratsam, wohlriechende Essenzen im Dunkeln aufzubewahren, um sie vor Verderbnis zu schützen.

Das Kölnische Wasser, welches die ätherischen Öle in sich vereinigt, die dem Geschlechte der citronenartigen Bäume abgewonnen werden, sowohl den Blüten als den Früchten, ist in der That das älteste und angenehmste aller Toiletteessenzen und von keiner anderen Zusammensetzung erreicht. Wer nun meint, daß seiner Haut ein wenig Kampher nützen werde, löse ein nußgroßes Stück Kampher in einem Fläschchen Kölnisch Wasser auf und gebrauche das als tropfenweisen Zusatz zu reinem frischem Waschwasser.

Gegen die Sommersprossen hat schon vor fast vierhundert Jahren Hieronimus Brunswyg das giftige Quecksilbersublimat empfohlen, und der berühmte Wiener Hautarzt Professor Hebra weiß auch nichts wirksameres. Vor diesem Gift ist jedoch zu warnen, denn wenn es die Sprossen auch wegbeizt . . . sie kommen bei denen, die einmal dazu veranlagt sind, doch wieder, sobald die Haut der Sonne ausgesetzt wird. Man kann eben nicht aus seiner Haut heraus.

In Schwaben und Bayern setzen sie in der Walpurgisnacht eine Schüssel auf das Feld und waschen sich stillschweigend vor Sonnenaufgang mit dem Tau, der in die Schüssel fiel. Das soll gut gegen Sommersprossen sein. Auch sollen die Flecken vergehen, wenn man, sobald es nächtens geregnet hat, vor Sonnenaufgang auf den Kirchhof geht und das Gesicht mit dem Wasser abwäscht, das sich in den Vertiefungen der Grabsteine ansammelte. In einigen Gegenden wird der Märzenschnee zu gleichem Zwecke gerühmt. Manche nehmen Bohnenmehl und bestäuben das Antlitz damit. Das ist insofern nicht unvernünftig, als das Bohnenmehl die Schweißtröpfchen aufsaugt, welche an der Entstehung der Sommersprossen mitschuldig sind . . . aber wer mag umhergehen, als sei er der Mühle entlaufen?

Für die Zähne hat unser alter Kräutermann ein gar gefährliches Mittel. Er läßt nämlich ein halbes Pfund Kochsalz und ebensoviel Salpeter mit einem Pfunde kalziniertem Vitriol nach den Regeln der Kunst destillieren und erhält eine „aqua fort, als den goldschmieden und den alchymisten wol bekannt ist. Wan nun einer die zen (Zähne) weiß machen will, so wird ein Hölzlin geschnitten, in dicke und lenge einer gemeinen schreibfeder und darnach das zanfleisch werd bestrichen mit zerlassener Butter und auch die leffzen, und das vorgenannt Hölzlin in das wasser getaucht und werden die zen gerieben uff und ab, bis sie weiß werden als ein helfenbein" (Elfenbein).

Das ist richtig. Weiß müssen die Zähne werden, denn das nach Vorschrift destillierte Wasser ist eitel Scheidewasser oder richtiger Königswasser, darin man Gold auflöst, geschweige den Schmelz der Zähne.

Gegen einen Arzt, der heute Scheidewasser als Zahnputzmittel verordnete, könnte man klagbar werden. Säuren lösen den Zahnschmelz, den Kalk der Zähne und verderben sie. Alles, was die Zähne „stumpf" macht, ist ihnen schädlich. Trotzdem aber wird immer noch ein Zusatz von Salicyl-

säure zum Zahnwasser empfohlen, obgleich sie die Zähne heftig angreift. Die Desinfektion des Mundes, die sie angeblich besorgt, ist gleich Null in der kurzen Zeit, die ihr dazu bleibt, die jedoch vollkommen genügt die Zähne stumpf zu machen, also anzugreifen. Man kann den Satz aufstellen, daß Salicylsäure bereits mehr gute, schöne, gesunde Zähne verdorben hat als jegliche Unterlassung der Zahnpflege. Wenn Hieronimus Brunschwyg anläßlich seines Scheidewassers für die Zähne Gelegenheit gibt, auf die modernen Zahnscheidewasser mit Salicylsäure warnend hinzuweisen, soll ihm dafür gedankt sein von denen, die, einmal aufmerksam gemacht, alsbald die Quelle der Schädigung erkennen. Das Dankopfer bestehe in der Vernichtung der etwa noch vorhandenen Salicylzahnmittel.

Es gibt ein Allerbestes für die Zähne und für die Haut, das ist jenes wirksame Etwas, das im Maientau und im Märzenschnee vorhanden.

Der Nachttau bleicht; deshalb muß die Leinwand draußen im Freien bleiben, wo nach alter Sitte gebleicht wird. Das wußten die Hausfrauen von Einst, als noch gesponnen ward. Die Chemiker, die gern alles wissen möchten, wollten wissen, wie eigentlich die Rasenbleiche zu stande käme und spürten dem Geheimnisse nach. Sie fanden, daß Licht, Luft und Wasser dazu notwendig seien, und daß das Licht in Gegenwart von Wasser auf den Sauerstoff der Luft einwirke, daß dieser sich in eine eigne Form verwandle und den Farbstoff der Leinenfaser zerstöre. Das Bleichende war der Sauerstoff, den man, um ihn von dem gewöhnlichen Sauerstoff zu unterscheiden, den thätigen nannte.

Man sagte sich, wenn es möglich sei, den thätigen Sauerstoff fabrikmäßig herzustellen, den Gewerben ein Bleichmittel gegeben würde, das besonders deshalb nützlich wäre, weil es nicht beize, fresse, ätze und schädige wie das Chlor oder die schweflige Säure. Seit Jahren hat man solchen Sauerstoff und zwar so billig, daß er in Seidenfärbereien, zum Bleichen von Strohhüten, Federn, Elfenbein ꝛc. in großen Mengen verwendet wird. Die Gewerbtreibenden beziehen ihn von den Fabrikanten und großen Droguenhandlungen, im Kleinverkauf ist er in größeren Städten in vielen Apotheken zu haben und zwar unter der Form von Wasserstoffsuperoxyd. Es ist dies Wasser mit noch einmal soviel Sauerstoff als das gewöhnliche Wasser, und dieser Überschuß von Sauerstoff äußert seine Wirkung in der sogenannten thätigen Form, sobald ihm Gelegenheit dazu gegeben wird.

Gießt man ein wenig des käuflichen Wasserstoffsuperoxydes (das halbe Kilo der chemischreinen 10 Volumprocentigen wässerigen Lösung kostet eine Mark und je nach dem Transport etwas darüber) in die hohle Hand, so sieht man, wie sich kleine Gasblasen entwickeln, und die Haut mit einem weißlichen, leicht zerreiblichen Überzuge sich bedeckt. Dieser entsteht aus den abgestorbenen Zellen der obersten Hautschicht, an denen der Sauerstoff seine Thätigkeit ausübt, indem er sie bleicht und zerstört. Wird, nachdem die Hand gereinigt, der Versuch wiederholt, so findet man, daß die Gasblasenentwickelung nicht mit derselben Lebhaftigkeit auftritt und die Bildung des Überzuges ausbleibt. Der freigelegten gesunden Haut vermag der Sauerstoff das Wasserstoffsuperoxydes nichts anzuhaben, er vernichtet nur das Abgestorbene zumal in der angegebenen Verdünnung. Diese Beobachtung wurde zuerst in den chemischen Fabriken gemacht und zwar bei den Arbeitern, welche mit der Herstellung des Präparates beschäftigt ihre Hände täglich mit Wasserstoffsuperoxyd in Berührung bringen. Diese Leute besitzen nämlich, trotz der schweren Hantierung, die ihnen obliegt, Hände so zart wie eine Dame, die kaum eine Nähnadel anfaßt.

Was für die Hand sich bewährt, hat natürlich auch Geltung für die Haut des Gesichts. Auf die mit schwacher Boraxlösung gereinigte Haut gebracht, entfernt es die Rauhheiten, welche von den oberen Zellschichten herrühren, und wenn die Ursachen aufhören, wenn weder Sommersonne noch Hitze wirken, dann nimmt es in etlicher Zeit auch die Sommersprossen hinweg. Man trägt es am besten mittelst eines kleinen Schwämmchens auf und läßt es antrocknen.

Die entfetteten Haare bleicht es, ohne Schaden anzurichten, hell. Alle zum Goldblondbleichen der Haare angepriesenen Haarwässer ꝛc. enthalten Wasserstoffsuperoxyd, wenn auch zu Preisen, die den wirklichen Wert der Ware unmäßig übersteigen. Vor allen Dingen aber ist es eins der besten

— wenn nicht das beste — Mittel zur Zahnpflege. Ohne scharf zu sein, ohne zu ätzen, verleiht es nach und nach den Zähnen reine Farbe; es desinfiziert viel energischer als die zahnschädliche Salicylsäure, es tötet Bazillen und hemmt den Zahnfraß.

Dabei ist der Verbrauch ein sparsamer. So viel Tropfen als die Zahnbürste aufzusaugen vermag, genügen und für gewöhnlich ist die zweimalige Anwendung wöchentlich ausreichend.

Wegen seiner desinfizierenden Eigenschaften gibt es ein treffliches Mund- und Gurgelwasser, zumal für alle, die in Krankenzimmern zu schaffen haben. Zwei Theelöffel voll Wasserstoffsuperoxyd, ein halbes Wasserglas reinen Wassers und einige Tropfen einer Lösung von 1 Gramm Menthol in 50 Gramm rektifiziertem reinen Spiritus, geben eine angenehme, nach Pfefferminz schmeckende Mischung, die jedoch jedesmal vor dem Gebrauche frisch zu bereiten ist. Auch kann man die Menthollösung als Zahnessenz benutzen, zumal, wenn der etwas fade Geschmack des Wasserstoffsuperoxydes nicht zusagt. Man gibt davon einen Tropfen dazu, denn mehr würde brennend schmecken. Menthol ist ebenfalls ein Bakterienfeind und unterstützt das Wasserstoffsuperoxyd.

Der Maientau und mehr noch der Märzschnee hatten als Schönheitsmittel ganz wohl ihre Berechtigung; wenn statt ihrer jetzt das obengenannte chemische Erzeugnis zur Anwendung gebracht wird, so ist das gerechtfertigt, da es die erwünschte Wirkung sicherer und kräftiger entfaltet, denn oft ist der Gehalt an thätigem Sauerstoff im Tau und Schneewasser verschwindend klein. Bemerkenswert ist, daß die naturbeobachtenden Leute der alten Zeit sich meist auf dem richtigen Wege befanden. Vom Maientau bis zum Wasserstoffsuperoxyd ist der Weg scheinbar ein sehr weiter und so lang wie die Entwickelungsdauer der modernen Wissenschaft. Und dennoch liegen sie einander sehr nahe, denn beiden ist derselbe wirksame Stoff gemeinsam, insofern sie als Schönheitsmittel in Betracht kommen: der bleichende, desinfizierende milde thätige Sauerstoff.

Frühling im Bergwalde.

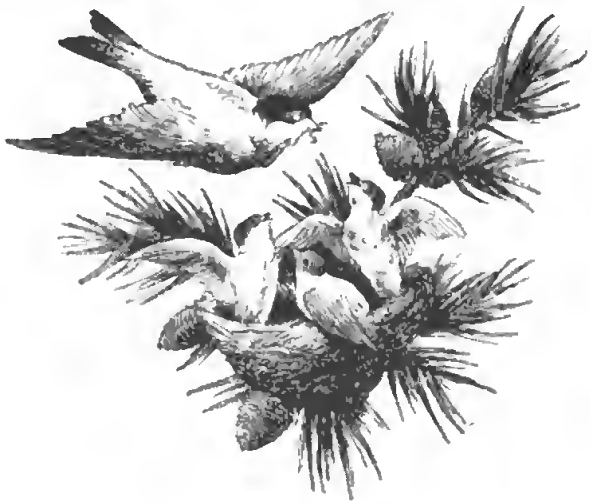
Von Reinhold Fuchs. (Abdruck verboten.)

Milde Frühlingsabendstunde;
Tief im Forste gurrt der Tauber;
Wie ein holder Märchenzauber
Ruht es überm Fichtengrunde.

Murmelnd zwischen dunkelm Moose
Rinnt der Bach im Steingesenke; —
Heiliger Friede, nimmer kränke
Dich die Welt, die ruhelose!

Aber kommt ein Paar gegangen,
Das sich liebt in rechter Treue,
Sollst du wie das Reh, das scheue,
Schirmend es, o Wald, umfangen!

Hörst du einen Wandrer klagen,
Der dir naht mit müden Schritten;
Der gekämpft und der gelitten,
Lehr' ihn hoffen und entsagen!



Schul- und Sittenbilder.

Wahrheit ohne Dichtung aus den Erinnerungen eines deutschen Schulmannes.

Von Dr. Ernst von Sommerfeld.

(Abdruck verboten.)

(Schluß.)

Sehr lebhaft und eigenartig ging es um die Osterzeit her, wo wir zu einem zweiten Besuch in Rakowo eintrafen. Die streng befolgte Fastenzeit neigte sich ihrem Ende zu. Am Ostersonnabend war im Speisesaal eine endlos lange Tafel aufgebaut, bis zum Brechen mit kalten Speisen aller Art und Backwerk beladen. Da prangten rohe und gekochte Schinken, Berge von Würsten und hartgesottenen Eiern, kalte Braten und Geflügel verschiedener Art. Alles war auf das schönste zusammengestellt. Salz, Pfeffer, ja sogar einige rohe Meerrettigstangen durften nicht fehlen. Um das Ganze zu vervollständigen, brachten verschiedene Flaschen Abwechselung in das verlockende Chaos. Noch durfte indes an diesem Tage nichts von den Herrlichkeiten genossen werden, was jedoch nicht hinderte, daß es heimlicher-verstohlenerweise seitens einzelner materieller Seelen dennoch geschah. Die gesamte, schmackhafte Belastung des Tisches wurde an diesem Vormittag nach polnischem Gebrauch vom Ortsgeistlichen geweiht und spielte während der Feiertage eine große Rolle. Der Propst macht am Charsonnabend seine Runde zu Wagen. Er fährt vor, wo es einen beladenen Speisetisch zu weihen gibt und besteigt nach der Segenshandlung sein inzwischen von der Hausfrau mit einigen trefflichen Würsten, Eiern oder einem Schinken belastetes Gefährt, um die ersprießliche und nahrhafte Rundreise weiter fortzusetzen. Am ersten Osterfeiertage ladet der Tisch mit den Weihgerichten beständig zum Genusse ein, und auch wir jungen Leute schenkten ihm damals begreiflicherweise unsere lebhafte Aufmerksamkeit.

Die Feiertage sollten nicht vorübergehen, ohne uns einen sonderbaren polnischen Gebrauch vorzuführen, den ich zwar schon kannte, aber hier in seinem vollen Umfange beobachtete. Am Abend des Ostersonntages waren wir jüngeren Leute zum Besuch benachbarter Bekannten ausgefahren. Als wir in später Nacht heimkehrten und uns den ersten Häusern von Rakowo näherten, fanden wir alle Zugänge des Gutes von den Bauernburschen besetzt, die uns erst vorbei ließen, als sie sahen, mit wem sie es zu thun hatten. Es handelte sich um den Gebrauch des Osterguſſes, mit welchem am Ostermontag in aller Frühe die Mägde und Dorfschönen von den Burschen bedacht werden. Wehe den Bauernburschen eines Ortes, denen ein Mädchen an diesem Tage unbegossen entschlüpfte! Spott und Hohn blüht ihnen ein ganzes Jahr lang, bis die Scharte das nächste Mal mit Zinsen ausgewetzt ist. Wie uns gesagt wurde, hatten sich dieses Mal alle Mägde des Gutes, deren es eine stattliche Zahl gab, in der Küche des Herrschaftshauses verschanzt, um so der drohenden Gefahr am anderen Morgen zu entgehen. Wir waren neugierig, wie sich dieses Mal die Sache gestalten werde, und suchten einstweilen unsere Schlafgemächer im ersten Stockwerk des Hauses auf.

Noch hatte der Morgen des Ostermontages kaum zu grauen angefangen, als schon an unsere Fenster gepocht wurde. Die Burschen hatten eine Leiter angestellt und weckten uns mit der Bitte, einen von ihnen einlassen zu wollen, damit er sich hinab in die Küche schleiche und die unmittelbar auf den Hof führende, verrammelte Außenthür derselben seinen Gefährten öffne. Wir mußten ihm dem Gebrauche gemäß willfahren, da wir durch eine Weigerung für das schöne Geschlecht des Gutes Partei ergriffen hätten, was uns als schnöder Verrat ausgelegt worden wäre. So kroch denn ein Bauernbursche durch das Fenster in unser Zimmer und von da hinab in das Erdgeschoß. Auch wir erhoben uns von unserem Lager, um die weitere Entwickelung der Dinge zu beobachten, die sich vor unserm Fenster abspielen mußte. Der ganze Hof wimmelte von Burschen, die jeden Ausgang mehrfach besetzt hielten. Ein größerer Haufe stand lautlos vor der noch immer geschlossenen Küchenthür auf der Lauer. So verging eine Zeit. Plötzlich erscholl unten Gekreische aus der Küche, dem von außen Triumphgeschrei antwortete. Der Eindringling war, mehrere Zimmer durchschreitend, in die Küche gelangt, wo die Mägde, in allen Ecken zusammengekauert, an der Erde

schliefen. Mit einem Satze war er über die Schönen hinweggesprungen und riß die vorgelegten Riegel von der Thür. Alsbald drang von außen die ganze Rotte mit wildem Freudenschrei hinein und verhinderte vor allem ein Entweichen der Überlisteten nach dem Inneren des Hauses. Schnell überzeugte man sich, daß alle Schlachtopfer vollzählig gefangen, das Nest mit einem Schlage ausgehoben war. Dann ging es an die Hauptarbeit. Eine jede der gefangenen und von je zwei Mann an den Händen gehaltenen Schöne wurden einzeln von ihren Führern im Trabe an den Teich auf dem Gutshof geführt. Hier ward ihr der Osterguß, von den Polen „Dingus" genannt, verabfolgt. Ein Bauernbursche schöpfte nämlich einen Eimer des im April in früher Morgenstunde noch eisig kalten Wassers und goß ihn der immer noch festgehaltenen Maid über den Kopf. Damit jedoch auch ja kein trockener Faden an der jämmerlich Kreischenden bleibe, ward alsbald die Sache mittelst eines zweiten vollen Eimers gründlich vervollständigt. Ein anderer Bursche schöpfte nunmehr eine starke Gartenschippe voll Ufersand und schüttete denselben, damit es besser trockne, als Streusand dem Mädchen über den Kopf. Dieses wurde alsdann freigelassen und lief, buchstäblich naß wie eine aus dem Wasser gezogene Katze, sandbedeckt und zähneklappernd, seiner Behausung zu, fand jedoch unterwegs immer noch Zeit und Atem genug für einige urkräftige, polnische Flüche. So wurde es einzeln mit einer jeden gemacht, bis alle an die Reihe gekommen waren und die Küche leer stand. Eine der Schönen, eine magere, knochige, braunhäutige Magd in höheren Semestern, zeichnete sich ganz besonders durch den unversiegbaren Strom ihrer Rede aus, mit welcher sie keifend, sprudelnd und wasserspeiend die ganze Vornahme begleitete: „Zu Hilfe, zu Hilfe! Schämt euch, ihr nichtsnutziges, triefäugiges Lumpengesindel, ihr vom Galgen abgeschnittenes Gaunergezücht! Möchtet ihr jeder verdammt sein, hundert Schinderknechte zu verschlucken, einen nach dem anderen, und möchten sie euch quer in der Kehle stecken bleiben, einer auf dem anderen! Hilfe, Rettung, Feuer! Ihr Strolche, die ihr eine ehrsame Jungfrau, eine brave, rechtschaffene, biedere, gutmütige Seele ärger behandelt als eine grindige, räudige Katze. Aber wartet, ihr Hundevolk, ihr Hundeblut! Hätte ich nur meine Fäuste und Krallen frei. Alle Borsten wollte ich euch dann von den schändlichen, dicken Schädeln rausen und in die nichtsnutzigen Hälse stopfen! Zerkratzen wollte ich euch die Rüssel, daß sie noch röter werden sollten, als sie es jetzt schon sind. Aber mein Lebtag soll mir kein Tropfen Schnaps die Gurgel hinunterrieseln, ehe ich nicht euch Rackern den Dingus eingetränkt haben werde!" Diese letzte Drohung sprach sie, bereits freigelassen, mit in die Hüften gestemmten Armen. Wiewohl aber jetzt ihre „Fäuste und Krallen" frei waren, so machte sie doch nicht von denselben den angedeuteten schönen Gebrauch, sondern zog es vor, eiligst davon zu laufen, so schnell es ihre, naß um die Beine herumhängenden Kleider und Unterröcke erlaubten. Auf der Flucht bot ihr ein mitleidiger älterer Bauer, an dem sie vorbeirannte, eine Flasche mit Branntwein zu wärmendem Trunke. Flugs hatte sie ihre fürchterliche Drohung vergessen und ließ eine erkleckliche Menge des kräftigen Naß „die Gurgel hinabrieseln", noch ehe sie ihren Widersachern den Dingus eingetränkt hatte. Dann verschwand sie in ihrer Hütte.

Da unsre Fenster so lagen, daß wir sowohl den Teich, als auch die Küchenthür übersehen konnten, so entging uns nichts von dem ganzen Schauspiel. Inzwischen war alles im Hause lebendig geworden. Die Burschen meldeten dem Gutsherrn den glücklichen Vollzug des Dingus, wurden mit einem kräftigen Schnaps entlassen und schieden mit dem beruhigenden Gefühl, ihre Aufgabe dieses Mal wacker erfüllt zu haben und vor Spott und Sticheleien sicher zu sein. Es kommt ja mitunter vor, daß eine oder die andere Magd sich am Ostersonntagabend glücklich in einem Schlupfwinkel versteckt und am anderen Morgen trotz alles Suchens nicht gefunden wird. Dann verharrt sie daselbst, bis die Gefahr vorbei und sie dem Dingus glücklich entronnen ist. Vergnügt lacht sie dann die überlisteten Burschen aus, darf sich aber darauf gefaßt machen, daß ihr die nächsten Ostern mit Zinsen vergolten wird. So war auch im Jahre vorher auf einem der Nachbargüter von Rakowo eine Magd glücklich dem Osterguße entgangen. Dieses Mal hatte sie sich im Stalle verschanzt, in welchem sie auch

Blumenorakel. Gemalt von Karl Böfer.

Digitized by Google

die Nacht zubrachte. Vom Heuboden aus, der über dem Stalle lag, gelang es in der frühen Morgenstunde einem jungen, halbwüchsigen Bengel durch eine Luke hinabzugleiten und unvermerkt die Stallthür zu öffnen. Ein Bursche drang alsbald mit Halloh hinein und begann die nichtsahnende Schöne zu begießen. Diese griff ihrerseits nach dem Melkeimer und versetzte mit demselben dem Eindringling einen Hieb über den Kopf, daß alsbald ein Auge aus der Höhle hervorquoll. Auf das Jammergeschrei des Verletzten erschien alsbald die Schar der Genossen, und nun ward die wehrhafte Maid wie ein Federball gepackt und in einen langen Trog gelegt, in welchem man die geschlachteten Schweine zu brühen pflegte. Hier goß man über die immer noch Festgehaltene Ströme von Wasser, bis die Liebliche, wiederholt umgedreht und getunkt, am Leibe auch nicht eine trockene Faser mehr ihr eigen nennen konnte. „Das war der schönste Dingus meines Lebens!“ hörte ich selbst sie später wiederholt erzählen.

Der Gebrauch des Streusandes nach dem Gusse ist im ganzen nur wenig verbreitet. Im übrigen herrscht bei der Vornahme kein Erbarmen. Da schleppt der Bauernbursche sogar seine Liebste herbei und thut ihr wie den anderen. Der wetterharte, zähe Volksschlag nimmt bei der gründlichen, kühlen Taufe keinen Schaden. So sahen wir eine halbe Stunde später die Mägde bereits wieder in frischen Kleidern über den Hof trippeln, ihren Obliegenheiten nachgehen oder im Sonntagsstaat der Kirche zueilen. Auch die „rechtschaffene, biedere, gutmütige Seele“, die inzwischen längst wieder friedlichere Gefühle in den Busen hatte einziehen lassen, erschien munteren Schrittes auf der Bildfläche.

Begreiflicherweise legen die Schönen für den Dingus vorsorglich ihren schlechtesten Anzug an. Übrigens werden auch die Burschen gelegentlich an diesem Morgen von den Mädchen angegossen. Nur beschränkt sich diese Vergeltung fast immer höchstens auf einen hinterrücks verabfolgten Guß aus einem Wasserglase, da zu einer Entfaltung im größeren Stile sowohl die Gelegenheit, als auch vor allem die Macht fehlt. Welcher Sinn eigentlich der sonderbaren Sitte des Dingus am Ostermontag zu Grunde liegt, habe ich nicht in Erfahrung gebracht. Es ist ein alter Gebrauch, der von der ländlichen Bevölkerung mit besonderer Treue festgehalten wird. In den oberen Schichten findet er weniger Übung. Höchstens werden hie und da die Damen an jenem Morgen unvermutet mit Kölnischem Wasser besprengt und erwidern dann mitunter die Neckerei ohne viel Federlesens mit gewöhnlichem Naß. In den Städten kommt es auch bei den niederen Volkskreisen bei dem Dingus zu keiner größeren Entfaltung. Da lauern sich höchstens beide Teile hinter den Thüren auf und bedienen einander unversehens mit einem Guß aus dem Trinkglase oder einem beliebigen Geschirr. Was sich liebt, das neckt sich! Das ist auch hier der Grundgedanke aller dieser Scherze.

Auch die nächsten Sommerferien sahen mich in Rakowo, doch bot diese Zeit weniger Gelegenheit zu bemerkenswerten Vorgängen. Wir unterhielten uns, so gut es ging, mit Jagen, Fischen, Reiten und ähnlichen Zerstreuungen. Während der Ernte, als das Korn in Garben auf den Feldern stand, nächtigten wir jungen Leute auch wohl ein paarmal daselbst im Freien; es wurde nämlich von der diebischen Bevölkerung einzelner Ortschaften unter dem Schutz der Dunkelheit dem Getreide sehr nachgestellt. Dann streckten wir uns auf einige Strohbündel, zugedeckt mit einer leichten Decke und dem sternübersäten Nachthimmel, den treuen Jagdhund und eine Flinte zur Seite, und schliefen bald den Schlaf der Gerechten. Am anderen Morgen schmeckte dann das Frühstück daheim noch einmal so gut, und mittags ward dem „Bigos,“ einem polnischen Nationalgericht, mit nur um so größerem Eifer zugesprochen. Diesem Bigos hat Adam Mizkjewitsch*), der größte Dichter Polens, einen begeisterten Gesang gewidmet, und in der That verdient das Gericht einige Lobsprüche. Es besteht aus Sauerkraut, welches mit einer Menge wallnußgroßer Würfel von Schinken, Würsten und Fleisch aller erdenklichen Art viele Stunden lang zu einem kräftigen Gemengsel geschmort wird und auch dem Nichtpolen als durchaus nicht zu verachten erscheint. Wenn es im Herbst das erste Sauerkraut gibt, dann kommt dasselbe

*) Ich wähle diese deutsche Schreibart des Namens, weil die polnische Mickiewicz von Deutschen, die des Polnischen unkundig sind, falsch gelesen zu werden pflegt.

gewiß als Bigos auf die Tafel, von jung und alt freudig begrüßt. Weniger begehrenswert ist die polnische Sauersuppe, deren heimischer Name „Jourre," am besten, wie ich es hier gethan habe, nach französischer Schreibart wiedergegeben werden kann. Dieser Jourre ist namentlich während der Fastenzeit ein fast tägliches Nahrungsmittel der unteren Schichten. Man füllt einen großen Steinguttopf mit einem dünnen Brei aus Roggenmehl und Wasser und setzt dem Gemenge etwas Sauerteig zu. An warmem Orte hingestellt, beginnt das Ganze sehr bald zu säuern. Dann entnimmt man demselben täglich nach Bedarf, um daraus eine Sauersuppe zu kochen und setzt dafür stets wieder eine entsprechende Menge von Wasser und frischem Roggenmehl hinzu, so daß das Jourrevergnügen unbegrenzt lange dauern kann. In dieser Art behandelt, leistet nämlich der Topf so lange seine Dienste, bis man seines Inhaltes überdrüssig wird, oder eine andere Jahreszeit andere Genüsse an seine Stelle setzt. Die vornehmere Bevölkerung genießt den Jourre nur ausnahmsweise und zwar in einer besseren Zubereitung, gewürzt mit Butter, Salz und Kümmelkörnern. Indes bleibt er auch dann ein Gericht von sehr zweifelhafter Güte, das der sonst vortrefflichen polnischen Küche wenig Ehre macht.

* * *

Als die schönen Tage von Rakowo für mich das letzte Mal zu Ende gegangen waren und ich nach Scharfenau zurückkehrte, war ich Oberprimaner. Der erste Morgen nach Schluß der großen Ferien sah uns wieder alle im Klassenzimmer. Die polnischen Schüler begrüßten einander nach Landessitte, d. h. ein jeder umarmte und küßte beim Hereintreten die schon anwesenden Genossen, ein Vorgang, der sich ungezählte Male mit jedem neuen Ankömmling wiederholte und auch auf diejenigen von uns Deutschen ausgedehnt wurde, die in freundschaftlichem Verkehr mit den Polen standen. In der starkbesuchten Sekunda hatte diese trauliche Begrüßungsart stets großen Umfang angenommen. Unsre Prima war weniger überfüllt, wiewohl beide Abteilungen derselben im gleichen Raume vereint waren. Unsre bevorstehende Abiturientenprüfung bildete das Ziel, auf welches wir lossteuerten, und namentlich im letzten Halbjahr begann sie immer mehr, ihre ernsten Schatten vor sich herzuwerfen. Wir waren unser in der Oberprima acht, darunter nur zwei Polen, — ein junger Graf Farinski und Walski, ein kleiner, schnurrbärtiger, etwas verbummelter Sprößling aus plebejischem Geschlecht. Als neunter Mann gesellte sich am ersten Tage der schriftlichen Prüfung noch ein weiterer Pole Namens Rembowski zu uns, der vor drei Jahren Schüler der Sekunda gewesen, dann aber abgegangen und nun als auswärtiger Prüfling, als Extraneus, von der Schulbehörde unserm Gymnasium überwiesen worden war.

Ich denke noch des schönen Montags, als ich mit stolzem Bewußtsein, gleich meinen Genossen mit Papier und Feder, sowie einem dickleibigen lateinischen Wörterbuch ausgestattet, im Gymnasium frühmorgens antrat, um den lateinischen Aufsatz anzufertigen, die erste Aufgabe unserer schriftlichen Prüfung. Da sollte mir gleich eine bemerkenswerte Überraschung zu teil werden. Seit Monaten war nämlich das Examen nebst den etwa zu erhoffenden Aufgaben der Gegenstand unserer Gespräche gewesen. Bei solcher Gelegenheit hatte auch mal einer von uns beiläufig ein bestimmtes Thema als wahrscheinliche Aufgabe für den lateinischen Aufsatz genannt. Ich legte der Äußerung kein Gewicht bei, weil ich mir nicht denken konnte, wie der Betreffende zu dieser Kenntnis gelangt sein sollte. Die Annahme eines Verrates durch unsre Lehrer war völlig ausgeschlossen, wäre auch außerdem ziemlich unausführbar gewesen. Ein jeder der in Betracht kommenden Lehrer hatte nämlich drei Aufgaben, in der Mathematik sogar drei Aufgabenreihen, in Vorschlag zu bringen. Die betreffenden Akten sandte der Direktor an das Schulkollegium der Provinz, welches je einen der drei Vorschläge annahm und in einzelnen versiegelten Briefumschlägen zurückschickte. Diese Briefumschläge waren aber erst unmittelbar vor Anfertigung der bezüglichen Arbeit in Gegenwart der Abiturienten zu eröffnen, so daß ein jeder unserer Lehrer wohl die von ihm vorgeschlagenen drei Aufgaben, nicht aber die von der Behörde gewählte vor dem jedesmaligen Prüfungstage kannte. Nun, jener Montagmorgen sah uns alle neun erwartungsvoll in der Aula versammelt. Nach einigen einleitenden Bemerkungen, die

uns den Ernst des Augenblickes nochmals ins Gedächtnis riefen, nahm Direktor Roberg die Entsiegelung des betreffenden Schreibens vor und verlas das gewählte Thema. Zu meiner Verblüffung war es genau die Aufgabe, welche einer von uns, wie schon erwähnt, als wahrscheinlich bevorstehend bezeichnet hatte. Was half jetzt alles Erstaunen, was alles Bedauern, diesem Thema keine Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Nun, es ging auch ohne das. Nach vier- bis fünfstündiger Arbeit gab von uns einer nach dem andern seine Reinschrift nebst dem Entwurf ab und schied tiefaufatmend von der Stätte der Sorge. Am Nachmittage hatten wir Abiturienten frei und versammelten uns bei Wakowski, einem Unterprimaner, der eine vorzüglich gelegene, geräumige Wohnung unweit des Gymnasiums hatte, welche der Schauplatz schon mancher schönen Bibe gewesen war. Wakowski hätte dem Alter nach längst Abiturient sein können; er war eine heiter angelegte, gutmütige Natur, frei von allem nationalen Vorurteil, so daß wir deutschen Schüler gern mit ihm verkehrten. Meine erste Frage war natürlich, wie man in aller Welt Kenntnis von dem gestellten Aufsatzthema erlangt habe. Anfangs schwieg man und lächelte verständnisvoll, dann eröffnete man mir einen ganzen Roman. Ein Scharfenauer Primaner hatte vor Jahren ein zartes Verhältnis mit der bildschönen Tochter eines Schlossers, bei welchem er in Kost und Behausung stand. Sie war eine echte Tochter Polens, anmutig und zart, aber auch aufopferungsvoll und unternehmend. Um ihrem Schatz, der wahrscheinlich keine besondere Leuchte in den Wissenschaften war, das Examen zu erleichtern, damit was Gescheites aus ihm werde, und er sie ehelichen könne, schlich sie in dunkler Nacht in Männerkleidung unter Überwindung vieler Schwierigkeiten in das Gymnasialgebäude, drang bis zur Thüre der Direktionskanzlei vor und nahm dort einen kunstgerechten Abdruck von dem Thürschloß. Völlig vertraut mit Schraubstock und Feile, fertigte sie einen ausgezeichneten Nachschlüssel, den sie ihrem Geliebten aushändigte, — den zu ihrem kleinen Herzen hatte er schon. Von da ab schlichen sich alljährlich die Abiturienten in tiefer, finsterer Nacht durch ein vorsorglich an der Hinterfront des Gymnasialgebäudes offen gehaltenes Fenster in das Haus hinein, gelangten unschwer in das obere Stockwerk und schlossen sich das Arbeitszimmer des Direktors auf. Der erste Besitzer hatte nämlich nach glücklich bestandener Prüfung den Schlüssel seinen Freunden aus der Unterprima vermacht, die ihn als geheiligtes, unveräußerliches Gut der Klasse betrachteten und von Generation zu Generation an den Zuverlässigsten des betreffenden Jahrganges vererbten. Monatelang vor der jedesmaligen schriftlichen Prüfung wurden dann nächtlicher Weile in der Direktionskanzlei alle Papiere mit Muße durchgestöbert. Man nahm von allem Einsicht, was einigermaßen Anhaltepunkte für die zu erwartenden Prüfungsaufgaben darbot. Namentlich wurden die noch unverschlossenen, an die Behörde gerichteten Briefe mit den Prüfungsvorschlägen eingesehen. Von allem wurde sorgfältig Abschrift genommen; selbst lose liegende Blätter mit Notizen des Direktors blieben nicht unbeachtet, da man nicht selten auf denselben Entwürfe für die zu stellenden Aufgaben vorfand und als Fingerzeige benutzte. War auch hier und da einmal gar nichts zu finden, so daß man unverrichteter Sache von dannen schleichen mußte, so ließ man sich die Mühe nicht verdrießen, in den folgenden Nächten wiederzukehren, bis das Glück die Beharrlichkeit belohnte. Auch bereits versiegelte Briefe an die Behörde boten für die Nachforschungen gerade kein unübersteigliches Hindernis. Man erbrach sie, nahm vom Inhalt Kenntnis und, wenn nötig, Abschrift und bediente sich schließlich zum Wiederverschluß des Petschaftes und Siegellacks, welchen Direktor Roberg, nichts ahnend, zur größeren Bequemlichkeit der jugendlichen Spürnasen auf seinem Schreibtische hatte stehen lassen. Übrigens soll der erste Besitzer des Schlüssels später das kühne Schlosserkind geheiratet haben und sehr glücklich geworden sein, wenn überhaupt dieser romantische Ursprung des besagten Schlüssels auf Wahrheit beruhte. Von anderer Seite wurde nämlich erzählt, daß vor Jahren Primaner einen gefälligen Schlossergesellen bei Nacht in das Gymnasialgebäude geführt und zur Anfertigung des Nachschlüssels gegen hohe Bezahlung veranlaßt hätten. Gleichviel, welches auch der Ursprung dieses Schlüssels gewesen sein mag, derselbe bestand und wurde, wie ich

später hörte, auch noch zu einer Zeit benutzt, als ich bereits in Berlin die Universität besuchte. —

Alles das wurde mir in Kürze an jenem Montagnachmittag mitgeteilt. Früher hatte man mit mir nicht von der Sache reden wollen, namentlich da man wußte, daß ich von Hause aus wenig Freiheit genoß und mich an solchen nächtlichen Erforschungszügen doch nicht hätte beteiligen können. Zudem hatte ich auch nicht nötig, mich bei der Prüfung solcher Hilfsmittel zu bedienen, da mir selbst bei sehr mäßigem häuslichen Fleiß die Arbeit leicht wurde.

Für die bevorstehende Nacht hatte man einen abermaligen Streifzug in die Direktionskanzlei geplant und forderte mich zur Begleitung auf, die ich, angereizt durch das Abenteuerliche und in der Meinung, mit den Wölfen mitheulen zu müssen, nicht versagte. Überdies wollte ich nur in Gemeinschaft mit Wakowski auf dem Hofe stehen bleiben. Natürlich stärkte man sich am Abend durch etwas Flüssiges zu dem Ausfluge. Elf Uhr nachts war vorüber; ein dem Gymnasium gegenüber wohnender Mitwisser hatte von seinem Lauerposten gemeldet, daß Direktor Roberg sich nach Heimkehr aus dem Kasino kurze Zeit in seiner Kanzlei aufgehalten habe und dann in sein Schlafgemach gegangen sei, wo er, wie aus dem Erlöschen des Lichtes geschlossen werden müsse, längst zur Ruhe gegangen sei. So machten wir uns denn zu fünf auf den Weg, drei Abiturienten und zwei Unterprimaner. Außer Wakowski hatte sich nämlich auch Maxleben uns angeschlossen, der als sitzengebliebener Unterprimaner erst um Ostern des nächsten Jahres sein Examen machen sollte. Maxleben war derselbe, den übermütige polnische Kneipkumpane früher einmal nach stürmischer Bibe getauft hatten, als er in einer Ecke auf einem alten rußigen Koffer eingeschlafen war. Wakowski gürtete einen alten Hirschfänger um seine Lenden, wahrscheinlich um das Gefährliche unseres Zuges anzudeuten, denn von einem etwaigen Gebrauch des Hauprügels wäre im Falle der Gefahr doch keine Rede gewesen, vielmehr hätte man dann einfach Fersengeld gegeben. Man fühlte sich jedoch unter dem Schutz dieser Klinge, die auch den letzten Polenaufstand mitgemacht haben sollte, sicherer. Wir schlichen still ans Wakowskis Zimmer nach dem Hofe, Sorge tragend, daß ein junger geistlicher Herr nicht aufwache, der auf der anderen Seite des Hausganges wohnte, und kletterten, an jener einsamen Pappel mit dem jetzt bewohnten Storchnest vorbeikommend, über ein halbes Dutzend verschiedener Zäune, bis wir durch mehrere Gärten auf den Gymnasialhof gelangten. Hier nahmen wir zunächst im tiefen Schatten einer vorspringenden Ecke Stellung und überzeugten uns, daß alles im Hause ruhig sei. Das Gymnasium besaß einen Mittelbau, in welchem sich vorn an der Straße das Treppenhaus, hinten im Erdgeschoß Klassenzimmer, darunter auch dasjenige unsrer ehemaligen Sekunda, befanden, oben dagegen lag die Aula. Der südliche Flügel enthielt nur Wohnungen, nämlich im oberen Stockwerk diejenige des Direktors, unten die des Schuldieners und des Religionslehrers. Der nördliche, uns zugekehrte, Flügel umfaßte ausschließlich Diensträume, Klassenzimmer, den Bibliothekssaal und oben die geräumige Direktionskanzlei, die nach der Straße gelegen war. Der Mann mit dem Hirschfänger und ich verblieben unten; „Leu“, so hieß einer von uns mit Spitznamen, nahm auf seinen breiten Rücken einen andern und half ihm das hochgelegene Fenster einer Klasse zu erreichen, das man von innen nur angelehnt hatte. Alsbald war auf diesem Wege ein erster und zweiter im Inneren verschwunden, und „Leu“ selbst folgte nach, unten von uns gehoben und geschoben, von den Vorausgekletterten gezogen. Ohne Mühe gelangten die drei Hauptpersonen auf den Korridor, denn die Klassenräume wurden nie verschlossen gehalten, und von da hinauf in den oberen Stock, wo abermals ein Mann als Wachposten zurückblieb, während die beiden letzten, bewaffnet mit dem wunderthätigen Schlüssel, in die Kanzlei eindrangen. Im Hause schlief alles den tiefsten Schlaf, ohne Ahnung des im anderen Flügel verübten Einbruches. Mein Genosse und ich hatten es uns bequem gemacht und betrachteten von unserer dunklen Ecke hinter dem vorspringenden Mittelbau das Funkeln des schönen frühsommerlichen Sternenhimmels. Endlich nach fast dreiviertelstündiger Lauer hörten wir uns leise angerufen und erblickten zwei aus jenem Fenster herabhängende Beine, deren Inhaber wir lautlos auf festen Boden zurückverhalfen.

Auch die beiden anderen kamen, zogen schließlich das Fenster nach Möglichkeit wieder zu, und wir alle verschwanden wieder auf dem gleichen Wege, der uns hergeführt hatte.

Das Ergebnis der nächtlichen Streife war gleich Null. Man hatte gar nichts gefunden, was nur den mindesten Anhaltepunkt für die noch anzufertigenden weiteren Arbeiten hätte liefern können. Namentlich war man über das Thema des deutschen Aufsatzes, auf welches einige von uns besonders neugierig schienen, völlig in Unkenntnis geblieben: dieser Aufsatz mußte somit tags darauf und ohne besondere Vorbereitung angefertigt werden. Mir war das gleichgültig, denn die vielen Aufsätze, die ich in den letzten vier Schuljahren für mich und aus Gefälligkeit für zahlreiche polnische Mitschüler angefertigt hatte, waren mir eine reiche Quelle der Übung gewesen. Einer von uns freilich, der schon erwähnte Walski, ein sehr oberflächlicher Mensch, brach hauptsächlich über diesem Aufsatz den Hals. Während wir anderen von 8 bis kurz vor 1 Uhr mittags arbeiteten, war Walski schon um 10 Uhr fertig, gab sein nachlässiges Machwerk ab und empfahl sich, vergnügt und selbstbewußt lächelnd. Er hatte außer diesem Aufsatz noch einige weitere Arbeiten ungenügend angefertigt und mußte von der mündlichen Prüfung abstehen. Ein halbes Jahr später, Ostern 1866, ging es ihm übrigens wieder ebenso, und er verließ Scharfenau. Was später aus ihm geworden ist, weiß ich nicht. Maxleben war meines Wissens der letzte von uns, der ihn noch einmal zu Gesichte bekam. Auf einer Reise in das Geburtsstädtchen von Walski gelangt, war Maxleben kaum aus dem daselbst haltenden Postwagen gestiegen, als ihm auch schon aus der Thüre des gegenüberliegenden Wirtshauses jemand in unfreiwilligem Schwunge auf den Leib geworfen wurde. Dieser erwies sich bei näherer Besichtigung als unser braver Walski. Trotz seines Zustandes erkannte auch er den ehemaligen Schulgenossen und hatte die Geistesgegenwart, in die Worte auszubrechen: „Ei, sieh da, Maxleben! Sie kommen mir gerade wie gerufen! Können Sie mir nicht auf ein paar Tage einen lumpigen Thaler pumpen? Ich möchte den Halunken da drinnen zeigen, daß ich doch noch Kredit auf der Welt habe!“ —

Noch eine andere Aufklärung brachten mir die weiteren Tage dieser durch unsere schriftlichen Arbeiten ausgefüllten Prüfungswoche. Ich erwähnte bereits unseren französischen Lehrer Morski, denselben, der jeden trinkbaren Tropfen zu schätzen, einen guten aber doppelt zu schätzen wußte. Morski hatte auch ein paar Söhne auf den mittleren Klassen unsers Gymnasiums. Diese vortreffliche Jugend trieb mit den jedesmaligen Abiturienten einen sich alljährlich zweimal wiederholenden schwunghaften Handel. Vater Morski besaß nämlich ein ziemlich umfangreiches, gebundenes Heft, in welches er seit Jahren alle Arbeiten nach deutschem und französischem Wortlaut einzutragen pflegte, die er der Behörde zur Auswahl für die Prüfungen vorlegte. Dieses Heft lieferten die Herren Söhne regelmäßig gegen gute Bezahlung den Abiturienten aus. Morski war ein sehr solider Mann, ein Feind aller Nachtschwärmerei; er kam daher in der Regel früh am Abend oder auch wohl am späten Nachmittage aus dem Weinhause heim und suchte dann, ermüdet von den gesellschaftlichen Anstrengungen, das Ruhelager auf. Solche Augenblicke benutzten die Sprößlinge, um sich in den Besitz des Heftes zu setzen. Auch dieses Mal war wieder ein bezüglicher Lieferungsvertrag abgeschlossen worden, den unser guter Wakowski vermittelt hatte, wie man mir damals eröffnete. Seine Wohnung war laut getroffener Verabredung zum Wachlokal erklärt worden, in welchem stets der eine oder andre von uns anwesend zu sein hatte, um der Ankunft des geschätzten Heftes gewärtig zu sein. In der That erschien am Mittwoch der Prüfungswoche spät am Nachmittage eilenden Laufes der eine der gefälligen Söhne, unter dem Rocke das Heft verborgen. Flugs stoben vom Wachlokal nach verschiedenen Richtungen Polen auseinander, und in wenigen Minuten waren vier oder fünf Abiturienten daselbst versammelt. Jetzt ging es ans Diktieren. Eine jede der drei Arbeiten unter der Überschrift „Für Michaelis 1865“ wurde im deutschen und französischen Wortlaut verlesen und von allen Beteiligten eifrig und andächtig niedergeschrieben. Nach kaum einer Stunde trollte sich bereits wieder der Überbringer mit seinem Heft davon. Die von den beteiligten Abiturienten zusammen-

geschossenen Gelder wurden den betriebsamen jugendlichen Vermittlern in wiederholten Beträgen ausgehändigt, damit sie sich nicht durch den Besitz einer größeren Summe verrieten. Als am Sonnabend früh die französische Prüfungsarbeit gemacht werden sollte, hatte jeder von uns in drei verschiedenen Taschen seines Anzuges je eine andere Arbeit sauber auf ein kleines, leicht zu bergendes Blatt niedergeschrieben, und wir waren nur neugierig, welche der drei Arbeiten von der Behörde gewählt sein und in welche Tasche man zu greifen haben würde. Um nicht durch die allzufehlerfreie Arbeit Verdacht zu erregen, machte man absichtlich einige leichte Fehler in dieselbe hinein. Wahrlich, wir waren eine ganz nichtsnutzige Gesellschaft!

* * *

So war uns die Woche der schriftlichen Prüfung vorübergegangen. Bald darauf ward uns auch durch den Direktor in dessen Amtszimmer das Ergebnis derselben mitgeteilt. Wir alle hatten, mit Ausnahme des unglücklichen Walski, im ganzen und großen bestanden und wurden zur mündlichen Prüfung zugelassen, auf die wir uns nunmehr aus allen Kräften vorbereiteten. Da galt es, fast die ganze Ilias des Homer und von den Dichtungen des Horaz alles das gründlich durchzuarbeiten, was wir in den zwei Jahren der Prima gelesen hatten; ferner hatten wir die ganze Weltgeschichte zu wiederholen mit besonders eingehender Berücksichtigung gewisser einzelner, größerer Abschnitte. Mehreren von uns machte auch die Mathematik große Schmerzen und erforderte einen bedeutenden Aufwand von Zeit und Arbeitskraft. Da man annahm, daß in Gemeinschaft leichter zu lernen sei, pflegten die meisten von uns abends zusammenzukommen und bis spät in die Nacht hinein zu arbeiten, zu welchem Zwecke auch mir das erste Mal in meinem Leben der Hausschlüssel anvertraut wurde. Natürlich durfte auch bei unsrer nächtlichen Arbeit ein stärkender Tropfen nicht fehlen, zu welchem Zwecke wir uns auf dem Samowar Thee brauten und durch Zusatz von Arrak zu einem recht herzhaften Trunke zu gestalten pflegten. Für die Arbeit bei Tage hatte ich mir im Garten des elterlichen Hauses ein lauschiges, verborgenes Plätzchen eingerichtet. Da war ein alter, von Grund auf verästelter und durch im Umkreise herangewachsenen Wurzelausschlag zu einem dichten, mächtigen Busch gestalteter Baum der kleinen schwarzen Bauernpflaume. In der Krone desselben zimmerte ich mir mit Hilfe verschiedener Bretter einen Sitz mit Rückenlehne, Fußschemel und Tisch für ein paar Bücher und verbrachte hier oben im Grünen manche herrliche, der Arbeit gewidmete Stunde. Zu meinem luftigen Plätzchen führten ein paar bequeme Trittbretter empor, und wären die Früchte des alten Baumes nicht gar zu elend gewesen, so hätte nichts gefehlt, den Aufenthalt da oben auf das angenehmste zu gestalten. Auch diese Zeit verging, und der Tag der mündlichen Prüfung brach noch ziemlich lange vor den Herbstferien an. Einem alten, geheiligten Gebrauch zufolge hatten die Abiturienten bei dieser Gelegenheit in Frack und Cylinder zu erscheinen. Da keiner von uns diese unnützen, überflüssigen Dinge besaß, so herrschte der Gebrauch, beides irgendwo zu entleihen. Wer mir damals den ersten Frack und Cylinder, die ich in meinem Leben getragen habe, geborgt hat, weiß ich nicht mehr. Genug, ich trieb beides in prächtigen, tadellosen Stücken irgendwo auf und erschien in dem gleichen Aufzuge, wie meine Genossen. Die mündliche Prüfung fand in der Direktionskanzlei statt. Die eine Seite der langen Tafel nahmen wir, nach dem Alphabet geordnet, ein, das Gesicht den Fenstern zugekehrt und daher vollbeleuchtet. Uns gegenüber hatte das Lehrerkollegium Platz genommen. Als Vertreter der Provinzialschulbehörde war Schul- und Regierungsrat Werner erschienen und saß an der oberen schmalen Seite der Tafel. Er war ein ausgezeichneter Schulmann und rühmlichst bekannter Mathematiker und Physiker, galt auch als strenger Kritiker namentlich bei der mathematischen Prüfung, an welcher er sich selbst lebhaft mit eignen Fragen zu beteiligen pflegte.

Unsre Cylinder hatten wir auf einem Seitentisch zu einem kunstvollen Bau zusammengestellt, in dessen Nähe die Herren Lehrer einen zweiten aus ihren Kopfbedeckungen errichteten. Vor allem wurde uns eröffnet, daß einer von uns, der schlanke Sommer, wegen durchweg guter schriftlicher Arbeiten und lobenswerten Klassenleistungen von der mündlichen Prüfung entbunden sei.

Der Beglückte durfte sich daher auch alsbald freudestrahlend empfehlen. So waren wir unser nur noch sechs, denn der Extraneus Rembowski kam erst den folgenden Tag und zwar ganz allein an die Reihe, und der arme Walski blies daheim Trübsal nach Noten, tröstete sich auch vielleicht durch den Genuß einiger kräftiger Wässerchen. Unsre Prüfung begann mit der Religionslehre, welcher sich das Hebräische anschloß; es unterzog sich jedoch nur mein Nachbar zur Rechten einer Prüfung in dieser Sprache, der dicke Glogauer, ein Mann aus dem Volke Juda. Der größte Teil des Vormittags war dem Lateinischen und Griechischen gewidmet, wobei die Werke des Livius und Horaz, des Homer und Xenophon, gegen alle Absicht dieser alten Biedermänner, dazu benutzt wurden, uns das Dasein in nachhaltigster Weise sauer zu machen. Eine Frühstückspause ward uns um 10 Uhr gegönnt, die auch den Herren von der Prüfungskommission zu gute kam. Der Regierungsrat sollte einen Imbiß in der Wohnung des Direktors zu sich nehmen, indes sahen wir, auf dem Gange stehend, ihn sehr bald mit Direktor Roberg nach der Kanzlei zurückeilen und hörten aus dem Gespräche beider, daß sie etwas Verlorenes suchten. „Wo haben Sie denn Ihre schäbige Angströhre aufgetrieben?“ fragte mich plötzlich einer von uns, der kleine Wengerich, mit dem Beinamen „der Pascha,“ welchen er seinem komischen Eifer zu verdanken hatte, mit dem er seine vielen Schwestern vor jedem Zusammentreffen mit irgend welcher männlichen Jugend zu bewahren strebte. Ich nahm alsbald meinen Cylinder ab und gewahrte, daß der geborgte feine Hut sich in der That in ein sehr trauriges Exemplar von zweifelhafter Güte, aber unzweifelhaftem hohen Alter umgewandelt hatte. Alsbald schoß mir der Gedanke durch den Kopf, daß dieser seine Cylinder das von den beiden Herren Gesuchte sein müsse. Ich trat daher auf dieselben zu, die eben wieder ratlos aus der Kanzlei zurückkamen und fragte in aller Bescheidenheit, ob sie vielleicht einen Hut vermißten; der meinige sei mir verwechselt worden. Sogleich klärten sich die Mienen des Herrn Schulrats, und er griff freudig nach der dargebotenen Angströhre, meine Entschuldigungen in freundlicher Weise unterbrechend. „Blicken Sie nur in den Hut hinein und halten Sie ihn gegen das Licht,“ sagte er zu mir mit gewinnendem Lächeln. „Da werden Sie im Boden desselben ein halb Dutzend Löcher schimmern sehen. Das sind meine Erkennungszeichen. Es ist mir übrigens interessant, zu sehen, daß mein Hut Ihnen gepaßt hat; er fällt sonst jedem gleich über die Augen. Wir haben, scheint es, beide ein paar recht dicke Köpfe.“ Damit eilten die Herren vergnügt dem Frühstück zu, und auch ich fand meinen richtigen Hut wieder, den jemand an eine andere Stelle gelegt hatte. Ob mich das Hutabenteuer dem Schulrat persönlich näher brachte, weiß ich nicht, — aber er zeigte sich gegen mich im weiteren Verlaufe der Prüfung sehr gütig und freundlich, worin ich ihn durch gute Antworten in der Mathematik, seinem Lieblingsfach, noch mehr bestärkte. Nachmittags kam zuerst die Geschichte an die Reihe. Hier wurde zunächst einem jeden von uns ein Thema aufgegeben, über das er sich nachher im freien Vortrage auszusprechen hatte. Mir fiel die Einnahme Roms durch die Gallier zu. An jeden Vortrag knüpfte sich dann eine eingehende Prüfung aus verschiedenen Abschnitten der Geschichte, besonders auch der brandenburgisch-preußischen. Den Schluß des Ganzen bildete die Mathematik, welche die meiste Zeit in Anspruch nahm, weil hier Regierungsrat Werner sehr eifrig mit eingriff. Der gute Wandowski, unser Lehrer der Mathematik, suchte es uns übrigens leicht zu machen. Er hatte schon seit Wochen mit uns im Unterricht die ganze Schulmathematik durchgenommen und stellte uns vielfach Fragen, an die wir bereits hinlänglich gewöhnt waren.

Als alles fertig war, mußten wir abtreten, damit über uns beraten werden könne, und brachten eine erwartungsvolle Viertelstunde auf dem Korridor zu. Nachdem wir, zurückgerufen, wieder eingetreten waren, teilte uns Regierungsrat Werner in freundlicher, kerniger Ansprache mit, daß wir alle sechs die Prüfung bestanden hätten und für reif erklärt worden seien. Unsre Freude war groß, und eiligst stürmten wir heim, um Eltern und Geschwistern die frohe Botschaft zu bringen.

Auch Rembowski bestand am Tage darauf die mündliche Prüfung. Von dem weiteren Unterricht bis zu den Ferien waren

wir nunmehr befreit und konnten wohlverdienter Erholung pflegen. An dem sonst üblichen Abiturientenschmause nahm ich nicht teil; mehrere von uns, deren Eltern nicht in Scharfenau wohnten, reisten auch alsbald nach Hause ab, so daß sich der Schmaus ohnehin innerhalb sehr bescheidener Grenzen halten mußte und nicht, wie ein halbes Jahr vorher, zu einer tollen Kneiperei im Haidekrug ausartete, deren Teilnehmer noch mehrere Tage nachher an einem hartnäckigen grauen Elend zu leiden hatten.

So wäre denn unsere Laufbahn als Schüler vollendet gewesen, wenn nicht noch einige Wochen später der feierliche Schlußakt gewesen wäre. Für diesen war unserm Glogauer die lateinische Rede, dem „Leu" die deutsche zugewiesen worden. „Leu," der es eilig hatte, heimzukommen, denn seine Eltern wohnten nicht in Scharfenau, übertrug mir die Anfertigung seiner Rede, die ich ihm in seine Heimat nachsendete. Drei Tage vor dem Schlußakt erschien er wieder bei mir und erklärte, bei der Feier nicht anwesend sein zu können, da Familienverhältnisse seine beschleunigte Abreise nach Breslau nötig machten. Ich solle ihn von der übernommenen Verpflichtung lösen und noch in letzter Stunde die ohnehin von mir verfaßte Rede übernehmen. So geschah es denn auch. Hals über Kopf lernte ich in zwei Tagen die ziemlich umfangreiche Abhandlung auswendig und trug sie auf der Schlußfeierlichkeit vor. Professor Sabert entließ uns darauf mit einer formvollendeten Abschiedsrede und händigte uns die Zeugnisse ein, denn Direktor Roberg war nach unsrer Prüfung auf einige Wochen beurlaubt worden und befand sich auf einer Erholungsreise.

Auch wir Abiturienten waren bald nach allen Himmelsrichtungen zerstreut, nur ich allein verblieb noch in Scharfenau. Der junge Graf Farinski studierte in Berlin und bewirtschaftete später seine Güter in der Provinz Posen. Noch in letzter Zeit las ich wiederholt seinen Namen in polnischen Zeitungen, wenn er auf politischen Versammlungen das Wort ergriff. Glogauer, der anfangs in Berlin Medizin studierte, wo ich ihn später noch mehrmals sah, hat sich der Schriftstellerei in die Arme geworfen und lebt in der Kaiserstadt an der schönen blauen Donau. „Leu," ein prächtiger, hoffnungsvoller, schöngewachsener Mensch, studierte Rechte in Breslau, geriet aber in ein allzutolles Korpsleben hinein, das seine Gesundheit untergrub. Er starb, wie mir später Freund Maxleben in Berlin erzählte, kaum ein Jahr, nachdem er die Universität bezogen hatte. Der „Pascha" widmete sich in Berlin den Ingenieurwissenschaften, Sommer der Offizierslaufbahn, und Tomber, oder wie er von uns scherzhaft genannt wurde, das „Böcklein," ist mir völlig aus dem Gesichtskreis entschwunden. Er war ein harmloses Kneipgenie, das jedoch nie über die Stränge schlug; er wußte Tierstimmen vorzüglich nachzuahmen, besonders auch das Gebahren und Meckern eines Geißbockes, was ihm jene Benennung verschafft hatte.

Ich selbst bezog nicht gleich die Universität. Ein beginnendes Augenübel, das meine ursprünglich vorzügliche Sehkraft in wenigen Jahren stark schwächte, veranlaßte mich noch, zu Hause zu bleiben und vereitelte meinen anfänglichen Plan, mich der Offizierslaufbahn zu widmen. Zwei in dem darauffolgenden Winter nach Breslau und Berlin unternommene Reisen, auf denen ich namhafte Augenärzte zu Rate zog, beruhigten mich zwar über die Natur meines Leidens, brachten mir aber keine Besserung. Als im Sommer 1866 der deutsche Krieg ausbrach, ward ich meiner Augen halber gänzlich vom Heeresdienst befreit.

Frühlingsstimmen.

Von J. Trojan.

(Abdruck verboten.)

Wenn aus dem Gras die Blumen springen,
In lichtem Kleide steht der Wald:
Was ist wohl süßer, als das Singen
Der Vöglein, das um uns erschallt!

Doch liegt im Ohr mir eine Weise,
Die wohler noch dem Herzen thut,
Das ist, wenn eine Stimme leise
Die Worte spricht: Bist du mir gut?

Marienbad. Von E. Kriczky
Verlag der Photographischen Union in München

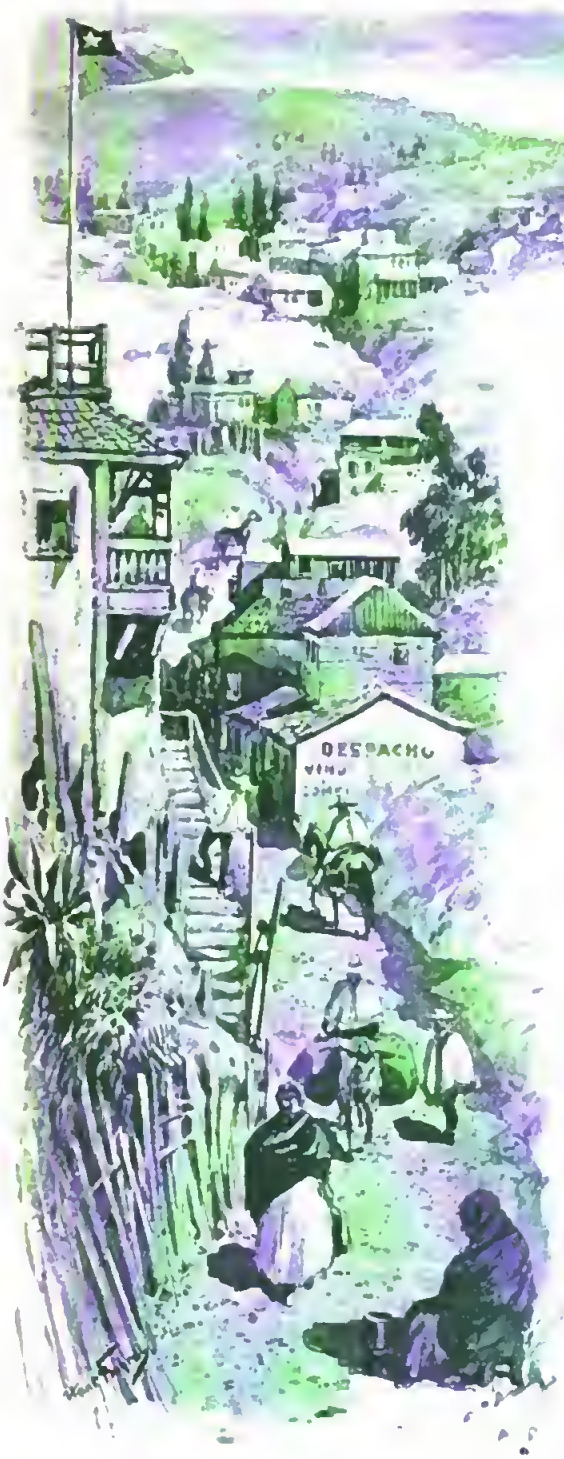


Abb. 1. Straße der oberen Stadt.

Aus Valparaiso.

Tage- und Skizzen-Buchblätter von Hans Bohrdt.

(Abdruck verboten.)

In Südamerika spukt es schon wieder. Das bisher in Bezug auf Ruhe und Ordnung so gut beleumundete Chile ist zum Schauplatze eines bösartigen Bürger- oder vielmehr Präsidentenkrieges geworden.

Man kämpft dort wieder einmal für das Vaterland. Jede der streitenden Parteien führt das heilige Wort im Munde und befleckt dabei, oft von den niedrigsten Gesinnungen getragen, den teuren Boden mit dem Blute Tausender von unschuldigen, unbeteiligten Landeskindern.

Im wilden Interessenkampfe ohne heilige Weihe, ohne idealen Gedanken, ohne Zweck und Ziel werden die häßlichsten Leidenschaften des Menschen entfesselt, dem gierigen Eigennutz weicht jedes Schamgefühl, das Land wird dem Ruin entgegengeführt, und schließlich steht der bluttriefende Sieger am Grabe des Vaterlandes und glaubt noch Wunders, was er ausgeheckt hat. Politik nennt man das in Südamerika.

Chile war bisher glücklicherweise von dieser Art Politik verschont geblieben und wenn es auch zur Zeit meines dortigen Aufenthaltes in den Jahren 1885 und 1886 an Parteireibereien nicht fehlte, wenn auch hin und wieder ein paar Kugeln aus dummen Gewehrläufen durch die Luft pfiffen, wenn einmal durch Verweigerung des Budgets eine peinliche Verwirrung im Staate entstand, so muß man solche Kleinigkeiten in jenen Republiken nicht allzu tragisch nehmen. Die thatkräftige, hochbegabte Nation hat es stets verstanden, eine allzu gewaltig sich vordrängende Interessenpolitik in gebührenden Schranken zu halten. Nun

sind diese vom wilden Strom des Egoismus durchbrochen und das Land schutzlos den streitenden Parteien überliefert worden. Ja, wenn sich die edlen Patrioten irgend eine Wüstenei aussuchten und sich dort nach Herzenslust prügelten, so hätte dies wenigstens den großen Vorteil, daß das Volk einen Teil des politischen Ballastes los würde, so aber terrorisieren sie die unverschuldet leidenden, dem Parteigetriebe fernstehenden Landeskinder, bombardieren offene Städte, brennen und sengen wie Flibustier — alles zu Ehren und Ruhm des Vaterlandes.

Den spärlich eintreffenden Nachrichten zufolge kann man sich noch kein geschlossenes Bild der Vorgänge in Chile machen. Die Spaltungen in der Armee und Marine — übrigens eine Sache, welche eine berechtigte Eigentümlichkeit des Politik treibenden Soldatenstandes der meisten Republiken zu sein scheint — deuten darauf hin, daß die Kämpfe auf lange Zeit nicht zum Abschluß kommen werden.

Die leidige Politik kann einem den Genuß der herrlichsten Natur verleiden, ja sie ist im stande, liebe Erinnerungen mit einem schwarzen, Luft, Licht und Sonnenschein erstickenden Schleier zu umhüllen.

Blättere ich in meinen Skizzen jenes Landes und seiner Bewohner, so mutet mich jetzt der heitere Friede, die Ruhe, welche über diesen buntfarbigen Studien lagern, seltsam an.

Glücklicherweise halten sentimentale Anwandlungen bei mir nicht lange stand, und so will ich dir, freundlicher Leser, ein ungefähres Bild jenes Landes, wie es in friedlichen Tagen aussieht, vor Augen führen und dabei mit dir zusammen die garstige Politik zum Teufel wünschen.

Valparaiso.

Durch die hohen, schweren, bald indigo-, bald ultramarinblau schimmernden Wellenberge, in deren Thälern sich der klare Himmel spiegelt, eilt das Wunder unserer Zeit, der Sturm und See spottende Oceandampfer, der fernen Küste zu. Tief verneigt er sich langsam vor der anrollenden Woge, um alsdann majestätisch hoch in die Luft zu steigen und, eine Wolke von Schaum und Gischt nach beiden Seiten schleudernd, den Gipfel des Wellenberges zu durchbrechen. Am Heck wirbelt die von mächtiger Kraft getriebene Schraube die dunklen Wassermassen zu hellbläulichen, von Millionen Silberfäden umsäumten Strudeln empor, welche noch lange Zeit die breite, vom Dampfer gepflügte Furche schimmern lassen.

Ein wunderbares, sich stets erneuerndes, nie ermüdendes Schauspiel in jener langen, hohen Dünung des stillen Oceans! — Ein leichter Nebel über dem Horizonte im Nordosten läßt die Nähe der Küste ahnen. Da blitzt es auch bald aus dem duftigen Gewebe heraus, eine im zarten, weißen Licht schimmernde Spitze wird sichtbar. Das ist der gewaltige Berg „Aconcagua," welcher dem Ankömmling den ersten Gruß des Landes sendet. Lange, weiße Linien schließen sich dem alles überragenden Gipfel an: wir erblicken den Hauptstock der Kordilleren.

Langsam löst sich, während das Schiff der Küste näher kommt, der Nebel zu blauen Streifen auf, welche nach und nach bestimmte Form und Farbe annehmen, endlich unterscheidet man deutlich Berge und Thäler, sowie das rötlich schimmernde Vorland. Von der Stadt selbst ist noch nichts zu sehen, da einige Höhenzüge dieselbe dem Auge verbergen. Bald dampft das Schiff in unheimlicher Nähe steil abfallender Klippen, an deren Fuß die Brandung sich hoch empor bäumt. Eine Heulboje mischt ihren langgedehnten Warnruf in das Rauschen der überstürzenden Wogen. Zur Rechten droht ein senkrecht emporsteigendes Kap, dessen Gipfel einen Leuchtturm trägt. Näher und näher eilt das Schiff an dieses heran. Die grünlich werdenden Wogen ebnen sich mehr und mehr, ein Zeichen, daß wir uns in geschützter Bucht befinden. Noch eine kurze Wendung um niederes Vorland und, wie durch Zauberei entstanden, liegt die lang ausgedehnte Stadt Valparaiso vor unsern Augen. In wenigen Minuten befinden wir uns im Gewühl des Hafens (Abb. 2), der Anker poltert in die Tiefe, das Schiff dreht langsam, während die Ventile den jetzt überflüssigen Dampf ausströmen lassen und das Heulen der Pfeife die Ankunft des Postdampfers den Bewohnern der Stadt anzeigt.

Dutzende von Booten drängen sich an das Schiff heran, doch herrscht hier beim Debarquieren eine im Vergleich zu anderen ähnlichen Hafenstädten musterhafte Ordnung und Kollegialität unter den Bootsführern,

Abb. 2. An der Landungsbrücke.

so daß man nicht in Sorge zu sein braucht, heil und trocken an Land zu kommen.

Nach einer milden Untersuchung des Gepäcks seitens der hier ausnahmsweise liebenswürdigen und zuvorkommenden Zollbeamten wird der Reisende irgend eins der gut beleumundeten Hotels aufsuchen und sich auf dem Wege dorthin über die so ganz europäisch aussehenden Straßen der unteren Stadt wundern.

Meine Beschreibung Valparaisos hätte eigentlich wie die der meisten Reisenden mit dem üblichen Jammer über ihren verfehlten Namen: „Thal des Paradieses“ beginnen müssen. Ich weiß nicht, was die werten Kollegen an den landschaftlichen Bildern der Stadt und Umgegend auszusetzen haben. Wenn man die Bezeichnung derselben freilich streng nach dem Bibelwort „Und Gott der Herr ließ aufwachsen aus der Erde allerlei Bäume, lustig anzusehen und gut zu essen ꝛc.“ nimmt, so finden sich allerdings hier nicht allzuviel Bäume zu lustigem Ansehen und gutem Essen. Aber ist denn von einem Paradiese das liebliche Grün unzertrennlich, birgt hier nicht die Natur in den grandiosen Bergformen, den sanften Buchten, dem blauen, nimmer ruhenden Meere ebenso ewige Schönheiten, wie der rauschende Wald und die wogenden Wiesen?

Von den westlichen Anhöhen der Stadt genießt man einen Ausblick, welcher zu den schönsten gehört, die ich je gesehen habe. Da fällt das Auge auf die malerischen Hütten der ärmeren Bevölkerung, dahinter blitzen hin und wieder, unterbrochen von dunkeln hohen Cypressen oder Eukalypten, die Häuser an den sanften Abhängen (Abb. 3). Unten im Thal reiht sich Straße an Straße bis zu der blauen Bucht. Und nun das Leben auf dem Wasser. Da liegen die langen Reihen der Schiffe, weiße Segel spiegeln sich in der kleinen Dünung. Weltfahrer kommen und gehen, ernste, düstere Kriegsfahrzeuge lassen trotzig ihre Flaggen im Winde wehen. Gelb und rötlich schimmernde, oft steil abfallende, mit Häusern besäete Hügel umsäumen die Bucht. Dahinter erheben sich in feiner blaugrauer oder violetter Tönung die Berge der Vorkordilleren, deren höchster, die „Campana,“ die Form einer Glocke hat. Alles aber überragend, schimmern in duftiger Ferne die weißen Schneegipfel der Hauptkordilleren, aus deren Mitte der gewaltige Riese „Aconcagua“ seinen Herrscherblick über Land und Meer wirft.

Über dem ganzen, lichtgetränkten Bild lagert heiliger Friede, wie ihn nur die Natur in ihrer erhabenen Ruhe zu geben vermag.

Scheidet abends im Westen die Sonne, so ruft sie die wunderbarsten Farbenwirkungen auf die im Lokalton so abwechselungsreiche Landschaft hervor. Der nicht mehr beleuchtete Vordergrund hebt sich kalt von dem in grellem Rot schimmernden Mittelgrunde der Stadt und der näherliegenden Berge ab, das Meer vertieft sich zu dunklem Stahlblau, in welchem nur einzelne rotglänzende Wolken lange Spiegelungen verursachen. Die grelle Beleuchtung tötet die zarten Farben des fernen Gebirges, dann aber senken sich Schatten über das Land. Dunkler und dunkler wird es im Mittelgrunde, und nun erglüht die Kordillere in voller Pracht, bis die eilig heranziehende Nacht auch über die Schneegipfel ihren Schleier wirft, noch einmal schimmert der Aconcagua herüber, dann verlöscht das rosige Licht, leichte Dunstnebel zeigen noch kurze Zeit die Stelle, wo der Riese schlummert. Die Dunkelheit verhüllt bald alles, Mond und Sterne beziehen ihre Himmelswache, glänzen und funkeln und spiegeln sich zusammen mit den Lichtern der Schiffe und der menschlichen Wohnungen in den klaren Fluten.

Wo so viel Naturschönheit sich häuft, verzichte ich gern auf die landesüblichen Bilder des Paradieses.

Valparaiso von der Ostseite, etwa vom alten Wege nach Santiago aus gesehen, bietet lange nicht gleiche Reize, und es ist merkwürdig, daß fast alle Aufnahmen der Stadt gerade von dieser ungünstigen Stelle aus gemacht werden. Das Auge schweift nur über das unendlich lang gedehnte Häusermeer, kaum daß das die Ferne begrenzende Kap bei Membrillo eine bemerkenswerte Silhouette bildet.

Es wird wohl ein großer Teil der Reiseschriftsteller von dieser bequem zu erreichenden Stelle aus seine landschaftlich mißgünstigen Vergleiche mit dem Paradiese angestellt haben.

Die Stadt selbst teilt sich der Bauart nach in eine europäische und eine chilenische.

Während bei erſterer der Typus des deutſchen mehrſtöckigen Wohnhauſes aus feſtem Material, Stein, Eiſen und Holz, vorherrſcht, erinnern die chileniſchen Bauten gewöhnlich

Abb. 3. Blick auf die Bai von der Marineſchule aus.

an ſpaniſche, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie der Erdbeben wegen einſtöckig ſind und aus an der Sonne getrockneten ölhaltigen Tonplatten beſtehen, welche durch ihre Nachgiebigkeit und gleichzeitige Zähigkeit den Bau vor dem Einſtürzen bei ſolchen Naturereigniſſen bewahren ſollen. Neuerdings ſcheint man von letzterem Glauben gänzlich abzukommen, namentlich treten deutſche Baumeiſter, an deren Spitze Herr Fehrmann, für Konſtruktion aus feſtem Material ein. Die neueren Bauten — Bank von Val-

Abb. 4. Chileniſcher Huaſſo.

paraiſo, das Opernhaus und andere öffentliche Gebäude — ſind in dieſem Sinne errichtet und weiſen Mauern von beängſtigender Dicke auf. Die Erdbebenprobe haben dieſe Konſtruktionen noch nicht im vollſten Maße durchgemacht, da zwar wöchentlich Erdſtöße vorkommen, jedoch größere vernichtende Kataſtrophen glücklicherweiſe fern geblieben ſind. Der Himmel verhüte, daß die dortigen Architekten ihren Streit zum Austrag bringen und, wenn es einmal dazu kommt, ſo mögen ſich beide Bauarten bewähren, ſonſt möchte Valparaiſo ein recht elendes Ausſehen bekommen. Nun, ich glaube, daß die Erdbeben lange nicht ſo gierig nach menſchlichem Eigentum ſind, als die Herren der Schöpfung ſelbſt, und ein paar animierte Kriegsſchiffkapitäne können in nächſter Zeit vielleicht mehr zerſchmettern, als die bös beleumundeten Naturereigniſſe jemals im ſtande wären.

Die Bewohner Valparaiſos haben beim Bau ihrer unteren Stadt große Thatkraft bewieſen. Wer würde es glauben, der heute durch die prächtigen Straßen Calle Erazuriz, Calle Blanco, Calle Cochrane und andere wandelt, daß hier noch vor kurzer Zeit das Meer gegen den Felſen brandete! Mächtige Strecken Waſſers mußten durch Molenbauten abgegrenzt und die Zwiſchenräume mit Felsſtücken, Steinen und Sand ausgefüllt werden, um Terrain für ebene Straßen zu bilden. Oft zerſtörte die Wut des Elementes in einer einzigen Nacht die Errungenſchaften jahrelanger Thätigkeit, doch unentwegt arbeitete menſchliche Energie weiter, um ſchließlich das Meer zu beſiegen. Die Eroberung im Terrain iſt noch nicht abgeſchloſſen, freilich wird die nach der Bai hin zunehmende Tiefe aller menſchlichen Thatkraft Grenzen ſetzen.

Die Hauptader Valparaiſos beginnt bei der Plaza de Municipalidade mit der Calle Cochrane, welche in die Calle Victoria mündet. Dieſe führt in unendlicher Länge an der Plaza de Victoria vorbei bis zum Almendral, dem öſtlichſten Stadtteil. Dieſe große Straße trägt den ganzen Verkehr zwiſchen dem chileniſchen Oſten und dem europäiſchen Weſten der Stadt. Geſchäftsſtraße und Promenade zugleich, bietet ſie alles, was man vom großſtädtiſchen Leben und Treiben verlangen kann. Der Reiſende, welcher an den eleganten Gebäuden, Geſchäftshäuſern, Hotels vorübergeht, vergißt auf kurze Zeit, daß er Tauſende von Meilen der europäiſchen Heimat fern iſt. Von den übrigen Straßen iſt nicht viel zu ſagen, nur, daß ſie ſich einer größeren Reinlichkeit, als es ſonſt in Südamerika der Fall iſt, erfreuen. Der Plätze ſind bei den beſchränkten Raumverhältniſſen der unteren Stadt nur wenige. Die vorerwähnten Plaza de Municipalidade mit den Statuen der Admirale Pratt und Cochrane, ſowie die Plaza de Victoria mit dem neuen Opernhaus und der Kirche ſind wohl die einzig nennenswerten. Gotteshäuſer gibt es genug in Valparaiſo, doch nur bei wenigen hat man ſich den Luxus eines hohen Turmes geſtattet. Auf einigen Hügeln, dem Cerro de Conception und dem Cerro

Abb. 5. Auf Reisen über Land.

Allegre, welch letzterer mittels Drahtseilbahn zu erreichen ist, haben viele deutsche und englische Kaufleute ihre prächtigen Wohnhäuser und genießen dabei eine Art von Landleben inmitten der Großstadt. Der östliche Teil Almendral, sowie die Bergstraßen haben den chilenischen Charakter bewahrt, jedoch der immer größer werdende Verkehr wird auch hier viel mit dem Althergebrachten aufräumen und kann man jetzt schon Valparaiso eine europäische Stadt nennen, so wird sie es in Zukunft erst recht werden. Thatsächlich hängt die Stadt mit allen Fasern an der alten Welt. Sie bildet den Stapelplatz aller europäischen Erzeugnisse, welche auf den Markt der ganzen westamerikanischen Küste bis Panama hinauf kommen. Deutsche, Engländer und Franzosen eifern mit den Chilenen um die Wette, die hervorragende Stellung Valparaisos als Welthandelsplatz zu behaupten, und wenn die Herren Präsidentisten, Kongressisten und andere Sisten die Bewohner mit ihrer Zuneigung oder Feindschaft verschonen würden, so brauchte die Stadt um ihr Gedeihen nicht zu sorgen. Der Chilene selbst hat hervorragende nationale Eigenschaften, welche ihn befähigen, eine hohe Stelle in der Zivilisation Südamerikas einzunehmen. Heiter, gutmütig von Charakter, lernbegierig, dabei energisch und ausdauernd wird es ihm leicht, die Errungenschaften europäischer Bildung und Wissenschaft sich anzueignen. Er leidet nicht an der grenzenlosen Einbildung der übrigen Südamerikaner, die da meinen, alles besser zu wissen und zu können als die altmodischen Europäer, sondern unterwirft sich gern einer gerechten Kritik und versucht daraus zu lernen.

In den meisten jener Republiken sieht man immer noch zu den Franzosen empor, als den einzigen Trägern der Zivilisation, der Ritterlichkeit, des Geschmacks und versucht es, jenen nachzueifern und es ihnen sogar in den größten Absurditäten zuvorzuthun. Der gebildete Chilene macht eine rühmliche Ausnahme davon. Der scharfe, kritische Maßstab, den er an die Nationen legt, hat ihn gelehrt, daß alle diese den Franzosen zugeschriebenen Eigenschaften der Sage, oder wenigstens der Vergangenheit angehören. Alle Phrasen, alle Posen, alle Reklamen unserer transrheinischen Nachbarn vermögen der nach Wahrheit strebenden Jetztzeit nicht mehr die Meinung beizubringen, daß das schöne Frankreich die Spitze der Zivilisation bildet und wenn die meisten Südamerikaner diese Meinung noch hegen, so ist es entweder Unwissenheit oder Parteilichkeit.

Der Engländer steht bei den Chilenen im Vordergrunde des Interesses. Die großen, praktischen, zivilisatorischen Aufgaben, welche er gelöst hat, imponieren dem rührigen Volke. Der Grad der inneren Zuneigung ist des bekannten britischen Eigennutzes wegen zwar kein allzugroßer, jedoch sind der Anknüpfungspunkte — Handel und Industrie — so viele, daß eine dauernde Freundschaft gesichert ist.

Daß der thatkräftige Chilene dem mächtig emporblühenden Deutschland seine Sympathien entgegenbringt, ist leicht erklärlich. Gleich uns hat das Volk schwer um seine Existenz gekämpft. Eingeengt von zwei Seiten, ungeschützt vor dem Gegner vom Meere aus, angefeindet von den Nach-

Abb. 6. Chileniſcher Tanz „Cueca."

barn, hat es um ſeine Selbſtändigkeit ſtreiten und die gebührende Achtung ſich erzwingen müſſen. In den Erfolgen auf kriegeriſchem ſowie friedlichem Gebiet, ja ſogar in dem philoſophierenden, etwas ſchwermütigen Charakter haben beide Nationen eine gewiſſe Ähnlichkeit. Es iſt daher kein Wunder, daß die Zuneigung der Chilenen zu Deutſchland und den Deutſchen täglich wächſt, und hoffentlich werden die guten Beziehungen auf die Dauer erhalten werden.

Die Ziviliſation hat die höheren Stände der Völker ſozuſagen mit der Maſchine bearbeitet. Sie gleichen ſich in ihrem Äußeren, in ihren Lebensgewohnheiten auf ein Haar, und wenn nicht die niederen Klaſſen ihre Urſprünglichkeit und äußeren nationalen Eigenſchaften behalten hätten, ſo brauchte der Reiſende ſich kaum mehr in die Welt hinauszubemühen, um fern wohnende Menſchen kennen zu lernen.

Der chileniſche Landwirt, Bauer, Hirt, Kleinhändler und Arbeiter hat glücklicherweiſe in Tracht und Gewohnheit ſo viel Urſprünglichkeit behalten, daß das den Frack und Cylinder verabſcheuende Malerauge reichlichen Genuß finden kann.

Steigt man hinauf in die Bergſtraßen Valparaiſos (Abb. 1), ſo befindet man ſich inmitten des regſten Verkehrs. Da lebt und webt, kribbelt und krabbelt es in den dichtbevölkerten, oft ungepflaſterten Straßen. Schmucke Reiter auf Pferden oder Maultieren drängen ſich an mit Ochſen beſpannten Caretas (Abb. 5) vorbei, ganze Herden von Rindvieh werden die Höhen hinauf oder hinabgetrieben, bepackte Eſel winden ſich durch das Gewirr, dazwiſchen klimmen Fußgänger im Bergſchritt die ſteilen Steige empor. Die kräftigen Geſtalten, welche auf den gedrungenen Tieren ſitzen, machen ſich überaus maleriſch (Abb. 4). Trotzige Geſichter, deren Züge araukaniſches Blut verraten, blicken unter den breitrandigen Strohhüten hervor. Der Oberkörper iſt nur mit einem Hemd bekleidet, über welches der ſchwere, große Poncho oder eine kleine Abart desſelben, die Manta, fällt. Die Beine ſind mit Schaffellen umwickelt, eine Tracht, welche jedoch immer ſeltener wird und der internationalen Hoſe weichen muß. An die hohen Lederſtiefeln ſind die ſchweren, mit tellergroßen Rädern verſehenen Sporen geſchnallt, welche durch ihr martialiſches Klirren den Neid unſerer jüngſten Leutnants erregen könnten. Reiche Huaſſos oder Bauern tragen außerdem ſilbergeſtickte Jacken mit klingenden Metallverzierungen unter dem Poncho, Ringe und dergleichen. Die Frauentracht iſt die denkbar einfachſte. Ein Hemd verhüllt den Oberkörper, ein kurzer, ſelten bunter Rock fällt von den Hüften in wenigen Falten über die Unterkleider herab. Die Geſtalt wird vom Kopf bis zu den Knien mit einem ſchwarzen, befranzten Tuch, dem Manto, welcher nur das Geſicht frei läßt und maleriſch um die Schultern geſchlungen wird, verhüllt. Da nun faſt jede chileniſche Dame den Manto trägt, ſo machen die

vielen einherwandelnden ſchwarzen Geſtalten einen eigentümlichen Eindruck, welcher namentlich in der Kirche zur Geltung kommt, ſo daß es jedesmal ausſieht, als ob dort Trauergottesdienſt abgehalten wird. Der niedere Chilene beſitzt einen heiteren, gutmütigen Charakter, hat aber doch ſo viel indianiſches Blut in ſeinen Adern, daß er, wenn einmal ſeine Leidenſchaften angeregt ſind, auch leicht in das Gegenteil verfällt. Übergroße Mäßigkeit im Genuß geiſtiger Getränke kann man ihm auch nicht gerade nachrühmen. Wenn die neue Chicha (Weinmoſt) gut geraten iſt, ſo geht es in den Bergen toll her. Blutige Szenen ſind alsdann nichts Seltenes. Erſt wenn die Fäſſer alle geleert ſind, bringt der allgemeine Kater und das nationale Bauchkneifen die Leutchen zur Beſinnung.

Daß die Chilenen ein Reitervolk ſind, ſieht man auf den erſten Blick. Jung und Alt ſitzt tagsüber im Sattel und ſcheint mit dem Pferde völlig verwachſen zu ſein. Menſch und Tier gehören dort unzertrennlich zu einander.

Lieber Gott, wir ſahen ja in Berlin doch auch Beweiſe der intimſten Freundſchaft zwiſchen beiden Lebeweſen, zum Beiſpiel zwiſchen denkenden, gefühlvollen Droſchkenkutſchern und deren Pflegebefohlenen, aber ſolche ſeeliſche Verſchmelzung beider Charaktere, wie ich dort Gelegenheit gehabt habe zu beobachten, kommt doch in unſeren Breiten nicht vor.

Señor Don José hat mächtig Chicha gekneipt und will ſich nach Hauſe begeben. Stehen kann der biedere roto nicht mehr. Der Himmel oder ein guter Freund hat ihm glücklich auf den Gaul geholfen. Dieſer trabt los. Sobald das brave Tier fühlt, daß ſein Herr, dem ewigen Geſetz der Schwere folgend, nach einer Seite hinunterfallen will, ſchiebt es ihm ſein Hinterteil unter und hilft dem edlen Don, das Gleichgewicht wieder zu gewinnen. Im nächſten Augenblick wiederholt ſich dasſelbe Manöver nach der anderen Seite zu. Das Pferd verfolgt dabei einen ſchlangenähnlichen Kurs und windet ſich, als ob es Magenkrämpfe hätte. Fällt der wankelmütige Reiter, ſo bleibt der Gaul auf dem Fleck ſtehen und bietet dabei einen ſo troſtloſen Anblick dar wie Seni an der Leiche Wallenſteins. Eine hilfreiche Hand hebt den Reitersmann wieder in den Sattel und wenn alles gut gegangen iſt, bringt der brave Gaul den edlen Don heim in die Arme ſeiner braunen Gattin, die ihn in gebührender Weiſe zu neuem Leben erweckt.

Der Chilene behandelt das Tier in brutalſter Weiſe, trotzdem hängt es mit größter Liebe an ſeinem Herrn und leiſtet oft bei ſchlechteſtem Futter an Ausdauer und Ertragung von Strapazen außergewöhnliches.

Das niedere Volk führt ein verhältnismäßig bequemes, jedoch arbeitſames Leben. Die Induſtrie hat das Kleinhandwerk noch nicht verdrängt. In Land- und Viehwirtſchaft, Wein- und Bergbau findet jeder Beſchäftigung. Daneben blüht der Kleinhandel und das Transportgeſchäft beweglicher Güter. Eiſenbahnen gibt es im Lande noch wenige, die Waren werden auf Packeſeln oder mit Ochſen beſpannten Caretas Hunderte von Meilen weit ihrem

Abb. 7. Conductura.

Bestimmungsorte zugeführt. Reisen werden meist zu Pferde auf kleinen zweiräderigen Karren, welche oft wochenlang den Aufenthaltsort der Familie bilden müssen, gemacht. Übervölkerung kennt man in Chile noch nicht, im Gegenteil herrscht großer Mangel an Arbeitskräften. Der Chilene lebt daher ziemlich sorglos in den Tag hinein. Zu Lustbarkeiten ist er stets aufgelegt. In den Vendas de vinos (vulgo Kneipen) verstummt die Guitarre selten. Man hört ein eintöniges Summen dieses Instrumentes, eine Violine quietscht dazwischen, während lautes Händeklatschen den Takt dazu angibt. Mitten in einem Kreise lustiger rotos wiegt sich ein Paar im Tanze

Abb. 8. Membrillo.

oder windet sich vielmehr in graziösen und ungraziösen Verrenkungen. Tänzer und Tänzerin singen sich dabei gegenseitig in guten oder schlechten Knittelversen an und wedeln während der verschiedenen Pas mit den Schnupftüchern, welche auch wohl einzig und allein zu diesem Zwecke gebraucht werden. Den Tanz nennt man Queca (Abb. 6). Ist das erste Paar zu Tode erschöpft, so springt ein zweites vor, bis die Reihe herum ist, worauf die Sache von vorn wieder anfängt. Der Musik wird viel gehuldigt, nur ist es bedauerlich, daß sich die europäische Ziehharmonika eingebürgert hat. Der Klang der Guitarre und Mandoline hat wenigstens etwas Sanfteres, als der, welcher aus jenem Marterinstrument herausweht. — Valparaiso besitzt natürlich auch eine Pferdebahn, welche den Westen der Stadt mit dem Osten verbindet. Was die großen, gelben Deckwagen besonders ziert, sind die weiblichen Kondukteure, bei deren Engagement die Direktion großen Geschmack bewiesen hat (Abb. 7). Es sind meist junge, hübsche, frische Mädchen, welche den Dienst versehen. Ein kleiner, runder Strohhut sitzt keck im Genick, über das Kleid ist eine reine, weiße Schürze gestreift, Ledertasche und Blechschild mit der Nummer bilden die Attribute ihrer Thätigkeit. Der Eingeborene ist freilich längst an den Anblick dieser Conducturas gewöhnt, um so länger aber weilt das Auge des neuangekommenen Fremden auf den Schönen. Sie sollen ungemein spröde sein, doch wenn man dem Witzblatte Padre Padilla Glauben schenkt, so schlagen die kleinen, von der Nummer bedeckten Herzen für die Geistlichkeit um so höher.

In Valparaiso lebt eine große Anzahl Deutscher. Meist gehören sie dem Handelsstande an, daneben finden sich Gelehrte und Künstler, welche sich des besten Rufes erfreuen. Ein festgegliedertes Band — der deutsche Klub — fördert das Deutschtum. In den eleganten Räumen des Vereins herrscht rege Geselligkeit, so daß der gebildete Chilene gern dort zu Gaste ist. Besondere Erwähnung verdient das vor-

züglich geleitete deutsche Hospital, von welchem aus der Kranke und Genesende einen herrlichen Ausblick auf die Bai genießt. Mich selbst hatte das Schicksal in jene Räume geführt und ich bin durch die sorgsame unter Aufsicht des Herrn Möller stehende Pflege, sowie die Kunst meines verehrten Freundes, Dr. Th. v. Schröders, vom sicheren Tode gerettet worden.

Die Umgebung Valparaisos bietet noch eine Fülle prächtiger Strand- und Landschaftsbilder. Im äußersten Westen der Stadt befindet sich die fiskalische Mole, an welcher die meisten großen Oceandampfer laden und löschen. Folgt man von hier aus der hart am Meere entlang führenden Landstraße, so gelangt man an das im Eingange meiner Beschreibung erwähnte Kap bei Membrillo (Abb. 8). Die schroff abfallende Felswand mit den vorlagernden Klippen, über welche hinweg die donnernde Brandung ihren Gischt bis zur Straße schleudert, bietet ein prächtiges Bild dar. Weiter nach Westen wird die Küste immer steiniger, der Weg immer beschwerlicher, so daß Spaziergänge nach dieser Richtung hin sehr ermüdend sind.

Abb. 9. Vegetationsbild in den Quebradas.

Ungleich lieblicher ist die Umgebung der Stadt nach Osten zu. Den freundlichen Vorort Viña del Mar hat sich die wohlhabende Bevölkerung zum Sommeraufenthalt gewählt. Hier blüht und grünt es in den Bergeinschnitten, Quebradas genannt, so daß der Wald- und Gartenfreund reichlich Entschädigung für den in der Stadt entbehrten Baumwuchs findet. Im regenarmen Sommer jener Gegenden trocknen die Flüsse vollkommen aus, nur in den Quebradas hält sich das Wasser, um einer üppigen Vegetation Leben zu geben. Der in dieser Hinsicht berühmteste Bergeinschnitt ist die Quebrada bei Salto (Abb. 9).

Eine originelle Pflanzenwelt findet sich hier zusammen. Da grünt die nordische Pappel friedlich neben dem Kinde des Südens, der Palme, die Weide neben der Bambusstaude, dazwischen erheben sich die schlanken, himmelhohen, kahlen Eukalyptusbäume, während riesige Kakteen dicke stachlichte Säulen bis zu zwanzig Fuß Länge aus dem Boden treiben. Eine merkwürdige Form zeigt die Chilepalme, deren Stamm sich am besten mit einer Weißbierkruke an Gestalt und Farbe vergleichen läßt. Ein munterer Bach murmelt durch das lebendige

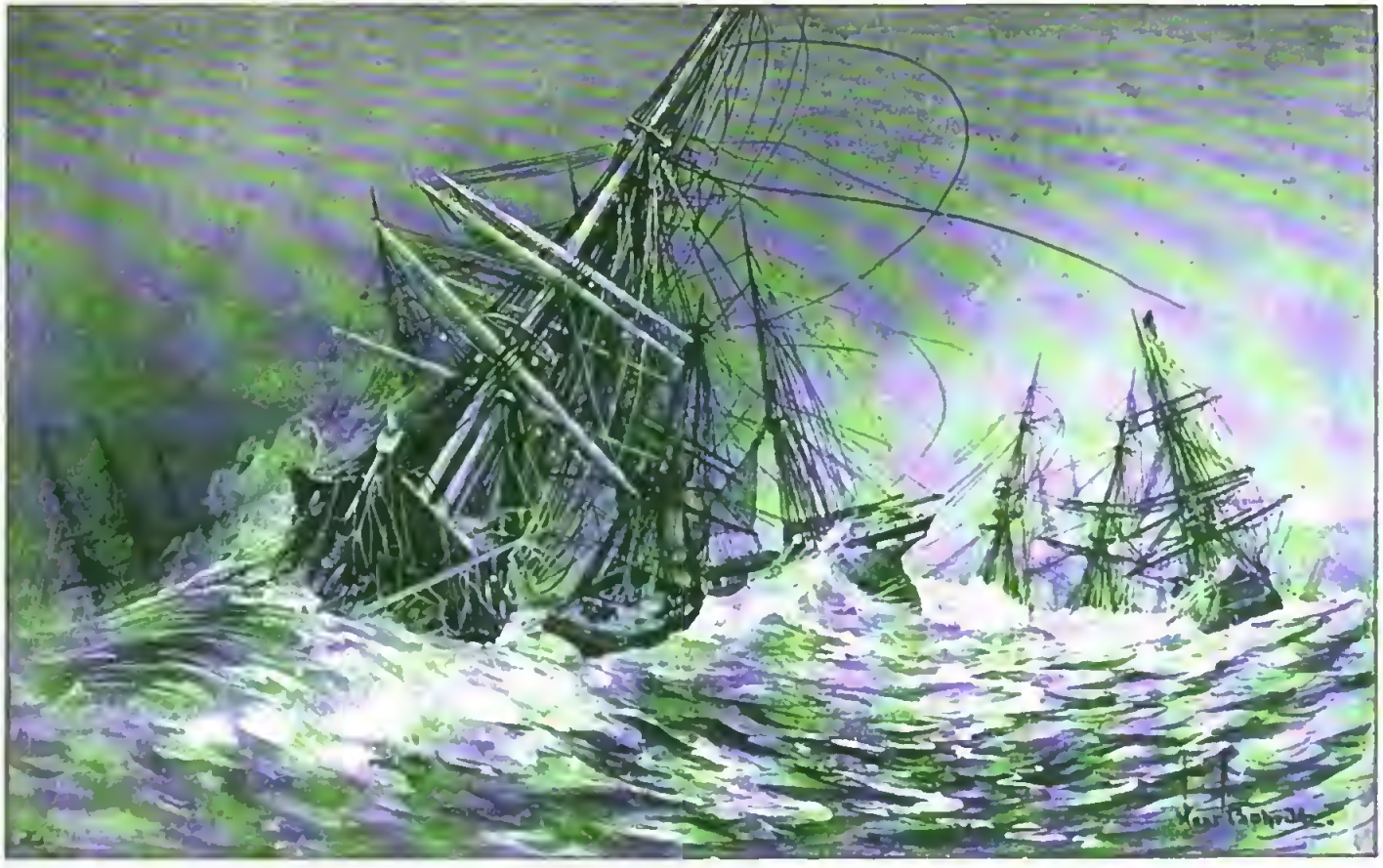


Abb. 10. Im Hafen bei Nordsturm.

Abb. 11. Chilenischer Matrose.

Grün der Quebrada. Lauschige Plätze unter dem Blätterdach geben den hiesigen Dichtern Anregung genug, auch das blühende, grünende Paradies zu besingen.

Gewitter gibt es in den regenarmen Gegenden wenig oder gar nicht. Der Himmel läßt seine Stimme nur beim Sturm zur Winterzeit hören.

Desto mehr grollt die Mutter Erde. Bei meinem zehnmonatlichen Aufenthalt in Chile habe ich ziemlich alle Arten Erdbeben, mit Ausnahme der schweren, vernichtenden Stöße, erlebt und Gelegenheit gehabt, die eigentümliche Wirkung derselben auf den Neuling kennen zu lernen.

Das erste Grollen und Rollen des Bodens bemerkt man kaum, oder mißt ihm keine große Bedeutung bei, sagt sich vielleicht auch: „Aha, das war also ein Erdbeben." Man begreift die Empfindsamkeit der Eingeborenen, welche sich deutlich zeigt, nicht und glaubt, daß die Leute doch eigentlich daran gewöhnt sein sollten, den lieben Fußboden wackeln zu sehen. Ist man jedoch erst einige Dutzend Male Zeuge dieses Naturereignisses gewesen, redet es aus der Tiefe immer deutlicher, daß keineswegs Verlaß auf die gute Mutter Erde ist, so ergreift den Menschen beim leisesten Rollen des Bodens ein eigentümliches Gefühl der Unsicherheit und nach einiger Zeit teilt er die allgemeine dort in bezug auf die Erdbeben herrschende Nervosität. Daß die Eingeborenen allen Grund zur Unruhe haben, lehrt die Geschichte des Landes zur Genüge.

Ziemlich neun Monate im Jahre lacht der blaue Himmel über Stadt und Bucht. Kleine Wolken und Nebel ziehen häufig vorüber, verhüllen auch wohl die fernen Berge, doch Regen spenden sie nie. Die liebe Gottessonne strahlt ungehindert ihre sengende Glut aus, welche unerträglich wäre, wenn nicht der schon am frühen Nachmittage vom Pol herwehende, regelmäßige Südostpassat einsetzte und eine annehmbare Temperatur herstellte. Die Luft kühlt sich alsdann derartig ab, daß man es des Abends sogar zum leisen Frösteln bringen kann. Der gesegnete Südwind ist es, welchem Valparaiso sein Entstehen und Bestehen verdankt. Die nach Norden zu gänzlich offene, ungeschützte Bucht könnte kaum einen

Abb. 12. Chilenischer Soldat.

Ankerplatz, geschweige denn einen Hafen hergeben, wenn veränderliche Winde die Riesenwogen des Stillen Oceans in die Bai hineindrängten. Der stetig wehende, von den Bergen fallende Passat kräuselt nur das Wasser; erst draußen, fern vom Landschutz, gelingt es ihm, wirkliche Wellen zu stande zu bringen und diese mit ihren gewaltigen, vom Süden heranrollenden Schwestern zu vereinen. Im Hafen aber liegen die Schiffe wie in Abrahams Schoß. Man kann sich kein schöneres Bild des Friedens denken, als diese stille Bucht mit ihren Hunderten in majestätischer Ruhe vor Anker liegender Weltfahrer. Wie entsetzlich verändert aber ist die Szene, wenn zur Regenzeit der Wind nach Norden umspringt und zum Sturme ausartet.

Ich habe lange Jahre das blaue Wasser befahren, bin an Heulen und Pfeifen in Luft und Takelage, an den Anblick der gewaltigsten Wogenberge gewöhnt, habe Menschen in halbwracken, treibenden Fahrzeugen mit dem Element ringen sehen und selbst gerungen, aber noch nie ist mir das Meer so unmittelbar vernichtend in seiner Wirkung erschienen, wie hier in der sonst so friedlichen Bucht Valparaisos.

Unheimlich schwellen die Wogenberge an, brausend stürzen ihre Kämme über, donnernd branden sie gegen die Bollwerke und überschwemmen die Straßen der unteren Stadt. Die hilflosen Schiffe im Hafen bilden ein tolles Durcheinander (Abb. 10). Bald hoch emporgeschleudert, bald tief hinabgesenkt, den Bug in Schaum und Gischt gehüllt, zerren sie an ihren, zum Zerspringen straffen Ankerketten. Wehe dem Fahrzeug, welches sich losreißt, sein Schicksal ist besiegelt, des Menschen Witz und Kunst sind zu Ende. Ein aussichtsloser Kampf beginnt, der zweite, dritte und letzte Anker rollt in die Tiefe — vergebens — das in Gang geratene Schiff sprengt alle Ketten. Selbst verfehmt, reißt es in krachendem Zusammenstoße andere Fahrzeuge mit in das Verderben.

Nach kurzem Treiben berührt der Kiel den Grund und nun wälzt sich die See triumphierend über ihr Opfer hinweg, wenige Zeit darauf spielt die Brandung mit Trümmern und Leichen.

Das ungewöhnlich Grauenhafte dabei aber ist, daß alle die Schreckensszenen angesichts der Großstadt geschehen. Tausende rüstiger Arme möchten gern Hilfe bringen und vermögen es nicht. Ohnmächtig muß der Mensch zusehen, wie seine Brüder vergeblich mit dem Elemente ringen.

Jeder schwere Nordsturm fordert im Hafen von Valparaiso seine Opfer. Meist sind es natürlich Segelschiffe, da die Dampfer sich noch rechtzeitig auf die hohe See retten können. — —

Militär und Marine (Abb. 11 u. 12) spielen jetzt in Chile die, wenn auch nicht gerade sehr ehrenvolle Hauptrolle. In bezug auf Ausdauer und Tapferkeit hat sich der dortige Soldat einen geachteten und gefürchteten Namen erworben, selbst unsere kritischen preußischen Offiziere halten mit ihrem Lobe der militärischen Eigenschaften des Volkes nicht zurück.

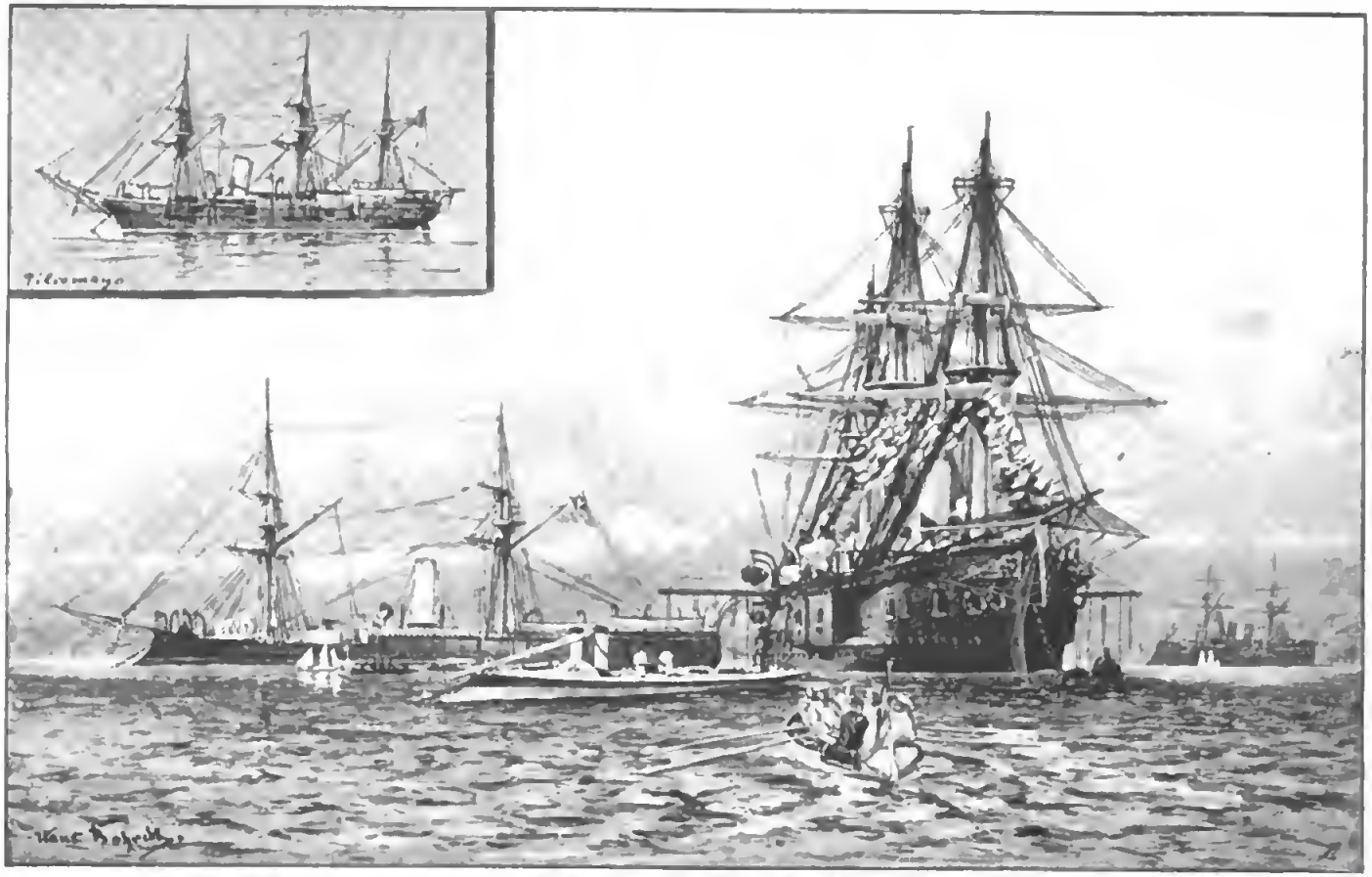
Die neuerdings eingetretene Lockerung der Disziplin ist wohl nur eine Folge der Sünden der Regierung, welche das Militär zur Beteiligung an politischem Parteigetriebe ermuntert. Es wäre jedoch besser gewesen, wenn dieselben Truppen, welche den berühmten Marsch durch die Wüste gemacht und die Schlacht bei Chorrillos geschlagen haben, der Welt nicht das traurige Beispiel soldatischer Degeneration gegeben hätten.

Da nun auch die chilenische Marine so gütig war, für und wider Partei zu nehmen, so erwarten die Seemächte mit Spannung die interessantesten Aufschlüsse über die Brauchbarkeit moderner Schlachtschiffe.

Der letzte „Peruanische Krieg" hat den Chilenen die zwingende Notwendigkeit dargethan, ihre dem Gegner offenen Küsten durch eine Flotte zu schützen.

Während damals das Heer des Feindes zu Lande Herr wurde, waren die Hafenstädte dem zur See mächtigen Gegner vollständig preisgegeben. Ein einziger peruanischer Monitor, der „Huascar," war im stande, durch sein bloßes Erscheinen alles in Schrecken zu versetzen.

Erst die Schaffung einer starken Flotte gab dem Lande die volle Sicherheit wieder, und die Erfolge, welche letztere durch die Wegnahme des Huascar, Pilcomayo und anderer feindlicher Schiffe errang, begeisterten das Volk für die schwimmende Wehr des Landes, so daß heutzutage die chilenische Seemacht nicht zu verachten ist. Eine Anzahl gepanzerter Kasemattschiffe im Typus des in der Abb. 13 gezeigten „Almi-



Huascar. Torpedoboot. Almirante Cochrane. Esmeralda.

Abb. 13. Chilenische Kriegsschiffe.

raute Cochrane," sowie schneller Kreuzer und Torpedoboote bilden mit den Fahrzeugen älteren Datums ein Kriegsmaterial, welches den südamerikanischen Republiken mehr als gewachsen ist. Mit innigstem Vergnügen werden daher Peru, Bolivia und andere Feinde des kleinen thatkräftigen Reiches den Bruderkampf beobachten, vielleicht können sie sogar dabei noch etwas profitieren.

Ich will nicht mit Betrachtungen über die politische Fäulnis des Landes, dessen gern gesehener Gast ich gewesen bin, schließen. Innerlich steigt mir ein sonderbarer Gedanke auf. Wie wäre es, wenn ein derartiges fleißiges, tüchtiges Volk es einmal mit einer thatkräftigen Monarchie, welche der elenden Interessenwirtschaft ein Ende machte und mit dem Volke über das Volk herrschte, versuchen würde! Ich höre das Hohngelächter drüben in Amerika — es ist auch eine gräßlich dumme Idee — aber schön wäre es doch!

Frühkonzert im Mai.

Von Heinrich Seidel.

(Abdruck verboten.)

Die Lerche steigt am Morgen
Noch vor der Sonne auf —
Im Dämmerschein verborgen
Schwebt singend sie hinauf.
Sie badet ihr Gefieder
Im ersten Morgenstrahl
Und stürzt sich jauchzend nieder
Ins grüne Wiesenthal.

Was hat der Fink zu schlagen
Auf seinem grünen Ast?
Er hat nicht viel zu sagen,
Doch sagt er's ohne Rast.
Die Schwalbe gar im Fluge
Singt hell ihr krauses Lied,
Dieweil der Staar, der kluge,
Die Silbertöne zieht.

Die Nachtigall im Flieder
Sang schon die ganze Nacht,
Nun jauchzet sie schon wieder,
Da kaum der Tag erwacht.
Wie drängt in Frühlingstagen
Sich Liebe, Lust und Leid —
Es ist nicht auszusagen
In dieser kurzen Zeit!

Zu jungen Blütenzweigen
Da rieseln fröhlich hin
Wie Pfeifen und wie Geigen
Grasmücken-Melodien.
Es tönt vom Erlenhage
Mit weichem Flötenklang
Wie eine sanfte Frage
Des Fitis holder Sang.

Es brüllt im Sumpf die Dommel
Von Frühlingsluft erfaßt,
Der Specht rührt seine Trommel
Auf einem dürren Ast.
Der Storch im Wiesengrunde
Will auch nicht müßig sein,
Als dritter nun im Bunde
Fällt er mit Klappern ein.

Es jauchzt von allen Ästen,
Aus jedem Busch hervor —
Klingt manches nicht zum besten,
Es macht sich doch im Chor.
Denn horch nur welch ein Schwätzen
Im Schilfrohr, welch' Geknarr —
Halb klingt's wie Sichelwetzen
Und halb wie Froschgequarr!

Dem frühlingstrunknen Ohre
Erscheint auch dieses schön —
Zu einem frohen Chore
Schwillt all dies Lustgetön,
Und seine Klänge schweben
Empor zum Himmelszelt!
„Wie herrlich ist das Leben
Auf dieser schönen Welt!"

Wie Pierrino zum Sänger wurde.

Novelle von Ant. Andrea.

(Abdruck verboten.)

Seine Mutter trug ihn noch auf dem Arm, als sein Vater beim Korallenfischen an der tunesischen Küste ums Leben kam. Sie war eine Neapolitanerin gewesen, eine von den zarten, lymphatischen Blondinen aus Santa Lucia, und hatte dem jungen, braunwangigen Gatten keine anderen Schätze ins Haus gebracht, als ein sanftes Gemüt und eine wunderholde Stimme. Wenn sie im Zwielicht des Sommerabends auf der Thürschwelle saß, den hübschen, schwarzlockigen Bambino im Schoß, und die Lieder ihrer Heimat sang, dann verstummte der Lärm in der Nachbarschaft und die Vorübergehenden standen still, um zu lauschen. Dem alten Salvatore hatte sie oft mit ihrem Gesange das Herz erfreut, zuweilen auch den Magen gestärkt mit einem Teller Maccaroni, deshalb nahm er ihren Kleinen zu sich, als sie starb. Er war nur ein armer Cerini-Verkäufer, der in der gesellschaftlichen Rangordnung nicht viel höher stand als ein Bettler, aber er hielt das Bübchen wie sein eigenes Fleisch und Blut, das heißt: er teilte seinen Strohsack und sein Stückchen Brot mit ihm und er erzog es im übrigen nach der Methode der Vögel unter dem Himmel.

Den ganzen lieben Tag wälzte Pierrino sich im Strandsande; der Regen wusch ihn, die Sonne trocknete ihn und wenn er müde war, lullte das Meer ihn mit sanftem Rauschen in den Schlaf.

Als er größer wurde, machte sein

Pflegevater den Versuch, ihn für das „Geschäft“ heranzubilden, aber er offenbarte so wenig Sinn für den Cerini-Handel, daß er, anstatt seine Ware auszuschreien und sie den Kunden, welche auf dem Lido landeten, aufzudrängen — sich nebst seinen Cerini-Kasten in den Schatten eines umgestülpten Bootes legte und so viel in den blauen Himmel guckte, daß er einschlief.

„Warum sollte der Junge seine Jugend nicht genießen?“ meinte der alte Salvatore, der wie ein echter Venetianer gern philosophierte. „Die Welt ist nur so lange schön, wie man vergnügt lebt. Wenn das zu Ende geht, wenn man alt und grämlich wird, dann kann man sich aufs Arbeiten legen.“

Glücklich in seiner Bedürfnislosigkeit und Unschuld bummelte Pierrino sich zum Jüngling heran und zwar zum schönsten und beliebtesten auf dem ganzen Lido. Beim reinen Nichtsthun verdiente er sein Geld, oft mehrere Lire den Tag. Er führte die Fremden umher, schenkte den Damen Ansichten von Venedig, die recht schlecht waren, aber von den Herren gut bezahlt wurden. Er stand Modell, besorgte Aufträge, half den Fischern beim Herausziehen der Netze und trug den Blumenmädchen und Fruchtverkäuferinnen die Körbe: kurz, bei Hoch und Niedrig, Jung und Alt machte er sich nützlich und angenehm. Die Dirnen nannten ihn „Il Bello“ und liebäugelten mit ihm, sein Ideal war indes kein Weib, sondern ein Straßensänger, der des Abends, die Mandoline im Arm, mit anderen Musikvirtuosen auf dem Canale grande fuhr und seine Stimme erschallen ließ, daß die Balkone an den vornehmen Palästen sich mit Damen füllten, die entzückt zuhörten und nachher dem Sänger Beifall spendeten.

Ach, das Ideal erschien ihm unerreichbar: er konnte ja nicht singen! Freilich hatte er den Kopf voller Lieder und Melodien, die er den Sängern, den Vögeln und selbst dem Meere abgelauscht hatte, doch wenn er singen wollte, war es, als ob die Stimme, die heraus kam, ihm nicht gehörte und erschrocken über das Fremde in ihm drückte er sie in der Kehle zusammen, bis sie in seinen starken Atemzügen erstickte.

Wenn der Mond über den Lagunen schwebte und mit seinen Strahlen die zitternden Wellchen umfing, wenn der Nachtwind den weißen Strand liebkoste und die Sterne Lichtreflexe auf das dunkle Wasser warfen, daß es schien, als ob das schlummernde Venedig zwischen zwei Himmeln gebettet läge, wenn dazwischen das Meer seufzte und flüsterte und rauschte und brauste, dann dachte Pierrino, die ganze Unendlichkeit des Luftkreises wäre angefüllt mit Tönen, die sich bei jeder Schwingung zu einer gewaltigen Melodie vereinten, und alles, was da lebte, müßte in Musik zerfließen, er zu allererst.

Einmal ertappte ihn der alte Salvatore einsam am Strande, blaß vor Wehmut und Mondschein: „Junge, was fehlt dir? Hast Liebesgram?“

„Nein.“

„Hunger und Durst?“

„Nein.“

„Was, zum Henker, schneid'st dann Gesichter?“

„Ich möcht' ein Sänger werden.“

Der Alte meinte, das hielt' schwer, weil er nicht singen könnte, auch gäbe er nicht viel auf brotlose Künste. Ob er es nicht einmal als Gondolier versuchen wollte? —

Nein. Er hätte kein eignes Fahrzeug und sich zu verdingen, das wäre nicht nach seinem Sinn, lieber wollte er es noch ein Weilchen beim „fare niente“ bewenden lassen.

Das ging eben am besten — bis die Nina heimkehrte von Neapel, wo sie zwei Jahre Ladenmamsell gewesen war bei einem kleinen Krämer. Die war 'mal hübsch geworden und singen hatte sie gelernt wie eine echte Neapolitanerin! Als Pierrino sie zum erstenmal hörte:

„Ti voglio ben' assai,
Ma tu nou pens' a me“ —

wurde ihm so eigen wohl und weh zu Mut, daß er am liebsten geweint hätte. Er dachte, es wäre die Erinnerung an seine Mutter, die dasselbe Lied zu singen pflegte, aber er irrte sich. Sein Herz klopfte zum Bersten, so oft das Mädchen ihm begegnete. Einmal streifte ihn eine Falte ihres Rockes, da durchrieselte ihn ein wonniger Schauer; er meinte vergehen zu müssen, wenn sie die blauen Augen zu ihm aufschlüge. Zum Glück that sie es nicht; sie hatte den Kopf voll von ihrer eignen Schönheit und dem

bärtigen Schiffer, dem Genueſen, der eine dicke goldene Uhrkette auf der Weſte trug und der ihr den Hof machte. Sie wollte hoch hinaus: Schöne Kleider und Geſchmeide waren der Traum ihres Lebens. Der Pierrino gefiel ihr nicht übel; ſie ſah oft verſtohlen nach ihm hin und dachte: „Schade, daß er kein Prinz iſt, der hübſche Junge!“

Eines Morgens im Mai ſtand er traurig auf der Schwelle ſeiner Kellerwohnung: der alte Salvatore war in der Nacht geſtorben. Er fühlte ſich unſäglich verlaſſen in der unbekannten Weite der Welt, denn das letzte ihm angehörige Menſchenweſen war dahin.

Acht Tage ſpäter trug er einen neuen Gondolieranzug mit der üblichen bunten Schärpe und war Inhaber der eleganteſten Gondel in Venedig, aber die trübſelige Miene behielt er bei, denn in ſein Herz hatte ſich eine große Sehnſucht geſchlichen, welche zwar ſüß, doch nicht luſtig war.

Auf dem Lido hatte ſich inzwiſchen ein merkwürdiges Gerücht verbreitet, das ihn zum Helden des Tages machte: der alte Salvatore hätte ſeinem Pflegeſohn eine große Erbſchaft hinterlaſſen. Warum ſollte man es nicht glauben? Mancher Bettler hatte ſich nach dem Tode als Beſitzer von Reichtümern entpuppt, warum nicht 'mal ein Cerini-Verkäufer? Pierrino that zwar, als ginge ihn das Gerede nichts an, zu leugnen war indes nicht, daß er ſich auffallend zurückzog und wie ein vornehmer Mann blaß und ſchmalwangig wurde.

Allerdings konnte er auch wieder rot wie Feuer werden, das ſahen die Leute aber nicht. Es war, als er die Nina am Strande traf die ihm mit ihrer ſchmetternden Stimme grade ins Geſicht ſang: „Ti voglio ben' assai, ma tu non pens' a me.“ Dabei bohrte ſie ihre blitzenden Augen recht in die ſeinen, daß der arme Burſche mit einer verzweifelten Anſtrengung ſtammelte:

„Doch! — ich denk an dich Tag und Nacht.“

Sie ſchlug verſchämt die Augen nieder, aber ſie erwiderte ſeinen Seufzer und hatte nichts dagegen, daß er ſie begleitete.

Es kam noch ſchöner: Beim nächſten Mondſchein ließ ſie ſich von ihm küſſen und dann waren ſie Brautleute. Nina triumphierte über ihre neidiſchen Kameradinnen, putzte ſich noch mehr als ſonſt und kokettierte mit ihrem Bräutigam. Er war wie umgewandelt; die Liebe in ſeinem Herzen verklärte ſein junges Antlitz und leuchtete aus ſeinen dunklen Augen; ſie erweckte auch das Bedürfnis in ihm, ſich zu regen, zu ſchaffen, zu arbeiten. In ganz Venedig gab es keinen ſchmuckeren und fleißigeren Gondolier als ihn!

Eines Abends ging er mit der Nina über den St. Markusplatz; ſie ſtand jetzt vor jedem Schaufenſter ſtill, um irgend eine goldene Kette oder einen ſilbernen Haarkamm zu bewundern, da drängte ſich plötzlich der Genueſer in ihren Weg. Er ſchaute das Mädchen mit Blicken an, daß es erbleichte, dann begann er herausfordernd zu pfeifen und verlor ſich in dem Gewühl.

„Der Lump!“ ſagte Pierrino verächtlich. Nina wurde ganz einſilbig; einige Mal ſchaute ſie ſcheu um ſich, als fürchtete ſie beobachtet zu werden.

„Du,“ ſagte Pierrino, „morgen ſchenke ich dir etwas.“ Sie dachte, es hätte lange genug gedauert, ehe er auf den guten Einfall gekommen wäre, aber ſie ſagte: „danke!“ und drückte ſich ſo zärtlich an ihn, daß der arme Junge vor Wonne erbebte.

Was machte ſie aber für Augen, als er den nächſten Morgen ankam, zwar ſtrahlend vor Zufriedenheit, doch nichts als einen bekränzten Käfig in der Hand, in welchem ein Kanarienvogel hüpfte.

„Da!“ ſagte er glückſelig: „Er ſingt wunderſchön — gerade wie du.“

„Und — — das Geſchenk?“ — —

„Gefällt er dir nicht?“ murmelte Pierrino, ganz verwirrt und enttäuſcht.

„Ich kann keine Vögel leiden,“ platzte ſie ärgerlich heraus. „Wenn ich einen haben wollte, hätt' ich mir ſchon einen gekauft.“

Ob er ihn denn wieder forttragen ſolle, fragte er ſo betrübt, daß ſie einlenkte, es wäre nicht nötig. Sie würde das kleine Ding füttern. Es hätte ſie nur befremdet, daß ein reicher Mann wie er ſeiner Braut keine Halskette ſchenkte. Die Mädchen auf dem Lido fingen ſchon an zu ſpötteln: es würde ein knapper Hausſtand werden, ſagten ſie.

„Warum?“ entgegnete er. „Ich verdiene genug“ — —

„Na, und die Erbſchaft von dem alten Salvatore?“ Er fuhr ſich gerührt mit dem Ärmel über die Augen:

„Der Gute! Für mich hat er gearbeitet und gedarbt. Nun hab' ich die schöne Gondel und fleißig will ich sein! Ich hab's ihm in seiner Sterbestunde versprochen, als er mir das Beutelchen gab — reichlich genug, mich einzurichten und mir den neuen Anzug zu kaufen" — —

„Das ist alles?" unterbrach sie ihn heiser, einen bösen, funkelnden Blick in den Augen.

„Ja — — du hast doch wohl nicht auf das Geschwätz der Leute geachtet?"

„Geh! Mach', daß du fort kommst!" rief sie wütend. „Ich lasse mich nicht zum Narren halten von einem, der nicht mehr Verstand hat, als dies dumme Tier."

Sie stieß den Käfig um, daß der Vogel ängstlich aufflatterte, ihm aber war zu Mut, als ob man ihn mit Füßen trete und daß er sich wehren oder zerstampfen lassen müßte. „Was frage ich, wie viel Verstand ich habe?" rief er und schlug an seine Brust. „Ich weiß doch, daß ich ein Herz habe und du hast keines."

Er nahm den Käfig und ging fort. Unterwegs fing er an zu hoffen, daß es ihm leid thäte. Er sah sich um, ob sie ihm nachgelaufen käme. Nein! Den ganzen Tag wartete er sehnsüchtig. Wenn sie ihm nur ein gutes Wort gäbe — wie wollte er sie herzen und küssen und alles vergeben und vergessen! Gewiß, sie mußte kommen: ein Streit zwischen Liebenden gleicht ja dem Gewitterschauer, der die Fluren, ermattet von dem Glutkuß der Sonne, erfrischt. Aber sie kam nicht. Sie blieb auch den nächsten Tag aus und den folgenden.

Pierrino fiel in seine alte träumerische Trägheit zurück, nur daß er nicht mehr einschlief, wenn er in den Himmel schaute, sondern fühlte, als ob Ninas Augen sich in sein Herz bohrten und es aushöhlten, daß es ein großes, leeres Loch wurde.

Spät des Abends trieb es ihn auf die Lagunen. Er wollte das offene Meer sehen; vielleicht, daß in seiner Unendlichkeit Ninas Bild verloren ging: es quälte und verfolgte ihn unaufhörlich. Er fand seine Gondel nicht an ihrem Platz, weder sie noch eine andere war am Strande zu sehen. Da legte er sich in den weißen Sand, an einer einsamen Stelle: auch in der tiefen Stille rings umher dehnte sich die Unendlichkeit und in der Unergründlichkeit des gestirnten Nachthimmels schwebte sie — ernst, feierlich, erhaben wie Gott. — — — Auf dem dunklen Wasser löste sich ein noch dunklerer Gegenstand; eine Gondel näherte sich dem Ufer. Wie im Traume schaute Pierrino auf sie. Es war eine große Ruhe über ihn gekommen, als ob eine sanfte Hand mit magnetischer Kraft über das Bewußtsein seines Leides striche. Plötzlich zuckte es mit erneuter Schärfe auf. Die Gondel landete, ein Mann und ein Mädchen stiegen aus und gingen Arm in Arm am Ufer. Einmal standen sie still, da hing das Mädchen sich an seinen Hals, und er küßte sie lang und frei in dem milden Halbdunkel der Nacht. Sie kamen näher; sie mochten die dunkle Gestalt auf dem weißen Sande bemerken, denn das Mädchen zog den Mann heftig zurück. Er aber lachte, laut und höhnisch, um sich erkennen zu lassen. Es war der Genueser und das Mädchen — Nina.

Mit einem Satze sprang Pierrino auf die Beine, mit einem zweiten seinem Nebenbuhler gegen den Leib. Ein kurzes Ringen, dann stürzte der Genueser zu Boden, eine Stichwunde in der Seite, aus der das warme Blut quoll.

„Da!" sagte der Bursch zu dem vor Schreck erstarrten Mädchen. „Da hast du ihn. Ich wollte sein Herz treffen, aber er hat keins: ihr paßt gut zu einander . . ."

Ohne einen Blick hinter sich zu werfen, ging Pierrino nach Hause und schnürte sein Bündel. Er hatte wenig mitzunehmen und in Neapel braucht man so viel wie nichts zum Leben und Fröhlichsein.

An der Thürschwelle fiel ihm der Kanarienvogel ein. Für den war es indes zu spät. Er lag in seinem Käfig, das Köpfchen welk zur Seite, den Schnabel schmachtend geöffnet: er war tot. Pierrino starrte auf die kleine Vogelleiche, es däuchte ihm, daß sie die Geschichte seines Herzens wäre; dann nahm er sie aus dem Käfig und verließ mit ihr für immer das Haus.

Am Strande lag niemand mehr, der seine Flucht hätte verzögern können; keine Spur im Sande verriet, daß dort ein Mann geblutet und ein leichtsinniges Mädchen geweint hatte, nur die Gondel schaukelte noch an der Kette, wo sie angelegt worden war. Er beachtete kaum, daß es seine eigene war; wie selbstverständlich machte er sie

flott und ruderte in den Canale grande hinein. Hier senkte er das Vöglein ins Wasser. Es schwamm ein Weilchen auf der Oberfläche, wie eine kleine gelbe Mummel, dann wusch eine Welle es fort. Pierrino zog die Ruder ein und ließ den Kopf auf die Knie sinken. Etwas Peinvolles begann in ihm zu kämpfen, zu zucken und zu schluchzen und trieb ihm dicke, heiße Tropfen aus den Augen. Er begehrte zu sterben; er dachte daran, ins Wasser zu springen, daß die Wellen ihn forttrügen, einen stillen toten Körper, wie das Kanarienvöglein. Aber das ging vorüber, von dem ganzen wilden Gefühlssturm blieb nichts übrig als eine milde Wehmut. Er richtete sich empor und seine Ruder ergreifend, summte er: „Ti voglio ben' assai, ma tu non pens' a me." Merkwürdig, die Töne blieben nicht in seiner Kehle stecken, sie rieselten leicht, wie der Quell aus der Brust des Berges, aber sie schwollen an, immer voller und wilder, und über die stillen Lagunen schallte sein erstes Lied, aufgestiegen aus der Tiefe eines zerrissenen Herzens.

* * *

Ob ich je von Neapel nach Capri gefahren bin auf dem eleganten Vapore Vittoria?

Gewiß.

Ob ich den Mandolinen-Sänger hörte, der hier ein ständiger Gast und eine Berühmtheit seiner Art sein soll?

Natürlich! Ein bildhübscher Bursch mit melancholischen schwarzen Augen und einem wahren Heldentenor, der das Entzücken der blonden Töchter des Nordens ist. Man nennt ihn den Venetianer.

Wenn's in der Heimat Frühling wird ...

Von George Tubbe, Morristown, Ver.-Staaten.

(Abdruck verboten.)

Wenn's in der Heimat Frühling wird, —
Und festlich sich die Auen schmücken,
Märzveilchen aus dem Grase nicken,
Und wieder austreibt froh der Hirt,

Wenn wachgeküßt von würz'ger Lenzesluft
Ein lichtes Grün im Buchenwalde,
Helltönend von der Bergeshalde
Die Amsel flötet und der Kuckuck ruft,

Am Gartenzaune blau der Flieder blüht,
Und über's Meer aus fernem Süden
Nach Deutschlands Dörfer stillem Frieden
Das Schwalbenpärchen heimwärts zieht,

Und in der Gärten maienfrischem Grün
Rotkehlchen heimatfroh sich necken,
In lauer Nacht des Mondes Strahlen wecken
Der Nachtigallen süße Melodie'n, —

Dann allemal, wenn's wieder Frühling wird,
Im Lenzessonnenkuß zergeht der Schnee, —
Befällt mein Herz ein ungekanntes Weh'
Und ruhelos es hin und wieder irrt,

Dem Wandervogel gleich, dem wilden,
Der fluggelähmt, am fernen Inselstrande,
Sich sehnet nach dem trauten Vaterlande,
Nach seiner Heimat sonnigen Gefilden.

Vom Prinzen Napoleon.

Von Ed. Schmidt-Weißenfels. (Abdruck verboten).

In den zwanziger und dreißiger Jahren waren die phantastischen royalistischen Romane des Vicomte d'Arlincourt außerordentlich beliebt, zumal in der aristokratischen Gesellschaft Frankreichs. In seinem 1842 erschienen Werke „Le pélerin" flicht er die Erzählung über eine Begegnung ein, die er auf seinen Wanderungen in Stuttgart mit dem Prinzen von Montfort gehabt habe. Derselbe zeigte ihm u. a. auch das alte Schloß daselbst und sagte hierbei:

„Ich glaube zwar nicht an die weiße Frau; nichtsdestoweniger machte ein mich selbst betreffender Vorfall seiner Zeit lebhaften Eindruck auf mich. Meine Mutter, die Schwester des Königs, war krank zu Lausanne; aber nach der Versicherung der Ärzte war es nicht gefährlich, und ihr Zustand flößte uns keinerlei Besorgnisse ein. Da hörte ich in einer Nacht (ich bewohnte damals das alte Schloß) ein starkes Geräusch. Woher die Aufregung und die große Unruhe? so fragte ich am anderen Morgen. Die weiße Frau, so antwortete man mir, sei durch den bekannten Gang gekommen und habe stark an meine Thür gepocht. — Die Schildwachen hatten sie gesehen und sind vor Schrecken starr gewesen. Als ich es dem Könige erzählte, sagte dieser zu mir:

Reisen Sie sogleich ab nach der Schweiz, ich fürchte für das Leben meiner Schwester.

Ich reiste unverzüglich nach Lausanne und fand meine Mutter auf dem Totenbette. Ich empfing ihren letzten Seufzer. Solches geschah am 25. November 1835."

Prinz Napoleon Bonaparte † 17. März 1891.

Dieser, mit der natürlich auch im alten Schloß der württembergischen Residenz gelegentlich umgehenden weißen Frau so romantisch in Beziehung gebrachte Prinz von Montfort war der zweite und jüngste Sohn Jerome Napoleons, des ehemaligen lustigen Königs von Westfalen, der auf Befehl seines kaiserlichen Bruders im Jahre 1807 die Prinzessin Katharina von Württemberg, Tochter des Königs Friedrich und Schwester seines Nachfolgers Wilhelm, geheiratet hatte. — Dieser Prinz war beim Tode seiner Mutter im November 1835 dreizehn Jahr alt, gleich seinen älteren Geschwistern Jerome und Mathilde im Exil des Vaters zu Triest geboren und wurde mit Vornamen Napoleon genannt. Den Titel eines Prinzen von Montfort trug er nach seinem Vater, der ihn nach dem Sturz der ganzen napoleonischen Fürstenherrlichkeit vom württembergischen König, seinem Schwiegervater, im Jahre 1816 erhalten hatte — seiner Gemahlin zuliebe. Die beiden jungen Prinzen von Montfort waren von ihrer Mutter, als sie sich im Sommer 1835, an der Wassersucht krank, mit ihrem Mann in die Nähe von Lausanne zurückgezogen hatte, dem König Wilhelm, ihrem Bruder, zur Erziehung übergeben worden und lebten daher einige Zeit in Stuttgart, traten auch in die Ludwigsburger Kriegsschule und verließen das Land erst, als der König sie wegen ihrer lockeren Aufführung ihrem Vater wieder zuschickte, der in Florenz sich aufhielt.

Im Jahre 1847 erlaubte Louis Philipp dem Prinzen Jerome von Montfort und seinen Kindern, von denen eben der älteste Sohn gestorben war, trotz des Verbannungsgesetzes gegen die Familie Bonaparte, den Aufenthalt in Paris. Als der König durch die Februarrevolution 1848 vertrieben war, jubelten die Montforts der neuen Republik zu. „Die Zeit der Dynastieen ist für Frankreich vorüber!“ schrieb Jerome der provisorischen Regierung. Sein sechsundzwanzigjähriger Sohn lief auf das Stadthaus und meldete sich als Republikaner. In seiner Freude über die Aussichten, die sich ihm durch die Wendung der Dinge eröffneten, schrieb er seinem württembergischen Onkel einen rotdemokratischen Brief, den er „Bürger Bonaparte“ unterzeichnete. Gut, antwortete ihm König Wilhelm darauf, so zieme es sich auch nicht, daß er eine Pension, wie bisher, von einem Tyrannen annehme, und er schickte ihm dieselbe nicht mehr.

Dies war dem Bürger Napoleon gar nicht lieb, denn er besaß kein Vermögen. Zum Glück wurde er in Korsika auf sein Bewerben bei den Demokraten daselbst zum Deputierten gewählt und dadurch bezog er so viel Diäten, daß er leben konnte. Dann erschien sein Vetter Louis Napoleon, der Prätendent der Bonapartes, auf der politischen Bildfläche, wurde ebenfalls Deputierter und dann gar Präsident der französischen Republik. Nun waren die Bonapartes obenauf, sie waren alle wieder Prinzen Bonaparte. Louis Napoleon sorgte auch für sie. Den alten Onkel Jerome machte er zum Gouverneur der Invaliden, womit er gut versorgt war, und seinen heißblütigen Sohn zum Gesandten in Madrid.

Prinz Napoleon erwies sich wegen seiner Lebensführung jedoch als unmöglich auf einem diplomatischen Posten und wurde daher bald wieder abberufen. Er war wütend darüber und schimpfte nun auf seinen Vetter Louis, dem er auch mit seinem glänzenden Rednertalent in der Kammer gelegentlich die heftigste Opposition machte. Er spielte die Rolle eines radikalen Sozialisten und hielt in seiner Wohnung, die er auf Staatskosten bei seinem Papa im Invalidenhotel genommen, einen demokratischen Klub schlimmster Sorte. Infolgedessen nötigte ihn die Regierung, sich eine andere Wohnung zu nehmen, was ihn noch erbitterter gegen seinen Vetter, den Prinz-Präsidenten, stimmte. Um diesem Skandal ein Ende zu setzen, drückte das nachsichtige Oberhaupt Frankreichs dem roten Prinzen Plon-Plon, wie er längst in der Familie hieß, den Wunsch aus, sich eine Zeitlang auf Reisen zu begeben. Aber derselbe erklärte, kein Geld dazu zu haben; für den Säbel Sobieskis, den er aus des Kaisers Napoleon Nachlassenschaft geerbt und den er dem Museum verkaufen wollte, um sich ein paar Tausend Franks zu verschaffen, biete ihm dasselbe eine zu geringe Summe. Darauf kaufte ihn Louis Napoleon für den von Plon-Plon geforderten Preis und schenkte ihn dem Museum. Der Prinz steckte das Geld ein, blieb aber in Paris.

Er that es, um seinen glücklicheren Vetter nach Möglichkeit zu ärgern. Am 29. Januar 1849 hielt der letztere eine große Revue in den elyseeischen Feldern ab und erschien bei dieser Gelegenheit zum erstenmal in Phantasie-Generalsuniform und mit dem Großcordon der Ehrenlegion. Plon-Plon ging erbittert darüber zu seinem Vater zum Mittagessen.

„Papa,“ sagte er dabei zu diesem, „gibt es denn in Frankreich keine Polizei mehr?“

„Warum diese Frage, mein Sohn?“

„Ich habe Louis mit dem großen Bande der Ehrenlegion gesehen. Dafür gehört er doch bestraft zu werden, da er es unberechtigt trägt.“

Der letzte der noch lebenden Brüder des Kaisers Napoleon lächelte.

„Beruhige dich, mein Sohn; jedes Mitglied der kaiserlichen Familie hat das Recht durch Geburt, diesen Orden zu tragen.“

Louis Napoleon, der seine Spione im Invalidenhotel hielt, hörte von diesem Gespräch. Am nächsten Neujahrsfest rächte er sich an seinem bösen Vetter, indem er ihn beim Gratulationsempfang mit seinem eignen Großcordon dekorierte. Den Vater ernannte er zum Marschall von Frankreich.

Trotz alledem blieb der Prinz schlecht auf seinen Vetter im Elyseepalais zu sprechen. Einmal begegnete er ihm zu Wagen, und da er ihn nicht grüßte, machte ihn sein Begleiter, ein Adjutant seines Vaters, darauf aufmerksam.

„Was?“ fuhr ihn der Prinz an. „Ich soll diesen Menschen grüßen?“

Im Herbst 1851 drängten die gespannten Verhältnisse zwischen der Nationalversammlung und dem Prinz-Präsidenten zum Bruch. Alle Welt erwartete ihn und sah es auch, daß vom Elysee ein Staatsstreich vorbereitet wurde. Prinz Napoleon hielt es mit der Bergpartei und hoffte, daß sein Vetter mit seiner Gewaltthat übel fahren werde. Als sie nun wirklich am 2. Dezember in Szene gesetzt wurde, gebärdete er sich als empörter Republikaner. Er wollte den Verräter Louis von den Abgeordneten in Anklagezustand versetzen lassen; doch der Sitzungssaal war von Truppen blockiert. Er lief in die Faubourgs, um das Volk zur Revolution aufzustacheln; er suchte die geheimen Gesellschaften auf, um zu hören, was von diesen unternommen werde. Als die Truppen gegen die Barrikaden vorgingen und ohne viel Mühe sie zerstörten, kam er zu seinem klug in seiner Wohnung abwartenden Vater und rief drohend:

„Das ist noch nicht aus. Die Revolution beginnt erst. Gib acht, Louis wird nach Vincennes gebracht werden; Castellane verweigert seine Mithilfe beim Staatsstreich!"

Man schoß noch in den Straßen; Polizei und Truppen verhafteten nach Willkür Hunderte. Der Prinz hatte erfahren, daß sich Deputierte der Bergpartei, seine Gesinnungsgenossen und Kollegen, in einem Hause der Rue des Moulins abends versammelten und schlich sich vorsichtig dahin. Er fand richtig ihrer eine Anzahl dort, wie in Verschwörung, und den alten Montagnard Michel de Bourges darunter.

„Gut, daß Sie da sind," begrüßte ihn dieser feierlich. „Sie versichern ja immer, zu uns zu gehören. Beweisen Sie es nun. Sie wissen, wer sich über das Gesetz stellt, begibt sich seines Schutzes, wird vogelfrei. Sie sind der einzige, der Zutritt zu dem Mann haben kann, welcher die Republik verraten hat. Gehen Sie hin und thun Sie Ihre Pflicht als Bürger und Republikaner."

„Ich?" stotterte der Prinz. „Das kann ich nicht."

„Warum nicht?" herrschte ihn Michel an. „Was hält Sie davon ab?"

Da warf sich Plon-Plon in die Brust und rief: „Meine religiöse Überzeugung!"

Nach diesen Worten machte er unter dem ironischen Gelächter der Versammelten, daß er fortkam. Ein Brutus wollte er nicht sein.

Sein Kousin Louis errichtete glücklich das zweite Kaiserreich der Napoleoniden, und dem roten Prinzen fiel damit ein reiches Einkommen zunächst als kaiserlichem und thronberechtigtem Prinzen zu. Louis Napoleon heiratete die Gräfin Eugenie von Montijo, und Plon-Plon lachte schadenfroh dazu. Denn er kannte diese berückende Spanierin aus der kurzen Zeit seiner Gesandtenherrlichkeit in Madrid sehr wohl. Sein Vater erhielt das Palais Royal und das Sommerschloß in Meudon zum Geschenk; der Prinz wurde zum Senator ernannt und dann gar zum Divisionsgeneral. Er ließ alle diese Vorteile und Ehren sich gern gefallen, ohne jedoch seine frondierende Haltung sowohl gegen den Kaiser wie gegen dessen Gemahlin aufzugeben.

Louis Napoleon blieb ihm trotzdem immer wohlwollend und vertraulich gesinnt. Um ihn zu ernsten Aufgaben zu zwingen, übertrug er ihm beim Ausbruch des Krimkrieges ein Kommando. Der Prinz mußte wohl oder übel sich einschiffen; aber nach einigen Monaten kam er wie ein Deserteur nach Paris zurück, ohne Pulver gerochen zu haben, und fortan war er dadurch mit dem Makel der Feigheit behaftet. Spott und Witz der Pariser verfolgten ihn auch wegen seiner sittlich sehr anstößigen Lebensweise. Dabei bethätigte er aber auch seine reiche Begabung, sei es als schneidiger Redner im Senat, wenn er auch keine Verherrlichung der kaiserlichen Regierung unternahm, sei es als Präsident der Weltausstellung von 1855. Als Kunstliebhaber und Ornithologe gewann er sich ebenfalls Respekt in Fachkreisen.

Die Cavoursche Politik machte ihn 1858 zum Verlobten der Prinzessin Clothilde, Tochter Viktor Emanuels, und die züchtige, fromme Prinzessin mußte für die geplante Erhöhung ihres savoyischen Königshauses das Opfer bringen, die Gemahlin des so übel berufenen und freigeistigen Prinzen zu werden. Vergebens hatte sie gebeten, sie vor diesem Schicksal zu bewahren.

„Vater," sagte sie in letzter Stunde als Mädchen zum König, „du versprachst mir, daß ich nie an einen Fremden verheiratet werden solle."

Apfelblüte. Nach dem Gemälde von Paul Thumann.

„Kind," erwiderte er ihr mit grausamem Scherz, „der Prinz Napoleon ist auch gar kein Fremder, der ist ein richtiger Savoyarde."

Dem Prinzen aber schmeichelte es nicht wenig, seinem Vetter Louis und der Kaiserin Eugenie eine Königstochter reinen Geblütes als ebenbürtige Gattin entgegenzuführen; denn er that sich immer viel darauf zu gut, der Sohn einer Prinzessin altfürstlichen Stammes wie des württembergischen und dadurch dem legitimen Fürstentum als Napoleonide blutsverwandt zu sein. Viktor Emanuel gab seiner Tochter 500 000 Francs als Mitgift. Glücklich lebte Clothilde mit ihrem Manne nicht, bald auch fast nicht mehr mit ihm unter einem Dache. Für die Befreiung ihres Vaterlandes erhielt er im Kriege von 1859 zwar wieder ein Kommando, aber er richtete es so ein, daß er bei den Gefechten und Schlachten nicht zur Stelle war. Kriegerischer Ruhm ließ ihn eben sehr gleichgültig.

Im Jahre 1860 starb sein Vater, der alte Exkönig Jerome, in seinem Schlößchen zu Villegenis bei Paris. Er war dort eben aufgebahrt, als seine herbeigerufenen Kinder Napoleon und Mathilde, geschiedene Fürstin von Demidow, eintrafen.

Der Prinz kam zuerst, besichtigte die Leiche und sagte dann zu dem dabei Wache haltenden Offizier:

„Passen Sie nur auf, daß niemand dies hier berührt, selbst nicht meine Schwester."

Er zeigte dabei auf den kleinen Kassenschlüssel, den man der Leiche um den Hals gehängt hatte.

Danach stellte sich Prinzeß Mathilde, wie sie nur genannt wurde, ein, betrachtete ihren Vater schmerzbewegt noch einmal, und sagte dann zum Offizier:

„Wachen Sie darüber, daß niemand diesen Schlüssel nimmt, vor allem nicht mein Bruder."

Prinz Napoleon beerbte seinen Vater und erhielt auch das Palais Royal in Paris zu seiner Benutzung. Er war jetzt ein Mann von schönem Vermögen und verstand es durch Knauserei noch zu mehren. Zum Andenken an seinen Vater ließ er eine Medaille von Gold prägen und überreichte eine davon dem Priester, der in den letzten Stunden dem Greise geistlichen Zuspruch geleistet, zur Belohnung. Der brave Abbé war nicht wenig erstaunt, als er darauf eine Rechnung von 600 Francs für die Medaille bezahlen sollte, und gab natürlich dieselbe schleunigst mit bestem Danke zurück. Wie die Kriegsscheu Plon-Plons, so wurde auch seine Knickerei jetzt sprüchwörtlich. Es regnete Spottverse. Unter anderen seien diese citiert:

„Chez un prince français, chose fâcheuse et rare,
De deux affreux défauts le cumul est patent.
On savait que de son sang il était fort avare,
Mais il paraît qu'il l'est bien plus de son argent."

Im März 1868 unternahm Prinz Napoleon, der schon 1857 den preußischen Hof besucht hatte, wieder eine Reise nach Berlin. Der Kaiser hatte ihn zu derselben aus guten Gründen veranlaßt. Er sollte sich überzeugen, wie es in Deutschland stehe. Diese Neugierde war leicht begreiflich nach den Ereignissen von 1866. In Berlin fiel die Ähnlichkeit des Prinzen mit dem ersten Napoleon auf, und er schien sich darauf nicht wenig einzubilden. Vom Hofe wurde er mit gebührender Auszeichnung behandelt und man zeigte ihm alles, was er wünschte. Der Kronprinz, der König Wilhelm und die Königin besuchten ihn mehrmals; aber auf politische Gespräche soll man sich mit ihm nicht eingelassen haben. Von Berlin ging er nach Dresden, was der preußische Hof nicht gern sah. Als der Prinz wieder in Paris war, hatte er eine geheime Unterredung mit dem Kaiser, die drei Stunden dauerte. Er versicherte diesem, daß die Verhältnisse in Norddeutschland einen unerschütterlich festen Bestand hätten, andererseits, daß man dort die friedlichsten Absichten gegenüber Frankreich hege. Louis Napoleon war zufrieden, dies zu hören. Er wünschte sich keinen Krieg mehr, am wenigsten mit Preußen. Dies genügte, die Kaiserin anzustacheln, ihm eine andere Meinung beizubringen und dem Einfluß des ihr verhaßten Prinzen Napoleon Gegenminen zu bereiten.

Als der Krieg von 1870 dann einen so verhängnisvollen Verlauf für Napoleon III. nahm, dachte der Prinz, der eilig von einer Reise nach Norwegen zurückkehrte und dann in geheimer Mission nach Italien ging, um von da vielleicht für seinen Vetter noch Hilfe zu holen, doch nicht daran, etwas

zu thun, um der Kaiserin-Regentin in ihrer Hilflosigkeit beizustehen. Er ließ sie und mit ihr das Kaiserreich gemütsruhig stürzen. Als 1873 Louis Napoleon in Chiselhurst gestorben war, begab er sich zwar zur Beisetzungsfeierlichkeit dahin, doch ohne der Witwe einen Besuch zu machen, die ihn auch gar nicht sehen wollte. Er sah in dem jungen Prinzen Napoleon, Lulu, des Kaisers hinterlassenem Sohne, einen ihm unbequemen Prätendenten der Familie, einen Nebenbuhler, dem er an Recht vorauszustehen meinte. Er wollte mindestens als Chef der Familie Bonaparte angesehen sein, und dem begegnete die Partei der Kaiserin mit Hohn und Verachtung.

Nun fiel der kaiserliche Erbprinz 1879 unter den Lanzen der Zulukaffern in Südafrika, und nach dem napoleonischen Hausgesetz war Prinz Napoleon Jerome, wie er sich schon nach seines Vaters Tode zubenannte, unbedingt der Nächstberechtigte der dynastischen Ansprüche. Er war jetzt der napoleonische Prätendent. Zu seinem Grimm wollte die Mehrheit der Bonapartisten ihn jedoch wegen seiner Unbeliebtheit und Kirchenfeindlichkeit als solchen nicht gelten lassen, sondern bezeichnete seinen ältesten Sohn Viktor als denjenigen, für den sie ihre Hoffnungen erhalte. Der Republikaner von einst wollte jedoch seinen dynastischen Ehrgeiz deshalb nicht fahren lassen, vielmehr sein Recht behaupten und seinen Sohn sich nicht voranstellen lassen. Er brach vollständig mit ihm und blieb unversöhnlich. Der radikale Sozialist von früher war inzwischen auch völlig in einem Aristokraten aufgegangen, und darüber gab der Prinz 1879 ein interessantes Glaubensbekenntnis.

Er meinte, Frankreich werde der Republik bald überdrüssig sein und sich das Kaiserreich als die beste Regierung zurückwünschen. Und er sei der rechte Mann, Frankreich dann glücklich zu machen. Denn er würde die monarchischen Überlieferungen in der französischen Gesellschaft mit den demokratischen Ansprüchen zu versöhnen verstehen, indem er die Aristokratie begünstige. Das habe Napoleon III., betonte er, nicht verstanden. Der habe sie vielmehr mit der Schmeichelei der Massen in Furcht und Entfremdung von sich gehalten, die Gesellschaft Frankreichs dadurch gespalten, um sie zu beherrschen. Darum sei sein Reich auch so jäh zusammengebrochen, der Krieg von 1870 so unglücklich gewesen, die Kommune 1871 möglich geworden. „Die Lektion war furchtbar, ich hatte sie vorausgesagt, und ich werde meinen Nutzen daraus ziehen.“ Um eine solche Regierung der Freiheit und der Autorität auf aristokratischer Macht zu errichten, wollte er in Frankreich seine Zeit abwarten.

Aber seine Zeit kam nicht, kam in mehr als zwanzig Jahren nicht. Die Republik ächtete ihn später vielmehr ebenso wie die Orleans, und er mußte das Land verlassen, ein Verbannter, wie einst in seiner Jugendzeit. Im Frühjahr 1889 erlebte er durch Zusammenstoß einen Schiffbruch auf einer Fahrt von Ostende nach Dover. Der Kapitän und fast die ganze Mannschaft, ebenso die meisten Reisenden, kamen in den Wellen um. Der Prinz wurde aber wie durch ein Wunder gerettet. Er war nun schon ein Greis von 67 Jahren und eine Regierung zu übernehmen, hätte er wohl überhaupt nicht mehr vermocht. Er mußte doch seinem Sohne die Zukunft der bonapartistischen Dynastie überlassen, wenn sie noch eine haben sollte. Aber den ihm abtrünnigen Viktor hatte er unwiderruflich geächtet; sein politischer Erbe sollte der jüngere Sohn, Louis, sein, der in russische Kriegsdienste getreten war.

Als er im letzten März in Rom, wohin er sich auf Besuch begeben, schwer erkrankte, ließ er seinen zu ihm geeilten Ältesten nicht vor sich.

Erst in der letzten Agonie soll Prinz Viktor Zutritt zum Krankenbett des Vaters gefunden haben, wie in derselben, als Prinz Jerome schon halb bewußtlos war, der Kardinal Mermillod ihm auch die kirchliche Absolution erteilte. Am 17. März endete das bewegte Leben dieses Napoleoniden. Als Schwager des Königs Humbert von Italien wurde er mit fürstlichen Ehren in die savoyische Familiengruft Superga bei Turin überführt.

Der Himmel blüht!

Von Ernſt Lenbach.

(Abdruck verboten.)

Ein Dichter*) war, der in die Weite
Des Forſchens und des Zweifels drang,
Bis, allzu ſtraff geſpannt, die Saite
In ſeinem Buſen ſchrillend ſprang;
Die Schwermut, die er zum Geleite
Sich ſelbſt berufen, deckte jetzt
Mit dumpfer Nacht des Geiſtes Funken;
Die Lippe lallte wahnestrunken,
Die einſt der Muſen Quell benetzt ....

Einſt unter hohen Gartenmauern
Saß er an ſeines Wärters Seit';
Zerronnen war des Winters Trauern,
Die Oſterglocken klangen weit, —
Und einmal noch mit ſüßem Schauern
Streift' Frühlingshoffen ſein Gemüt:
Frühveilchen ſproßten an den Pfaden,
Da kniet' und jauchzt' er gramentladen:
„Der Himmel blüht! Der Himmel blüht!"

Beſcheid'ne Blume, die verborgen
Von künft'gen Frühlingswonnen ſpricht,
Wie jenes Wort am Oſtermorgen
Hat dich verherrlicht kein Gedicht! —
Wohlauf, mein Herz, von Winterſorgen,
Vom Lebensſturm verwirrt und müd':
Die Veilchen blüh'n, die Glocken läuten;
O glaube gern, was ſie dir deuten:
Der Himmel blüht! Der Himmel blüht!

*) Lenau.

Neues vom Büchertisch.

Von Paul von Szczepański. (Abdruck verboten.)

Was nützt der beste Rat, wenn er nicht befolgt wird? Gar nichts! — Ein offenbar noch sehr junger Autor, Felix Hollaender, dem aber von den Fabrikanten der Tagesberühmtheiten eine große Zukunft prophezeit wird, hat diese Frage für so schwierig gehalten, daß er sie in einem umfangreichen Roman „Jesus und Judas“ (Sallisscher Verlag, Berlin) beantworten zu müssen glaubte. Als verständiger junger Mann kommt er zu derselben Antwort, gegen welche die unverständige Jugend sich immer wieder die Ohren verschließt. Er beweist mit mathematischer Sicherheit, daß der Studiosus Karl Truck nur deshalb ins Elend gerät und schließlich ins Wasser muß, weil er den sehr vernünftigen Rat seines Freundes, des Doktor Lübecke, für ein paar Monate seine überreizten Nerven in einer maison de santé beruhigen zu lassen, in den Wind schlägt. Doktor Lübecke ist Mediziner, er hat seinen Freund Truck schon lange mit Besorgnis beobachtet, er gibt ihm diesen Rat in der allerschonendsten Weise bei Rheinwein und Austern, — und was antwortet ihm Karl Truck? — Er wirft dem guten Freunde ein Rheinweinglas an den Kopf, brüllt wie ein Wahnsinniger und tobt wie ein Tobsüchtiger. Was bleibt dem Doktor Lübecke anders übrig, als seinen Freund Truck für vollständig verrückt zu halten? — Der Leser hält das sicher für ganz korrekt und er wird auch nicht anderer Meinung, nachdem die Irrenärzte Herrn Truck die Aufnahme in der Charité verweigert haben. Wenn es vorkommt, daß Irrenärzte einen Gesunden für verrückt halten, so ist es ja nicht ausgeschlossen, daß sie einen Verrückten für gesund halten. Und sicher, wenn der Chefarzt der Charité denselben Tiefblick in Karl Trucks Seelenleben gethan hätte, den Felix Hollaender uns in diesen Irrgarten thun läßt, — er hätte ihn dabehalten und ihm eine Gummizelle angewiesen. Merkwürdig ist es nun, wie sich Felix Hollaender zu diesem Fall verhält. Während er dadurch, daß er seinen Helden immer mehr um den Verstand bringt und ihn schließlich im Elend verkommen läßt, zu verstehen gibt, daß auch er der Ansicht huldigt, ein unbefolgter guter Rat sei gar nichts wert, läßt er doch gleichzeilig durchblicken, Doktor Lübecke habe mit der Erteilung seines guten Rats einen Schurkenstreich begangen und verlangt von dem Leser, daß er Karl Truck nicht als das Opfer seiner Thorheit und seiner überreizten Nerven, sondern als das Opfer der modernen sozialen Verhältnisse und einer ungerechten Weltordnung betrachte. Das ist eine harte Zumutung, nicht die einzige, welche dieses Werk der Unreife an den Leser stellt. Und doch ist der Roman von einer symptomatischen Bedeutung, die es berechtigt erscheinen läßt, ihm ein paar Worte zu widmen. Eigentlich eine Studentengeschichte, erhält sie ihre besondere Färbung dadurch, daß der Held derselben, der an der Berliner Universität studierende Karl Truck, sich zur Sozialdemokratie bekennt und seine Kräfte nicht eigentlich dem Studium, sondern der „Sache“ widmet. Durch einen sozialdemokratischen Abgeordneten seiner Vaterstadt ist er für die Partei gewonnen worden und mit dem ganzen Eifer unreifer Jugend arbeitet er für sie. Worin seine Arbeit besteht, davon erhält man nicht ein rechtes Bild; er wird zwar im Verkehr mit sozialdemokratischen Arbeitern geschildert, aber dieser Verkehr ist so harmloser Art, daß der Leser nicht begreift, warum er in den Schleier des Geheimnisvollen gehüllt wird. Auch über seine Ideen verlautet nichts Besonderes. Daß ihn aber Felix Hollaender als einen Erneuerer unserer sozialen Verhältnisse angesehen wissen will, ist ebenso unzweifelhaft, wie die Thatsache, daß sich Karl Truck in seinen letzten Zielen mit der sozialdemokratischen Parteileitung eins weiß. Das scheint mir von symptomatischer Bedeutung. Gewiß ist der Hollaendersche Roman nur Rauch, aber wo Rauch ist, da ist auch Feuer. Und zu verwundern wäre es sicher nicht, wenn unter der studierenden Jugend auch der deutschen Universitäten sich sozialdemokratische Strömungen bemerkbar machten, denn sehr zu unrecht ist der akademischen Jugend das Politisieren geradezu aufgenötigt worden. Die sogenannten staatserhaltenden Parteien haben damit begonnen, daß ihre Volksredner vor zehn Jahren ungefähr in allen ihren Versammlungen das pompös klingende Wort erschallen ließen: „Die Jugend ist unser,“ daß sie Studenten als Festordner bei allen Parteifesten warben und sie als Beitreiber bei den Wahlen verwandten. Daß auch die andern politischen Parteien schließlich ihre Aufmerksamkeit darauf richteten, diese vielversprechende Jugend für sich zu gewinnen, war unausbleiblich. Und die Folge davon sind Karl Trucks, diese Weltverbesserer im Embryo, um die es einem leid thun kann, auch wenn sie nur sich selbst ins Unglück stürzen. Karl Truck freilich hat noch besonderes Pech. Weil er es aus inneren Gründen ablehnt, sein Studium aufzugeben und die Redaktion einer sozialdemokratischen Zeitung zu übernehmen, kompromittiert er sich der Partei gegenüber, und weil einer seiner Freunde, ein russischer Nihilist, einen Polizeispitzel ermordet hat und man ihn an diesem Morde beteiligt glaubt, erscheint er der Polizei und der Gesellschaft gegenüber kompromittiert. Subsistenzlos, wird er selbst zum Verräter an seiner Partei und verkauft ihre Geheimnisse, von denen ihm freilich schwerlich viel anvertraut ist, der Polizei, um für das von ihm in sein Elend hineingezogene Mädchen und sein Kind, den „neuen Menschen,“ Brot zu schaffen. Dann thut ihm der Verrat leid, er bringt der Polizei das Geld wieder und ersäuft sich. Vorher hat er des Judas' Ende, Evangelium Matthäi im 27. Kapitel nachgelesen: „— — er warf die Silberlinge in den Tempel, hob sich davon, ging hin und erhenkte sich.“ Und dabei ist ein beglückter überirdischer Zug auf sein zerklüftetes Antlitz getreten. „Der — der Judas trug keine

gleißnerische Larve — der — der — verdiente — Jesus zu heißen — und wie groß mußte Jesus gewesen sein, wenn er einen solchen Schächer gefunden." Und auf der folgenden Seite: „Denn kein gemeiner Schächer war Judas. Und er (nämlich Karl Truck) — er war Jesus — Jesus mit der Judasseele."

Die Gedankenstriche sind nicht von mir, sondern von Felix Hollaender, der, um an seine Schreibweise zu gewöhnen, seinen Roman gleich mit fünfundvierzig Gedankenstrichen anfängt. Also Felix Hollaender hat es glücklich fertig gebracht, in Jesus und Judas etwas Kongeniales zu entdecken, und der hochtalentierte junge Mann und seine „Leute" sind wahrscheinlich stolz auf diese wahnwitzige Idee und ihre wahnwitzige Gestaltung. Wenn Herr Hollaender eine Ahnung von der ungeheuerlichen Blasphemie hätte, die er zu Tage gefördert hat, so hätte er sich sicher bemüht, seinen angeborenen Reichtum an Geist weniger schlagend zu beweisen. Denn in seiner Natur liegt es offenbar nicht, zu reizen. Wenn das der Fall wäre, würde er nicht die sozialdemokratische Tendenz seines Buches dadurch abzuschwächen suchen, daß er am Schluß in den kaiserlichen Erlassen vom 4. Februar in klaren Worten ein Excerpt dessen sieht, „wofür die Arbeiterpartei seit Jahrzehnten eingetreten ist, eine Beglaubigung dessen von höchster Stelle, wofür sie gehöhnt und verfolgt worden ist!" So naiv kann auch Felix Hollaender nicht sein, daß er glaubt, eine kaiserliche Regierung könne sozialdemokratische Ziele verfolgen. Er hat offenbar gefürchtet, seine enthusiastische Parteinahme für die letzteren könne doch bei diesem oder jenem Bourgeois Anstoß erregen und er hat es deshalb für nützlich gehalten, die Spitze seines Romans ein wenig abzustumpfen. So würde er zweifellos auch in seinen biblischen Vergleichen ein wenig vorsichtiger gewesen sein und die angebliche „Jesusnatur" seines vollständig verstumpfenden Helden weniger herausfordernd betont haben, wenn er christlicher Denkweise und Auffassung nicht so vollständig fremd gegenüberstände, daß ihm gar nicht der Gedanke kommen konnte, er könne durch diese Vergleiche verletzen. Meint er doch auch, etwas Ernstes und Tiefes zu sagen, wenn er einem andern Studenten, einem Freunde Trucks, der nach einer mit einer leichtsinnigen Person vom Theater verbrachten Nacht der Toilette seiner Dirne beiwohnt, folgende Gefühle andichtet: „— er hob sie empor und küßte sie, heißinnig, gläubig; beinahe — denn er war der Taufe nach ein Katholischer — wie man Marie, die Jesusmutter, küßt in der Kirche, andachts- und weihevoll. Sie sah ihn erschreckt, verschüchtert, großäugig, wortlos an, als begriffe sie ihn und sich nicht und schloß — beseligt die Augen. Da trug er seine feuchte Last zum Lager und barg mit den weichen Kissen ihre Glieder. Ihm aber legte es sich wie Nebel auf die Augen. Und da plötzlich — die Sonne durch den Nebel drang — wandelte sich ihr Zimmer in eine prächtige weite Kirche, und mächtige Quadern stützten sie, und sie war geschmückt herrlich mit den Bildern der Heiligen. Die Mutter Gottes aber neigte sich und winkte gnadenreich dem Gustel zu. — Und wie das auf sie zuschritt, umstrahlte es ein goldiger Glanz; und wie es immer näher und näher trat, da — da, — da — wurde die Mutter Gottes eines mit dem Gustel und hatte ganz deren Angesicht, das wunderbar verklärt aus dem Marienbilde auf ihn niederblickte. Nun durchzog ein köstlicher, himmlischer Duft die Kirche. Und alle die Heiligen bekamen Leben, traten aus den goldenen Rahmen und senkten, demütig vor dem Gustel, ihr Knie. Er aber, stolzerfüllt, küßte berauscht den Saum ihres Gewandes. Und es klang ihm fast wie Hohn, als das Gustel, dem inzwischen seine Laune wiedergekommen, dem Glückstraum ein Ende machte und schelmisch kommandierte: ‚Aufstehen, Kaffee trinken.'"

Der Roman strotzt von gleich alberneu Ungeheuerlichkeiten, — zweifelsohne ist Felix Hollaender „der Taufe nach" weder ein Katholischer noch ein Evangelischer. Und auf die Gefahr hin, mir eine Verwarnung von dem in segensreicher Unthätigkeit verharrenden Verein zum Schutz gegen die Bestrebungen des Antisemitismus zuzuziehen, muß ich es sagen, — es ist eine grobe Taktlosigkeit, die Felix Hollaender in diesen Ungeheuerlichkeiten bekundet. Seinen dritten Studenten, Samuel Silberstein, von der polnischen Grenze eingewandert, ein schmutziges Judenjüngelchen, das seiner Unreinlichkeit wegen in der Schule „Samuel Madenkönig" genannt wurde und auch später das Waschen nicht gelernt hat, den läßt Felix Hollaender als Charakteristikum den Jargon sprechen, den schlechte Menschen „mauscheln" nennen. Aber charakteristischer Weise kommen Herrn Felix Hollaender selbst immer wieder Wendungen in die Feder, die auch der gebildete deutsche Jude nicht einmal spricht, viel weniger schreibt, und die darauf hindeuten, daß der „junge, eminent begabte Autor" in diesem „glänzend geschriebenen Roman" noch nicht alle Jugenderinnerungen überwunden hat. So mag er denn, wenn er durchaus sein Talent bekunden will, seine Stoffe dort hernehmen, wo er nicht in Gefahr gerät, aus Fremdheit unwahr, geschraubt, brutal und lächerlich zu werden; Liebhaber von Ghettogeschichten werden dann vielleicht auch seinem Stil noch eine besondere charakteristische Feinheit zuerkennen.

Der Roman „Aus Tantalus Geschlecht" von Ida Boy-Ed (2 Bde.; Emil Dominik, Berlin) ist vielleicht nicht der bedeutendste, aber jedenfalls der mir am meisten sympathische der Verfasserin, die hier der Gefahr aus dem Wege geht, der sie leider sonst so häufig erliegt, — ihre Figuren genialisch sein sollende Purzelbäume schlagen zu lassen, bei denen sie sich das Genick brechen. An diesem Roman klingt nur der Titel genialisch und verspricht vielleicht mehr, als der Inhalt schließlich hält, denn im wesentlichen handelt es sich darin um den Gegensatz zwischen einer alten, wohlgegründeten Kaufherrenfamilie in einer niederdeutschen Handelsstadt und einer armen Offiziersfamilie. Der jüngste Sohn der ersteren, der gleichfalls Offizier geworden ist, führt schließlich

das einzige Töchterchen der letzteren heim, und dieſe Ehe löſt alle Gegenſätzlichkeit in Harmanie auf. Daß Ida Bay-Ed beide Parteien mit gleicher Objektivität behandelte, kann man nicht ſagen. Der gallige Majar und Bataillanskammandeur mit dem übertriebenen Bewußtſein ſeiner Stellung, die zu repräſentieren die ihm zur Verfügung ſtehenden Mittel nicht ausreichen, verbittert, anmaßend, nörgelig, ein Tyraun im Hauſe und wa er es ſanſt nach ſein darf, iſt gewiß ein Charakter, dem in der Zeichnung der Verfaſſerin auch nicht ein einziger Zug der Lebenswahrheit fehlt. Aber ein Typus iſt er nicht, und um ein objektives geſellſchaftliches Bild der Gegenwart zu geben, hätte die gleichfalls in beſchränkten Verhältniſſen lebende anſpruchsloſe Offiziersfamilie danebengeſtellt werden müſſen, die nach außen trotz knapper Mittel ihr Anſehen zu wahren weiß, ohne das innere Glück dadurch zu gefährden. So ſcheint der Raman ſelbſt ein wenig van dem Standpunkt der kaufherrlichen Patrizierfamilie aus geſchrieben, der gewiß ſeine Berechtigung hat, aber auch edenſa einſeitig iſt, wie jeder Standpunkt, van dem aus man über die Grenzen eines geſchloſſenen Kreiſes nicht hinausſieht. Daß dart, wa militärdienſtliche Verhältniſſe behandelt werden, die Verfaſſerin nicht immer die Grenze des Möglichen einhält, möchte ich nur erwähnen, denn für einen Ramanſchriftſteller und zumal für eine Ramanſchriftſtellerin iſt Ida Bay-Ed über dieſe Verhältniſſe ganz merkwürdig gut arientiert. Nur in einem Punkt van Bedeutung, der den innerſten Kern des Ramans berührt, iſt die Verfaſſerin ein waenig über das Ziel hinausgeſchoſſen. Es iſt ja gewiß richtig, daß ſehr viele Offiziere den Eintritt van Söhnen aus reichen Kaufmannsfamilien in das Offizierskarps nicht gerne ſehen, und für dieſe Abneigung laſſen ſich ſehr ehrenwerte Gründe geltend machen. Aber das ſcheint mir nicht möglich, daß irgend ein Offizier dieſe Abneigung ſa weit treiben tönnte, um den Verkehr mit den Eltern eines aus ſalchen Kreiſen ſtammenden Kameraden prinzipiell abzulehnen, und noch viel weniger ſcheint es mir möglich, daß ein Bataillanskammandeur einem ſeiner Offiziere direkt einen Varwurf daraus macht, daß er aus dieſen Kreiſen ſtammt. Es würde ſicher auch demjenigen, der am liebſten das Offizierskarps ſich nur aus Offiziersſöhnen ergänzen ſehe, — und es gibt auch ſalche Ultras, — dach als eine Taktlaſigkeit erſcheinen, wenn er dem Kameraden, der aus anderen Kreiſen ſtammt, nachdem er einmal Kamerad iſt, dieſe ſeine Überzeugung unter die Naſe reiben wallte. Und auch der jüngſte Offizier würde auf einen ſolchen Varwurf ſelbſt einem Vargeſetzten gegenüber eine Antwart haben. Aber da die Verteilung van Licht und Schatten nicht tendenziös, aber ſicher nicht gehäſſig tendenziös, ſandern nur eine Falge davan iſt, daß die Verfaſſerin offenbar in den Kreiſen kaufherrlicher Patrizierfamilien mehr zu Hauſe iſt als in denen, wo das Studium der Rangliſte eine gewiſſe Ralle ſpielt, ſa wird ſich auch nicht leicht jemand dadurch verletzt fühlen. Und ſelbſt dieſe Empfindlichen müßten durch die Varzüge des Ramans ausgeſöhnt werden. Intereſſant iſt Ida Bay-Ed ja immer, hier aber hat ſie auch ihre liebenswürdigſte Seite herausgekehrt. Eine ſa entzückende Matrane, wie Frau Werckmeiſter, innerlich geſund, thatkräftig und ariginell, ſchwebt nicht über vielen Ramanen als guter Geiſt, und daß der Majar mit einer ſa ſympathiſch-ſtillen Frau, einer ſalchen Nichte und einer ſalchen Tachter im Hauſe ſein galliges Temperament erſt zu verlieren anfängt, nachdem die letzteren beiden Frau Werckmeiſters Schwiegertöchter gewarden ſind, iſt ein wahres Wunder. Mit ihrer dritten Schwiegertachter hat Frau Werckmeiſter weniger Glück; ſie iſt eine jener ſcheinheiligen Naturen, die nicht einmal den Mut haben, ſich ſeldſt gegenüber wahr zu ſein, und ſie und der Bildhauer Fredanus ſind in erſter Linie diejenigen, waelche den Titel „Aus Tantalus Geſchlecht“ rechtfertigen.

Wahrhaft überraſcht hat mich ein neuer Raman van Jaachim van Düraw: „Strahlendarf und Reetzaw“. (Zwei Bände, Leipzig, Carl Reißner.) Mich des lebhaften Mißbehagens erinnernd, das mir var einigen Manaten der Raman „Auf Befehl Seiner Haheit“ desſelben Verfaſſers bereitet hat, ein Werk, in dem die vallendetſte Unnatur und die unkünſtleriſchſte Rautine ſiegreich ihr Szepter ſchwingen, bin ich mit dem denkbar ungünſtigſten Varurteil an dieſe „Geſchichte durch zwei Generatianen“ gegangen. Aber ſehr ſchnell bin ich gefeſſelt gewejen, und waenige der neueren Ramane habe ich mit gleicher Befriedigung aus der Hand gelegt. „Strahlendarf und Reetzaw“ iſt ein ſa außergewöhnlich guter Raman, daß man den großen Kampafitiansfehler, zwei Helden nacheinander darin varzuführen, gern überſieht. Keiner van den Ramanen, die durch außergewöhnliche Vargänge ſpannen ader durch Geiſtreichtum impanieren. Seine hervarragendſten Varzüge ſind die mit großer Sicherheit feſtgehaltene Zeitfarbe und die ſehr gute Charakteriſtik der Hauptperſanen, die dem Leſer wie gute Bekannte menſchlich nahe gebracht werden, trotzdem ſie, wenn ſie einmal gelebt haben ſallten, wahrſcheinlich ſämtlich ſchan geſtarben ſind. Der Raman iſt geradezu van kulturhiſtariſcher Bedeutung. Er ſchildert eine Zeit, die räumlich gar nicht ſa weit hinter uns zurückliegt, die Periade ungefähr van 1820—1848, und die uns doch faſt fremder anmutet als die Jahre der Freiheitskriege und die Zeit Friedrichs des Großen, weil ſie mit ihrer palitiſchen Windſtille klanglas dahingeſchieden iſt und kaum nach ein Echa aus ihr in die Gegenwart herübertönt. Der ſchöne Strahlendarf iſt Offizier, „van der Garde zur Linie aerſetzet,“ weil er mehr Schulden macht, als ſein Vater für ihn dezahlen kann. In dem kleinen Neſt, das er mit Berlin vertauſchen muß, miethet er ſich bei der Witwe Hennebier ein, der Inhaderin einer Materialwarenhandlung. Und da er keineswegs durch Schaden klug gewarden iſt, kann er van Glück ſagen, daß das eben aus der Penſion zurückgekehrte Fräulein Hennedier ſich in ihn ſterblich verliebt. Denn Mutter Hennedier hat ein Einſehen mit dem kranken Herzen ihrer Einzigen, — ſie kauft des Leutnants Schulden

auf und kauft ihrer Tochter dafür den Leutnant, welcher der nicht standesgemäßen Partie wegen zwar die Uniform ausziehen muß, aber trotzdem zufrieden sein könnte, wenn er seine Frau zu würdigen und das stattliche Vermögen zusammenzuhalten wüßte. Aber er versteht weder das eine noch das andere, und nach ein paar Jahren des Glanzes bleibt ihm nichts anderes übrig, als einen kleinen Posten bei der Steuerbehörde anzunehmen und sich und seine Familie — seine Frau hat ihm einen Sohn geboren — mühselig durchzufristen. Und als der schöne Strahlendorf schon alt geworden ist, und sein Sohn bereits in einem Pfarramt sitzt, — überkommt ihn eines Tages wieder der Leichtsinn seiner Jugend; er erleichtert die ihm anvertraute Kasse um hundert Thaler, und als sein Sohn sich auf Veranlassung der Mutter, die keine Ahnung von der wahren Sachlage hat, nicht gleich bereit findet, die Summe zu schicken, schießt er sich tot. Das ist die Vorgeschichte, die Geschichte der ersten Generation, die wohl, künstlerisch angesehen, sehr viel kürzer und nicht mit derselben Ausführlichkeit hätte erzählt werden müssen wie die Geschichte der zweiten Generation, wie die Liebes- und Läuterungsgeschichte des jungen Pfarrers von Strahlendorf. Die letztere ist sehr viel reicher an Handlung und innerlich bewegter, sie wird auch den Leser fesseln, der im Roman lediglich Unterhaltung sucht. Aber, wie ich schon sagte, der Hauptvorzug des Romans ist nicht das kunstvolle Gewebe der Handlung, sondern Zeitkolorit und Charakteristik. Und wem es so geht wie mir, daß er bei der Schilderung jener Zeit verlorene Klänge aus seiner eigenen Kindheit wieder hört und früheste Erinnerungen wieder wach werden sieht, der wird seine ganz besondere Freude an diesem Buche haben. Dazu ist nicht nötig, daß man bis zum Jahre 1848 oder gar 1820 zurückdenken kann. Jener enorme Umschwung in den äußerlichen Formen des Lebens, in den Ansprüchen an das Materielle und einen gewissen Luxus, der uns fast Lebensbedingung geworden ist, datiert in seinen Anfängen erst aus den sechziger Jahren, und seine rapide Entwickelung hat sogar erst nach dem französischen Kriege begonnen. Ein Fehler, den Joachim von Dürow in der künstlerischen Gestaltung seiner Figuren macht, schädigt besonders im ersten Teile nicht unwesentlich den Eindruck; der Verfasser ironisiert zuweilen selbst seine Gestalten, um humoristisch zu wirken. Aber diese Art von Humor hat immer etwas Gezwungenes, am allermeisten in einem Werk mit durchaus ernstem Hintergrunde, dem ich auch als Familienlektüre betrachtet eine warme Empfehlung mit auf den Weg geben kann.

Daß Humor sich nicht erzwingen läßt, beweist Eufemia Gräfin Balleſtrem durch ihren Band gesammelter Novellen „Zur Attaque!“ (Verlag des Universum, Alfred Hauschild, Dresden), die sie selbst heitere Geschichten nennt. Heines hübsche Verse

„Die Philister, die beschränkten,
Diese geistig Eingeengten,
Darf man nie und nimmer necken.
Aber weite, kluge Herzen
Wissen stets in unsern Scherzen
Lieb' und Freundschaft zu entdecken —“

stehen dem Buche als Motto voran. Ich muß wohl ein fürchterlicher Philister sein, — ich habe diese Scherze absolut nicht verstehen können. Da wird ein, wie es scheint, schrecklich feudales Offizierkorps eines Ulanenregiments in der kleinen Garnison Kukuksnest in der Nähe der polnischen Grenze geschildert und in sechs Novellen ebensoviel heiratsfähige Rittmeister und Leutnants unter den Pantoffel gebracht. Sie machen lauter standesgemäße Partien, kein einziger versteigt sich dazu, eine Bürgerliche in den Kreis der Offiziersdamen einzuführen. Offenbar ein rangiertes Offizierkorps. Das ist gewiß hübsch, der scherzhafte Ton, der in diesem feudalen Kreise herrscht, gefällt mir trotzdem nicht. Ich kann es gar nicht geschmackvoll finden, wenn man von Pferden und Frauen ungefähr in demselben Ton spricht, es ist auch nicht originell, sondern nur ein Beweis schlechter Erziehung, wenn Damen Wendungen gebrauchen wie „Gott du gerechter Strohsack“, und wenn eine alte vornehme Frau auf die Idee kommt, einen zwanzigjährigen Neffen aus Österreich in Frauenkleidern in die Gesellschaft einzuführen, so ist es auch in Kukuksnest wahrscheinlicher, daß das Offizierkorps diesen verkleideten Bengel etwas unsanft an die Luft befördert und seine Beschützerin für nicht zurechnungsfähig erklärt, als daß es die bengelhaften Manieren dieser Pseudodame als etwas ganz Apartes goutiert und vor ihr auf den Knieen liegt. Ganz so unwahrscheinlich wie diese schöne Geschichte „Komtesse Hans“ sind die anderen nicht, aber glaubhaft sind sie auch nicht. Ganz besonders ungenießbar aber werden sie für verständige Menschen — oder vielleicht auch nur für Philister, wie die Verfasserin meint — durch die Vereinigung von romantischer Gefühlsseligkeit, banaler Ausdrucksweise, Stalldunst und jener Art unerträglicher Vornehmheit, die den Menschen erst vom Baron an zählt, aber den Baron als voll rechnet, auch wenn er eine Null ist.

Die „Briefe eines Junggesellen,“ Stimmungsbilder von S. Frix, (2. Auflage, Leipzig, Carl Reißner) sind nicht ohne ganz treffende und manche scherzhafte Einzelheiten, gewinnen gegen den Schluß hin auch an Tiefe; im allgemeinen aber sind sie doch ziemlich ungenießbar, weil der briefschreibende Junggesellentypus, der des Frauenjägers, so ziemlich der einfältigste und geschmackloseste ist. Desselben Autors im gleichen Verlage erschienener Band „Thoren und Thörinnen“ enthält eine Sammlung jener Art von kleinen Geschichten, die mit dem Verstande komponiert werden und auf einen Gedanken hin zugespitzt sind. Das Verfahren scheint mir künstlerisch unberechtigt, indem es das Feuilleton über die ihm gezogene Grenze hinaus zu erweitern sucht. Daß nichts rechtes bei dieser Art von Geschichten herauskommt, die ohne den Willen oder das Vermögen zu gestalten geschrieben werden, beweist auch dieser Band. Man hat die erste vergessen, wenn man die zweite gelesen hat, — haften bleibt

nichts. Und wenn man sich jede einzeln vornimmt, könnte man ihren ganzen Inhalt und Gehalt in einen kurzen Satz zusammendrängen.

Der Mai mag mich entschuldigen, wenn ich den Leser auf zwei moderne Dichterinnen hinzuweisen suche, trotzdem ich als Redakteur gerade jetzt genug Gelegenheit habe zu bemerken, daß der Bedarf an Gedichten meist durch die Hausindustrie gedeckt wird, von der augenscheinlich noch eine starke Überproduktion lediglich für den Papierkorb der Redaktionen arbeitet. Die „Gedichte“ von Ilse Frapan, (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel) zeigen dasselbe starke individuelle Gepräge, das den Novellen der Dichterin eigen ist. Von ganz besonderem Reiz scheinen mir diejenigen „im Volkston“ zu sein, von denen ich das letzte, „Seufzerlein“, anführe:

„Kein Wort kann es sagen,
Kein Lied kann es klagen,
Was mir mein jung' Herze
So nagt und beschwert.

's ist Leid, doch kein trübes,
's ist Weh, doch ein liebes,
Es hebt mich zum Himmel
Und drückt mich zur Erd'.

Es schweigt vor den andern,
Doch Seufzer, die wandern,
Doch Thränen, die fallen
Zu heimlicher Zeit.

Es sieht's nur der Eine,
Es fühlt's nur der Meine;
Du Einer, du Meiner,
Wann stillst du mein Leid!“ —

Die epischen Dichtungen „Im Windesrauschen“ von Helene von Engelhardt (Großenhain und Leipzig, Verlag von Baumert & Ronge), einzelne, durch einen gemeinsamen Rahmen verbundene Erzählungen und Bilder, beweisen eine starke Gestaltungskraft, die in plastoser Form zum Ausdruck gelangt.

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

Becker, August. — Vor hundert Jahren. Zwei Novellen. Adolf Bonz & Co., Stuttgart.

Böhme, Emil. — Das Geheimnis des Orgelbauers. Historischer Roman. E. Piersons Verlag, Dresden.

Brand, Wilh. F. — Allerlei aus Albion. Carl Reißner, Leipzig.

Braun, Hofpred. Dr. Friedr. — Erinnerungen an Karl Gerok. Fr. Richter, Leipzig.

Brée, M. — Wo die letzten Häuser stehen. Eine Geschichte vom Alltag. E. Piersons Verlag, Dresden.

Brehms Tierleben, dritte Auflage, Band 3: Die Säugetiere (Fortsetzung) von Dr. Alfred E. Brehm, unter Mitwirkung von Dr. Wilh. Haacke, neubearbeitet von Prof. Dr. Pechuel-Loesche. Mit 150 Abbildungen im Text, 21 Tafeln und 4 Karten von W. Camphausen, W. Kuhnert, G. Mutzel, Fr. Specht u. a. Bibliographisches Institut, Leipzig.

Broeiner, Marco. — Doktor Hamlet und anderes. Deutsche und rumänische Geschichten. Adolf Bonz & Co., Stuttgart.

Busch, Wilhelm. — Eduards Traum. Fr. Bassermann, München.

Freese, Arthur. — Mark Regensburg. Historische Erzählung. Hermann Costenoble, Jena.

Ganghofer, Ludwig und **Broeiner**, Marco. — Die Hochzeit von Valeni. Schauspiel in 4 Aufzügen. 2. Aufl. Adolf Bonz & Co., Stuttgart.

Hitty, Prof. Dr. C. — Glück. 2. Aufl. J. C. Hinrichsche Buchhandlung, Leipzig.

Jameson, James S. — Forschungen und Erlebnisse im „dunkelsten Afrika.“ Geschichte der Rochdut der Emin-Pascha-Entsatz-Expedition. 2. Aufl. Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G., Hamburg.

Kollodeu, M. — Helene. — Den Tod erkämpft. Zwei Erzählungen. E. Piersons Verlag, Dresden.

Menkes, Hermann. — Aus Rot-Rußland. — Zersplittert. Zwei Novellen. E. Piersons Verlag, Dresden.

Münz, Sigmund. — Aus Quirinal und Vatikan. Studien und Skizzen. Paul Hüttig, Berlin.

Storck, Fridolin. — Heinz Wolfrom. Roman. Otto Janke, Berlin.

Taine, H. — Die Entstehung des modernen Frankreich. Autorisierte deutsche Übersetzung von L. Katscher. Dritter Band: Das nachrevolutionäre Frankreich. Erste Abteilung. Abel & Richter, Leipzig.

Wedel, Heinrich von. — Gedichte. Bernhard Hermann, Leipzig.

Wißmann, Hermann von. — Meine zweite Durchquerung Äquatorial-Afrikas vom Kongo zum Zambesi während der Jahre 1886 und 1887. Illustriert. Trowitzsch & Sohn, Frankfurt o. O.

*) Besprechung einzelner Bücher vorbehalten.

Schilfreigen. Von L. Burger.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Neuen Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 58.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

YD 2/251